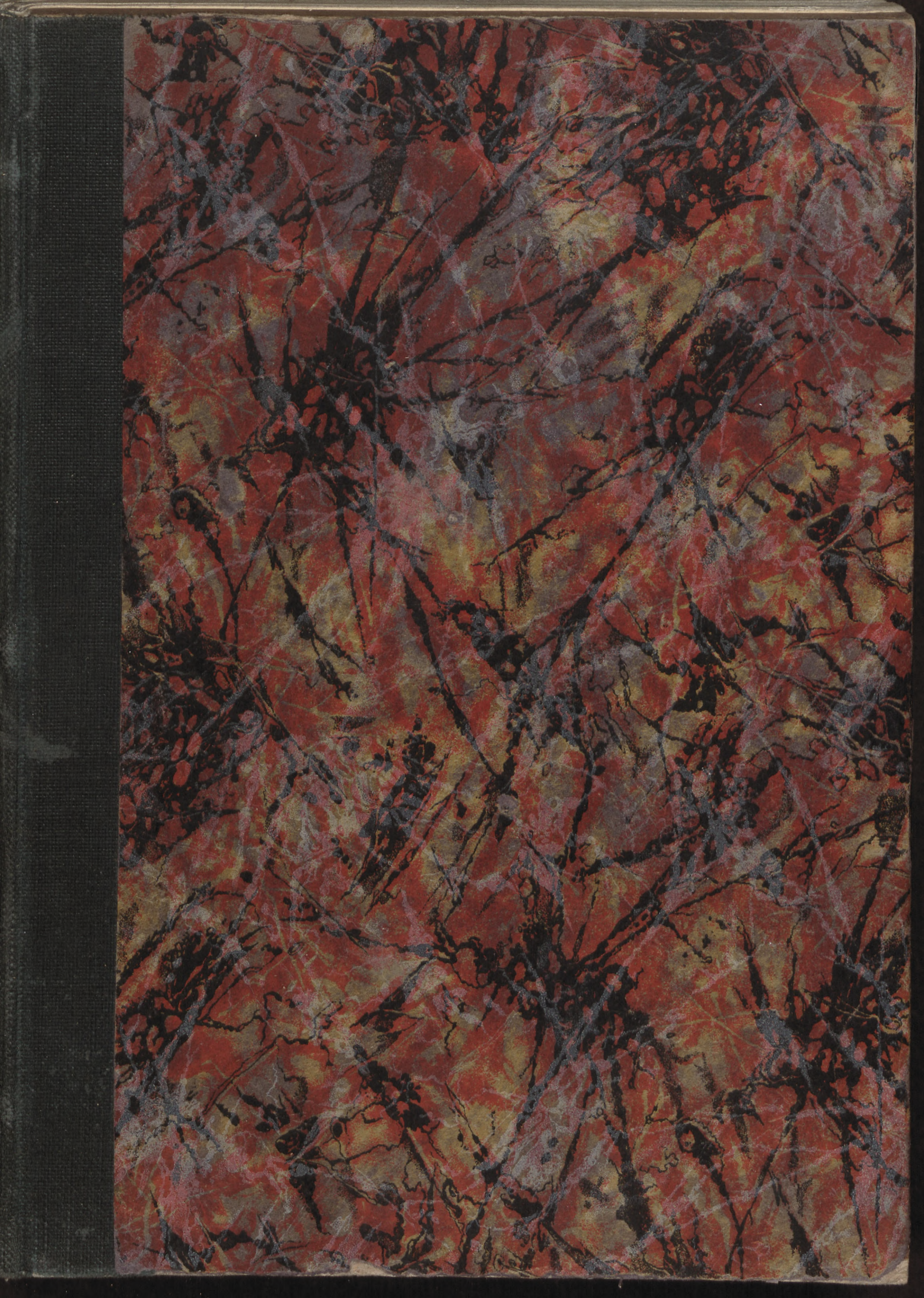
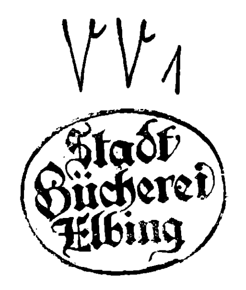


7. 2. 1931.







HEFTE FÜR BÜCHEREIWESEN

Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Schriftleitung: Hans Hofmann

XIII. Band

1929

Leipzig 1929

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen




Stadt
Bücherei
Elbing


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze, Facharbeiten

Mitteilungen. Verschiedenes

Umschau

Liste der besprochenen und angezeigten Werke

Nicht mit aufgeführt ist die in folgenden Beiträgen genannte Literatur: Deutsches Land und Volk 40; Zur Frage der Büchereiarbeit auf dem Lande und in der Kleinstadt 375; Bestandsauswahl für die Schülerbücherei einer Volksschule 404.

Akademische Bildung und Volksbildung

Nietzsche hat einmal den Adel der klassischen Philologie dahin gekennzeichnet: Diese Wissenschaft lebe ganz vom Glauben an den absoluten Wert ihres Gegenstandes, der antiken Kultur. Sie sei gewiß, daß dort in der Antike die höchste Höhe des Menschentums erreicht sei, und auf diesen Glauben setze sie ihr ganzes Beginnen. Nun gebe es für sie keinen Zweifel mehr, ob sich die Arbeit und Mühsal der Forschung auch wirklich lohnt. Jedes Resultat, sei es noch so winzig, jeder Erkenntnisschritt, sei er noch so vorläufig und umwegig, sei nun von vornherein gerechtfertigt durch die Erhabenheit des Ziels. Und auf der letzten textkritischen Anmerkung liege noch ein Abglanz vom absoluten Werte des Ganzen.

Wenn wir diesen Gedanken ins Allgemeine wenden, so gibt er uns das wesentlichste Stück vom Ethos der Wissenschaft überhaupt. Alle Wissenschaft lebt vom Glauben an den absoluten Wert ihres Beginnens. Die Wahrheit, das System der wahren Erkenntnisse, steht vor ihr als Leitbild und gibt ihren Bemühungen, den größten wie den geringsten, Sinn und Recht. Die Wissenschaft fragt nicht, ob es dem Menschen notwendig oder zu irgendwelchen Zwecken nützlich sei, Wahrheit zu erkennen. Sie fragt nicht, ob der Mensch die Wahrheit entbehren könne, ob er vielleicht besser vor ihr verschont bleibe. Sie glaubt an die Wahrheit, und sie glaubt an den Wert ihrer Erkenntnis schlechthin. Jedes Stück Wahrheit, das hinzugewonnen wird, gilt ihr als selbstverständlicher und unbezweifelbarer Gewinn.

Nur solange die Wissenschaft diesen Glauben hat, ist sie ein autonomes System, ein Reich von eigener Gesetzgebung und Würde, niemandem dienstbar, sich selber genug.

Hat sie ihn aber, so ist damit auch alles, was zum System der Wissenschaften gehört und was um der Erkenntnis willen notwendig ist, vor einer höchsten Instanz gerechtfertigt. Jede Teilerkenntnis, so eingeschränkt sie sei, hat ihren bestimmten Ort im Kosmos der Wahrheiten, und von jeder führt ein Zugang zum ganzen Reich. Die wertvollsten Züge im Ethos der wissenschaftlichen Arbeit sind hier begründet: jene

Andacht zum Kleinen, jene saubere Zucht der Methode beinahe unabhängig vom Gegenstand, jene opfervolle Hingabe des ganzen Menschen an scheinbar minimale Erkenntnisaufgaben, jene leidenschaftliche Spannkraft der Seele, die gleichsam die ganze Welt und sich selber abstreift, um sich in Theorie, in reine Wahrheitschau zu verwandeln.

Es ist sehr leicht und sehr unfruchtbar, die Lebensform des Wissenschaftlers, des Gelehrten, dort aufzusuchen, wo sie Karikatur oder Entartung ist. Gewiß: Die Wissenschaft kann zum zunftgerechten Handwerk vertrocknen, und beschränkte Spezialisten können — auf dem Grunde einer dünnen Menschlichkeit — die Welt mit ihren kleinen Problemen verwechseln. Aber gerecht wird man der Wissenschaft und ihrer Lebensform nur, wenn man sie in ihren großen Fällen aufsucht. Auch dort ist sie (wenn man so will) eine künstliche, eine unnatürliche Existenz. Sie ist kein Leben, das aus eigenem Grunde lebt und in sich selber seinen Sinn und seinen Genuß hat. Aber sie erfüllt das Leben mit Sinn und mit Genuß dadurch, daß sie den Menschen dem ewigen Kosmos der gültigen Wahrheiten in der freien Beziehung des Erkennens gegenübersteIlt.

Von diesem Kosmos der gültigen Wahrheiten so viel zu erschauen, wie dem menschlichen Geist faßbar ist — sich in einem unendlichen Streben der Erkenntnis des Ganzen anzunähern —, das ergibt ein Leben von allertiefstem Gehalt. Alle aktiven Kräfte der Seele wirken dann mit, aber sie werden gleichsam in sich zurückgestaut und dem Werk der Theorie dienstbar gemacht. Alle Leidenschaften werden eingesetzt, aber nicht, um zu handeln, sondern um der Wahrheit als ebenbürtiger Widerpart entgegenzutreten.

Die wirklich hohen Formen der Erkenntnis sind immer nur dort erreicht worden, wo ein Mensch, der des stärksten Heldentums fähig gewesen wäre, sich in bewußtem Entschluß einem solchen Leben der Schau angelobt hat. Dann wird Wissenschaft zu einer königlichen heroischen Existenz. Heroisch: denn die ursprüngliche und natürliche Beziehung zwischen Leben und Erkenntnis ist dann in ihr Gegenteil verkehrt. Während wir sonst erkennen, um zu leben, gibt es nun Menschen, die da leben, um zu erkennen. Und dann trägt das erkennende Leben auch seinen Lohn und seine Lust in sich. Die Lust, von wahren Gedanken übermannt zu werden, das Glück, zu forschen und zu finden, und schließlich die seltene Wonne, dem Ganzen bis auf den Grund zu schauen — diese Erlebnisse vermögen sich wohl mit den höchsten Erlebnissen des Schaffenden und des Tätigen zu messen.

Das ist die Lebensform der Wissenschaft, in ihrer reinen Gestalt be-

trachtet. Ohne Absicht und Zweck, nichts wollend als Erkenntnis, tritt der Mensch dem Reich der gültigen Wahrheiten gegenüber. Es in einer einzigen Intuition anzuschauen, wird er nie vermögen. Aber er vermag sich ihm in einem unablässigen Fortschritt zu nähern. Als ein Werdendes, nie ganz Gefundenes, immer zu Suchendes ist ihm die Wissenschaft gegeben. Weil aber in der ewigen Ordnung der Wahrheiten alles mit allem zusammenhängt, so hat jeder Erkennende von seinem Ende aus dann doch am Ganzen teil. Darin liegt der immanente Lohn, den die Erkenntnis gewährt, darin die Totalität, die sie verleiht.

Wohl löst sich jeder, der sich der Wissenschaft verschreibt und an ihren absoluten Wert glaubt, vom Leben und seinen Zwecken los. Er verzichtet auf die ursprüngliche Lebensfülle und Ganzheit naturwüchsiger, volkswüchsiger Menschen. Er wagt es, lebensfremd zu werden. Aber gerade dadurch und nur dadurch wird die Wissenschaft eine autonome Welt und wird das erkennende Leben eine Existenzform von eigenem Gehalt. Sie steht und fällt mit dem Glauben, daß Erkenntnis ein Absolutes ist. Solange es diesen Glauben gibt, wird die Wissenschaft nicht bloß ein notwendiges Instrument des Geistes und eine hilfsbereite Dienerin des Lebens, sondern sie wird darüber hinaus ein eigenes, hohes Reich sein, das wertvolle menschliche Kräfte ganz zu bannen, ganz zu erfüllen und ganz zu befriedigen vermag.

Vermöge dieser inneren Geschlossenheit und Größe ist nun die Wissenschaft fähig geworden, eine eigene Form der Bildung hervorzubringen: Wir nennen sie heute die akademische Bildung. Die Wissenschaft hat eine solche Bildungsform auch in anderen Kulturen, die wir kennen, hervorgebracht. Aber besonders klar und besonders wirkungsvoll hat sie es in der abendländischen Neuzeit getan.

In den letzten Jahrhunderten unsrer Geschichte ist die akademische Bildung, mit der Wissenschaft als ihrem zentralen Inhalt, in der Tat die stärkste und wirksamste Bildungsform gewesen und immer mehr geworden. Zumal in Deutschland, wo an originalen, ständisch-gesellschaftlichen Bildungsidealen Mangel war, wo kein eigener Gentleman-Typus geprägt worden ist, und wo der Kavalierbegriff immer an fremden Vorbildern orientiert geblieben ist.

Es hat freilich einer längeren Geschichte bedurft, um die Wissenschaft zur Mitte und zum Prinzip der akademischen Bildung zu machen. Als sich aus der geistigen Bildung des Mittelalters die Idee einer weltlichen, rein menschlichen, humanistischen Bildung ablöste, da war die Wissenschaft zwar von Anfang an eine der Kräfte, mit denen sich dieses Bildungsideal lud, aber eben nur eine. Freie, voraussetzungslose Durch-

forschung der irdischen Wirklichkeit, freie, von keinem kirchlichen Dogma gebundene Philosophie — das sollten selbstverständliche Elemente des humanistisch gebildeten Geistes sein. Platons Geist wurde beschworen seit den Tagen der Florentiner Akademie. Aber wesentlicher noch war der neuen weltlichen Bildung zu Anfang das Formenreich der Kunst, das Leben im Schönen. Mehr der Künstler und der Dichter als der Forscher und der Gelehrte sind die vergötterten Lieblinge der Renaissancebildung. Und damit nicht genug: diese Bildung erstrebte den universalen Menschen schlechthin. Gebildet sein hieß ihr: teilhaben an allem, was menschlich hoch und stark ist: an der Welt der Taten ebenso wie am Reich des Wissens, an der Kunst ebenso wie an der Politik.

Auch die neue Form des Humanismus, die von der deutschen Bewegung hervorgebracht worden ist und die in Deutschland um 1800 ihre bewußte Gestalt gefunden hat, ist zunächst nicht ausschließlich, kaum vorwiegend eine wissenschaftliche Bildung. Den Einzelmenschen zur Totalität zu bilden, dazu schien die universale Welt der Kunst viel eher als die Wissenschaft das geeignete Medium zu sein. Das Leben mit seinen Notwendigkeiten zerstückt unsere Natur, auch die Wissenschaft mit ihrer notwendigen Arbeitsteilung zersplittert unser Wesen, die Kunst aber macht uns total — das ist die immer wieder ausgesprochene Lehre unserer Klassiker. Ästhetische Erziehung des Menschen heißt darum die Form, die die humanistische Bildungsidee bei ihnen annimmt. Und wenn man die Griechen als den eigentlichen humanistischen Bildungsgegenstand sucht, so meint man die Griechen als Bildner und als Gestalter. Man meint das vollkommene griechische Werk, die griechische Kunst.

Aus dieser humanistischen Bildung, die auf menschliche Universalität gerichtet war, hat sich nun allmählich die Idee der wissenschaftlich-akademischen Bildung als Rest und als bleibende Gestalt herausentwickelt. Wilhelm von Humboldts persönliche Eigenart ist ja noch heute in unserem Begriff der Bildung deutlich zu erkennen. Und die Verwissenschaftlichung unseres Bildungsbegriffs hat von ihm, dem Gelehrten, die stärksten Antriebe erfahren.

Im 19. Jahrhundert ist der Prozeß entschieden worden. Der humanistische Bildungsgedanke hat sein Wesen gewechselt. Er ist zur akademischen Bildung im heutigen Sinn, er ist zur gelehrten Bildung, zur Bildung an und durch Wissenschaft geworden. Die Stätten der wissenschaftlichen Forschung, die Universitäten, sind zugleich die Stätten der akademischen Bildung geworden.

Wenn man der akademischen Bildung in dieser ihrer gegenwärtigen

Form gerecht werden, wenn man ihre heutige Krisis, ihr Recht und ihre Zukunftsaussichten ermessen will, so kommt alles darauf an, einzusehen, daß die Wissenschaft nicht nur den bevorzugten Inhalt der akademischen Bildung ausmacht (so daß dafür vielleicht einmal auch ein anderer Inhalt eintreten könnte), daß vielmehr diese Bildungsidee ihre gesamte Struktur der Wertwelt und dem Ethos der Wissenschaft entlehnt. Es handelt sich nicht nur darum, daß auf Grund besonderer historischer Umstände die Wissenschaft zeitweise in den Mittelpunkt des geistigen Lebens und damit auch der Bildung gerückt wäre. Sondern es handelt sich darum, daß unser Bildungsbegriff durch und durch nach dem Bilde der Wissenschaft selbst gestaltet worden ist, nach jenem Bilde, dessen innere Geschlossenheit und Größe ich vorhin in den Grundzügen zeichnete.

Wilhelm v. Humboldt ist der erste, der an Stelle der Kunst die Wissenschaft als Führerin zur menschlichen Totalität verkündet hat. Denn die Wissenschaft ist ein Ganzes, sie ist System, sie ist der Kosmos der Wahrheiten. Sie ist aber dieses Ganze in der Form des nie Vollendeten, des immer nur Aufgegebenen. Sie kann nicht gelernt und besessen werden als fertige Lehre. Aber sie ruft in allen ihren Jüngern die Kraft des selbsttätigen Auffassens, des Forschens und Findens, die Kraft der eigenen Erkenntnis wach. Und wer sich der Wissenschaft in dieser wissenschaftlichen Haltung nähert, dem öffnet sie, je nach seinen Kräften, nun auch ihren ganzen Gehalt. Weil im Reich der Wahrheit alles mit allem zusammenhängt, hat jeder Erkennende von seinem Teil aus das Ganze. Und weil andrerseits das Reich der Wissenschaft immer ein Werdendes bleibt, kann man an ihm nur teilgewinnen, indem man sich in den Prozeß der Erkenntnis hineinstellt, indem man mitforscht, miterkennt.

Das ist das ewige Strukturgesetz der Wissenschaft, und dieses Gesetz wird bei Humboldt zum Prinzip der akademischen Bildung gemacht. Mag sich die Idee der akademischen Bildung inzwischen noch so sehr veräußerlicht haben, mögen reine Nützlichkeitserwägungen dazu geführt haben, immer mehr Berufsausbildungen auf sog. „wissenschaftliche" Grundlagen zu stellen: zuletzt steckt in unserer akademischen Bildung doch dieser Humboldtsche Kern: der Glaube an die eine Ordnung der gültigen Wahrheiten und der Glaube an die totalmachende Kraft der wissenschaftlichen Arbeit.

Wenn wir in Deutschland stolz darauf sind, daß unsere Universitäten zugleich der Lehre und der Forschung dienen, und wenn wir in dieser untrennbaren Verbindung die Eigenart unserer Universitäten erblicken,

so liegt dem die Idee der wissenschaftlichen Bildung in ihrer ganzen Reinheit zugrunde. Denn gemeint ist mit der Verbindung von Lehre und Forschung doch dies: nur wenn die Wissenschaft (wie Humboldt einmal sagt) immerfort in einer großen Menge kräftiger, rüstiger und jugendlicher Köpfe herumgewälzt wird, bleibt sie lebendiger Fortschritt, bleibt sie also Wissenschaft. Und umgekehrt: nur wenn der Bildungsprozeß in der Luft wissenschaftlicher Forschung vor sich geht, ist er wirklich wissenschaftliche Bildung.

Ja, wir halten sogar dort an der Grundidee der akademischen Bildung fest, wo unsere Universitäten seit langem die Aufgabe übernommen haben, zu bestimmten gesellschaftlich und staatlich notwendigen Berufen vorzubereiten, wo sie geradezu Berufsschulen geworden sind. Es ist uns selbstverständlich, daß der Arzt wissenschaftlicher Mediziner sein muß und als solcher gebildet wird, der Richter wissenschaftlicher Jurist, der Erzieher wissenschaftlicher Pädagoge. Das ist zum Teil darin begründet, daß in unserer komplizierten Kultur das sachliche Gefüge der wissenschaftlichen Einsichten für alle Gebiete der Praxis unentbehrlich geworden ist. Aber vor allem ist es eben doch der starke Zwang des akademischen Bildungsbegriffs, der auch hier wirksam bleibt. Das Baugesetz der Wissenschaft wird auch für diese Studien als Norm aufrechterhalten. Nicht die menschliche Kraft, aus der heraus einer heilt, richtet und erzieht, wird gebildet, sondern der zu Bildende wird unter die absolute Forderung der Wissenschaft und unter das Ethos der wissenschaftlichen Arbeit gestellt. Nicht aus seiner tätigen Einordnung in die Gesellschaft, nicht aus seinem Beruf, sondern aus seiner erkennenden Teilnahme am System der wissenschaftlichen Wahrheiten soll ihm die Totalität zufließen, die ihn zum Gebildeten macht.

Nun können wir gewiß der Universität den Vorwurf machen, daß sie dieser reinen Idee der akademischen Bildung (als einer Bildung unter der Norm der Wissenschaft) nicht mehr genügt, daß diese Bildungsidee heute Vorbau oder Illusion geworden ist.

Das ist dann entweder eine Kritik an der Praxis unserer akademischen Bildungsanstalten — oder es bedeutet die Feststellung, daß die Ideologie der akademischen Bildung in ihrer Humboldtschen Form von der Wirklichkeit überholt worden ist.

Aber keinesfalls sagt es etwas gegen die innere Konsequenz der Idee der akademischen Bildung selbst. Die Wissenschaft ist tatsächlich fähig, eine eigene Bildungsform von sehr starkem Gefüge hervorzubringen. Diese Bildungsform hat ihre Grenzen, sie hat vielleicht sogar ihre Tragik. Sie läßt viele Schichten im Menschen ungeformt. Sie er-

greift ja den Menschen gar nicht als Individualität, sie ergreift ihn nicht in seinem Stand und Beruf, sie ergreift ihn nicht als naturhaft-gesellschaftliches Wesen und nicht in seiner konkreten Lebenssituation. Wie Max Weber mit der rücksichtslosen Offenheit, die ihn auszeichnete, seinen Studenten einmal gesagt hat: die Wissenschaft würde sie im Stich lassen in allen Wertfragen, und das heißt doch in allen wirklichen Entscheidungen ihres Lebens.

Also die akademische Bildung hat, auch in ihrer reinsten Gestalt, ihre deutlichen Grenzen. Aber diese Grenzen sind nur das Negativ zu einem starken, inneren Gefüge. Aus dem Strukturgesetz der Wissenschaft zieht die akademische Bildung die Gewißheit, daß ein universaler Gehalt, eine Totalität, gleichsam ein Abbild vom Kosmos der gültigen Wahrheiten in jedem Menschen aufgehen müsse, wenn er sich nur unter die absolute Forderung der Wissenschaft stellt. Wo die Idee der akademischen Bildung rein verwirklicht wurde, hat sie das geleistet, und wo sie ehrlich war, hat sie mehr nie versprochen. —

Die deutsche Volksbildung hat nun, seit sie eine große Bewegung geworden ist, mit vollkommener Klarheit gesehen, daß ihre Bildungsform von der akademischen Bildung durch eine Welt getrennt ist. Man kann sagen, daß die fruchtbarsten Gedanken zur Theorie der Volksbildung gewonnen worden sind, indem sich die Volksbildung der akademischen Bildung als etwas Grundanderes, von Grund aus Eigenes entgegensetzte.

Dieses antithetische Verfahren ist notwendig gewesen, und es ist noch heute notwendig, um die Autonomie der Volksbildung zu sichern. Denn es drohte die Gefahr, daß die Volksbildung zum bloßen Anhängsel der Universität, zu ihrer verdünnten Wiederholung, zu ihrer volkstümlichen Ausweitung wurde.

Ich setze also unter uns Einigkeit darüber voraus, daß die Volksbildung eine autonome Bildungsform darstellt, daß sie nicht Fortsetzung oder Verbreiterung der akademischen Bildung will, sondern einen völlig eigenen Standort hat: nämlich den Menschen in seiner konkreten Lebenssituation aufsucht und ihn darin zu einer sinnvollen Totalität führt. Es ist, wie gesagt, noch heute notwendig, dieses autonome Recht und diese eigene Struktur der Volksbildung herauszuarbeiten und zu vertreten. Aber in einem Kreise, wo darüber Klarheit herrscht, wird nun die andere Frage dringend werden müssen: die Frage nach dem positiven Verhältnis der beiden Bildungsformen zueinander.

Wir wissen (ich zitiere bekannte Formeln): daß die Volksbildung gegenüber der akademischen Bildung einen „veränderten Standort“

einnimmt, daß sie den „Blickpunkt vom Leben aus“ hat, daß sie bedeutet: „das Enthaltensein eines geistigen Lebens im Werktätigen und Gemeinen drin“.

Die Volksbildung löst denjenigen, den sie bildet, keineswegs aus seinem Leben ab, um ihn in Freiheit und Muße der Wissenschaft oder sonst einer Welt von Gültigkeiten gegenüberzustellen. Sie ergreift vielmehr den Menschen in seiner konkreten Situation, im Rhythmus seines natürlichen Lebenslaufes, in seiner Familie, in seinem Beruf, in seiner Arbeit und in seiner Feier, in seiner Klassenlage, in seiner Stammeseigentümlichkeit, in seinem Volkstum. In alledem ist ein organisches Ganzes, ein lebendiger Sinngehalt angelegt. Dieses Ganze ist zwar vielfach zerrissen, denn die natürlichen Gemeinschaftsbindungen bröckeln auseinander. Es ist vielfach entleert, denn Arbeit wie Genuß sind grausam mechanisiert worden. Es ist vielfach verschüttet, denn die Not drückt aufs Leben und verwischt die Ansätze zu seiner sinnvollen Gestaltung.

Aber als Möglichkeit und als Aufgabe ist jenes Ganze vorgebildet in der organischen Einheit des individuellen Lebens und in der geschichtlichen Einheit des Volkskörpers.

Daraus, daß die Elemente unserer natürlichen Lebenswelt und unseres Gemeinschaftslebens sich nicht mehr von selbst zu einer sinnvollen Einheit zusammenfügen, daß keine selbstverständliche Sitte mehr unseren Tageslauf regelt und keine allgemein anerkannte Tradition unser Zusammenwirken bestimmt — daraus ist ja gerade die Notwendigkeit erwachsen: in bewußter Besinnung eine neue Einheit aufzubauen.

Und die Volksbildung stellt sich in den Dienst dieser bewußten Besinnung. Weiter tut sie nichts, aber das ist genug, und ein neuer, autonomer Typus der Bildung ist damit eindeutig vorgezeichnet. Die Volksbildung sucht auch Totalität, will auch dem individuellen Leben einen vollen Gehalt und eine universale Bedeutung verleihen.

Aber sie baut diese Totalität vom gegebenen Zentrum des konkreten Lebens aus auf. Sie appelliert an die Sachkenntnis, an die Berufserfahrung, die der arbeitende Mensch mitbringt. Der arbeitende Mensch ist imstande, im Gleichnis seiner Arbeit eine Fülle gesetzlicher Einsichten zu gewinnen, und in dem Maße, wie das geschieht, ist geistiger Gehalt im Alltag erweckt worden. Die Volksbildung appelliert, wo ein Leben chaotisch geworden ist, an den immanenten Sinn, den es in sich trägt, und in dem Maße, wie es gelingt, diesen Sinn zu beleben, hat sie aus Stücken Totalität gebildet

Die Volksbildung verfährt also in der Tat grundanders als die akademische Bildung, ja sie verfährt gerade umgekehrt wie diese. Ihre Norm ist nicht die objektive Ordnung einer geistigen Welt. Ihre Norm ist diejenige Ordnung, die im Leben selbst verborgen liegt. Sie bildet den Menschen nicht, indem sie ihn dem Kosmos der gültigen Wahrheiten gegenüberstellt. Sondern sie bildet ihn aus sich, und sie schaltet nur eben so viel Erkenntnis und gerade diejenige Erkenntnis ins Leben ein, die nötig ist, um es zu seiner eigenen Form zu bringen. Sie löst den Menschen nicht ab aus seiner natürlichen Existenz, sondern sie macht ihn in dieser vollständig, macht ihn in ihr bewußt, macht ihn in ihr verantwortlich.

Auf eine überindividuelle Ordnung muß freilich auch die Volksbildung immer zurückgreifen. Aber das ist nicht die sachliche Ordnung einer geistigen Wertwelt, sondern die lebendige Ordnung des gesellschaftlichen Ganzen, des Volkes. Auf diese Ordnung muß die Volksbildung zurückgreifen, denn in ihr wird das einzelne Leben allererst konkret, hier bestimmt sich sein Arbeitsinhalt, sein Berufsschicksal, sein Lebensweg.

Daraus, daß unsere Gesellschaftsordnung im Tiefsten ihren Halt verloren hat, daß die Einheit des Volkes fraglich geworden und jedenfalls sein Gefüge zertrümmert ist, ist ja die Idee der Volksbildung eigentlich entstanden. Sie ist entstanden aus dem Zusammenbruch unserer Gesellschaft und unseres Staates und aus der bitteren Notwendigkeit, unsere menschlichen Beziehungen, unsere gesellschaftliche Gliederung, unsere Volkseinheit, unser Staatswesen neu aufzubauen. Ich halte es freilich für eine Illusion, wenn man, wie es zuweilen geschieht, der Volksbildung allein zutraut, sie könne diesen Aufbau vollbringen. Die Volksbildung setzt immer am einzelnen Gliede des Volkskörpers an, am Menschen, und dieser Ansatzpunkt ist ihr wesentlich. Sie kann nur sorgen, daß der einzelne Baustein nicht brüchig ist, sondern gesund, gediegen und ganz. Das soziale Gefüge selbst aufzubauen, das ist nie das Geschäft der Bildung, sondern immer die Aufgabe des politischen Willens, des politischen Kampfes, der politischen Tat. Volksbildung und politischer Gestaltungswille: diese beiden Kräfte greifen wie eine Zange zusammen. Nur durch ihren gemeinsamen Druck kann dem Volksganzen eine neue bündige Form gegeben werden.

Wenn in einer Kultur zwei Bildungsformen vorhanden sind, die von Grund auf auseinanderklaffen, so ist das ein Symptom dafür, daß in der Kultur selber ein Riß ist. Und rückwirkend wird der Bildungsdualismus diesen Riß vertiefen, bis man sich schließlich hüben und drüben überhaupt nicht mehr versteht.

Allerdings ist es möglich, daß in einem Volkstum mehrere Bildungssysteme, mehrere Stile des erfüllten Lebens lebendig sind und werbende Kraft enthalten. Aber diese Bildungsformen werden dann immer das Fundament gemeinsam haben müssen, sonst haben wir zwei Kulturen in einer. Sie werden nicht wie verschiedene Häuser sein dürfen, die beziehungslos miteinander stehen, sondern sie werden wie Stockwerke desselben Baues sein müssen, verschieden zwar, aber einander tragend und auf dieselbe geistige Wirklichkeit gegründet. Die Volksbildung von heute und die akademische Bildung von gestern erfüllen diese Forderung fraglos nicht. Sie sind zwei eigene Bildungsformen bis zum Grund. Beweis dafür ist nicht nur unser aller tägliche Erfahrung, sondern ist vor allem die Besinnung auf das Strukturgesetz der beiden Bildungswelten. Je reiner sie sich selbst verwirklichen, desto völliger scheint ihre Fremdheit werden zu müssen.

Und hier erhebt sich nun die Frage, ob dieser Bildungsdualismus unentrinnbar ist oder ob diejenigen recht haben, die — zwar nicht an einen Ausgleich zwischen den beiden Bildungswelten, wohl aber an eine solche Umlagerung ihrer Strukturen glauben, daß sie zu einer höheren Einheit zusammengehen, daß sie wie zwei Stockwerke auf einem Fundament werden.

Ich will zwei Gedankengänge andeuten, die einen solchen Glauben begründen können.

Der erste Gedanke ist in der Theorie der Volksbildung oft ausgesprochen worden. Er führt noch nicht in den Kern der Sache, aber er führt dicht heran. Er betrifft noch nicht das positive Verhältnis von Volksbildung und akademischer Bildung, aber er betrifft das positive Verhältnis von Volksbildung und Wissenschaft.

Unsere moderne abendländische Kultur ist durch und durch eine wissenschaftsgesättigte, wissenschaftsbedingte Kultur, mehr als jede andere, die wir geschichtlich kennen. Wissenschaft steckt in den technisch-materiellen Grundlagen unserer Zivilisation. Wissenschaft steckt in all unserem Denken über Gott und Welt, Natur und Geschichte. Wissenschaft durchdringt unser Fühlen und unsere Entscheidung.

Wenn man geltend macht, daß es die Not sei, die uns zu dieser Wissenschaftsbejahung zwingt, denn in unserem spröden Klima hänge die Wohlfahrt der riesigen Volksmengen von einer wissenschaftlich durchgebildeten Technik und Wirtschaftsführung ab — so ist das nur die eine Seite der Sache. In Wahrheit setzt die Vormachtstellung der Wissenschaft in der abendländischen Kultur viel früher an, als die äußeren Notwendigkeiten dazu zwingen. Sie hat innere Gründe. Euro-

päischer Geist ist mit dem Geist der Wissenschaft zutiefst verwandt. Der europäische Mensch sucht jene vernünftige Helligkeit, die die Wissenschaft gewährt. Er will jene geistige Wirklichkeitseroberung, die die Wissenschaft leistet. Er verlangt nach jener leidenschaftlichen Sachlichkeit und nach jener souveränen Freiheit gegenüber den Dingen, die ihm die Wissenschaft und die wissenschaftlich begründete Technik vermittelt.

Und weil diese Wissenschaftsbejahung dem europäischen Geist im Blute liegt, darum ist sie eben keineswegs bloße Gelehrtensache, sondern sie lebt in jedem Menschen, lebt im Volk, gerade im arbeitenden Volk. Die Wissenschaftsmüdigkeit, die in der jüngsten Vergangenheit hier und da aufgekommen ist, geht bestimmt nicht vom Volk aus, sondern von resignierenden wissenschaftlich Gebildeten; und zum Schluß wissen wir ja doch, was für traurige Surrogate uns an Stelle der Wissenschaft angeboten werden: irgendein fadenscheiniger Mystizismus oder eine spiritistische Sitzung.

Gerade das arbeitende Volk aber hält an der Wissenschaftsbejahung fest, wiederum nicht nur aus Selbsterhaltungstrieb, weil es fühlt, daß die Wissenschaft die Bedingungen seiner Existenz schafft, sondern in dem sicheren Instinkt, daß die Wissenschaft ein Zentrum unseres geistigen Lebens ausmacht. All unser Arbeitsleben, das landwirtschaftliche heute kaum weniger als das industrielle, all unser Rechtsleben, unser Verkehr, unser Partei- und Verfassungsleben, ist mit Wissenschaft durchsetzt und geladen. Wo einer auch steht im System der Berufe und der gesellschaftlichen Ordnung, überall umstreicht ihn diese helle, sachliche Luft, und von seiner konkreten Arbeit aus führen tausend Linien in die Wissenschaft hinein.

Freilich begegnet ihm da die Wissenschaft nicht als eine Bildungsform, aber sie begegnet ihm als eine Lebensmacht. Er sieht sie in jener Perspektive, die wir für die Volksbildung überall charakteristisch fanden: in der Perspektive vom Leben aus — nicht als autonomes und niemandem dienstbares System der gültigen Wahrheiten, sondern als Kraft, die unsere Welt mit aufbaut und die für ihre Gestaltung verantwortlich ist.

Und damit sind wir an den zweiten Gedankengang herangeführt, der der entscheidende ist. Wenn wir uns nochmals den Dualismus der beiden Bildungswelten vergegenwärtigen und die Frage stellen, in welcher von beiden die Umlagerung geschehen muß, damit eine positive Beziehung und eine höhere Einheit aus ihnen möglich wird — so muß die Antwort lauten: in der akademischen Bildung muß diese Wandlung geschehen.

Ja die Antwort kann lauten: in der akademischen Bildung ist sie bereits drauf und dran zu geschehen.

Das heißt nicht, daß die Wissenschaft von ihrer strengen Forderung irgend etwas nachgeben und sich als Wissenschaft von den Bedürfnissen der Volksbildung beeinflussen lassen sollte. Aber es heißt allerdings, daß die Wissenschaft, sich auf ihre Stellung in der Gesamtkultur besinnend, eine neue Verantwortung hinzu übernimmt, und daß sich dadurch (also durch eine Wandlung von innen her) ihre Bildungsform entscheidend umlagert.

Das erste Symptom für diese Wandlung war die immer wieder erhobene Forderung: die Wissenschaft solle sich aus ihrer Zersplitterung zurückholen, sie solle die voneinander abgekapselten Teilgebiete zur Einheit der Erkenntnis zusammennehmen und sich wieder an die zentralen, lebenswichtigen Probleme wagen.

Diese Forderung ist ebensooft von Unberufenen wie von Berufenen gestellt worden, und es ist im einzelnen Fall zu prüfen, wer sie stellt: Ungeduld, Dünkel oder verantwortlicher Wille.

Nachhaltig und zukunftskräftig ist eine solche Wandlung immer nur, wenn sie das ganze Gefüge ergreift, also in unserem Fall: wenn sie die gesamte Problemstellung, die Methode, die Systematik der Wissenschaft selbst umgestaltet. Ich kann hier nur von meiner eigenen Wissenschaft, von der Soziologie, sprechen, aber hier ist der Prozeß in der Tat in vollem Gang. Die Soziologie hat sich endgültig besonnen, daß ihre Aufgabe nicht erfüllt ist, wenn sie ein zeitloses System gültiger Wahrheiten über das menschliche Gesellschaftsleben überhaupt hervorgebracht hat. Sie weiß, daß sie (um es mit einem Wort zu sagen) Wirklichkeitswissenschaft ist — daß alle geschichtlichen Wirklichkeiten einen prägnanten Punkt in der Zeit haben, die gegenwärtige Situation mit ihren offenen Fragen und Entscheidungen: daß also ihr ganzes Denken auf diese gesellschaftliche Wirklichkeit, auf diese Arbeitswelt, diesen werdenden Staat der Gegenwart gerichtet sein muß.

Sie bleibt Wissenschaft, will nichts als Erkenntnis, aber ihr Erkenntniswille hat nun eine feste Orientierung zum Leben hin und eine verantwortliche Stellung in ihm.

Und damit ist in der Tat die entscheidende Wendung geschehen, die wir suchten. Die Wissenschaft wird, solange sie sich nicht selbst aufgibt, immer ein autonomes Reich, als solches Trägerin eines eigenen Ethos, als solches auch Medium einer eigenen Bildungsform sein.

Aber wenn die Wissenschaft, wie ja schon Hegel das für die Philosophie gefordert hat, die Verpflichtung hinzu übernimmt, das verant-

wortliche Selbstbewußtsein ihrer Gegenwart zu sein, und wenn sie ihr System wie ihre Bildungsform nach dieser neuen Verantwortung umgestaltet, so ist die wesentliche Voraussetzung für den Zusammenklang der beiden Bildungswelten erfüllt.

Volksbildung und wissenschaftliche Bildung (akademische Bildung in einem freilich sehr neuen Sinne des Wortes) sind dann zwar auch noch sehr verschiedene Wege, sogar sehr verschiedene Richtungen des Bildens — aber sie haben einen gemeinsamen Punkt. Volksbildung denkt vom Leben aus, wissenschaftliche Bildung aufs Leben hin. Sie sind zwei Systeme der Bildung und werden nie eins. Aber ihr Fundament ist das gleiche geworden.

Und wie lebendig ihre Spannung gegeneinander auch bleiben mag, sie werden dann doch beide eingefügt sein in die geistige Einheit der Kultur. Sie werden im tieferen Sinne beide (und erst beide zusammen) die Volksbildung sein: das Aufgehen einer geistigen Welt in der Wirklichkeit des Volkslebens.

Dr. Hans Freyer

Deutsches Land und Volk

Zwei Auswahllisten für kleine und mittlere Büchereien[1]

Der Wunsch kleinerer Büchereien nach Auswahllisten aus dem Verzeichnis „Deutsches Land und Volk" läßt sich leider nicht so erfüllen, wie es für die Verzeichnisse „Sozialismus" und „Die Welt um Deutschland" geschah. Nur aus dem ersten Abschnitt „Deutschland als Ganzes" läßt sich eine mehr oder weniger große Gruppe von Büchern herausnehmen, die, von örtlichen Bedürfnissen unabhängig, eine gewisse Allgemeingültigkeit hat. Bei den übrigen Abschnitten hingegen, welche die einzelnen Landschaften, Länder und Städte behandeln, werden die Lage und die Beziehungen der einzelnen Bücherei zu den verschiedenen Landschaften für die Auswahl ausschlaggebend sein. Eine kleine rheinische Bücherei wird eine ganz andere Auswahl treffen als eine schlesische von gleichem Umfange. Nur die differenziertere Leserschaft einer großen Bücherei wird den gesamten Bestand des Verzeichnisses benötigen, doch werden sich auch bei ihr Unterschiede in der Benut-

[1] Siehe hierzu die Bücherlisten auf Seite 40 dieses Bandes sowie den Bericht über das Verzeichnis im XII. Band der „Hefte", Seite 151 ff. D. S.

zungshäufigkeit bezüglich der einzelnen Abschnitte entsprechend der jeweiligen örtlichen Lage herausstellen.

Die Annahme, man könne den kleineren Büchereien vielleicht dadurch helfen, daß man für jede Landschaft das wichtigste Buch herausstellt, rechnet nicht damit, daß man auf diese Weise schon auf etwa 30 Bücher kommt, eine Zahl, die sich noch wesentlich erhöht, wenn man die Städte mit einschließt. Es bleibt also immer eine Büchermenge, für die als Auswahlkriterium nur noch die örtliche Lage der Bücherei in Frage kommt.

Muß auf der einen Seite die Büchermenge beschränkt werden, so wird es andererseits schon für mittlere Büchereien nötig sein, im Bestande an heimatlicher Literatur über das hinauszugehen, was das Verzeichnis über das betreffende Gebiet aufweist. Die mehr oder weniger wertvolle Literatur, für die nur in einem beschränkten Gebiete eine Nachfrage, möglicherweise sogar eine sehr starke Nachfrage herrscht, ist ja absichtlich nicht mit aufgenommen. Immer wird jedoch der hier angeführte Bestand zum Grundstock der Bücherei gehören.

Nach diesen Hinweisen über die Benutzungsmöglichkeiten des Verzeichnisses muß es den einzelnen Büchereileitern überlassen bleiben, aus der angeführten Literatur über die einzelnen Landschaften, Länder und Städte eine Auswahl zu treffen, die den örtlich bestimmten Bedürfnissen ihrer Leserschaft entspricht. Nötigenfalls müssen sie diese Auswahl auf dem Gebiete ihrer engeren Heimatliteratur ergänzen. Selbstverständlich sind die Beratungsabteilung der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen oder die provinzialen Beratungsstellen gern bereit, sowohl eine Auswahl wie auch Ergänzungen auf Grund möglichst genau angegebener Wünsche vorzuschlagen.

*

Die beiden unten angeführten Auswahllisten für den Abschnitt „Deutschland als Ganzes“ lehnen sich an das Verzeichnis an, doch sind die Charakteristiken entsprechend der neuen Auswahl und Gruppierung vielfach leicht überarbeitet und erweitert, so daß sie jetzt auch außerhalb des Zusammenhanges mit dem Verzeichnis verwertbar sind.

Das Verhältnis der beiden Listen zueinander ist p ä d a g o g i s c h und ö k o n o m i s c h bestimmt. Die erste Liste vereinigt das notwendigste Buchmaterial und ist für einfachere Leser gedacht. Die zweite Auswahl tritt ergänzend hinzu, setzt größere Mittel voraus, da sie die Bücher der ersten Liste nicht entbehrlich macht, und wendet sich an geschultere Leser, die an tiefer eindringenden Einzelheiten Anteil nehmen. Diese

Unterschiede wirken sich im einzelnen in folgender Weise aus: Beide Listen beginnen mit Bilderwerken, in denen zunächst einmal gezeigt wird, wie das Land aussieht. Wer sich in diese Bücher vertieft, sieht, in welcher Landschaft wir wohnen, wie wir siedelten und bauten in Vergangenheit und Gegenwart. Er wird auch eindringlich darauf hingewiesen, wie wichtig die Landschaft, die Architektur in Dorf und Stadt als Ausdruck der Entwicklung unseres wirtschaftlichen und kulturellen Lebens sind. In der ersten Auswahl sind diese Bilderwerke zahlreicher und schlichter als in der zweiten. Sie schließen in der ersten ab mit dem volkserzieherisch wertvollen Buche von Schultze-Naumburg, Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. Die zweite Liste wird eröffnet mit dem ausgezeichneten, aber teuren und deshalb bei der Ausleihe immer mit Vorsicht zu behandelnden Werke von Hielscher, Deutschland. Baukunst und Landschaft. Dann folgen die Bilder aus der Vogelschau, die zwar ungemein reizvoll sind, aber vom Leser doch ein ungewohntes Sehen verlangen. An die Bilderwerke schließen sich in beiden Listen Reiseerlebnisse an, in der ersten Liste die einfacheren Bücher von Marie von Bunsen und Max Barthel, in der zweiten das Buch von Scholz, das schon besinnlichere Leser sucht.

Nachdem so das Verlangen nach Anschauung und Erlebnis befriedigt ist, tritt in beiden Listen das Wissen in Form landeskundlicher und wirtschaftsgeographischer Werke stärker hervor. In der ersten Auswahl sind die landeskundlichen Werke jedoch so ausgewählt, daß das Gemüt des Lesers und sein Bedürfnis nach stimmungsvollen Schilderungen nicht zu kurz kommt. Für die Wirtschaftsgeographie enthält die erste Liste ein Buch, das über Tatsachen einprägsam unterrichtet (Bartling, Handels- und Verkehrsgeographie), während die zweite Liste die Schrift von Hassert, Das Wirtschaftsleben Deutschlands und seine geographischen Grundlagen, bringt, die zum Verständnis der Abhängigkeit des wirtschaftlichen Lebens von den natürlichen Voraussetzungen beitragen möchte. Die erste Liste hat dann nur noch ein einführendes Werk über das Grenz- und Auslanddeutschtum. Die zweite Liste spezialisiert sich jedoch weiterhin, indem sie auf einige wertvolle Bücher hinweist, die sich mit politischer Geographie, innerstaatlicher Gestaltung, Volkskunde, Grenzland- und kolonialem Auslanddeutschtum befassen.

Wenn sich auch die Büchereileiter kleinerer Büchereien bei ihren Anschaffungen bezüglich der Literatur über ganz Deutschland etwa auf die in diesen beiden Listen angeführten Bücher werden beschränken können, so sollten sie es doch nicht unterlassen, den Abschnitt „Deutsch-

land als Ganzes" im Verzeichnis durchzusehen. Parallelwerke im strengen Sinne enthält das Verzeichnis nicht, wohl aber Bücher über denselben Gegenstand in anderer Verarbeitung, mit anderen Zielen und anderen Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit der Leserschaft. Deshalb wird dem Büchereileiter möglicherweise das eine oder andere Buch für seine speziellen Verhältnisse und Bedürfnisse nützlich erscheinen, das in den beiden Auswahllisten nicht vertreten ist, wohl aber im Verzeichnis Deutsches Land und Volk. Die beiden Listen sind aufzufassen als Vorschlag und auch als Anregung, in welcher Weise etwa das reiche Büchermaterial des Verzeichnisses für einfachere Verhältnisse nutzbar gemacht werden könnte. Der Abschnitt „Bilderwerke" ist in der ersten Liste etwas umfangreicher ausgestattet in der Annahme, daß gerade hier eine größere Auswahl erwünscht ist.

Noch ein kurzes Wort über das Kartenmaterial, das in beiden Listen nicht vertreten ist. Vogels Karte des Deutschen Reiches, die im Verzeichnis Seite 2 angeführt ist, kostet 68.— RM., eine Summe, die für kleinere Büchereien unerschwinglich ist. Die beiden Karten von Langhans, Seite 2, behandeln Spezialfragen. Einen guten, billigen Atlas des Deutschen Reiches gibt es nicht. Da die großen Atlanten von Stieler und Andree ebenfalls sehr teuer sind, sei auf Westermanns Weltatlas[1] hingewiesen. Dieser Atlas kostet zwar auch 30.— RM., doch ist er insofern sehr praktisch, als er zugleich Weltgeschichte, Weltgeographie und Weltwirtschaft umfaßt. Für die engere Heimat sind als Ergänzung heranzuziehen die vom Reichsamt für Landesaufnahme herausgegebenen Blätter im Maßstab 1:25000 und 1:100000. Für die ehemaligen und jetzigen Garnisonorte gibt es auch die sogenannten Einheitsblätter, auf denen mehrere Einzelblätter zusammengefügt sind. Außerdem sei darauf hingewiesen, daß die Blätter von Vogels Karte des Deutschen Reiches auch einzeln zu haben sind zum Preise von 2.75 RM.

Selbstverständlich können diese Ausführungen und Listen nur Hinweise und bestenfalls Hilfen für die Einzelentscheidung des Büchereileiters sein. Der Büchereileiter wird aber vielleicht auf Grund dieser Angaben eher dazu kommen, die hier genannten Bücher sich anzusehen und auf ihre Eignung gerade für seine Leserschaft zu prüfen, als wenn er allein vor der Bücherfülle des Gesamtkataloges stände.

Bleibt somit dem Büchereileiter noch allerlei zu tun übrig, so möge

---

[1] Westermanns Weltatlas. 137 Haupt- und 118 Nebenkarten auf 109 Kartenblättern, mit erläuterndem Text und einem alphabetischen Namenverzeichnis. Bearbeitet von Adolf Liebers. 27. Auflage. Braunschweig 1928, G. Westermann. Preis 30.— RM.

er das nicht beklagen. Der Reiz bibliothekarischer Arbeit kann ja niemals in mechanischer Übernahme von Büchertiteln gefunden werden, sondern nur in verständnisvoller Berücksichtigung der besonderen Aufgaben der betreffenden Bücherei. Die Freude über eine gelungene Auswahl auf Grund der gegebenen Hilfsmittel, die, wie wir hoffen, einen gewissen Erfolg gewährleisten, wird der Arbeit einen solchen Schwung verleihen, daß die dazu erforderliche Zeit aufs beste verwandt ist.

Eine andere Frage ist es, in welchem Maße gerade für dieses Literaturgebiet, für diese Bücher schon bei der Leserschaft kleiner und mittlerer Büchereien Anteilnahme vorhanden ist, oder auf welchem Wege — Leselisten, Vorleseabende, Arbeitsgemeinschaft mit Jugend- und Wandergruppen — Anteilnahme geweckt werden kann. Diese Fragen sollen in einem weiteren Beitrag behandelt werden.

Dr. Gustav Dröscher

Richtlinien zur Einrichtung und Ausgestaltung der Schülerbüchereien in den Volksschulen

Vorbemerkung

Die neuen Lehrpläne, sowie die Erlasse der Unterrichtsministerien, vor allem der des Preußischen Ministers vom 9. Juni 1928 (siehe „Hefte" XII. Band, S. 351 ff.), fordern erneut dringlich den Ausbau der Schülerbüchereien. Die vorliegenden Richtlinien wollen in einem ersten Überblick die Punkte herausstellen, die bei der Einrichtung und Verwaltung besonders zu beachten sind. Ausführliche Darlegungen zu einzelnen Fragen und Maßnahmen werden folgen. Vor allem wird es nötig sein, auch auf die grundlegenden pädagogischen Fragen der Schülerbücherei in bezug auf Buchauswahl, Vermittlung und Organisation im Zusammenhang mit den Arbeiten der Jugendschriftenausschüsse, der Kinderpsychologie und des neuzeitlichen Büchereiwesens einzugehen. Es steht zu hoffen, daß sich hier für die wertvollen Arbeitsbeziehungen, die bereits zwischen Lehrerschaft und Volksbibliothekaren bestehen, ein besonders bedeutsames Betätigungsfeld ergibt. Die „Hefte" werden im Laufe dieses Jahrganges weitere Beiträge bringen und stehen zur Aussprache über diese wichtige Aufgabe offen. Die folgenden Richtlinien wurden auf Grund mehrjähriger praktischer Zusammenarbeit von Lehrer Paul Wagner, Vorsitzendem des Jugendschriftenausschusses des Leipziger Lehrervereins, und Bibliothekar Hans Hofmann aufgestellt.



1. Buch und Schule

Die Stellung des Buches innerhalb der Unterrichts- und Erziehungsarbeit der Volksschule ist in den letzten Jahren eine wesentlich andere geworden. Begnügte man sich bisher fast nur mit einem Lesebuch, das als Sammelband den gesamten Lesestoff für den Deutsch- und Realunterricht enthielt, so kommt es nunmehr darauf an, das Buch als Ganzes zum Bildungs- und Arbeitsmittel in der Schule zu machen und dem Schüler unmittelbar die Wege zum Schrifttum zu zeigen. Zur Lösung dieser Aufgaben erweist sich das Schullesebuch in seiner alten Form vielfach als völlig unzureichend. Es ist deshalb mit Recht entweder ganz oder teilweise abgeschafft, zum mindesten aber umgestaltet worden. An seiner Stelle oder zu seiner Ergänzung wird die wertvolle kindertümliche Ganzschrift, sowie das Sachlese- und Arbeitsheft verwendet und so eine möglichst lebendige Berührung mit dem Schrifttum angestrebt. — Der Leseunterricht beschränkt sich dabei nicht mehr allein auf die Erlernung der mechanischen Lesefertigkeit, sondern er hat auch die Aufgabe, den Schüler zum Schrifttum zu führen und ihn zum rechten Gebrauch der öffentlichen Einrichtungen der Schrifttumspflege (Büchereien, Vorleseabende, Buchausstellungen usw. usw.) anzuleiten. Von der Bedeutung dieser Bestrebungen überzeugt, haben die Schulbehörden Richtlinien und Lehrpläne aufgestellt, durch die eine Neugestaltung des Leseunterrichts und der Lesestofffrage wesentlich gefördert werden soll. (Erlaß des Preußischen Unterrichts-Min. vom 24. 5. 23, Verordnung des Sächs. Volksbildungsmin. vom 24. 5. 22, Sächs. Landeslehrplan. Ähnliche Verordnungen in Württemberg vom 26. 2. 25 und Bayern vom 3. 9. 25.)

Mit der Aufstellung und Durchführung der hier angedeuteten Forderungen gewinnt eine Einrichtung der Schule erhöhte Bedeutung, die in vielen Fällen immer noch als Anhängsel der eigentlichen Schularbeit angesehen wurde, nämlich die Schülerbücherei. Mit Recht haben insbesondere die preußischen Erlasse darauf hingewiesen, daß die Schülerbücherei gerade in der neuzeitlichen Schularbeit besonders wichtige Aufgaben zu erfüllen hat und daß sie ständiger, sachgemäßer Pflege bedarf. (Siehe für Preußen die Richtlinien über die Aufstellung von Lehrplänen vom 15. 10. 22; den Erlaß über Lehrmittel in den Volksschulen vom 25. 6. 24; insbesondere aber den Erlaß über die Schülerbüchereien vom 9. 6. 28.)

2. Die Aufgabe der Schülerbücherei

Den Anforderungen des neuzeitlichen Unterrichts entsprechend hat die Schülerbücherei den Lesestoff 1. für das Klassenlesen, 2. für den Sachunterricht und 3. für das freie häusliche Lesen bereitzustellen. Demgemäß gliedert sich die Schülerbücherei in der Regel in

1. eine Sammlung der Klassenlesestoffe, die an Stelle oder zur Ergänzung des Lesebuchs gelesen werden. Sie besteht im wesentlichen aus billigen Ausgaben von Ganzschriften (z. B. Deutsche Jugendbücherei u. a.[1]). Von jedem Heft möchten so viel Exemplare vorhanden sein, daß alle — wo das noch nicht möglich, mindestens aber je zwei — Kinder einer Klasse jeweils ein Buch erhalten können.

2. eine Arbeitsbücherei. Sie stellt vor allem die Bücher belehrenden Inhalts (Reiseberichte, naturkundliche Bücher, Nachschlagewerke u. ä.) bereit, die im Sachunterricht zur Erarbeitung des Stoffes und für die Ergänzung des Unterrichts gebraucht werden. (Siehe Preuß. Richtlinien vom 24. 5. 23; Sächs. Landeslehrplan S. 16, 22, 24.)

3. eine Ausleihbücherei für die freie häusliche Lektüre, die der Schüler seinen persönlichen Wünschen und Neigungen entsprechend benutzen kann.

3. Auswahl und Aufbau des Bestandes

Bei der Auswahl der Bücher muß in erster Linie darauf gesehen werden, daß die einzelnen Bücher nach Inhalt und Form geeignet sind, den genannten Zwecken zu dienen. Nur die Bücher, die auf Grund eigener Prüfung unter Benutzung der dazu geschaffenen Hilfsmittel für wertvoll und brauchbar erachtet werden, sind für die Bücherei zu erwerben[2].

Beim Aufbau des Bestandes sind die oben angeführten Einzelaufgaben der Schülerbücherei — nach Zahl und Art der zu erwerbenden Bücher, sowie im Hinblick auf die an der betr. Schule vorliegenden Unterrichtsverhältnisse — genauestens zu berücksichtigen. Die Größe der Bücherei muß der Schülerzahl entsprechend festgesetzt werden. Nur eine sorg-

[1] Siehe hierzu das Verzeichnis „Gute Bücher aus billigen Sammlungen", herausgegeben von den Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften (Hamburg, W. Senger).

[2] Hier ist besonders auf die theoretische und praktische Arbeit der Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften hinzuweisen, die in jahrzehntelangen Bemühungen einen völligen Wandel in der Jugendschriftenproduktion herbeigeführt haben. Aber auch die Erörterungen über die Buchauswahl, die innerhalb des Büchereiwesens stattgefunden haben, sind für die Beurteilung der Jugendschriften von entscheidender Bedeutung.
D. V.

fältig ausgewählte, zahlenmäßig genügende Bücherei wird ein wirklich brauchbares und wertvolles Unterrichtsmittel bilden können. (Siehe dazu auch Punkt 7: Die Mittel für die Schülerbücherei.)

Die Auswahl der Bücher liegt in den Händen des Lehrerkollegiums, das den Büchereileiter oder einen Ausschuß, dem der Büchereileiter angehört, mit den Vorarbeiten beauftragt. Soll die Bücherei organisch in den gesamten Unterrichtsbetrieb eingegliedert werden, so ist eine tätige Mitarbeit aller Kollegen unbedingt erforderlich. Jeder einzelne Lehrer ist daher berechtigt, Vorschläge für die Bücherauswahl zu machen. Über die endgültige Beschaffung beschließt die Lehrerversammlung. — Es ist zu empfehlen, bei der Auswahl die Verzeichnisse der Vereinigten Prüfungsausschüsse für Jugendschriften oder zuverlässige Führer anderer Volksbildungsorganisationen zugrunde zu legen oder die Auskunft erfahrener Fachstellen einzuholen.

4. Die Verwaltung der Schülerbücherei

Für die Organisation der Schülerbücherei in Verwaltung und Ausleihe muß der Grundsatz gelten: „Jede technisch-organisatorische Maßnahme muß im Dienste der geistig-pädagogischen Aufgaben der Schülerbücherei stehen[1]. Alle Maßnahmen müssen deshalb pädagogisch-sinnvoll — zuverlässig — und einfach im Betrieb sein. Bei dem Ausbau der Organisationsformen für die Schülerbücherei empfiehlt es sich, die im öffentlichen Büchereiwesen erarbeiteten Grundsätze und Erfahrungen heranzuziehen und sich der bereits bewährten neuzeitlichen Einrichtungen unter sinngemäßer Übertragung auf die besonderen Eigentümlichkeiten der Schülerbücherei zu bedienen.

Entsprechend den verschiedenen Aufgaben der Schülerbücherei ergeben sich besondere Organisationsformen. Trotz der dreifachen Gliederung der Schülerbücherei muß aber ihre Organisation eine einheitliche sein und einem verantwortlichen Büchereileiter unterstehen. (Siehe hierzu Punkt 8: Die Leitung der Schülerbücherei.)

Grundlage jeder zuverlässigen Organisation müssen — abgesehen von örtlich erforderlichen Sondereinrichtungen — sein: die Verzeichnung der erworbenen Bücher in einem Zugangsverzeichnis; die Darstellung des Bestandes für die Benutzer in einem Sachverzeichnis, das möglichst nach Altersstufen geordnet, mit Charakteristiken der ein-

[1] Siehe hierzu Walter Hofmann, „Der Weg zum Schrifttum", 3.—5. Tsd., 1926, S. 19, sowie „Die Praxis der Volksbücherei. Ein Ratgeber für die Einrichtung und Verwaltung kleiner volkstümlicher Büchereien". 2. Auflage. 1926.

zelnen Bücher versehen und in mehreren Exemplaren herzustellen ist; die Kontrolle der Ausleihfälle durch Buchkarten, die für jedes Buch angelegt und bei der Ausleihe zu einer besonderen Kartei der ausgeliehenen Bücher zusammengefaßt werden.

5. Die Organisation der Ausleihe

Die Organisation der Ausleihe hat zwei ganz verschiedene Funktionen zu erfüllen. Einmal soll sie in einfacher, zuverlässiger Weise einen klaren Überblick und eine Kontrolle über die ausgeliehenen Bücher, die Ausleihvorgänge überhaupt, gewähren. Zugleich soll sie aber die Möglichkeit zu einer pädagogisch-psychologisch sinnvollen Vermittlung der Bücher an die einzelnen Kinder geben, oder wenigstens eine solche intensive Bucharbeit, durch die die Schülerbücherei überhaupt erst lebendig und wertvoll wird, nicht hindern.

Die verschiedenen Zwecke, denen die Schülerbücherei dient, bringen auch verschiedene Ausleihformen mit sich.

1. Die Sammlung der Klassenlesestoffe. Der Lehrer, der eine bestimmte Schrift oder Dichtung in der Klasse lesen lassen will, wählt diese an Hand der Verzeichnisse aus und entleiht sie in der benötigten Anzahl vom Büchereileiter — gegen Unterschriftsleistung auf der für dieses Werk angelegten Buchkarte.

2. Die Arbeitsbücherei. Auch hier trifft der Lehrer die Auswahl. Bücher werden auf seinen Namen wie oben ausgeliehen. Sofern diese Bücher nicht nur im Unterricht selbst verwendet, sondern auch an einzelne Schüler zur Bearbeitung nach Hause ausgeliehen werden, wird der Lehrer durch eine einfache Notiz sich selbst anmerken, an wen er diese Bücher weitergegeben hat.

3. Die Bücher zur freien häuslichen Lektüre. Hier ergeben sich zwei Möglichkeiten, die etwas ausführlicher geschildert werden müssen.

A. Aus dem Gesamtbestand der Schülerbücherei, der für diese Zwecke zur Verfügung steht, können für die einzelnen Klassen wieder Sonderauswahlen geschaffen werden, einzelne Klassenbüchereien, die von dem Klassenlehrer und dem Büchereileiter auf Grund der Wünsche, die die Klasse selbst geäußert hat, zusammengestellt werden. Diese Klassenbüchereien werden in den ersten Wochen des Schuljahres, etwa um Pfingsten, an die Klassen gegeben. Der Klassenlehrer wird dann der Verwalter dieser Klassenbücherei. Er hat auf die rechtzeitige Ergänzung und Rückgabe an den Büchereileiter zu achten. Er trägt vor allem für

eine möglichst individuelle, dem einzelnen Kind, seinen Neigungen und Fähigkeiten angepaßte Verwendung der Bücher Sorge. Dem Büchereileiter der Schülerbücherei gegenüber übernimmt er die Verantwortung für die vollständige Rückgabe der Klassenbücherei an die Schülerbücherei. Zu diesem Zwecke wird er sich ein einfaches Ausleihbuch anlegen oder mit der Leserkontokarte arbeiten. Der Büchereileiter seinerseits bucht auf der Buchkarte, an welche Klasse und wann das einzelne Buch ausgegeben ist. Einzelheiten der organisatorischen Durchführung werden später ausführlich dargestellt werden. Siehe dazu auch die S. 20 genannten Schriften. Eine besondere Schrift „Die Praxis der Schulbücherei" ist in Vorbereitung.

Besonderer Wert ist darauf zu legen, daß der Klassenlehrer als Verwalter der Klassenbücherei die Schüler in allen Fragen, die mit der sinnvollen Benutzung des Buches, dem Lesen, der Buchauswahl und den Einrichtungen der öffentlichen Büchereien usw. zusammenhängen, unterrichtet und ihnen die erforderliche Anleitung zuteil werden läßt, ohne die Buch, Schrifttum und Büchereiwesen nie zu wesentlichen Wirkungen kommen werden. (Siehe auch Punkt 9: Schülerbücherei und Öffentliche Bücherei.) Über sonstige Möglichkeiten der Auswertung der Bücher im Unterricht (stilles Lesen — Aussprachen — erarbeitendes Lesen u. a.) vergleiche die „Erziehung zum Buch" in den amerikanischen Schulen (Berichte bei Escher, Hylla u. a.), den Artikel P. Wagner, „Grundsätzliches zur belehrenden Jugendliteratur" (Lit. Beil. Leipz. Lehrerztg. 1928, Nr. 57/58) und den Preuß. Erlaß v. 9. 6. 28.

B. Die zweite Möglichkeit für die Ausleihe der Bücher für die freie häusliche Lektüre ist die folgende. In kleineren Schulen, bei kleineren Bücherbeständen oder wenn sonst die besonderen schulischen Verhältnisse es geraten erscheinen lassen, kann von einer solchen Aufteilung der Ausleihbücherei an die Klassen abgesehen werden. Die gesamten Bücherbestände für die freie häusliche Lektüre werden dann von dem Büchereileiter zu bestimmten, für die einzelnen Klassen festgesetzten Ausleihstunden direkt an die einzelnen Schüler ausgeliehen. Abgesehen von der auch hier erforderlichen Ausleihkontrolle durch Ausleihbuch, Leserkontokarte oder Buchkarte, ist dabei ein gut gegliedertes, mit Charakteristiken versehenes Verzeichnis für die Hand der Schüler (evtl. getrennt nach Altersgruppen!) besonders erforderlich. Dieses Verfahren bedingt vor allem, daß dem Büchereileiter genügend Zeit geschaffen wird für eine beratend-vermittelnde Buchausgabe, evtl. unter Benutzung dazu geeigneter Stunden und unter Mitwirkung der betr. Klassenlehrer bei der Ausleihstunde.

6. Unterbringung und Buchpflege

Wo es irgendwie möglich ist, z. B. bei Schulneubauten oder -umbauten, ist ein besonderer Büchereiraum einzurichten, der einfach, aber seinem Zweck entsprechend freundlich und geschmackvoll auszustatten ist. Als bescheidenste Ausstattung sind außer den Regalen ein Schrank zur Aufbewahrung der Kartothek und der technischen Hilfsmittel, ein größerer Tisch für Verwaltungsarbeiten und für die Ausgabe der Bücher sowie eine Waschgelegenheit erforderlich.

Die Schränke oder Regale müssen so gebaut sein, daß die Bücher nur einreihig zu stehen brauchen und leicht erreichbar sind. Nur so ist eine bequeme Handhabung, Übersicht und pflegliche Behandlung der Bücher möglich. Auskunft über zweckmäßige Regal- und Inventarkonstruktionen sowie den erforderlichen Raumbedarf wird auf Wunsch gern erteilt.

Besondere Beachtung ist in jeder Bücherei der Buchpflege zu schenken. Nicht nur aus hygienischen und wirtschaftlichen, sondern vor allem auch aus pädagogischen Gründen müssen sich die den Kindern übergebenen Bücher jederzeit in einem sauberen und gepflegten Zustand befinden. Nur durch das Beispiel ist es möglich, das Kind ebenfalls zur Achtung und Pflege des Buches zu erziehen. Da dieses naturgemäß noch weniger als der Erwachsene versteht, mit dem Buche umzugehen, und da außerdem Jugendschriften oft besonders schlecht gebunden sind, empfiehlt es sich, die Bücher sofort umbinden zu lassen, zumindest aber, ihnen bei der ersten Reparatur einen büchereifähigen Einband zu geben. (Siehe dazu die Büchereieinbände und -umschläge des Einkaufshauses für Volksbüchereien, Leipzig N 22, Richterstraße 8.) Bei den besonders leicht zerreißbaren Heften der Klassenlesestoffe empfiehlt es sich, den festesten Einband zu kaufen. Die Klassenlesestoffe werden zweckmäßig in Schutzkartons, die evtl. im Werkunterricht hergestellt werden können, aufbewahrt.

7. Die Mittel für die Schülerbücherei

Die erhöhte Bedeutung, die der Schülerbücherei in der heutigen Schule als Lehrmittel zukommt, macht es notwendig, sie finanziell besser zu unterstützen, als dies bisher in der Regel geschehen ist[1]. Dort, wo noch gar keine Bücherei besteht, wird zunächst durch Bereitstellung

[1] Siehe hierzu die Arbeit von Gerhard Schönfelder „Zur Frage der Bibliotheksetats". IV. Die Schulbüchereien. Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 95. Jg., Nr. 271 und 273 vom 22. und 24. 11. 1928. D. S.

einmaliger größerer Einrichtungsmittel ein Büchereigrundstock geschaffen werden müssen. Das weitere Gedeihen und die dauernde Leistungsfähigkeit werden aber entscheidend davon abhängen, daß in den Schulhaushaltplänen laufend ein angemessener Betrag für die Bücherei eingesetzt wird. Dabei werden neben Neuanschaffungen vor allem auch die Instandsetzung und die Buchpflege (Einbinden usw.) zu beachten sein.

Zur finanziellen Verwaltung gehört es auch, die vorhandenen Mittel wirtschaftlich am besten auszunützen, d. h. nur das für die Büchereiarbeit beste Material zu beschaffen. Insbesondere muß vor sogenannten „billigen Gelegenheitskäufen“ gewarnt werden. Oft handelt es sich um schlecht gebundene, aus dem allgemeinen Buchhandel ausgeschiedene Exemplare, die schon nach ganz kurzer Zeit zerlesen und völlig unbrauchbar sind. „Billig“ heißt dann „teuer“ kaufen. Vor allem ist auch vor jedem Kauf genau zu prüfen, ob und wie die betr. Werke im Unterricht und für die freie häusliche Lektüre wirklich nutzbringend verwendet werden können (Plan für den Bestandsaufbau machen!). In bezug auf fachgemäße Anschaffungen ist die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen jederzeit zu Auskünften bereit.

8. Die Leitung der Schülerbücherei

Die Wahl des Büchereileiters geschieht durch das Kollegium. Es ist dringend notwendig, daß sie auf eine längere Reihe von Jahren erfolgt, wenn eine wirkungsvolle Arbeit gewährleistet werden soll. Wenn auch die Verwaltung der Schülerbücherei nicht den Umfang des öffentlichen Büchereidienstes annehmen wird, so ist es doch wünschenswert, daß den Leitern der Schülerbüchereien Gelegenheit gegeben wird, sich an Lehrgängen für Schul- und Volksbibliothekare zu beteiligen, um mit den Methoden der neuzeitlichen Büchereiarbeit vertraut zu werden. Zu den verantwortlichen Obliegenheiten des Büchereileiters gehören, unbeschadet der tätigen Mitarbeit anderer Kollegen:

die Arbeiten für den Bestandsaufbau und die regelmäßige Ergänzung des Bestandes / die Anschaffung der vom Kollegium beschlossenen Bücher / die ordnungsgemäße Verwaltung der Bücher / die Bereitstellung der Bücher für die Ausleihe und die Kontrolle über die Ausleihe / die Pflege des Buchbestandes / die Anlage der Bücherverzeichnisse für die Benutzer / die Aufstellung der für die Bücherei benötigten Mittel.

*

Eine ordnungsgemäße und pädagogisch fruchtbare Durchführung dieser Arbeiten erfordert von dem betr. Lehrer einen bedeutenden Aufwand an Kraft und Zeit. Es ist deshalb notwendig, ihm eine entsprechende Ermäßigung seiner Pflichtstunden zuteil werden zu lassen. Sie muß sich je nach der Größe der Schule richten, muß aber mindestens 2—4 Wochenstunden betragen.

9. Schülerbücherei und Öffentliche Bücherei

Die Erziehung zum Schrifttum muß in der Volksschule leider gerade dann abgebrochen werden, wenn der Jugendliche beginnt, ein persönliches Verhältnis zum Buche zu suchen, und also einer besonderen Beratung und Führung bedarf. Es gehört daher zu den Aufgaben der Volksschule, den Schüler mit den Einrichtungen der öffentlichen Bücherei vertraut zu machen, die ihre Büchereiarbeit nach den gleichen pädagogischen Grundsätzen gestaltet und daher am besten geeignet ist, die Arbeit der Schule erfolgreich weiterzuführen. Die deshalb dringend notwendige Zusammenarbeit zwischen Schule und öffentlicher Bücherei kann auf zweierlei Weise erfolgen. Erstens indem, wie oben bereits mehrfach angedeutet, die Erfahrungen des öffentlichen Büchereiwesens sinngemäß bei dem Aufbau der Schülerbüchereien angewendet werden. Zweitens indem die Schüler der oberen Klassen unmittelbar mit den Einrichtungen der öffentlichen Bücherei in Berührung gebracht werden. Die Verordnung des Preußischen Unterrichtsministers vom 9. 6. 28 gibt eine Reihe wertvoller Hinweise, in welcher Weise dies möglich ist. Die Regelung muß selbstverständlich den jeweils Beteiligten selbst überlassen bleiben, muß aber auf jeden Fall getroffen werden, wenn nicht nur die Anregung und Grundlegung durch die Schule, sondern auch die Bemühungen der öffentlichen Bücherei zu einem großen Teile vergeblich sein sollen. Über die verschiedenen Möglichkeiten der Zusammenarbeit wird in einem weiteren Beitrag berichtet.

Bericht über die Mitgliederversammlung 1928 des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare

Als Verbandsorgan des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare bringen wir heute den offiziellen Bericht des Geschäftsführenden Vorstandes über die Jahresversammlung in Münster 1928. Bereits im XII. Band der Hefte (S. 313ff.) hat Heinrich Becker zu den Vorgängen in Münster Stellung genommen. Den Mitgliedern des Verbandes wird voraussichtlich noch ein ausführliches Protokoll zugehen, so daß dann auch die, die nicht in Münster anwesend waren, in der Lage sein werden, ein deutlicheres Bild von dem Verlauf der Tagung und den Maßnahmen der einzelnen Gruppen zu gewinnen. Es wäre zu hoffen, daß die lebhaften Auseinandersetzungen in Münster letzten Endes doch dazu dienen, den Verband als neutrale berufsständische Vertretung der deutschen Volksbibliothekare und des deutschen Büchereiwesens zu stärken.

Die Schriftleitung

Die diesjährige Mitgliederversammlung des VDV fand vom 15. bis 17. Oktober in Münster i. W. statt. Für die Dauer der Tagung hatte der Magistrat das Stadtweinhaus mit dem Stadtverordnetensitzungssaal und Nebenräumen am altehrwürdigen Prinzipalmarkt zur Verfügung gestellt. Ein sehr reges Interesse der Volksbibliothekare, das sich in der starken Beteiligung — es hatten sich rund 130 Mitglieder eingefunden — und in der Lebhaftigkeit der Diskussion kundtat, bestimmte das Bild der Tagung. Der Erste Vorsitzende, Herr Professor Dr. Fritz, eröffnete die Tagung am Nachmittag des 15. Oktober mit einer Begrüßung der Anwesenden, dem Dank an die Stadt für die Aufnahme und einer Mitteilung über die geplanten Veranstaltungen, worüber weiter unten berichtet wird. Den in den letzten zwei Jahren gestorbenen Mitgliedern: Herrn Dr. Homann-Charlottenburg, dem der Verband für seine aufopfernde Tätigkeit als Schriftführer besonderen Dank schuldet, Fräulein Littmann-Breslau, Fräulein Jerrmann-Hamburg und Herrn Dr. Kemp, der gleichfalls als Vorstandsmitglied lange und wirksam für den Verband gearbeitet hat, widmete der Vorsitzende einen Nachruf. Die Versammlung ehrte die Verstorbenen durch Erheben von den Plätzen. In dem nun folgenden Geschäftsbericht sprach der Vorsitzende einleitend über die Entwicklung des deutschen Volksbüchereiwesens in den letzten zwei Jahren, die er als ein stetiges, wenn auch langsames Vorwärtsschreiten kennzeichnete. Immer noch, führte Herr Professor Fritz aus, ist das Interesse der Öffentlichkeit für die Bücherei nicht stark genug, immer noch muß das Verständnis der Behörden erst mühselig errungen werden. Es gilt darum, noch viel weitere

Kreise, vor allem auch mit Hilfe der Presse, zur Anteilnahme an unserer Sache, die ja auch die ihre ist, zu gewinnen; eine Aufgabe, für die sich gerade auch der Verband an den verschiedensten Punkten eingesetzt hat und noch weiter einzusetzen haben wird. In engem Zusammenhang damit stehen die berufsständischen Fragen: Hier hat der Verband auf der einen Seite durch umfassende statistische Rundfragen über die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse die derzeitige Lage klargestellt, auf der anderen durch Versendung seiner „Richtlinien" an die Magistrate der deutschen Städte und durch gutachtliche Äußerung in Einzelfällen aktiv an der Besserung der mancherorts noch geradezu unhaltbaren Zustände gearbeitet. Weiter hat er Gelegenheit genommen, den Behörden gegenüber seine Stellung in der Frage der Besetzung von Büchereistellen durch Militäranwärter zu bezeichnen. — Ein abschließender Bericht über die im Gang befindliche Neugestaltung der Ausbildung konnte noch nicht gegeben werden, weil die Verhandlungen darüber noch schweben. Im Zusammenhang mit einer kleinen Ausstellung von Druckkatalogen, die im Hinblick auf das Tagungsreferat „Katalog und Leserschaft" vorbereitet wurde, hat der Verband den Aufbau eines Archivs für volksbibliothekarische Fachliteratur begonnen. Die seinerzeit ergangene Aufforderung zur Beteiligung durch Hergabe von je zwei Exemplaren aller Veröffentlichungen der Büchereien wird an dieser Stelle wiederholt. Das Jahrbuch, eine der wichtigsten Leistungen des Verbandes, liegt in zwei Jahrgängen vor, während sich der dritte in Vorbereitung befindet. — Im Anschluß an den Geschäftsbericht sprach der Schriftführer ausführlich über die Pläne zur Neugestaltung und Erweiterung des Jahrbuches. Darauf eröffnete der Vorsitzende die Aussprache. Es wurde der Antrag gestellt, dem Vorstand formale Entlastung zu erteilen. In einer ausgedehnten Diskussion wurden Schwierigkeiten behandelt, die sich bei der Geschäftsführung in den letzten Jahren ergeben hatten. Die Kollegen Sulz, Winker, Schuster u. a. glaubten, daß schuld an den Schwierigkeiten die paritätische Zusammensetzung des Vorstandes sei. Sie forderten daher die Aufgabe des Grundsatzes der Parität. Dagegen erhoben die Kollegen Setzer, Reuter, Becker u. a. Einspruch, da damit die Grundlage des Verbandes vollständig verändert würde. Nach weiterer Aussprache über Einzelheiten erfolgte die Entlastung des Vorsitzenden und des Schriftführers; die Entlastung für die Kassenführung wurde am darauffolgenden Tage nach Prüfung durch zwei von der Versammlung gewählte Kassenprüfer erteilt. Nach einer kurzen Pause wurde die Wahl des neuen Vorstandes eingeleitet. Eine längere Aussprache über den Wahlmodus folgte. Schließlich wurde

mit 76 : 50 Stimmen bei einer ungültigen Stimme folgender Antrag Dr. Sulz-Essen angenommen: „Ich beantrage, daß bei der Wahl des Vorstandes von der zahlenmäßigen Parität Abstand genommen wird; statt dessen sind Listen aufzustellen, über die mit einfacher Mehrheit abgestimmt wird". Auf eine Anregung aus der Versammlung erfolgte eine kurze Suspension der Tagung, die einer Vorbesprechung innerhalb eines kleineren Kreises über die Zusammenstellung einer Liste diente. Mit der Bekanntgabe der folgenden Vorschlagsliste wurden die Verhandlungen fortgeführt:

Erster Vorsitzender: Dr. Wilhelm Schuster-Berlin
Schriftführer: Dr. Wolfgang Engelhardt-Berlin-Köpenick
Schatzmeister: Hans Hofmann-Leipzig
Stellvertr. Vorsitzender: Dr. Wolfgang van der Briele-Elberfeld

Weitere Vorstandsmitglieder:

Wilhelm Sandmann-Dresden
Martha Schwenke-Charlottenburg
Adolf Trumm-Kaiserslautern
Dr. Adolf Waas-Frankfurt a. M.

Ersatzvorstandsmitglieder:

Dr. Fritz Heiligenstaedt-Hannover
Dr. Franz Schriewer-Flensburg
Dr. Wilhelm Schröder-Allenstein
Charitas Schultz-Schmula-Görlitz

Andere Listen wurden nicht eingereicht; so erfolgte Abstimmung über die genannte, mit dem Ergebnis, daß sie mit 88 : 23 Stimmen bei 16 Enthaltungen angenommen wurde. Da aus organisatorisch-technischen Gründen diesmal keine Vertreterin der volksbibliothekarisch tätigen Frauen in den Geschäftsführenden Vorstand gewählt werden konnte, wurde bestimmt, daß zu allen Verhandlungen des Geschäftsführenden Vorstandes, die besonders Frauenangelegenheiten betreffen, eine Kollegin aus dem erweiterten Vorstand zuzuziehen sei.

Am zweiten Verhandlungstage wurde aus den Reihen der in der Minderheit Gebliebenen eine von 30 Namen unterschriebene Erklärung zu Protokoll gegeben, in der schärfster Widerspruch für den Fall angekündigt wurde, daß die von einigen Kollegen vertretene Auffassung wonach der Verband büchereipolitisches Machtmittel werden solle,

sich beim Vorstand durchsetzen würde. Dieser Widerspruch sei um so mehr berechtigt, als der neugewählte Vorstand keine gerechte Vertretung der tatsächlichen Lage im deutschen Volksbüchereiwesen darstelle. Im Anschluß an diese Erklärung entspann sich noch einmal eine Debatte über die Bedeutung der Parität. Im Verlaufe dieser Debatte erklärten Vertreter der Versammlungsmehrheit, man denke weder daran, den Verband zu einem büchereipolitischen Machtmittel zu machen, noch wolle man die Minderheit irgendwie vergewaltigen. Die Absicht gehe vielmehr gerade dahin, die Freiheit der Entwicklung des deutschen Volksbüchereiwesens zu sichern bzw. zurückzugewinnen. Auch hoffe man, daß der Vorstand in seiner jetzigen Zusammensetzung arbeitsfähiger sein werde als bisher.

*

In der Folge wurden der Versammlung die vorliegenden Anträge mitgeteilt, und zwar zunächst die Anträge des Geschäftsführenden Vorstandes auf Vervollständigung der Satzungsänderungen durch folgende Bestimmungen:

1. „Der Ausschluß von Mitgliedern erfolgt durch den Geschäftsführenden Vorstand. Er ist zulässig nach Ablauf des Geschäftsjahres, für welches von dem betreffenden Mitglied noch kein Beitrag gezahlt worden ist. Vorausgehen muß die Aufforderung zur Zahlung. Vor einem Wiedereintritt müssen die etwa noch ausstehenden Beiträge nachgezahlt werden."
2. „Das Geschäftsjahr läuft vom 1. April bis zum 31. März."
3. „Für den Fall des Ausscheidens wird ein Stellvertreter für jedes Vorstandsmitglied gewählt."

Die beiden ersten Anträge wurden von der Versammlung einstimmig angenommen, der dritte auf den Hinweis eines Mitgliedes, daß dieser Forderung ja schon bei der Vorstandswahl Rechnung getragen worden sei, zurückgezogen.

Gegen nur eine Stimme wurden ferner die Anträge der Ausbildungskommission angenommen:

1. „Es wird beantragt, daß der Verband Deutscher Volksbibliothekare, ohne der endgültigen Regelung der Ausbildungsfrage vorzugreifen, das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung schon jetzt um folgende Abänderung der augenblicklich geltenden Bestimmungen ersucht: Die Anwärter für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an Volksbibliotheken, die auf Grund der Reifeprüfung nur eine zweijährige praktische Ausbildung durchzumachen haben, werden erst zweieinhalb Jahre nach erfolgtem Eintritt in die Aus-

bildung zur Diplomprüfung zugelassen, damit die theoretische Ausbildung nicht wie bisher ausschließlich auf Kosten der praktischen Ausbildung erfolgt."

2. „Es wird beantragt, daß der Verband Deutscher Volksbibliothekare die einheitliche Regelung der Amtsbezeichnung im volksbibliothekarischen Beruf vorbereitet."

Im Anschluß daran wurde die Ausbildungskommission in der folgenden Zusammensetzung neu gewählt:

Dr. Wilhelm Schuster-Berlin, Vorsitzender
Julie Hansen-Hamburg
Hans Hofmann-Leipzig
Johanna Mühlenfeld-Berlin-Pankow
Dr. Helene Nathan-Berlin-Neukölln, stellv. Vorsitzende
Dr. Maria Steinhoff-Köln
Dr. Eugen Sulz-Essen

Nachdem auf einen Dringlichkeitsantrag hin die Ausbildungsfrage nachträglich auf die Tagesordnung gesetzt worden war, entspann sich eine lebhafte und sachliche Debatte über die Ausbildungsfrage, in der sowohl die Anhänger der „getrennten volksbibliothekarischen Ausbildung" als auch die Anhänger einer „Gabelung der Ausbildung" ihren Standpunkt darstellten und begründeten. Die weiteren Vorarbeiten zur Klärung in der Ausbildungsfrage soll die Ausbildungskommission übernehmen. Die Mitgliederversammlung beschloß, der Ausbildungskommission folgende Richtlinien für ihre Arbeit mitzugeben:[1]

1. „Als Vorbedingung der Zulassung für den volksbibliothekarischen Dienst ist Abitur oder eine gleichwertige pädagogische oder soziale Abschlußprüfung zu fordern. Was als ‚gleichwertig' zu betrachten ist, ist von der Ausbildungskommission festzulegen."

2. „Für den volksbibliothekarischen Beruf ist mindestens eine dreijährige praktische und theoretische fachmännische Ausbildung und eine Abschlußprüfung zu fordern."

3. „Wir sind grundsätzlich gegen eine völlige Auseinanderreißung des wissenschaftlich-bibliothekarischen und des volksbibliothekarischen Berufes. Die Methoden der Gabelung und deren Vorteile und Nachteile sind von der Ausbildungskommission zu untersuchen und darzustellen."

Nachdem sich schließlich noch ein Frauenausschuß gebildet hatte, sprachen die beiden Herren Heinrich Becker-Leipzig und Dr. Wilhelm Schuster-Berlin über das Thema „Katalog und Leserschaft"; ein ein-

[1] Für die Mitglieder des VDV wird das Protokoll der Tagung, dessen Veröffentlichung geplant ist, einen ausführlichen Bericht auch über diese Frage bringen!

gehender Bericht darüber wird später erstattet werden. Trotz großer Ermüdung blieb das Interesse bis zum Schluß rege; wegen der vorgerückten Stunde konnte keine Diskussion mehr stattfinden, und die Tagung wurde — gegen sieben Uhr — geschlossen.

Zu geselligen Veranstaltungen im Laufe der Tage trafen sich die Mitglieder erstmalig am Montag, den 15. Oktober abends, mit den Teilnehmern der Jahresversammlung des Rheinisch-westfälischen Bibliothekarverbandes. Auf Dienstag, den 16. Oktober, hatte der Verband alle Mitglieder, die zu der Tagung gekommen waren, zu einem gemeinsamen Mittagessen in den Ratskeller eingeladen. Der dritte Tag — Mittwoch, der 17. Oktober — war verhandlungsfrei: Nach einer Begrüßung durch Herrn Professor Dr. Bömer, den Direktor der Universitätsbibliothek Münster, erfolgte unter seiner Führung eine Besichtigung der Universitätsbibliothek und der von ihm geschaffenen Schausammlung alter Drucke. Daran schloß sich ein Rundgang durch die Stadt unter Führung von Herrn Privatdozenten Dr. Meyer. Zu einem Autoausflug auf die Wasserburg der Droste-Hülshoff und auf die neuerdings als Kurhaus betriebene ehemalige Boniburg hatte die Stadt eingeladen. Hier, wo die Teilnehmer zum letzten Male versammelt waren, sprach der neue Vorstand durch seinen Vorsitzenden dem alten Vorstand den Dank für seine Arbeit und besonders für seine Mühe um das Zustandekommen der Tagung mit ihren Veranstaltungen aus. Der Verband verfehlt nicht, auch an dieser Stelle sowohl dem Magistrat der Stadt Münster, insbesondere Herrn Stadtrat Dr. Engelmaier, wie auch den Herren Bibliotheksdirektor Dr. Bömer und Privatdozent Dr. Meyer seinen Dank zum Ausdruck zu bringen.

Berlin—Leipzig, Dezember 1928

Verband Deutscher Volksbibliothekare e. V.
Der Geschäftsführende Vorstand

Schöne Literatur

Naturverbundenheit

Eine Auswahl moderner Erzähler

Immer wenn die Menschheit in Gefahr gerät, Masse zu werden, Masse ohne Fühlung mit den Kräften der Tiefe und Höhe, wird in der Dichtung die Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur wach. Das ist auch die Situation unserer Tage, und in diesem Sinne wollen die folgenden Erzählungen moderner Autoren gewertet werden. Einige davon — Blunck, Jensen — führen uns in die Urzeit zurück, wo noch ein unmittelbares Verhältnis zwischen Mensch und Natur bestand. Andre erzählen vom deutschen Bauern, der noch wesensnah mit dem Boden verbunden ist: Griese, Vershofen, Speckmann, Schröer. Die Erdverbundenheit fremder Völker lassen uns Roselieb und Lersch erkennen.

Chr. T.

Hans Friedrich Blunck, Gewalt über das Feuer. Eine Sage von Gott und Mensch. Jena 1928, Eugen Diederichs. 226 Seiten. Preis 5.— RM.

Es ist eine auffallende Tatsache, daß die nordischen Schriftsteller den Gang der Kultur gern an Bildern aus der Wildnis, aus der Einsamkeit ungeheurer Bergwälder oder der nordischen Inselmeere oder exotischer Gebiete darstellen (Hamsun, Johansson, Bojer, Joh. V. Jensen u. a.). Das mächtige Vorbild der mittelalterlichen Saga, die lebendige Darstellung der Altertumsforschung durch volkstümliche Stilisten und Volkshochschullehrer, durch die diese Wissenschaft Volksgut geworden ist, die stärkere Naturverbundenheit der kleinen nordischen Völker: diese und andere Ursachen mögen mit dazu beigetragen haben, daß die Skandinavier heute populär gestalten, was in Westeuropa und Deutschland philosophisch (u. a. von Rousseau, Schiller in seinen philosophischen Gedichten und Abhandlungen) und wissenschaftlich (von den Archäologen) für die Gebildeten verarbeitet worden ist.

In diese geistige Reihe gehört auch der neueste Roman Bluncks, der die Ergebnisse der nordischen Altertumskunde, der Eiszeitforschung und der mit ihr verbundenen Prähistorie in poetische Handlung umsetzt. Über die vom Weib geführte und beherrschte Horde naturgebundener Tiermenschen erhebt sich Börr, der nordische Prometheus, als er mit dem Feuer, dem Geschenk des im Gewitter vorüberwandernden Gottes, Waffe und schöpferisches Element in die Hand bekommt. Von Stufe zu Stufe schreitet er vorwärts: zur Siedlung, zur Überwindung der Riesentiere jener Zeit, zur Zähmung werdender Haustiere, zur Sprache, zum Ton und Gesang als Rausch und Gebet, zur Zeichnung von Bildern als Zaubermittel der Welteroberung. Das meiste davon erscheint den Hordenmenschen als Frevel wider die alte Sitte, als Hybris, vor allem, daß Börr sich ein eigenes Weib nimmt und so aus der Gemein-Ehe zur Ein-Ehe übergeht. Arra, dem Gatten ebenbürtig, erfindet Töpferei und Kochkunst. Das gebaute Haus tritt an die Stelle der Höhle. Die Familie bildet sich, Stamm und Herrschaft. „Herrlich wurde das Leben des Menschen, das Feuer diente ihm, der Sommer stand leuchtend, wie noch nie, über Tälern und

Inseln. Neue Erfahrung schenkte jeder Tag; wo tausend Geschlechter blind vorübergegangen, wo schier seit Ewigkeit der Mensch taub und stumm entlang gewandelt war, sprang jäh der verknüpfende Funke auf." Noch einmal brechen die Elemente ein, die neue Eiszeit mit Tod und Vernichtung des Feuers, aber schon ist der Geist des Menschen frei und stark zum siegreichen Kampf wider sie geworden. Nur daß Arra fortgerissen ist, heimgeholt vom Gott, das verwindet Börr nicht. Trauer der Liebe verwandelt sich in Haß wider Gott. Die Tragik ist in die Welt gekommen und scheint sich im drohenden Widerstreit zwischen Vater und Sohn zu vertiefen. Am Ende aber erhebt sich in Börrs Seele die Liebe zum Menschengeschlecht siegreich, und der versöhnte Gott führt ihn heim zu Arra. „Gewalt über das Feuer" schafft Kultur, befreit den Tiermenschen aus dem Dunkel der Natur zum Licht des Geistes und der Seele und der erlösenden Liebe, und „es war Gottes tiefste Liebe, da der Mensch unsterblich ward, sich ihm im Leben nicht mehr zu weisen —".

Wäre mit solchem Bilde aus der Urzeit der Sinn des Buches erschöpft, es bliebe doch nur poetisierte Wissenschaft. Aber für den denkenden Sinn gewinnt diese Geschichte vom Zeitalter des frevelnd-tragischen Übermenschen typische Bedeutung. An jedem Wendepunkt der Menschheitsgeschichte lebt und leidet und löst Börr-Prometheus: „Seht euch vor, wenn der große Gott einen Denker auf unseren Planeten kommen läßt. Alles ist dann in Gefahr, wie bei einer Feuersbrunst in der Großstadt, wo keiner weiß, wo und wie es enden wird" (Emerson). Als Wende empfinden wir auch unsere chaotische Zeit. Weltbild und Seelenwesen, Gesellschaft und Gemeinschaft, Verhältnis zu Natur und Überwelt will sich wandeln. Börr erwacht und Arra, das Weib der Zukunft. Erkenntnis und Metaphysik und Symbol eines neuen Geistes revoltieren wider die Vergangenheit, was will werden? — So liest und empfindet man diese Geschichte aus ferner, fremder Urzeit doch als Frage der heutigen, unruhig bewegten Menschenseele, als erfühltes Bild einer Sehnsucht, als poetisch gestaltete Antwort, als ein Buch der Gegenwart.

Johannes V. Jensen, Zug der Cimbern. 6.—8. Auflage. Berlin 1927, S. Fischer. 264 Seiten. Preis 4.50 RM.

Über die Heiden Jütlands wandert nordwärts Norne-Gast, der männliche Schicksalsträger, der die Welt durchschweift und die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden den Cimbern am Liimfjord in die Seele singt. Heilige Symbole stehen im Hain: der Stier, das Symbol der Erde, der Kraft, der Tat, der Weltbezwingung, und der goldene Ring, das Bild des Himmelskreises, Symbol des aufsteigenden Lebens wie des absteigenden Todes. Drang in die Weite regt sich in dem jungen Geschlecht. — Die schönste der Jungfrauen, Inge, findet Wohlgefallen an dem erhandelten griechischen Sklaven Kairon. Aber als Bojerik der Junge durch Bezwingung des Frühlungsstiers sie gewinnt, folgt sie ihm als sein Weib. Auf der Hochzeit singt Norne-Gast von der sonnigen Ferne, von Walland (Welschland) im Süden mit seinen Steinburgen, Bergen, Göttern und Reichtümern. In der Nacht entflieht Kairon mit Inges Hilfe. Sie selber muß früh sterben. Wedis, ihre Tochter und ihr Abbild, wird zur Hüterin des Stierbildes, zur heiligen Jungfrau bestimmt.

Da setzt die nordische Sintflut ein, Steigen der Fjorde, unendlicher Regen, Sieg des land- und menschenfressenden Meeres. Bojerik wirft das Los: die Cimbern brechen auf und aus. Bojerik wird König eines unermeßlichen Heeres, während Norne-Gast sieben Jahre über das Mittelmeer, den Nil aufwärts schweift, wo er sein Auge in das der Sphinx taucht, die Sehnsucht des Eisnordens in die dämonische Glutstille der Südwüsten. Als er aber selbst da, wo er die Sonne im Rücken hat, sein Endziel, das Reich der Toten, die Ruhe der

Erfüllung, nicht findet, kehrt er um. Er trifft die bei Noreja siegreichen Cimbern wieder. Aber nur Wedis, die Hüterin des Stierbildes, verkörpert ganz noch Heimat, Urzeit, Heiligstes.

Der Endkampf naht. Aus dem cimbrischen Schrecken reißt sich Rom an Marius' nüchterner Härte empor. Die Völkerschlachten Arausio, Aquä Sextiä und Vercellä steigern sich zu Stoß und Gegenstoß: Tuba und Horn brüllen sich aus heiseren Kehlen an, die römische Wölfin und der cimbrische Stier, der kleine schwarze Legionär und der riesige blonde Barbar. Als die Sonne unterging, war der Stier besiegt. Die Wölfin hatte ihre Zähne von unten in seine Gedärme gegraben und sie herausgerissen. Vae victis! In niedriger Sklavenarbeit und Schande, am Vesuv in des Spartakus rohen Horden verkommen die letzten der Cimbern.

Nur Wedis lebt. Sie trifft in Rom auf Kairon und wird des Künstlers Weib und ewiges Bild, die Mutter der Kinder des Nordens und Südens. Norne-Gast, der Weise, kommt von Alter zu Alter wieder an diesen seligen Ort, wo sich Antike und nordische Jugend vermählt haben, und geht wieder, den Tiber abwärts, an Rom vorbei, dem Meere zu. Die Völker vergehen, ihr Edelstes bleibt unsterblich. —

Ein Roman ist das nicht. Es ist ein großes lyrisches Gedicht vom Auftauchen eines Volkes aus den Nebeln der Urzeit bis zum Untergang in der Blutflut und der Wiedergeburt in der Vereinigung. Lyrische Gedichte, teilweise von großer Schönheit, sind auch die einzelnen Szenen und Kapitel, besonders schön die letzte Schlacht und das letzte Gartenbild. Nirgend stört uns Pathos oder Sentiment, fast nüchtern schreiten die Bilder und die eingewobenen Quellenberichte an uns vorüber, kein einziges Gespräch hemmt den lyrischen Fluß.

Wer von den nordischen Balladen, Sagen und Epen, von Edda und Nibelungenlied herkommt, tritt hier in eine ganz andere Kunstwelt ein. Dort steht der Held im Mittelpunkt, der zwar das Wesen seines Volksstammes verkörpert, aber dieses so überragt, überschattet und in den Hintergrund drängt, daß es nicht mehr sichtbar ist. Hier dagegen schauen wir immer das große, lebendige Volk, und nur gelegentlich taucht der Helmbusch des Führers aus der Menge auf. Dort hat der Sänger das historische Grundereignis zu einer dichterischen Konstruktion verwertet, in der man jenes kaum noch wiedererkennt. Hier strebt der Dichter nach vollkommener Wirklichkeitstreue, aus genauestem Studium der Geschichte und Volkskunde heraus. Dort sind die Volkskräfte Idee, hier sind Volksgeist und -seele Stimmung geworden. Jenes ist der Stil eines heroisch-aristokratischen, dieses der Stil eines lyrisch-demokratischen Zeitalters. Ein Buch für Leser, die sich zu vertiefen und zu konzentrieren imstande sind.

Friedrich Griese, Die letzte Garbe. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 163 Seiten. Preis geb. 4.50 RM.

Drei Erzählungen enthält der Band: Brüder. Die beiden Namensbrüder Jakob Möller und Jakob Thormann waren Jugendfreunde und doch einander zu innerst fremd. Als Möller angeblich im Krieg 1870 gefallen ist, heiratet Thormann seine Witwe und erhält damit auch seinen Hof. Möller lebt aber, kehrt spät und unkennbar geworden heim. Als der Schwächere wagt er nicht, dem egoistischen Freunde Weib und Hof abzuverlangen, und da er sich von allem und allen nicht trennen kann, bleibt er, unerkannt, bis an sein Ende Knecht auf dem eigenen Hofe.

Die letzte Garbe: Einsam in der Heide wohnt der Kleinbauer mit Tochter und fremdländischem Knecht. Die Franzosen brechen herein und rauben

Vieh und Geld, er rührt sich nicht. Sie töten den guten Knecht und schänden die Tochter, er erhebt sich drohend. Sie verbrennen die letzte Garbe: da bricht er hervor, mit ihm das Geschlecht der dahingegangenen unterirdischen Väter, und vertilgt sie.

Die Pflüger. Dreißig Jahre hauste der Krieg, da läutet der alte Pastor den Frieden ein. Der zum Urmenschen gewordene Knabe der Wildnis, aus Instinkt Pflüger geblieben, kehrt heim, hinter ihm und an ihm vorbei das Heer der Toten dieser Jahre. Er sah, „wie die Bauern mit Pferden und Gerät anrückten. Die Tiere schnoben. Das Erdreich knirschte, so ging der Zug der toten Bauern die lange Herbstnacht hindurch, an ihrer Spitze mit Pferd und Pflug der Vater, der dem Sohn, dem letzten der alten Höfe und Gründer der neuen Geschlechter, den Acker bereiten wollte: sie, die Pflüger.“ —

Krieg ist der Hintergrund aller drei Geschichten, Not des Menschen und des Landes. Donner und Grauen des letzten Weltkrieges klingt darin nach

Bauerngeschichten sind es. Die Menschen sind dumpf und schwerfällig. Bauernleben ist hier tief erfaßt: „Ihr Sein ist ihre Scholle, ihre Sehnsucht das Werden des Halms und rauschendes Korn, die Erfüllung die Garbe.“ Die Geschichten gehen schwerflüssig im Aufbau und Stil, lyrisch breit und versonnen; ein Hebbel würde vielleicht, wie einst gegen Stifters Verlorenheit im Kleinen, ungeduldig gegen diese bäuerliche Bedächtigkeit und Breite anstreben. Wenn aber die Erde Gestalt, wenn Heideduft und Ackernebel und Erdseele und Wanderung unendlicher Geschlechter poetische Schau werden soll, wer will mit dem Dichter rechten, daß der Rhythmus seines Blutes so schweren Taktschritt geht?

Diese Heimatkunst ist „bedeutend“ im Goetheschen Sinn. Ihre Hintergründe reichen hinaus in die Welt und ihre Untergründe bis an den Urgrund, obgleich ein Rest von poetisch Ungelöstem immerhin nicht zu verkennen ist. Es ist, als hätte dieser Mecklenburger slawische Blutbeigabe wie Barlach, sein Landsmann, als wäre der Geist ans Dunkel gebunden und könnte Geister nur aus dem Dunkel bilden. Hier wird eine Schranke für die Aufnahme des Buches bleiben.

Wilhelm Vershofen, Swennenbrügge. Das Schicksal einer Landschaft. Siegburg (Rheinland) 1928, W. Gericke. 281 Seiten. Preis geb. 6.50 RM.

„Das Schicksal einer Landschaft“ ist nicht gleichbedeutend mit der Geschichte der Landschaft. Wohl taucht Historisches im Hintergrunde einer oder der anderen Geschichten dieses Buches auf, die Napoleonische Zeit, die Inflation u. a. Eher schon wird die Landschaft des hannöverschen Swennenbrügge an der holländischen Grenze in die Wirtschaftsgeschichte Niederdeutschlands verwoben (Vershofen ist ja der Vershofen des Nylandkreises, der Verfasser der Finanznovelle „Der Fenriswolf“ und ähnlicher Dichtungen). Die Reihe der Geschichten setzt mit der von „Poggen Harm“ ein, der den alten Bauernwebstuhl durch den industriellen ersetzt und damit das Weben und Leben Swennenbrügges umstellt. Und die letzte Geschichte „Gustav Agnischack“ zeigt, wie dieser Mann alten Stils in der Inflation mit wirtschaftspolitischem Irrsinn die neue Zeit bekämpft, bis aus der klügeren Fernwelt der wirtschaftliche Retter seines Hauses kommt.

Aber eigentlich ist auch das nur Beigabe und Hintergrund. Vielmehr gewinnt die Landschaft erst Gestalt in den Menschenseelen, die wie Blasen aus dem dunklen Moorgrund aufsteigen und Seele des Grundes bleiben, bis sie sich auflösen. Und die Landschaft erleidet erst ihr Schicksal, wenn von außen her die Welt in sie einbricht, entweder heimkehrende Swennenbrügger oder Fremdlinge. Im Geist des Löllig Lünning, des gierigen Pastors, dringt der

Geist des Länderfraßes, der unersättlichen Geldgier und des stumpfsinnig schlingenden Genusses in das schlichte, solide Dorf ein. — Um der lieblichen Lisette willen kommt ein französischer Knecht ins Dorf, bringt den Erzbau mit, und um sie mordet hernach das Ungeheuer, der eifersüchtige Knecht Wülpenkadel, während der Christnachtmesse die einsame Herrin der Lisette und verschwindet ungestraft: Die Ucht. — Aus Amerika erscheint Alice Stretton und weckt die tiefe Leidenschaft des bisher ungeweckten Leopold Johannigmann, er geht ihr nach übers Meer und läßt sein Weib, die stille, vornehme Henriette mit der Kattunfabrik sitzen: Kattun. — Die Preußen annektieren Hannover, sie werden als Fremdlinge gehaßt. Franz der Eulenspiegel, der Amtmannssohn von Swennenbrügge, läßt sich um einer menschlich verständlichen Insubordination willen beim preußischen Militär totpeitschen. — Als Julius den Vahlen Bernd totschlägt, bilden die Bauern selber das Gericht zu Löchtenborg, um ihn nicht in die Hände der preußischen Beamten fallen zu lassen. — Bis ins Grab hinein verfolgen sie mit Haß (in Abtrünnig) ihren Wohltäter, den Doktor, als er ein „Rongerianer“ wird, also vom streng kirchlichen Standpunkt abzuweichen wagt, obgleich auch sie, die Bauern, mit Kirche und Priestern unzufrieden sind.

Streng und düster wie das Gesicht dieser Landschaft sind auch Antlitz und Geist ihrer Menschen. Ihr Schicksal gestalten sie eigenwillig, sie tragen die Folgen ihres Tuns, lassen auch andere darunter leiden, ohne sie durch Umkehr vom notwendigen Wege retten zu wollen. Karg und eng ist ihr Lebensumkreis, arm der Sandboden; arm und eng ist das Leben, karg und hart die Seele des niedersächsischen Bauern. Swennenbrügge ist Bild der Welt, im Ringen, im Irren, im Vergehen.

Es ist ein starkes Bild, das Vershofen in Rembrandtscher Manier, einbrechendes Licht im massigen Dunkel, gemalt hat. Wenn die wissenschaftliche Volkskunde „Swennenbrügge“ darstellen würde, wahrscheinlich würde da das Bild nur einige matte, nichtssagende Linien aufweisen. Timm Krögers holsteinische Bauernbilder muten Vershofen gegenüber wie herkömmliche Genre- und Landschaftsbilder ohne Tiefe an. „Swennenbrügge“ ist das dunklere und engere „Seldwyla“ des Tieflandes.

Diedrich Speckmann, Lüdinghoff. Roman. Berlin 1927, M. Warneck. 285 Seiten. Preis geb. 5.— RM.

Jan Lüding, der Besitzer von Lüdinghoff, will seinen Neffen Cord, den Wandervogel, seine Frau dagegen ihre Nichte den Hof erben lassen. Cord, der aus der Stadt und von der hohen Schule kommt, beweist Anlagen für die Landwirtschaft. Da reißt ihn der Krieg hinaus, wider den Willen des Alten. — Im zweiten Teil des Romans finden wir die Nichte auf dem Hof. Ihrer klugen, bestimmten Wesensart gelingt es, den veralteten Betrieb zu modernisieren. Nun erscheint Cord aus dem Krieg wieder, und nach allerlei Schwierigkeiten erfüllt sich der Wunsch der Alten, daß beide sich vereinen und also beide den Hof erben.

In dem lebendigen Stoff stecken allerlei Probleme: alte und neue Wirtschaftsform, Bauer und geistiger Arbeiter, Bauerntum und Beamtentum, Alter und neue Jugend, Stand und Volk, Heimat und Welt, Sinnlichkeit und Liebe. Es ist geradezu erstaunlich, wie Speckmann, der sich diese Probleme doch selber vor die Füße legt, um sie herumzufinden weiß. Allen den Volkskreisen, die innerlich mit ihnen ringen, die unter den Spannungen solcher Gegensätze leiden, hat er daher nichts Erlösendes zu sagen, sie werden ihn nicht lesen mögen.

Dagegen sind die noch ungespaltenen Menschen, die am zuständlichen Dasein und an unproblematischen Charakteren ihre Freude haben, das Lesepublikum dieser Heimatliteratur. Für sie ist Speckmanns solide Erzählung eine gute Speise. Seine Hauptgestalten, das alte und das junge Paar, der alte Rektor, der den deus ex machina spielt, der Jugendfreund Albert, dessen Knabenprofil schon den künftigen politischen Agitator erkennen läßt, sind recht lebendig geschaut, vortrefflich innerhalb der engen, tragikfernen Grenzen dieses Romans vor allem der alte Lüding, aus dem ein Dichter eine Charakterfigur hätte schnitzen können. Speckmanns unromantische, aber anregende und behagliche Erzählweise tut ihr übriges, das Buch jener angedeuteten nicht geringen Lesergemeinde lieb zu machen, zumal es über das Niveau des Unterhaltungsromans doch hinausführt. Von einer ästhetisch-künstlerischen Bedeutung der Speckmannschen Bücher kann man nur sehr bedingt sprechen, aber einen vorbereitenden Wert scheinen sie mir immerhin für einfache ländliche Volksschichten und für den städtischen Proletarier, in dem noch ein Stück vom bäuerlichen Menschen fortlebt, zu besitzen, da sie ein einheitliches moralisches, geistiges und schriftstellerisches Gesamtbild aufweisen (anders als etwa Sudermann, Frenssen u. a.), das anzuerkennen ist.

Gustav Schröer, Der Hohlofenbauer. Roman. Hamburg 1927, Hanseatische Verlagsanstalt. 323 Seiten. Preis geb. 6.— RM.

Bei einer eingehenden Prüfung Gustav Schröers kann kein Zweifel sein, daß in seinen Romanen das künstlerische wie auch das unterhaltende Element recht dürftig sind. Wie der Verleger von dem „Dichter Schröer" zu sprechen, geht nicht an: seine Werke haben als Ganzes kaum Gestalt oder Form im ästhetischen Sinne. Selbst die Technik des Unterhaltungsschriftstellers, in anschaulichen oder geistigen Spannungen die Handlung durchzukomponieren, meistert er nicht. Hin und wieder erfrischt, ja packt eine lebendige Szene oder die eindrucksvolle Haltung einer Figur, aber zu einer sinnvollen Schau und zu einem Charakter kann er sie nicht steigern. Auch diese Geschichte hat eigentlich keine Handlung im strengen Sinne, eine Reihe zusammenhängender Vorkommnisse wird an dem Faden eines Menschenlebens, hier des Hohlofenbauers, aufgereiht:

Der Hohlofenbauer, so lustig wie eigensinnig, hat in schwacher Stunde öffentlich verschworen, sein Sohn solle keine Frau heimbringen, die unter 5000 Taler besitze. Er hält aber allzu viel von dem Mariele, die sein Junge liebt, und die kein Geld hat, als daß er nun nicht selber in drolliger Weise ihr die geforderte Summe zuführen sollte. Das macht er, während der Sohn in der Stadt als Arbeiter lebt, Mann wird und die Not der andern Stände an sich selber fühlen und verstehen lernt. Er ist so, heimgekehrt, der Typus des deutschen Menschen geworden, in dem der Zwiespalt der Stände überwunden erscheint.

Worauf es Schröer hier ankommt, ist eben die Überwindung der sozialen Gegensätze, die arm und reich, Stadt und Land trennen. Aus seiner Tätigkeit als Lehrer und als Mitarbeiter in der thüringischen Bauernbewegung kennt er die Stände, ihre Anschauungen und Nöte, ihre Zu- und Abneigungen. Es sind teilweise wertvolle Betrachtungen darüber, die er seinen Figuren in den Mund legt, nicht Gedanken bloß, sondern Erfahrungen aus seiner Lebensarbeit. Diese Betrachtungen über Gott und Erdboden, Stadt und Land, Schule und Unterricht, Leben und Liebe wirken im Zusammenhang nicht aufdringlich und tendenziös und werden darum in einfachen, vor allem in ländlichen Kreisen gern gelesen werden.

Hans Roselieb, Rot-Gelb-Rot. Geschichten aus Spanien. 2 Bände. M.-Gladbach 1925/26, Orplid-Verlag. 309 und 254 Seiten. Preis geb. 5.60 RM. u. 5.— RM.

Der Wissenschaftler und Politiker kann den Knochenbau eines Volkes nachzeichnen, der Dichter bildet seine Seele nach. H. Roselieb hat Spaniens Seele, des Bodens und des Menschen, in erstaunlicher Lebhaftigkeit und Treue in diesen zwölf Geschichten vor uns hingestellt.

Da ist eine Geschichte Griseldis. Ohne Zweifel hat an ihr die Volkserzählung von der unschuldig leidenden, demütigen Griseldis und ihrem harten Gatten mitgewirkt. In dieses Motiv bettet der Dichter nun das andere, volkliche ein: den Gegensatz zwischen deutschem und spanischem Wesen. Beide spielen in- und umeinander wie Thema und Gegenthema in der Musik: bald fern, bald nah; bald verschlungen, bald getrennt; bald erweitert, bald verengt. Griseldis, die Spanierin, steht mit ihrem Hamburger Gatten vor Gericht. Es geht um Scheidung, aber nicht wegen Untreue, sondern wegen Untragbarkeit des Verhältnisses. Ihre demütige, schweigende Liebe reizt ihn wie ununterbrochener Vorwurf: „Spanien ist ungeheuerlich, wie es flammt und schweigt, grauenhaft ruhig mitten im Wind", so klagt und wütet der Mann, immer aufs neue die spanische Natur der deutschen entgegenstellend. Lange duldet und schweigt sie auch hier, plötzlich aber bricht einmal „rot-gelb-rot" ein Liebeszorn aus ihr hervor, von dem verständigen Richter, der Spanien kennt, hervorgelockt, und erlöst alle. Überwunden geht der Mann mit ihr nach Hause. Griseldis ist das spanische Weib, Spanien selber.

Da ist eine andere Geschichte Der Barbar, die Geschichte eines Stiers. Er wird von seiner Gebirgsweide, wo er Herr und Führer war, in die Stadt, in die Arena gelockt. Er folgt aus adligem Verantwortungs- und Kraftgefühl und Tumpheit (nicht Dummheit). Wunderbar entwickelt er im Kampf all seinen feinen Instinkt, seine federnde Gewandtheit, seine unüberwindliche Stärke, bis er im Kampf gegen den Geist doch unterliegt. Auch dieser Stier ist Spanien, seine Bodenkraft, seine Würde, seine Freiheitsliebe, seine Kühnheit, welche die Welt umsegelte, entdeckte, eroberte und — verlor.

Da ist die Geschichte vom Stierkämpfer Tünnes. Er ist mit der tiefsten Sehnsucht nach Ehre und Ruhm in der Seele geboren, aber all sein Regen, Bewegen und Streben drückt so Angst und Enge aus, daß es als höchste Komik wirkt. Es ist die „genialische Kunst, den atembeklemmenden Kampf zwischen Leben und Tod in tränenselige, lebenfördernde Lustigkeit umzuwandeln, nichts Geringeres geschieht, als daß Seine fürchterliche Majestät Tod veräppelt wird". Den Lebensgang eines solchen tragischen Hanswurstes, eines spanischen Charlie Chaplin, stellt der Dichter mit teilnehmendem Herzen dar. Auch der ist Spanien: Don Quichote.

So schauen wir in jeder Geschichte spanische Wesenheit und Volkheit, im ersten Band durchweg im Widerspiel mit deutschem Wesen (Zulima, Griseldis, Zwei Deutsche, Der Tintenfisch, Die Landschaft der heiligen Theresa u. a.), im zweiten Bande mehr in dem inneren Zwiespalt des spanischen Wesens (Das Glück über dem Schmugglerkönig, Stierkämpfer Tünnes, Worte zu den fünf Tänzen der Tänzerin Cordobehita, Die Rolle Burras, der Eselin).

Der Stil der Geschichten ist kunstvoll wie maurisches Gegitter und würdevoll wie spanische Kathedralen. Überall entsprechen und gleichen Natur und Sohn dieses Landes einander, der Mensch ist ganz Kind dieses Landes der dunklen Hochflächen mit gespensterhaften Kegeln und Blöcken, der waberig züngelnden Sonnenlohe, der Silberpappeln und rötlichen Pinien, des welligen Meeres, auf dem sonniges Gelb und dunkleres rötliches Gelb einander jagen.

Selbst der Bettler beweist Würde und Tradition und redet daher in einer Ton- und Gedankenlage, wie in Deutschland nur der wahrhaft Gebildete. Wenn im Auftakt der Dichter ein Thema anschlägt, etwa im „Schmugglerkönig“: — „überall folgt dem schöpferischen Atem des ewigen Säers der Seufzer des Todes“, oder auch umgekehrt, und man weiß nicht, was furchtbarer ist: „das Leben, das zeugt, oder der Tod, der nährt“, so wiederholt und wiederholt er es wie ein musikalisches Leitmotiv, und charakterisiert, vertieft und gliedert damit das Ganze aufs feinste.

Volkstümlich sind diese Geschichten nicht. Dem Stoff nach könnten sie es wohl sein, aber der eigentümliche und kunstvolle Stil stellt zuweilen hohe Anforderungen an die Lesekunst des Lesers.

Heinrich Lersch, Neue Erzählungen und Gedichte. M.-Gladbach 1926, Orplid-Verlag. 90 Seiten. Preis in Pappband 3.50 RM. (Wege nach Orplid.)

Es gibt Dichterwerke, die von der Person ihres Autors völlig abgelöst erscheinen; der Leser bedarf zu ihrer vollen Würdigung der Kenntnis des Persönlichen ihres Dichters nicht. Es gibt aber auch Dichterwerke, die einem erst von der Persönlichkeit des Dichters her lieb werden. So ist es bei Heinrich Lersch, dem Kesselschmied.

In seinen Gedichten und Erzählungen mutet uns vieles schmiedelaut, ungeklärt, heftig an. Der Geist ist nicht stark genug, den brausenden Strom des Innern zu bändigen und zu formen.

Zwei Gruppen von kleinen Erzählungen (nicht eigentlich „Kurzgeschichten“) enthält dies Bändchen: solche mit mystischen Motiven, die nicht an einen Ort oder eine Landschaft gebunden sind, und solche, die aus dem Boden Italiens entsprossen sind (wo Lersch sich aufhält, um Heilung zu suchen). In beiden Gruppen bricht sich ein starkes, anpackendes, fast anspringendes Naturgefühl Bahn. In den mystischen Geschichten schlägt das Dämonische innerhalb der Dinge dem Alltag ins fade Gesicht: der dämonische Hengst und sein Bezwinger; die dämonischen Holzschuhe, die ihre Träger sehnsuchtsvoll in den Wald reißen; der leuchtende Weg, auf dem der Irrsinnige Deutschland zur Erlösung führen will; das unheimliche Dach, das mit dem Dachdeckerantlitz dessen Tod anzeigt usw. Aber dies alles ist nicht in klare Linien gebracht, vielmehr ein wenig knotig, aufbegehrend und bauernnaturalistisch erzählt.

Die italienischen Skizzen, auf Capri geschrieben, sind lebendig genug, aber wie von deutschen Nebeln durchzogen, unruhig durch den Wechsel zwischen Dünsten und Lichtern.

Zwischen diesen Geschichten stehen einige ihnen verwandte und stilistisch ähnliche Gedichte aus den letzten Monaten, alles „neue“ Gedichte und Erzählungen.

Eingerahmt werden die Dichtungen dieses Bandes durch zwei persönliche, den Dichter würdigende Skizzen seiner Freunde Josef Winckler und G. Brand. Sie stellen ihn dar als „das reine Naturkind, den unbekümmerten Menschen ohne Konvention, das rheinische Sonnengemüt“ und, wie sich Winckler hyperbolisch ausdrückt, als: „das selbstherrliche Genie“. Das Menschliche, von beiden persönlich erlebt, gibt erst den Schöpfungen Lerschs die volle Lebenswärme und Leuchtkraft, macht den fernstehenden Leser dem Dichter auch da geneigt, wo er kritische Bedenken sich regen fühlt.

Christian Tränckner

Deutsches Land und Volk

Zwei Auswahllisten für kleine und mittlere Büchereien

ERSTE AUSWAHL

Bilderwerke

Die schöne Heimat. Bilder aus Deutschland. 1924. 122 Seiten Abbildungen. (Die Blauen Bücher.) [Seite 1.][1] Preis kart. 3.30 RM.

Die Bilder dieses Buches, denen der Gedanke einer Reise durch Deutschland zugrunde liegt, sind nicht die üblichen „Ansichten"; sie sind mit Liebe aus einer ungewöhnlich großen Anzahl von Aufnahmen ausgewählt. Bevorzugt sind solche Bilder, in denen sich die Mannigfaltigkeit der Landschaft mit den baukünstlerischen Leistungen eines alten Kulturlandes verbindet. Diese alte Architektur ist ein lebendiger Zeuge deutscher Geistesgeschichte.

Heinrich Rebensburg, Das deutsche Dorf. Süddeutschland. Zweite Auflage. 1913. 203 Seiten mit 196 Abbildungen. [Seite 5.] z. Z. vergriffen.

Rebensburg zeigt Bilder ländlicher Bau- und Siedlungsweise im Gebiet nördlich von Mosel, Lahn, Thüringer Wald und Sudeten und begleitet sie mit einem anspruchslosen kulturgeschichtlich-ästhetischen Text.

Gustav Wolf, Das norddeutsche Dorf. 224 Seiten mit Abbildungen. 1923. [Seite 5.] z. Z. vergriffen.

Wolf behandelt das von Rebensburg nicht erfaßte übrige Deutschland. Nachdem er als Baumeister Raumgliederung und Baugefüge des Bauernhauses klargelegt hat, geht er an die schwierige Aufgabe heran, das Dorf als Ausdruck der Wohn- und Wirtschaftsweise, Stammesart und Gesinnung aufzufassen.

Julius Baum, Die schöne deutsche Stadt. Süddeutschland. 38. bis 42. Tsd. 1923. 222 S. mit 210 Abb. [Seite 6.] Preis kart. 4.50 RM.

Baum hat vornehmlich eine Bildersammlung geschaffen, welche die schöne bildmäßige Wirkung süddeutscher Städte zum Ausdruck bringt. Der Text weist auf einige kulturgeschichtliche Grundlagen hin und sucht die typischen Formen festzustellen. Die Beeinflussung des Stadtbildes durch Landschaft und Stammescharakter, durch die Lage an bestimmten Verkehrswegen sowie durch das Baumaterial wird nur kurz angedeutet.

---

[1] Die Erläuterungen zu diesen Listen finden sich auf S. 13 dieses Bandes. Bei jedem Werk ist in eckigen Klammern die Seite angegeben, auf der es in dem Gesamtkatalog „Deutsches Land und Volk" aufgeführt ist. Durch die Angaben des Kataloges werden die hier gegebenen Ausführungen ergänzt. D. S.

Gustav Wolf, Die schöne deutsche Stadt. Mitteldeutschland. Zweite Auflage. 1912. 164 S. mit 162 Abb. [Seite 6.] Preis kart. 4.50 RM.

Schöne Abbildungen schließen sich hier trotz aller Mannigfaltigkeit zu einer Charakteristik des mitteldeutschen Stadtbildes zusammen. Einzelbilder, Gesamtbilder und Stadtpläne dienen dazu, ästhetische und praktische Fragen zu untersuchen, die in dem Hauptproblem gipfeln: wie kann das materiell Notwendige, durchdrungen vom reinen menschlichen Willen, zur schönen Form gelangen?

Gustav Wolf, Die schöne deutsche Stadt. Norddeutschland. Zweite Auflage. 1913. 239 S. mit 211 Abb. [Seite 6.] Preis kart. 4.50 RM.

Norddeutsche Städtebilder sprechen gemäß der Eigenart des Landes und Volkscharakters eine starke, schroffe, herbe, knappe Sprache. Das treffendste Beispiel dafür erblickt Wolf in dem kühlen Ernst und der schwerblütigen Verschlossenheit Stralsunds. Für Fragen der Gegenwart erscheint ihm an den alten Stadtbildern besonders wertvoll die einheitliche Stadtgestaltung. Darum kommt es ihm weniger auf einzelne Baudenkmäler an als auf streng rhythmisch bemessenes Zusammengehen der einzelnen Glieder im Straßenbild.

Walter Müller-Wulckow, Bauten der Arbeit und des Verkehrs aus deutscher Gegenwart. 78 Abbildungen und 8 Seiten Text. 1925. (Die Blauen Bücher.) [Seite 7.] Preis kart. 2.20 RM.

In dem Bilderwerk Müller-Wulckows tritt uns der starke Bauwille der Gegenwart entgegen, der sich mit besonderer Freude in den Nutzbauten an den Stätten der Industrie, des Handels und Verkehrs betätigt und allmählich Einfluß gewinnt auf das Gesicht der Städte und der Landschaft. Für das neue Baumaterial, für Glas, Stein und Eisenbeton sind spezifische Konstruktionsformen gefunden, welche leicht, schnittig, flächig und stereometrisch klar Gemeinschaftsideen verkörpern. Wer in den neuen Formen die gestaltenden Kräfte zu erkennen sucht, wird etwas vom Geist unserer Zeit erfassen und zugleich die Gesetze wiederfinden, ohne die es echte Baukunst nie gegeben hat.

Walter Müller-Wulckow, Wohnbauten und Siedlungen. 1928. 110 Abb., 35 Grundrisse u. 4 S. Text. (Blaue Bücher.) Preis kart. 3.30 RM.

Walter Müller-Wulckow, Bauten der Gemeinschaft. 1928. 100 Abb., 13 Grundrisse u. 4 S. Text. (Blaue Bücher.) Preis kart. 3.30 RM.

Während der Arbeit an dieser Auswahl sind die beiden neuen Bände Müller-Wulckows hinzugekommen. Sie erscheinen zusammen mit dem ersten unter dem Titel „Deutsche Baukunst der Gegenwart" und tragen die neue Baugesinnung in ihrer Vielgestaltigkeit bei gediegener Auswahl vor die breiteste Öffentlichkeit. Der zweite Band behandelt die individuell geformten Einzelhäuser, die in Siedlungen zusammengefaßten Einfamilienhäuser und die stockwerkweise aufgeteilten Miethäuser. Der dritte Band zeigt die Bauten, welche sich die Städte und die größeren Organisationen in ihnen geschaffen haben: Rathäuser, Stadthallen, Gewerkschaftshäuser, Krankenkassen, Ledigen- und Jugendheime, Bäder, Sportanlagen, Theater, Kinos, Schul- und Kultbauten. Auf diese Bände, die volkserzieherisch ungemein wichtig sind, muß nachdrücklichst hingewiesen werden.

*

Paul Schultze-Naumburg, Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. Mit Abbildungen. Zweite Auflage. 1922. 480 Seiten. [Seite 2.] Preis geb. 24.—RM.

Inhalt: Wege und Straßen / Die Pflanzenwelt und ihre Bedeutung im Landschaftsbilde / Der geologische Aufbau der Landschaft und die Nutzbarmachung der Mineralien / Die Wasserwirtschaft / Industrielle Anlagen / Siedelungen.

Kein Bilderwerk im Sinne der oben angeführten Bücher, aber eine eindringliche, bilderreiche Mahnung, bei der notwendigen Veränderung der Landschaft durch Kulturarbeiten sich verantwortlich zu fühlen für das Antlitz der heimatlichen Erde, deren Schönheit für das innerliche Gesundbleiben des Volkes von größter Wichtigkeit ist.

Wander- und Reiseerlebnisse

Marie von Bunsen, Im Ruderboot durch Deutschland. Havel, Werra, Weser und Oder. Mit Abbildungen. Vierte bis sechste Auflage. 1921. 351 Seiten. [Seite 4.] Preis 4.— RM.

Eine kultivierte und sportstüchtige Frau erzählt hier anziehend von ihren nicht alltäglichen Wasserfahrten auf deutschen Strömen, von intimen Reizen der Flußlandschaft, künstlerischen und historischen Werten alter Städte und Schlösser und allerlei Begegnungen mit Menschen. Die erste Reise nimmt ihren Ausgang in Potsdam und endet in Wittenberge, die zweite beginnt in Allendorf an der Werra und schließt ab in der Gegend von Minden an der Weser. Auf der dritten finden wir sie zwischen Brieg und Küstrin auf der Oder.

Max Barthel, Deutschland. Lichtbilder und Schattenrisse einer Reise. Mit Abbildungen. 1926. 248 Seiten. [Seite 3.] Preis geb. 5.— RM.

Der Arbeiterdichter Barthel liebt Farbe und Weite der Landschaft, aber die Großstadt bleibt seine Heimat. Er begeistert sich am Gewaltmarsch der Technik und empfindet doch den Vorwurf ihrer Opfer. Das Ulmer Münster packt ihn, doch das Walchenseewerk bedeutet ihm mehr. Ihn rührt das Elend der Hafenarbeiter in Hamburg, der Bergleute, der Fabrik- und Heimarbeiter in Mitteldeutschland, sein Herz ist bei den Ärmsten der Armen in den Gefängnissen, bei den harten Notwendigkeiten des Lebens, und doch wirken auf ihn die bayrischen Berge, „als stiege er aus tiefster Unwissenheit auf“. Sein Buch, voller Widersprüche und ungelöster Fragen, ist menschlich wertvoll durch die Liebe zu Deutschland und allen, die an diesem Lande mit Hand und Kopf arbeiten.

Das Wissen vom deutschen Land und Volk

August Wilhelm Grube, Charakterbilder deutschen Landes und Lebens. Mit Abbildungen. Siebzehnte, neu bearbeitete Auflage. 1923. 646 Seiten. (Band 4 von Grube, Geographische Charakterbilder.) [Seite 9.] Preis geb. 12.— RM.

Wer behagliche, stimmungsvolle Schilderungen deutschen Landes und Lebens sucht, greife zu dem Werke von Grube. Er gibt eine Sammlung von Auszügen aus Originalschriften, berücksichtigt auch die abgetretenen Gebiete und behandelt in großdeutschem Sinne das deutsch-österreichische Alpen- und Alpenvorland. Die Mehrzahl der Leser wird das Buch nicht von vorn nach hinten durchlesen, sich jedoch gern von dem einen oder anderen Teil anregen lassen.

Friedrich Ratzel, Deutschland. Mit Abbildungen und Karten. Fünfte Auflage. 1921. 215 Seiten. [Seite 9.] Preis geb. 5.50 RM.

Ratzels „Deutschland" ist die geistvollste Gesamtdarstellung Deutschlands, an der Verstand und Gemüt gleichen Anteil gehabt haben. Er zeichnet in großen Zügen die natürlichen Eigenschaften des Landes und weist auf seine Vielgestaltigkeit hin, welche das Wesen des Volkes, den Staat und seine Geschichte beeinflußt. Von ihm lernen wir verstehen, wie Volk und Boden zusammengehören. Wer den Worten Ratzels an Hand der Karten eines guten Schulatlas folgt, wird überrascht sein, wie lebendig hier Fragen behandelt werden, die leicht als trocken verrufen sind.

Ernst von Seydlitzsche Geographie. Handbuch. Unter Mitwirkung von Wilhelm Volz herausgegeben von K. Krause und R. Reinhard. Band 1: Deutschland. Mit Abbildungen, Kartenskizzen und Diagrammen. 1925. 408 Seiten. [Seite 10.] Preis geb. 16.— RM.

Dieses Handbuch ist in erster Linie ein Nachschlagewerk und als solches nicht gut zu entbehren. Es zeichnet sich dadurch aus, daß es neben der landeskundlichen Darstellung besonders eingeht auf die Nachkriegsverhältnisse, auf Verwaltung und Wirtschaft des Reiches und der Länder, auf die räumliche Entwicklung der Länder in der Geschichte, auf Auslanddeutschtum und Kolonien.

Konrad Bartling, Handels- und Verkehrsgeographie. Mit Kartenskizzen. Siebente, neu bearbeitete Auflage. 1926. Teil 1: Das Deutsche Reich. 204 Seiten. [Seite 11.] Preis 3.60 RM.

Knappe, oft stichwortartige Darstellung, die eindringlich und klar, unterstützt durch Kartenskizzen und Tabellen, der schnellen Orientierung dient. Behandelt zunächst die wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Landschaften, dann die verschiedenen Wirtschaftszweige, ihre allgemeine Bedeutung, räumliche Verteilung, ihre Erträge in der Vor- und Nachkriegszeit und zuletzt die ehemaligen deutschen Kolonien sowie das Auslanddeutschtum. Die neue Auflage ist gründlich verbessert, die Statistik teilweise bis 1923 ergänzt. Die Folgen des Weltkrieges werden jedesmal in besonderen Zusätzen herausgearbeitet. Bartling unterrichtet über alle Zweige des Wirtschaftslebens und nicht nur über Handel und Verkehr, wie man nach dem Titel des Buches vermuten könnte.

Gottfried Fittbogen, Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslanddeutschtum wissen muß. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für das Deutschtum im Auslande. Fünfte Auflage. Mit 3 Karten. 1926. 97 Seiten. [Seite 17.] Preis 1.40 RM.

Die Grenzen des deutschen Volkes gehen erheblich über die des Deutschen Reiches hinaus. Versprengte Gruppen sind in allen bewohnten Erdteilen zu finden. Von ihnen zu wissen und mit ihnen in Verbindung zu bleiben, das fordert der gesunde Selbsterhaltungstrieb. Fittbogen weckt warme Anteilnahme für das Schicksal der Grenz- und Auslanddeutschen und entwirft eine knappe, geographisch und politisch gegliederte Skizze vom bodenständigen Auslanddeutschtum, seinem Werden und seiner augenblicklichen politischen Lage.

ZWEITE AUSWAHL

(als Ergänzung und Weiterführung der Ersten Auswahl)

Bilderwerke

Kurt Hielscher, Deutschland. Baukunst und Landschaft. Geleitwort von Gerhart Hauptmann. 56.—79. Tausend. 1925. 304 Seiten Abbildungen und 10 Seiten Text. [Seite 1.] Preis geb. 26.— RM.

Hielscher zeigt das deutsche Land und die mit ihm verbundene Architektur in überaus reizvollen Bildausschnitten und beweist damit, daß man auch auf vertrautem Gelände noch Entdecker sein kann. Bildauswahl und -wiedergabe machen das Buch zum schönsten Bildwerke über Deutschland.

Deutschland aus der Vogelschau. Landschaft und Siedlung im Luftbild. Bearbeitet von Erich Ewald. Herausgegeben von H. de Fries. 1926. 215 Seiten, darunter 31 Seiten Text. [Seite 1.] Preis geb. 12.— RM.

Einen neuen Eindruck von Deutschland kann uns das Flugzeug verschaffen. Von oben entdecken wir bisher nicht gesehene Schönheiten und gewinnen aufschlußreiche Überblicke über weitere Landstrecken, in denen Einzelheiten versinken und die Bildungsgesetze der Landschaft wie auch die Formen der Siedlung klar hervortreten. Das von Fries herausgegebene Buch betont die Kulturlandschaft, geht den Industriebezirken nicht aus dem Wege und enthält eine vortreffliche Einleitung über das Werden der deutschen Landschaft.

Wander- und Reiseerlebnisse

Wilhelm von Scholz, Wanderungen. Mit Abbildungen. 1924. 388 Seiten. [Seite 3.] Preis geb. 8.— RM.

Sinnvolles Reisen soll nach Scholz den Blick für das Wesentliche öffnen, soll im Alltäglichen die Bezugspunkte zum menschlichen Dasein finden lassen. Um nicht als reines Gefühlserlebnis zu zerflattern, muß es sich bestimmte Aufgaben stellen. So vertieft er sich in die Kultur alter Städte, in ihr vergangenes und gegenwärtiges Leben und bevorzugt Landschaftsstimmungen, welche Gefühl und Gedanken in die Ferne tragen. Die „Wanderungen“ führen hauptsächlich durch Süd- und Mitteldeutschland. Das Buch wendet sich an Leser, die Verständnis haben für ein feineres Landschaftsgefühl und denen neben der Gegenwart auch die Vergangenheit noch etwas bedeutet.

Das Wissen vom deutschen Land und Volk

Willi Ule, Das Deutsche Reich. Eine geographische Landeskunde. Mit Abbildungen, Zeichnungen und Karten. Zweite, verbesserte Auflage. 1925. 551 Seiten. [Seite 10.] Preis geb. 16.— RM.

Ule behandelt das Reich als Ganzes und in wissenschaftlich-systematischer Gliederung die einzelnen natürlichen Landschaften. Er bemüht sich um eine ursächliche Verknüpfung der einzelnen Erscheinungen und gewinnt so organische Einheiten eines größeren Ganzen. Es gelingt ihm, den reichen Stoff in eine Form zu bringen, die den Studierenden befriedigt wie auch den Laien, der bildhafte Vorstellungen wünscht.

Kurt Hassert, Das Wirtschaftsleben Deutschlands und seine geographischen Grundlagen. 1923. 127 Seiten. (Wissenschaft und Bildung.) [Seite 11.] Preis geb. 1.80 RM.

Wie beeinflussen Lage, Boden und Klima das deutsche Wirtschaftsleben, was haben die einzelnen Wirtschaftszweige vor dem Kriege erreicht, was ist nach ihm daraus geworden, und wo sind Ansätze zu neuem Aufblühen? Diese Fragen behandelt Hassert ohne Tabellen in großen Umrissen und in frischer, lesbarer Darstellung. Er bezieht sich auf das Deutsche Reich als Ganzes und nicht auf die einzelnen Landschaften.

Alfred Schulze, Das neue Deutsche Reich. 1927. 259 Seiten. [Seite 10.] Preis kart. 4.50 RM.

Besonnen und sachlich spricht Schulze als Fachmann — er ist sächsischer Ministerialdirektor — über Inhalt und Ziele unserer innerstaatlichen Neugestaltung. Er ist Gegner des zentralistischen Gedankens, setzt sich aber ein für Verwaltungsgemeinschaften und die Beseitigung von Gebietsexklaven. Von diesem Standpunkt aus betrachtet er Reich und Länder, ihre Neugliederung, Hoheitsrechte, politischen Organe und die viel umstrittene Frage des Finanzausgleichs. Das flüssig geschriebene Buch verdient es, viel beachtet zu werden, weil es sich um Erkenntnisse und Tatsachen bemüht, die allzuoft von der Parteileidenschaft und ihren suggestiven Schlagworten verdunkelt werden.

Albert von Hofmann, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Mit Kartenskizzen. 1921. 603 S. [S. 10.] Preis geb. 13.50 RM.

Hofmann ist eingehend vertraut mit Land und Geschichte und weiß den Einfluß der Landesnatur auf die geschichtlichen Ereignisse überzeugend darzustellen. Die Ausbildung historischer Landschaften, deutscher Staaten und Städte, auch kunstgeschichtliche Zusammenhänge werden von ihm geographisch begründet. Sein Buch hat vorwiegend politisch-geographischen Charakter mit einem gewissen militärgeographischen Einschlag. Es setzt schon erhebliche geschichtliche und kunstgeschichtliche Kenntnisse voraus, ist jedoch recht lesbar geschrieben.

Wilhelm Heinrich Riehl, Vom deutschen Land und Volke. Eine Auswahl, hrsg. von Paul Zaunert. 1922. 267 S. [S.13.] Preis geb. 4.— RM.

Das reife Beobachtungstalent Riehls, die gedankliche Tiefe seiner Quellenstudien am Leben, die Frische des Ausdrucks in einem gepflegten Stil machen uns die Lektüre noch heute wertvoll, auch wenn in vielen Fällen das deutsche Volk so dargestellt wird, wie es einmal gewesen ist. Dieser Rückblick regt zum Nachdenken und zu Vergleichen an, und manches Alte erscheint wieder neu. — Eine Würdigung Riehls und seiner volkskundlichen Schriften für unser heutiges kulturelles und sozialpolitisches Leben ist dieser Auswahl aus der „Naturgeschichte des Volkes“ und der „Deutschen Arbeit“ beigegeben[1].

Deutsche Volkskunde. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. 1926. 344 Seiten. [Seite 14.] Preis geb. 12.— RM.

Inhalt: Zur Einführung von Werner Boette / Dorf, Haus und Hof von Otto Lauffer / Pflanzen von Heinrich Marzell / Sitte und Brauch von Paul Sartori /

[1] Vergleiche den Beitrag „Wilhelm Heinrich Riehls Volkslehre in ihrer Bedeutung für die volkstümliche Bücherei“ in „Hefte“ XII, Seite 217ff.

Aberglaube von Hans Bächtold-Stäubli / Namen von John Meier / Rede des Volkes von Josef Müller / Sage von Friedrich Ranke / Märchen von Friedrich Panzer / Volkslied von Erich Seemann / Bibliographischer Anhang.

Wissenschaftlich gediegene und doch gemütvolle Einführung in die wichtigsten Gebiete der Volkskunde. Ein umfangreicher, vortrefflicher Literaturnachweis gibt denen Rat, die in speziellere Fragen tiefer eindringen wollen.

Julius Schaeffler, Das Mundartenbuch. Mit einer Sprachenkarte. 1926. 224 Seiten. [Seite 17.] Preis 4.— RM.

Schaeffler gibt Mundartproben in Vers und Prosa aus dem deutschen Stammgebiet und den deutschen Sprachinseln im Auslande. Urwüchsig, gemütvoll, herzlich und herzhaft sprechen hier große und kleine Dialektdichter in lebensfrischen Tönen und Wendungen. Eine allgemeinverständliche Einführung unterrichtet anregend über die wesentlichen Unterschiede in den Mundarten bezüglich Aussprache, Wortschatz und Satzbau.

*

Max Hildebert Boehm, Die deutschen Grenzlande. Mit Abbildungen und Karten. 1925. 294 Seiten. [Seite 18.] Preis geb. 12.— RM.

Grenzland ist für Boehm kein historisch-geographischer Begriff, sondern eine Angelegenheit zielbewußten völkischen Wollens. Er fordert keine bestimmten Grenzen, sieht aber in der Pflege des Gemeinschaftsbewußtseins zwischen Stammvolk und den Bewohnern der entrissenen, besetzten und gefährdeten Gebiete eine Lebensfrage für das Stammland und den großdeutschen Gedanken. Mit sehr viel Wärme trägt er grenzdeutsches Schicksal vor und sucht es gänzlich fernzuhalten vom Partei- und Stammeshader.

Jambo watu! Das Kolonialbuch der Deutschen. Herausgegeben von Willy Bolsinger und Hans Rauschnabel unter Mitwirkung zahlreicher Kolonialpioniere. Mit Abbildungen nach Radierungen der Herausgeber und Karten. 1926. 292 Seiten. [Seite 20.] Preis 5.50 RM.

Als Arbeitsfeld und befreiendes Erlebnis wurde deutsches Kolonialland von denen bewertet, die sich in diesem Buche in spannenden Schilderungen ausgesprochen haben, damit nach dem Verluste der Kolonien der koloniale Gedanke nicht verkümmert. Eine bunte Welt taucht auf und grüßt uns mit dem afrikanischen Gruß Jambo watu!: Sonnige Steppen mit afrikanischem Wild, lärmende Feste der farbigen Landsleute, leuchtende Küstenstädte, Fluß- und Bergfahrten, erste Pionierarbeit, Missionstätigkeit, Farmer-, Beamten- und Soldatenleben in Krieg und Frieden, in Vor- und Nachkriegszeit.

Dr. Gustav Dröscher

Gotthold Ephraim Lessing

Zum 200. Geburtstag 22. Januar 1929

Was könnte uns heute ein Mann sein, welcher der ungeheuren Veränderung in unserer Anschauung vom Menschen und seiner gesellschaftlichen Natur und der hierdurch bedingten Umgestaltung unseres sittlichen Ideals einen so gewaltigen und gesunden Ausdruck verliehe, als Lessing seinerzeit in „Nathan" und „Antigoeze" tat, zum erstenmal wieder in Deutschland seit den großen Jugendschriften Luthers ...

Lessing kam. Und in seiner männlichen großen Seele gestaltete sich, was rings um ihn in unzähligen individuellen Strebungen sich regte, zum Charakter, zum bewußten Lebensideal in freier Weltansicht. Durch diesen Hintergrund seiner großen Seele erhält schon seine kritische Tätigkeit ihre bewegende Macht. Aus seinem Naturell, aus seinem Charakter erhob sich seine Verurteilung aller malenden oder philosophierenden Poesie, der aus Anstandstugenden zusammengesetzten dramatischen Charaktere, der Moral der Mittelmäßigkeit ...

Aber der Kritiker war zugleich Dichter. In der intuitiven Anschauung des Dichters erhält das Lebensideal seine volle und naturgemäße Verkörperung. Auch die Poesie spricht ein Allgemeines aus wie die Wissenschaft, aber nicht in einer viele Fälle umfassenden Abstraktion, sondern in der Anschauung e i n e s Lebens. Sie spricht es anschaulich aus und darum mit einer wunderbaren Macht über die Gemüter ... Man mußte das empfinden, aber man vermochte es noch nicht auszusprechen. Und Lessing selbst mußte einen langen Weg wissenschaftlicher Selbstbesinnung durchlaufen, damit er alsdann den vollendeten dichterischen Ausdruck seines Lebensideales fand. Dieser Ausdruck war „Nathan". Wer ihn las, der empfand nicht nur, wie in „Minna von Barnhelm", um sich, unsichtbar, den Atem einer neuen Zeit: er lernte sie begreifen, lernte ihr Mitbürger sein ...

Die Schranken, in denen Lessings Wirken verlaufen ist, waren die seiner Zeit. Das Geschichtliche war dem Sohne der Aufklärung nur wechselndes Gewand der überall und immer gleichen Menschennatur. Sein Lebensideal war einförmig und abstrakt-moralisch, seine Auffassung der Dichtung verstandesmäßig und regelhaft. Die Aufgabe war und sie ist es noch heute, die Wahrheit, die in diesem Standpunkt der Aufklärung liegt, zu versöhnen mit der historischen Weltansicht, mit der Erkenntnis der Relativität alles Daseins. Das Menschliche ist nirgend ganz, und es ist doch überall. Es kann nie durch Begriffe erschöpft werden, und doch gewahren alle Ideale der Menschheit, alle Lebensansichten irgendeine Seite dieses Unergründlichen. (Wilhelm Dilthey.)

Zum XIII. Jahrgang

Mit der vorliegenden ersten Nummer des XIII. Jahrganges erscheinen die „Hefte“ als Monatsschrift, im neuen Gewand und im eigenen Verlag der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Die Erweiterung des Umfanges von 21 Bogen auf 32 Bogen soll in erster Linie der Vermehrung der Bücherbesprechungen dienen. Die Hälfte der Gesamt-Bogenzahl wird für die Besprechung der neuerschienenen Literatur aller Gebiete, insbesondere der erzählenden Literatur, sowie für besondere Bücherzusammenstellungen und Übersichtslisten über Neuerscheinungen benutzt werden. Damit wird einem dringenden Bedürfnis der volksbibliothekarischen Praxis in Stadt und Land in größerem Maße, als das bisher der Fall sein konnte, Rechnung getragen werden.

Die grundsätzlichen und praktischen Beiträge dieses Jahrganges werden sich vor allem mit der Frage die öffentliche Bücherei und die Probleme unserer Zeit sowie, eng damit zusammenhängend, mit der besonderen Frage Bücherei und Jugend befassen. Im vorliegenden Heft beginnen wir die Behandlung der Fragen der Schülerbücherei, die im Laufe des Jahrganges weitere Bearbeitung finden sollen.

Die Hefte werden in den ersten Monaten dieses Jahres jeweils gegen Ende des Monats erscheinen. Von April oder Mai ab wird jede Nummer zum 15. des Monats zur Ausgabe gelangen.

Wir hoffen, daß die Zeitschrift in ihrer neuen Form und in ihrem neuen Gewand sich die Anteilnahme unserer bisherigen Bezieher erhält. Wir wissen, daß die Antiquaschrift nicht allen zusagen wird, glauben aber, daß diese Schrift dem Charakter unserer Zeitschrift entspricht und auch für die zahlreichen Bezieher aus dem Ausland eine wesentliche Erleichterung darstellt.

Für die erste Nummer waren eine Reihe Berichte in Aussicht genommen, die wir aber infolge Platzmangels erst in der nächsten Nummer bringen können. — Die Worte über Lessing sind bei Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, und in den Gesammelten Schriften, I. und V. Band, zu finden. Sie sind zitiert im Anschluß an den vor kurzem im Verlag Langewiesche-Brandt erschienenen Auswahlband: Das Buch Lessing, hrsg. von Dr. Heinrich Schneider.

Schriftleitung und Verlag

Dieses Heft enthält Beiträge von: Universitätsprofessor Dr. Hans Freyer, Gaschwitz b. Leipzig, Gustav-Meisel-Straße 23; Verband Deutscher Volksbibliothekare, Berlin C 2, Breite Straße 37; Lehrer Paul Wagner, Leipzig N 22, Beaumontstraße 3, sowie folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Dr. Gustav Dröscher, Hans Hofmann, Christian Tränckner.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E.V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Aus der Prosadichtung der letzten Jahre

Zweiter Beitrag[1]

Wie ehrlich verbissen muß der Dichter arbeiten, daß er die Gestalten eines weit zurückliegenden Werkes wieder aufnehmen muß und kann. Die ehemaligen Mitglieder der „Räuberbande" Leonhard Franks bilden nun das Ochsenfurter Männerquartett. Oskar Benommen, Gastwirt und Athlet, macht den Impresario. Der Schreiber ist noch dabei: Falkenauge, bereits Witwer; Lux, Lokomotivführer, und Kletterer, Gärtner. Aber es sind andere Zeiten, Frau und Kinder sind zu versorgen, und die Inflation hat die Männer, mit Ausnahme des Gärtners, um Geschäft oder Anstellung, um Arbeit und Brot gebracht. In ihrer Verlegenheit kommen sie auf die Idee, als Varieténummer aufzutreten. Man sieht wohl, „die unstillbare Sehnsucht, der Nüchternheit des Daseins Farbe und Schimmer zu verleihen", lebt noch kräftig in ihnen, nur daß sie diesmal greifbare Zinsen bringen soll. Die Vorbereitungen bis zum endlichen Auftreten in Ochsenfurt geben den Rahmen für die köstlichste Zeichnung deutscher Kleinbürger ab. Die Fräcke z. B. fertigt der schweigsame Schneider Firnekäs an, ein Quartalsäufer. Sie werden bei der Beerdigung seines Kindes zuerst eingeweiht. — Falkenauge findet endlich das erlösende Wort für die Witwe mit der Waffenhandlung und kommt so für sein Teil aus den Kalamitäten heraus. Oskar wird unter Mordverdacht gefaßt und vor den pfiffigen Untersuchungsrichter Soso geführt, wodurch beinahe das ganze Auftreten verpfuscht worden wäre. Luxens bekommen eine wunderliche alte Tante aus Amerika zu Besuch. Und dazwischen wimmeln die Jungens herum, die angehende neue Räuberbande. Durch alles hindurch schließlich noch ein herrliches Liebesverhältnis zwischen Hanna Lux und Thomas Kletterer, dem Studenten. Geeinigt sind die auseinanderstehenden Episoden durch das gleiche Element, in dem sie leben und weben: die Welt, Not, Interessen und Glück der kleinen Leute, dieser typisch deutschen, wunderlichen und im Grunde doch lebenstüchtigen Menschen. Frank kennt sie auswendig und inwendig, er hat sie früher zornig angeklagt,

[1] Der erste Beitrag findet sich im XII. Band der „Hefte" 1928, S. 333 ff. Eine Übersicht über die hier besprochenen Werke ist am Schlusse gegeben. D. S.

aber er hat sie schon immer geliebt. Nun findet er die Unbefangenheit und den Humor leidlich zurück, der ein Ausdruck der Treue ist, und läßt die Doktrin draußen. Selbst hinter dem Spott steckt Anhänglichkeit und Glaube an diese Menschen, die nicht lamentieren und rückwärtsschauen oder lediglich verlangen, sondern sich helfen und dabei die glückliche Gabe haben, „der Nüchternheit des Daseins Schimmer und Farbe zu verleihen".

Die innere Verbundenheit mit seinem Gegenstand hat Frank davor bewahrt, den zur Satire reizenden Vorwurf lediglich artistisch auszunützen. Über der Kuriosität seiner Kleinstädter übersieht er nicht den soliden Kern, neben die fertige, vergangene gegenwärtige Generation stellt er die Jungen, die Zukünftigen, die Erben. Hanna und Thomas sind keine Ideale der Jugend, aber Typen eines neuen, aus frischer Kraft und gesundem Instinkt zielsicheren, tatkräftigen, freudewilligen Geschlechtes. — Daß der Dichter ihre Probleme vielleicht gar zu leicht stellt und löst, daß er ihre Kontraste (den Dr. Huf, einen überkultiviert-dekadenten Menschen, dem der Mut zu jeder festen Bindung fehlt, und seine Schwester) allzu drastisch hinsetzt, nimmt man gerne in Kauf.

Alle diese Kennzeichen machen Frank zu einem sehr beachtenswerten Epiker der Gegenwart. Weil er in dem Heute, in dem Hier so fest steht, weil er sich auf die Augen und die erfahrbare Wirklichkeit aus dem Volksleben verläßt, erreicht seine Kunst diese realistische Solidität, die bildhafte Klarheit und Festigkeit und den Überschuß an Energie. Und das in einem gestrafften, haargenauen Stil, mit sachgesättigten, unverrückbar aneinandergefügten Worten. Da stehen etwa solche Sätze: „Als erster spitzte ein dicker, tropfnasser Spatz hinaus in die gereinigte Welt, er fiel von der Dachrinne in schrägem Strich herunter auf die noch ganz menschenleere Straße, pluderte sich und begann sofort dem Gewitter nachzuzanken, das den Roßbollen weggeschwemmt hatte." Oder: „Ganz vorne (in der Leichenhalle) ruhte eine alte Mutter, deren Gesicht, rund und faltenreich, versorgt und gut und tiefer noch verschönt durch den Tod, die warme Farbe des Lebens behalten hatte. Es schien, als dächte diese sorgenreiche, kluge, mutige Mutter noch im Tode darüber nach, wie sie den lebenslänglich immer gleichen Schwierigkeiten begegnen, die Miete bezahlen und dennoch Essen auf den Tisch stellen könne."

Reiner noch empfindet man Franks Kunst in der Novelle Karl und Anna. Es ist nicht seine Art, in helle Begeisterung fortzureißen (obschon er versteht, mächtig aufzurütteln), in das wohlige Gefühl einzuspinnen oder auch nur unterhaltsam hinzuplaudern. Was aus ihm

bricht und uns in Bann hält, ist eine scharf gesteuerte, unwiderstehliche, im doppelten Sinne sinnliche Lebenskraft. An dem geradezu undurchführbaren Motiv der Novelle ist sie bewiesen. Daß eine Frau auch nach vierjähriger Trennung einen fremden Menschen als ihren aus der Gefangenschaft heimkehrenden Mann hinnehmen wird, auch wenn dieser Mensch Dinge, Gewohnheiten, Erlebnisse kennt, die nur der Mann selber wissen kann, ist nicht möglich. Vielleicht ging der Dichter ursprünglich mit der Idee der Täuschung um, jedenfalls kommt er zu anderen Ergebnissen: indem Karl in jahrelangem Beisammensein mit Annas Mann die letzten Einzelheiten ihres Wesens und Lebens erfährt, wird sie bereits sein. Und wenn er nach gelungener Flucht direkt zu ihr in die Mietskaserne geht, geht er zu einer Geliebten. Die Frau aber, diese einfache Arbeitsfrau, empfängt Karl mit der ruhigen gefühlhaften Sicherheit, die nur unverbildeter Weiblichkeit möglich ist. Sie täuscht sich keine Sekunde über den Betrug, aber sie spürt, daß er für Karl Wirklichkeit ist, und findet sich durch die Kraft seiner Liebe — ohne dramatische Gewissenskonflikte — hinein in das neue schwere Glück. Untreue wäre an diesem Platze nur ein moralischer Begriff. Das Schicksal hat etwas zusammengefügt, was nur der Tod scheiden könnte. Der heimkehrende erste Mann hat und findet kein Recht mehr.

Wie weit sich diese wirklich moderne Erzählung von der großen Tradition des 19. Jahrhunderts entfernt hat, wird sinnfällig, sobald man neben Frank einen durchaus vollwertigen Enkel jener Tradition, z. B. Rudolf Huch mit seinem letzten Roman Spiel am Ufer hält. Wir geraten sofort schon in ein anderes Lebensmilieu, beste aristokratische Bürgerkultur, die einen — aussichtslosen — Kampf gegen den Spießer und Philisterbourgeois, für den adligen Stil in Leben und Persönlichkeit führt. Eine Sprache voller Grazie, Klugheit, Witz zerlegt die Welt der Erscheinungen und baut sie als ein feines und gebrechliches geistiges Gebilde im Bewußtsein neu auf. Und wir müssen freilich bewundern, was der Dichter mit den Mitteln der Überlieferung in einer chaotischen Epoche immerhin erreicht.

In dem geistreichen Briefwechsel mit seiner Stiefmutter erkennt man den jungen Berliner Gelehrten als das Exemplar einer Kultur, die durch Übersteigerung bereits sich selbst problematisch und gefährlich wird. Er, Otto, der sein Elementares, sein Ich verloren hat und seinem Denken und Gefühl gleicherweise mißtraut, erlebt auf einer Erholungsreise entscheidende Abenteuer der Seele und des Verstandes. Er gerät in die Gesellschaft eines adligen Tippfräuleins, das mit Männern seltsam

spielt: einem Philosophen, einem englischen Gentleman und einem halbbarbarischen Bulgaren, und er wird in das Spiel hineingezogen, weil er der einzige ist, der Ediths herrliches Wesen und Schönheit völlig begreift, und weil sie spürt, daß sie allein durch ihn erfüllt, vollendet werden könnte. Fehlt es ihm an Mut zum Glück? Dreimal spricht der schwermütige Spötter das Wort nicht, weil er die Enttäuschung, die Ehe, den nüchternen Alltag fürchtet, weiß, daß Eros und Thanatos unlöslich verbunden sind. Als er in einer Sekunde, da er ganz Mensch und ganz Natur ist, sie endlich an sich reißt, wußte Edith wohl schon zuviel. In derselben Nacht ertrinkt sie im Laacher See. Ob gemeinsam mit dem Bulgaren, ob von ihm ermordet, erfährt man nicht. Nur Otto weiß, daß im Grunde er es tat, und die Gewissensnöte, der Glaube, daß er sich selbst ihr schulde, treiben ihn zum Selbstmordversuch und verursachen schließlich einen Nervenzusammenbruch.

War dies ernste Spiel Schicksal, Fügung der Sterne, oder haben wir ein Ich, das sich selbst zu vollenden vermag? Die Melodie geht durch die ganze Dichtung hindurch. Erst die Beethovensche Schicksalssymphonie gibt Otto, da er schon so weit ist, die Menschen für Narren des Ich, der Sterne zu halten, die Festigkeit zurück. Der Wandel kommt plötzlich, wunderbar und diesmal nicht aus Gründen und Analysen, sondern als Glaube gewordene Erfahrung. Die schöne, romantisch-geistreiche Dichtung klingt in die uralte Weisheit aus: Des Menschen Schicksal ist er selbst (Heraklit). In welcher Gewißheit sich Otto zu neuem tätigen Leben in engem Wirkungskreise anschickt.

Frank Thieß schrieb einen Roman um Eros und Ehe Frauenraub. In einem leidenschaftlichen Anfall entführt der Architekt Kurt Ende die Frau seines Freundes und verbirgt sich mit ihr in einem abgelegenen Flecken Südfrankreichs. Während des glücklichen Jahres, das sie hier ganz miteinander verbringen, stirbt der leibliche, sinnliche Teil der Liebe, der sie allein verknüpft hatte, allmählich ab und macht einem geistigeren Verhältnis Platz. Aber Katharina ist in diesem Abenteuer das Medium geworden, das dem Architekten zu freiem begnadeten Schaffen verhilft. In der Zeit taucht auch der Ehemann Dr. Otto Winter wieder auf und nimmt die Schuld für das Geschehene auf sich: „Es ist Pflicht des Mannes, zu sehen, was sich in der Frau begibt, ihr Freiheit zu geben oder Liebe oder Kinder oder sanften Druck herrischen Willens, nicht aber den immer gleichen Passatwind sanfter Geneigtheit. Und es ist Pflicht der Frau, die Unruhen im Manne zu erkennen, richtig zu deuten und frei werden zu lassen in Werk, Spiel oder Untreue. Du hast

hierin deine Pflicht nicht versäumt, Katharina, aber ich habe sie versäumt." Die beiden Männer lassen der Frau die freie Wahl. Katharina, wissend, daß Kurt nur dann schöpferisch werden kann, wenn er auf sein bürgerliches Glück verzichtet, erwählt Otto nun als ihre irdische und Kurt als ihre himmlische Liebe. Der Architekt also kein Schwächling seiner Leidenschaft, der einfach Verrat am Freunde begeht, aber auch nicht der pathetische Held, der den Raub verteidigt oder für die Tat büßt. Das waren die altgewohnten Lösungen. Thieß gibt seiner „unblutigen Tragödie" diesen anderen, modernen Ausgang, um zu belegen, daß die Ehe zwar heilig sei, aber dem Leben zu dienen und nicht ein starres Gesetz zu erfüllen habe. Die Einsicht ist richtig, nur reicht in der hier gegebenen Anwendung die seelische Beweiskraft nicht zu, wenigstens nicht zur Allgemeingültigkeit. Den Entführer muß sein Künstlertum, das ja keine bürgerliche Bindung ertrüge (also eine ganz besondere Voraussetzung), von den Folgerungen seiner Handlung befreien. Und das Kind, mit dem die wirklichen Probleme anhöben, stirbt rechtzeitig. Nach welcher Seite aber opfert die Frau? Wenn man noch glauben kann, daß eine so leidenschaftliche Frau zu der tragischen Teilung ihrer Liebe fähig ist, an der Tragfähigkeit der Ehe, die nur noch auf der schwachen Grundlage gütiger, verstehender Toleranz ruht, darf man zweifeln. —

Immerhin schreibt Thieß flott, flüssig, gepflegt. In der ersten Hälfte vermag der Zauber des leidenschaftlichen Abenteuers zu fesseln; wo Problematik und Reflexion breiter werden, läßt seine Kraft nach. Den Ernst, der hinter Huchs lockerem Spiel steckt, die Genauigkeit seines Denkens und Empfindens, den Adel, die innere bildende Zucht seiner Personen erreicht Thieß' Roman trotz der tragischen Gebärde an keinem Punkte. —

Manche Angelegenheiten der Gegenwart kann der Dichter nur gestalten, indem er Partei ergreift und eine Tendenz verficht, und er ist immer gerechtfertigt, solange er es ehrlichen Herzens tut. Dennoch darf er sich nicht darüber täuschen, daß er die Wirkung, die er zu erreichen strebt, die Entscheidung, zu welcher er den Leser zu bewegen versucht, vielfach nur der äußerlichen Parteizugehörigkeit verdankt und daß ebenso andere das Werk allein deshalb zurückweisen, weil sie in einem anderen Lager stehen, nicht aber seiner inneren Wahrheit wegen, von der sie sich vielleicht überzeugen lassen könnten. Es muß darum noch nicht als Flucht aus der harten Wirklichkeit gelten, wenn der Dichter, um uns mit möglichster Unbefangenheit an das Wesentliche, das er

zu einer gegenwärtigen Frage sagen will, heranzuführen, zum historischen Stoff greift. Warum sollte er nicht an der Vergangenheit das erkennen lassen, wogegen man — am zeitgenössischen Anlaß — blind und voreingenommen wäre. Ich glaube nicht, daß man Josef Ponten unrecht tut, wenn man eine ähnliche Absicht in seinem neuen Roman Die Studenten von Lyon sieht: er will nicht Partei ergreifen für eine bestimmte politische oder weltanschauliche Stellung, aber er hat etwas zu sagen zu dem Ethos, mit dem man ein Bekenntnis vertritt und verteidigt. Und ich meine auch, daß es ein ehrenhafteres Zeugnis für den katholischen Autor nicht geben kann als die unbedingt aufrichtige Behandlung dieses Motives aus der Reformationsgeschichte.

Fünf junge französische Studenten, die auf der hohen Schule zu Lausanne ihre theologischen und humanistischen Studien beendet haben und sich zum neuen Glauben bekennen, reisen zurück in ihre Heimat. Es sind kluge, sanfte, freudige Menschen, freudig auf die Arbeit, die sie in Frankreich vor sich haben, und überzeugt von der Sieghaftigkeit der reinen Lehre. Sie wandern über Genf, suchen Calvin auf, den großen Reformator und Diplomaten, lernen in einer kurzen Stunde diese doppelte, aus geistigem Mut und persönlicher Feigheit gemischte Persönlichkeit kennen und lieben, lassen sich aber, ungeachtet der Ankündigung des drohenden Martyriums, nicht zurückhalten und ziehen, zu ihrer Mission wundersam gestärkt, weiter. Aber das Schicksal hatte sie wirklich zu Blutzeugen ausersehen. Kaum daß sie die Grenze überschritten, fallen sie einem Spitzel in die Hände und bekommen von Lyon nicht mehr zu sehen als das Gefängnis. Wer konnte ahnen, daß die fünf Studenten auf diesem Wege ein so bedeutungsvolles Gastspiel in der Geschichte geben sollten! Vor Gericht reißen die Gefangenen vermöge ihrer geistreichen humanistischen Eloquenz die Handlung an sich und verstehen es, die Klage aufs politische Gleis zu lenken, wobei sie bessere Hoffnung auf die königliche Gerichtsbarkeit setzen. Aber sie erreichen nicht mehr, als die geistlichen Richter bloßzustellen, den Spitzel zu beschämen, vor dem Plenum die überraschende Bekehrung eines Kaplans zu erleben und im übrigen den Prozeß zu verlängern. Nachdem man durch barbarische Einkerkerung vergeblich die Festigkeit der fünf zu brechen versuchte, nimmt sich der Inquisitor, ein Dominikaner, der Sache mit den feineren „humanistischen“ Mitteln an: mit Güte und menschlicher Behandlung, mit List, Überredung, Irreführung, mit Spitzfindigkeiten. Doch auch er bringt ihre Herzen nur für Augenblicke zum Wanken. Sie bleiben fest, trotzdem alle Versuche, die ihre Lyoner und Schweizer Glaubensfreunde ins Werk

setzten, um den König günstig zu stimmen, völlig versagen. Und sie bleiben fest, trotz der Exekution an dem bekehrten Kaplan und anderen Ketzern, trotz der Zurüstung zu ihrer eigenen. Denn die fünf Studenten haben begriffen, daß die Augen der Welt auf sie schauen, daß sie bestimmt sind, Zeugnis des neuen Glaubens abzulegen, daß sie den anderen, mutigen Calvin vorzustellen hätten, und daß es lohnt, für das Große zu sterben. Wie erstaunlich, daß sich die Kirche von den fünf Knaben wirklich bedroht fühlt und sie durchaus nicht zu Märtyrern machen will, weil — wie sie weiß — jeder Glaube an seinen Märtyrern wächst (wie die Kirche einst selbst). Die Kirche fürchtet den europäischen Skandal und setzt den Preis, um den sie die Gefangenen laufen ließe, immer niedriger, je länger der Handel dauert. Aber auch das niedrigste Angebot hilft ihr nichts, weil die Studenten in ihrem Innern noch vor Fragen gestellt sind, die über den Glauben hinaus ihre sittliche Existenz betreffen. Der Inquisitor hatte versucht, sie zur Widerrufung in bezug auf gewisse kleine, förmliche, nebensächliche Dinge (z. B. Marienkult) zu bringen, wogegen er ihnen die größte geistige Freiheit in bezug auf das Allgemeine einräumte. Er will sie durch weitsichtiges geschichtsphilosophisches Denken von dem Augenblicklichen, Wandelbaren ablösen, zu einer bequemen Haltung verleiten, — zu derselben bequemen Haltung, mit der heute so viele Menschen sich an anderen, aber ebenfalls brennenden Problemen vorbeidrücken. Viel wichtiger als die strittigen Nebensachen sei die Idee des Ganzen, der Kirche. Das ist der schlaue Versuch, sie aus Akteuren in Zuschauer zu verwandeln. Aber die Studenten merken wohl: so spricht Satan. Denn, fragen sie sich, darf man die Zukunft im Geiste vorwegnehmen? Darf man seine Zeit mit der Tat übergehen und sich damit begnügen, sie zu betrachten? „Braucht man seine Zeit nicht zu leben? Also: Darf man sich ihren Forderungen entziehen mit der aus guter, ja nach menschlichem Ermessen sicherer Erkenntnis folgenden Begründung, daß die Zukunft sie ohnehin nicht mehr stellen wird? Daß sie nichts Ewiges sind? Oder ganz deutlich an Beispielen: Darf man den Kriegsdienst verweigern, weil es ganz gewiß ist, daß man ... in Zukunft keinen Krieg mehr führen wird? ... Darf man also — in unserem Falle — den Glauben, die Behauptung eines Glaubens, den Kampf für einen Glauben drangeben, weil es in Zukunft möglich und vielleicht selbstverständlich ist, daß der besondere Inhalt dieses Glaubens, sein meinetwegen unwichtiger Inhalt, also deutlich: die Glaubenssätze, von der Zukunft überholt, überlebt, abgetan werden?" ... So lautet die Frage noch heute, nicht als eine Frage nach reaktionärem oder

revolutionärem Glauben, sondern nach dem Mut zur Überzeugung auch unter Opfern. Denn „ein Gedanke, ob so oder so, hinter dem kein Mann steht, ist wie ein Bild ohne eine Mauer, an der es hangen soll". Die Studenten sterben als Männer an dem Platze, dahin sie Gott gestellt hat. Das ist die sittliche Anwendung des Calvinischen Prädestinationsglaubens.

Es kann nicht anders sein, als daß dieser Roman uns im Tiefsten ergreift. Man liebt die fünf Studenten, die mit kindlicher Güte und Freundschaft einander im Schicksal aufrechthalten und stärken, und ist erschüttert — nicht von ihrem Schicksal, sondern von ihrem Mut und ihrer Kraft zum Schicksal. Und wir müssen auch diesen Dichter lieben. Die schöne Klarheit des Vortrages, die zarten Bilder und Szenen, die er malt, und noch die sichere Art, mit der er die Historie bewältigt, sind selten anzutreffen. Die ungezwungene, selbstverständliche Art, in der er sich von den stereotypen Anschauungen und Mitteln des älteren historischen Romanes freimacht, übertrifft für mein Empfinden auch Alfred Neumann (im „Teufel") und Wilhelm von Scholz (in „Perpetua").

Zwei andere Bücher seien hier wenigstens angezeigt, wenngleich sie nicht Neuerscheinungen in dem bisher gebrauchten Sinne vorstellen: die Novellen Wilhelm Schäfers und Bauernnovellen von Martin Andersen Nexö. Beide bieten eine Ernte aus langer Schaffensperiode, und beide Dichter sind bei uns bekannt und geschätzt genug, als daß sie noch ausführlicher Vorstellung und Empfehlung bedürften.

Schäfers Novellen erschienen sämtlich bereits früher in Einzelausgaben: „Die Mißgeschichten" und „Das Halsband der Königin" 1909, „Jakob Imgrund" und die letzten drei zwischen 1922 und 1926. Darüber, daß ihnen kein breiter Erfolg beschieden sein kann, gibt sich der Dichter keiner Täuschung hin, denn er weiß wohl, daß heute das Zeitgenössische am Dichter begehrter ist als das Auf-Dauer-Gerichtete: „Der Literat ist wichtiger als der Dichter geworden." „Keinem dieser sechs Stücke", sagt er im Vorwort so klar, daß man es nur in seinen Worten wiederholen kann, „keinem dieser Stücke, die im Zeitraum zweier Jahrzehnte aus dem Impuls ihres jeweiligen Gegenstandes geschrieben wurden, kann etwas Zeitgenössisches zur Gunst des Publikums verhelfen. Ihre Berechtigung liegt allein darin, daß sie novellistische Gebilde sind. Ob sie als solche in das Sein unseres Volkes, in seine Bildung eingehen werden, darüber kann ihre Zeitgemäßheit deshalb nicht entscheiden, weil es dafür auf ihre Fähigkeit ankommt, einer veränderten Gefühls-

weise immer noch sinnbildlich zu sein; was also heute ihr Mangel scheint, könnte dann ihre Tugend heißen." Nun, in bezug auf die letzten drei möchte man nicht besorgt sein. Die wunderbare Erzählung von der Einkehr des bereits umnachteten Hölderlin in einem französischen Schlosse und der zarten Verwirrung, die sie verursacht, die kunstvolle Versnovelle „Das Fräulein von Rincken" und „Winckelmanns Ende" (die Novelle eines deutschen Kulturschicksals) werden nicht leicht vergehen.

Martin Andersen Nexö — wir sind längst gewohnt, ihn als deutschen Dichter anzusprechen —, der erdtreue, aus elementarstem Denken und Fühlen schaffende Dichter kann uns nie mehr verlorengehen. Wir lesen seine zwanzig Bauernnovellen (Gegenstück zu den 1923 gesammelt erschienenen Proletarier-Novellen) und kümmern uns nicht darum, daß sie fast alle aus der Vorkriegszeit stammen. Sie sind stark und unverwüstlich wie die Welt, die sie uns abbilden, und es ist auch nicht ein Abfall dabei. Vielleicht kommt es daher, daß der Dichter in diesem Buche den Quellen seines Menschen- und Dichtertums am nächsten ist: dem lehmigen und steinigen Land und dem schweren, stumpfen, einen endlosen Kampf führenden Bauernvolk, seinem Schicksal und seiner Not. Er hat es geformt, seine Tierheit, Roheit, Sündhaftigkeit, hart, ohne Beschönigung. Aber zugleich in tiefster Liebe zu diesen Armen, mit unvergleichlicher Versenkung in die Wirrnis ihres Inneren und mit der menschlichen Gerechtigkeit, die ihn immer auf der Seite der Entwürdigten und Erniedrigten findet. Wie hoch Andersen Nexö hierbei über dem handwerklichen Genre „Bauerndichtung" steht, d. h. wie viel mehr seine zugleich realistischen und phantasiestrotzenden Kunstwerke die Gebilde einer literarischen Mode überragen, wird heute, da jene Mode längst vorbei ist, desto sichtbarer.

Ich mache gleich noch auf einen anderen dänischen Dichter aufmerksam, dem man wünschen darf, er möchte ebenso einheimisch bei uns werden wie der ganz andersartige Andersen Nexö. Er heißt Anker Larsen und das neueste übersetzt vorliegende Buch Der Garten des Paradieses. Über die dichterische Qualität auch dieses Buches ist gar nicht zu streiten: eine wunderbare Ausdruckskraft der Sprache, mit einfachsten Mitteln erzielt, ein wahrhaft poetisches, bisweilen rein lyrisches Verhältnis zur Natur, das wir ja auch an den älteren dänischen Dichtern immer wieder bewundern, und eine Kunst zartester Charakterisierung. Dabei ist Anker Larsen im besten Sinne modern, d. h. weit über die naturalistischen oder psychologischen Gestaltungsprinzipien

hinausgegangen zu einem oft märchenhaften Überrealismus. Aber nicht darum ist der Dichter so überaus schätzenswert, sondern weil er dem Leser tatsächlich ein positives Geschenk macht mit einfacher, tiefer Wahrheit.

Als Kinder leben die drei in einem Paradies, Niels, Johann und Christian, und wenn es auch nur eine Bucht ist, die Wiese, der Wald, ein Pflaumenbaum, von dem sie stehlen, obgleich es nicht einmal verboten ist. Doch wie sie älter werden, bleibt nicht viel mehr übrig als manchmal eine Erinnerung, oder ein Mädchen begegnet ihnen, darin alle Seele und Schönheit jener Zeit noch einmal verkörpert ist. Die Welt entlaubt sich vor ihnen mit der Zeit, wenn auch die Sehnsucht nicht ganz abstirbt. Wo ist unsere Jugend, und warum haben wir sie gehabt? Wo ist unser Leben? Ach, es ist nichts Nennenswertes vorhanden. Niels, der Stadtpfarrer, merkt wohl — als Johann, der Goldgräber aus Amerika, ihn einmal unerwartet aufsucht —, daß er nicht lebt, daß sein Heim, seine Arbeit einem anderen gehört, den er nur für sich selbst ausgibt, daß er in Wahrheit „das Erstgeburtsrecht seines Lebens an eine mechanische Puppe aus gangbaren Gedanken und anerkanntem Begriff abgetreten hat". Dieselbe Ahnung hat Johann zurück in die Heimat geführt, wo er sich ankauft, dort, wo auch Christian, ja der Christian, dem einst die Mädchen so zum Verhängnis wurden, sich emporgewirtschaftet hat und ebensowenig weiß, daß man gesund sein und dem Tage und dem Besitz nachjagen, und doch längst aufgehört haben kann zu existieren, weil man sich nicht getraut stillzustehen und Gott, der „Leben, aber niemals eine Lebensstellung" schafft, zu erwarten. Da drängt es Niels, daß er sich auch in das Heimatdorf versetzen läßt. Und an einem erleuchteten Tage schenkt ihm die Bucht den goldenen Schlüssel und das Gras die Reinheit, und der Wald lebt. „Es ist, als sättige der Duft dieser Bäume meinen Leib und gebe meiner Seele Nahrung." So entrinnt, allen Dingen herzlich nah gekommen, Niels dem Schein. Das große Wissen, die beste Freude kommt über ihn. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? „Die Ewigkeit (das ist das Paradies) ruht in uns allen in einem Raum, der einmal aus Unachtsamkeit verschlossen wurde. Der goldene Schlüssel der Bucht hat ihn mir geöffnet!" Aus dieser tiefen Einsicht heraus spricht er seine Antrittspredigt wirklich in die Herzen der Gemeinde hinein. In dieser Gewißheit — so ihr nicht werdet wieder Kindlein — schließen sich die drei Freunde wieder aneinander und stehlen in einer jungenshaften Anwandlung nachts den ganzen Pflaumenbaum, dem sie als Knaben nur die Früchte abgenommen hatten. —

So in der Erzählung „Die Bucht“. Die gleiche tiefe Offenbarung kommt in der zweiten Geschichte „Die Blumen des Paradieses“ in einem wundersamen Gespräch zwischen einem sterbenden alten, verdienten Geistlichen und einem Kandidaten, einem „Freidenker“ zutage. Der Alte ist vom Leben zum Glauben gekommen und nicht umgekehrt, weil das Vergängliche das Ewige offenbart, wenn wir es lieben und nicht darüber hinaus denken. „Das kommt vom Licht“, antwortet der Kandidat immer. Und er meint, man müsse alles lieben, um das Licht zu sehen. Denn was nimmt unseren Augen das Licht? Unsere Sprache, durch welche die Dinge verkleidet sind. „Wer aber über seine Zwecke hinauswächst, wessen Zwecke Mittel für sein Wachstum werden, wer sich über nichts zu schämen und keine Gedanken zu verbergen hat — der sieht das Paradies wieder überall; denn zwischen ihm und dem Leben liegt kein Hindernis. An Stelle von Kenntnissen hat er Weisheit. Er sitzt unter dem Baum des Lebens.“ Ja, da sitzt der Dichter und erzählt von den Blumen des Paradieses. Kein Grübler ist er und kein Eiferer — ein liebender, sonnenklarer Mensch.

Man muß es Glück nennen, daß der Dichter einen Übersetzer gefunden hat, der so viel sprachliche Schönheit ins Deutsch zu bringen verstand. Die zwei Sonntagsgeschichten sind auch nach den beiden größeren Romanen („Stein der Weisen“, „Martha und Maria“) sehr willkommen.

Zu guter Letzt: Hamsuns jüngsten Roman Landstreicher. Wie übertrifft sich dieser große Epiker mit jedem neuen Buch! Immer reicher, immer bewundernswürdiger erscheint er uns, je öfter er durch den gleichen Stoffkreis führt, durch die kleinen norwegischen Küstenorte, in denen wir uns schon zu Hause fühlen, unter die Fischer, Bauern, Handwerker, Kaufleute. Aus dem unerschöpflichen Vorrat epischer Motive, den er dort erfuhr, hat der Dichter nun — wie kein anderer zeitgenössischer — das Leben und Schicksal eines ganzen Volkes gestaltet.

Diesmal stehen zwei von den Überschüssigen, für die kein Boden zur Nahrung mehr da ist, in der Mitte, zwei, die der festen Bindung und des Wachstums heimatlichen Lebens entraten, Gelegenheitsarbeiter an beliebigen Orten des Landes, Glücksritter des Erwerbs: Landstreicher. Da ist vorerst die ganz unvergleichlich gezeichnete Figur des eltern- und heimatlosen Burschen August, des Matrosen, des grandiosen Lügners und Weltfahrers. Immer weht ein Zauberschimmer um ihn, immerzu heckt er einen neuen verblüffenden, genialen oder spitzbübischen Plan aus. Wenn er plötzlich mit der Ziehharmonika loslegt,

sind alle gebannt. Heute überrascht er damit, daß er eine Jacht zu führen versteht, ein andermal verhilft er dem Dorf im Handumdrehen zu Fischtrockenplätzen und Geldverdienst. Er steckt nur so voller genialer Fingerzeige, wie man eine Mole baut, ein Moor trockenlegt usw. Er ist viel klüger und viel pfiffiger als die Herde, er hätte das Zeug zu einem großen Unternehmer in sich, wenn ihm nicht die Beständigkeit, ja selbst der Wille fehlten, sich persönlich an eine Arbeit oder einen Besitz zu ketten. Wenn er sich „Landurlaub“ nimmt, geht auf einem Sitz alles wieder flöten. So muß er leben. Dann fängt er an, mit der Hand zu arbeiten, macht und besorgt Geschäfte, betrügt, wo es angeht; und offenbart Neigung zu noch größeren Gaunereien. Er nimmt Heuer auf einem Schiff, das der Versicherungssumme wegen untergehen muß, kehrt mit Waren und Schmucksachen aus Rußland zurück, die er nur heimlich verkaufen kann. Er lügt und schwindelt, auch ohne Not und mit Begeisterung, daß sich die Balken biegen. Wo er hinkommt, wird Bewegung, Ereignis. Ach, er ist gewiß nicht schlechter als viele andere, als die wohlsituierten Leute, denen nur seine großartige Phantasie und Kühnheit fehlt, um ihren kleinen Spitzbübereien das erwünschte Maß zu geben, — und sie wären bestimmt nicht so großzügig, freigebig, hilfsbereit, kindlich-achtlos wie dieser gutmütige, von einem komischen Unglück in Liebessachen verfolgte Bursche, dem schließlich ein goldner Ring oder eine schöne Mütze genau so viel Freude bedeuten als der Erwerb eines ganzen Schiffes. Was er freilich einer Gegend, in die er unbewußt die Erfahrungen der Ferne, die Ideen einer neuen Zeit verpflanzt, bedeutet, ist zunächst so fragwürdig wie der „Fortschritt der Zivilisation“ selbst. Gewiß, er hat Leben und Treiben einer Bucht befruchtet, ist, darf man sagen, an ihrem Aufschwung schuld. „Aber es ist etwas Merkwürdiges dabei“, sagt einer der Seßhaften, „wir haben keinen Frieden und keine Ruhe gehabt. Er war ein Fremder bei uns und kam mit fremden Dingen in unser Leben herein.“ Wir sollten, meint derselbe bei dieser Betrachtung, mehr eigene Erde bebauen, statt auszuwandern, damit wir dem Los Augusts entgehen, aus der eigenen mageren Erde herausgerissen und in eine fruchtbare, aber schädliche verpflanzt zu werden. „Ich habe gelesen, daß es nicht immer das Fett ist, was den Ausschlag gibt, nein, daß es niemals das Fett ist, was die Sache ausmacht.“ Die Worte sind als vorsichtige, freilich nutzlose Warnung am Ende des Buches an Edevart gerichtet, den unselbständigeren Freund und häufigen Fahrtgenossen Augusts. Er kommt von der Heimat nicht ganz los, der anfangs so frische, gute und etwas willensschwache Junge Edevart, und kann sich ebensowenig zu ihr zurück-

finden. Der moralischen Hemmungslosigkeiten seines Genossen ist er nicht fähig, und zu der erdverbundenen Arbeit der Geschwister fehlt ihm der Ernst, die Festigkeit, die Kraft. Ein Halbling, dessen Gefühl verwischt und dessen Gemüt zersplittert ist, bleibt er an einer Frau hängen und folgt ihr anscheinend nach Amerika. Wenigstens verschwindet er gegen Ende ebenso wie August ins Ungewisse, und dem Leser bleibt nur die Hoffnung, den beiden bei Hamsun bald wieder zu begegnen.

Um die meisterlichen Gestalten herum lebt eine ungeheure Fülle weiterer Figuren und Episoden, wie man sich leicht vorstellt. Wir haben ein neues Kapitel der epischen Historie des neueren Norwegen gelesen. Wer kann da den Wunsch unterdrücken, daß auch dem gegenwärtigen deutschen Leben ein Erzähler von der Fähigkeit Hamsuns werde.

*

Übersichtsliste

Leonhard Frank, Das Ochsenfurter Männerquartett. Roman. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 297 Seiten. Preis geb. 6.— RM.

Leonhard Frank, Karl und Anna (enthält noch „Die Schicksalsbrücke"). Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 175 Seiten. Preis geb. 2.20 RM.

Rudolf Huch, Spiel am Ufer. Roman. Ebenhausen bei München 1927, Wilhelm Langewiesche-Brandt. 161 Seiten. Preis 2.50 RM.

Frank Thieß, Frauenraub. Roman. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 257 Seiten. Preis 4.— RM.

Josef Ponten, Die Studenten von Lyon. Roman. Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 340 Seiten. Preis geb. 7.— RM.

Wilhelm Schäfer, Novellen. München 1928, Georg Müller. 424 Seiten. Preis 7.— RM.

Martin Andersen Nexö, Bauernnovellen (4. Bd. der Gesammelten Werke). München 1927, Albert Langen. 290 Seiten. Preis 6.— RM.

J. Anker Larsen, Der Garten des Paradieses, Zwei Sonntagsgeschichten. Deutsch von Gustav Morgenstern. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 193 Seiten. Preis 3.50 RM.

Knut Hamsun, Landstreicher. Roman. Übertragung von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1928, Albert Langen. 494 Seiten. Preis 7.— RM.

Dr. Walter Hoyer

Almanache und Verlagskataloge 1929

Ein Blick auf die deutsche Buchproduktion

Kurz vor Weihnachten pflegen Kataloge oder Almanache von den Verlegern zu erscheinen, die eine Übersicht über die bisherigen Veröffentlichungen und insbesondere über die Neuerscheinungen des letzten Jahres enthalten. Es ist nicht uninteressant, diese Kataloge sich einmal näher anzusehen, nicht nur deshalb, weil wir dabei auf die Namen bekannter Autoren stoßen, die zum Teil mit kurzen Originalbeiträgen vertreten sind, mehr vielleicht, weil wir einen Einblick in die buchhändlerische Welt tun können, das geistige Gesicht der verschiedenen Verlage uns hier deutlich vor Augen tritt. Bevor ich — ohne systematischen Zwang — einige Almanache (nicht alle!) kurz vorstellen möchte, sei noch bemerkt, daß sie fast durchweg für das lesende Publikum als Anreiz zum Bücherkauf, also als feineres Werbemittel gedacht und hergestellt sind. Daran kann man sogleich ermessen, inwieweit sie für den Büchereileiter als Hilfsmittel zur Buchauswahl dienen können.

Der Verlagsalmanach unterscheidet sich vom reinen Verlagskatalog dadurch, daß er in Art eines Buches, eines Jahrbuches kurze Texte und Beiträge bringt, die durch das eigentliche Bücherverzeichnis nur ergänzt werden. Zugleich bringt er ein Kalendarium für das nächste Jahr, wodurch sein Charakter als Almanach eigentlich erst begründet ist. Trotzdem der Almanach eine Werbemaßnahme des Verlags darstellt, haftet ihm noch einiges von jener Blütezeit der poetischen und leicht unterhaltsamen Almanache des vorigen Jahrhunderts an, der „Freunde des schönen Geschlechts" mit ihren allzu gefühlvollen Namen wie Zentifolia, Aurora, Aglaja, Fortuna, mit ihrem bloß auf Unterhaltung abzielenden Inhalt. Wenn in dieser Weise, wie es der Verlag Velhagen & Klasing tut, ein „Jahrbuch für die Dame von heute" geschaffen wird, dann muß man sich leider wundern über den Mangel an Geschmack, der in den Beiträgen und Illustrationen (von Professor Kainer!) zutage tritt, über diesen verlogenen Typ der heutigen „Dame" und der sogenannten Gesellschaft, und man legt ein solches Machwerk enttäuscht ad acta. Zum Glück ist das Niveau der übrigen Almanache fast durchgehend weit besser. In der äußeren Aufmachung wirkt der Brockhaus-Katalog, Achte Folge 1928/29, am einfachsten. Wir finden hier manche gerade für unsere Büchereien wichtigen Werke, vor allem Reiseberichte und völkerkundliche Darstellungen. Man erinnert

sich aber auch, daß Brockhaus — einer unserer ältesten Verlage — Schopenhauers Werke wie auch die großen Übersetzungen Deussens aus dem Indischen verlegt hat. Von den im letzten Jahre herausgebrachten Werken sei außer der gewaltigen Leistung der Neuauflage des „Großen Brockhaus“, des nunmehr auf zwanzig Bände berechneten Lexikons, noch auf Hedins neuen Expeditionsbericht „Auf großer Fahrt“ hingewiesen, wie auch auf Fridtjof Nansens wertvolles Anklagedokument, den Bericht über seine Reise nach Armenien und Georgien[1]. In alter, bekannter Ausstattung erscheint wiederum der Insel-Almanach auf das Jahr 1929 — man freut sich der schönen Beiträge und Proben, der kleinen, reizenden Liebesgeschichte von D. H. Lawrence, des kurzen, wuchtigen Dramas Billingers „Rosse“ oder der guten Probe aus Penzoldts Roman „Der arme Chatterton“. Ich erwähne von den Neuerscheinungen des Jahres 1928 — verschiedene sind schon in den „Heften“ besprochen — besonders Timmermans wunderschönes Bruegel-Buch und den ernsten, aufrichtigen Frauenroman („Die Tat der Therese Desqueyroux“) des jungen katholischen Dichters François Mauriac.

Zwei weitere Almanache, der des S. Fischer-Verlages wie des Amalthea-Verlages, entsprechen in Gewand und Gestaltung dem eben besprochenen Insel-Almanach: auch sie enthalten, belebt von gut gewählten Abbildungen, wirksame Proben aus den bisher erschienenen Büchern. Aber hier fällt schon unangenehm der reine Zweckgedanke solcher Almanache auf. Der S. Fischer-Almanach enthält z. B. auf 228 Seiten nicht weniger als 45 Beiträge. (Dabei sind zum Teil Titelaufführungen mit ganz kurzen Inhaltserläuterungen mitgezählt worden.) Diese allzu kurzen „Kosthappen“ können kaum noch als wirkliche Vorstellung von Büchern angesehen werden. Immerhin, dem Bücherwurm eröffnen sich hier weite Gefilde: besonders Politik, Geschichte und Biographie — so z. B. Disraelis Leben, glänzend von Maurois erzählt, ein spannender Abschnitt aus dem Buche „Die weiße Hölle“ von Lars Hansen, ein interessanter Bericht von Marta Karlweis über die Slums in Chicago, und vieles andere noch. Noch immer tritt dieser Verlag wagemutig auch für die jüngste Literatur ein: so mit dem vielbesprochenen und umstrittenen Schauspiel Ferdinand Bruckners „Krankheit der Jugend“. Wie Fischer bringt auch der Amalthea-Verlag in seinem Almanach besonders Proben der großen Biographien und Memoiren: wenn dort die Schauspielerin Eleonore Duse in E. A. Reinhardt ihren Biographen gefunden hat, so tritt hier die erste europäische Tänzerin, Isadora

[1] Siehe „Hefte“, XII. Band, 1928, Seite 350. D. V.

Duncan, mit leider reichlich subjektiv und gefühlsmäßig niedergeschriebenen Memoiren vor die Öffentlichkeit. Aus der österreichischen und russischen Geschichte liegen verschiedene Publikationen, politische Werke und Memoiren vor. Erwähnt seien noch die Erinnerungen Winston Churchills „Die Weltkrisis 1916/18", Baggers große Studie über Franz Joseph, die Monographie von Anna Wyrubowa über die Romanows und besonders die schöne Schubert-Biographie von Karl Kobald. Ein vollständiges Verlagsverzeichnis zum Schluß orientiert im übrigen auch über die anderen, meist spezielleren Veröffentlichungen dieses Verlages, der ähnlich wie der Verlag Reißner in Dresden besonders die politisch-historischen Biographien pflegt. Der Zsolnay-Verlag gibt ein Jahrbuch 1929 heraus im Umfang von 396 Seiten. Hier ist die Idee des Almanachs erweitert, indem dem „literarischen Querschnitt" mehrere wertvolle Originalbeiträge vorangestellt sind. Darunter die wundervoll zarte Novelle „Stilles Werben" von John Galsworthy, ein bisher noch unveröffentlichter Teil aus dem Forsyte Saga-Zyklus. Die ausgewählten Buchproben zeigen allerdings ein Ergebnis, das wenig befriedigend ist: Molos Luther-Roman — banal in Sprache und Darstellung, Werfels Abituriententag — eine schwache Leistung, Kasimir Edschmids unsinnliche Sachlichkeit, die völlig kalt läßt, — man lese nur aus dem Roman „Sport um Gagaly" die gekünstelte Beschreibung eines Autorennens; als typisches Beispiel aber jener „neuen" Romanschriftsteller sei Kesser erwähnt, aus dessen Roman „Musik in der Pension" der Abschnitt „Die Tanzdiele" herausgenommen ist, für mein Gefühl oberflächliches Geschreibe, bei dem die Schmissigkeit des Stils besonders unangenehm wirkt. Der Verlag Zsolnay ist einer der größten Roman-Verlage Deutschlands — doch fast alle seine Autoren, ob Brod, Colerus, Heinrich Mann, Edschmid, Anet, Kesser geheißen, gehören zu jenen „erfolgreichen" Schriftstellern, die, solange es Literatur gibt, nicht aufhören werden.

Zu einer anderen Art von Jahrbüchern gehört das zweite Phaidon-Lesebuch des Phaidon-Verlages. Aus der geistig-religiösen Einstellung dieses noch wenig bekannten, vorzüglichen Verlages sind hier einige Beiträge gesammelt, zum Teil aus anderen Verlagen oder verschollenen Büchern, zum Teil Proben aus eigenen Verlagswerken, so Gedichte von Yeats und Francis Thompson, Gedanken oder Lappalien des unbekannten Romantikers Johann Arnold Kanne und eine schöne Würdigung Luthers durch Ricarda Huch, als Einleitung zu den dort erschienenen „Deutschen Schriften" Luthers.

Ein neuer Weg wird von dem Furche-Almanach auf das Jahr 1929 beschritten, auf den nachdrücklichst hingewiesen sei[1]. Ich zitiere aus den sehr illustrativen Einleitungsworten des Verlages an das Publikum:

> „Nach einer Pause der Besinnlichkeit, hoffentlich einer ‚schöpferischen Pause', legen wir in diesem Jahre wieder einen neuen Almanach vor, der sich ein wenig von unseren bisherigen Darbietungen auf diesem Gebiete unterscheidet. Der Wert der von uns wie von den anderen Buchverlagen bisher praktizierten Methode der Kosthappen soll nicht gänzlich geleugnet werden. Sie brachte den Leser zweifellos in Berührung mit einer Menge von neuen Eindrücken, die sich praktisch auswirken konnten und den oder jenen in den Buchladen führten. Man gab Kleinigkeiten aus neuerschienenen Büchern, dazu kleine Originalbeiträge aus einem weiteren Autorenkreis. Waren diese hors d'oeuvres an sich schmackhaft, so bestand doch die Gefahr, daß der Almanach nach einigem Blättern und Probieren beiseitegelegt wurde, denn es fehlte den Beiträgen unvermeidlich das geistige Band, das von einem zum anderen weiterführt.
>
> „So beschreiten wir hier einen neuen Weg, indem wir mit der Ausschließlichkeit des einen Autors und seiner geistigen Schau dem Gedanken der Einheit, mit der Mannigfaltigkeit der in einer Auswahl zutage tretenden kurzen Lesungen dem häufigen Gebrauch dienen, den ein solches Büchlein fordert. Es bringt ja zugleich auch ein Bücherverzeichnis, das in Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter studiert sein will."

So folgt dem beschreibenden Verzeichnis der Bücher die geschlossene literarische Beigabe, eine Auswahl aus Friedrich Julius Stahls Schrifttum, herausgegeben und eingeleitet von Franz Irmer, 172 Seiten, deren Lektüre in der Tat höchst wirkungsvoll ist und für Richtung und Arbeitsziel des Furche-Verlages typisch zu sein scheint. — Über Zweck und Anordnung des Bücherverzeichnisses sagt dann das Vorwort noch:

> „Und nun ein paar Worte zum ersten Teil dieses Almanachs. Er enthält als Hauptbestandteil ein alphabetisches Verzeichnis der sämtlichen noch lieferbaren Veröffentlichungen des Furche-Verlages mit genauen bibliographischen Angaben und einem textlichen Zusatz, der in aller Kürze über Inhalt und geistige Haltung des Buches unterrichtet und der gelesen werden möchte. Da aber die alphabetische Anordnung zwar nützlich und notwendig, aber unorganisch ist, werden die Bücher ohne Ausnahme noch einmal nach Sinngruppen gegliedert vorgestellt.
>
> „Sollte angesichts dieses Versuches hier oder da ein Einspruch sich erheben, so wollen wir das gern ertragen. Wir räumen ein, daß manches Buch auch in einer anderen Kategorie hätte erscheinen können. Jedenfalls hoffen wir, dem vorgebeugt zu haben, was nicht nur nach Kierkegaard eine schreckliche Plage ist: der Langweile. Und nun lest dieses Büchlein: vorwärts und rückwärts."

---

[1] Furche-Almanach auf das Jahr 1929. Mit einem beschreibenden Verzeichnis der Bücher des Furche-Verlages nebst Autorenregister und einer literarischen Beigabe: Auswahl aus dem Schrifttum von Friedrich Julius Stahl.

Der Furche-Verlag ist durchaus zu beglückwünschen, daß er als ein religiös-geistiger Verlag der bloßen geschmackvoll-zufälligen Almanachgestalt ein einheitliches, geschlossenes Katalogbild seines verlegerischen Wirkens und Schaffens entgegenstellt, wobei der hinzugefügte Originalbeitrag nicht mehr als bloßer Anreiz, als schöne Verlockung, sondern als durchaus bleibender Wert anzusehen ist.

Zum Schluß sei noch auf den großen, würdig ausgestatteten Gesamtkatalog von Georg Müller, München, 25 Jahre Georg Müller-Verlag, hingewiesen. Auf 218 Seiten Großformat stellt sich das Gesamtwerk dieses noch immer bedeutsamen deutschen Verlages vor. Das eigentliche Bücherverzeichnis wird durch Aufsätze über die Dichter des Verlages — Blunck, Schäfer, Kolbenheyer, Isolde Kurz, Röttger, Schmitz, Schwartzkopf, Strindberg und Wedekind — eingeleitet. Für größere Büchereien lohnt es sich, diesen schönen Gesamtkatalog für die Handbücherei anzuschaffen.

Wir beenden diesen Rundgang, ohne die Frage zu beantworten, wieviel von den zahlreichen Büchern, die in den angeführten Katalogen und Almanachen — es ist nur ein kleiner Teil und Ausschnitt der Gesamtproduktion — dem Publikum nahegebracht werden sollen, dieses und die nächsten Jahre überdauern werden. Von unserer Position aus kann nichts anderes festgestellt werden, als daß wir wie bisher vor dem unendlich schwierigen, weil verantwortlichen Geschäft der eigenen Sichtung, Prüfung und Auswahl stehen.

Dr. Bernhard Rang

Jahresversammlung der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung, Münster 1928

Einem Wunsch unserer Mitglieder entsprechend, bringen wir heute einen ausführlichen Bericht über die Verhandlungsgegenstände der Münsterer Tagung. Die Berichte über die Büchereiarbeit in einer Reihe preußischer Provinzen dürften auch über den Kreis unserer Mitglieder hinaus Interesse finden, da sie erneut Einblick in die so wichtige Arbeit auf dem Lande und in den kleinen und mittleren Städten geben. Da sich in diesem Zusammenhang auch für die Ausbildungsfrage entscheidende, bisher noch wenig beachtete Gesichtspunkte ergeben, begrüßen wir es ganz besonders, daß uns die Schriftleitung die „Hefte“ zu dieser ausführlichen Berichterstattung zur Verfügung gestellt hat.

Preußische Volksbücherei-Vereinigung

Die vierte Jahresversammlung der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung fand am 14. und 15. Oktober im Rathaus zu Münster i. W. statt. Der Herr Regierungspräsident und der Herr Oberbürgermeister ließen durch Vertreter den zahlreich Erschienenen ihre Grüße übermitteln. Die Tagung diente vor allem der Aussprache über den Stand der Beratungsarbeit, über die Aufgaben ländlicher Büchereiarbeit und über die Fragen der Ausbildung für neben- und hauptamtliche Volksbibliothekare.

In dem Einleitungsvortrag gab der erste Vorsitzende der Vereinigung, Direktor Dr. Reuter-Köln, einen Bericht über die berufspolitische Arbeit der Vereinigung in den beiden letzten Jahren, die fast ausschließlich der Klärung und Regelung der Ausbildungsfrage galt. Bereits auf der Tagung in Goslar 1926 wurde eingehend darüber gesprochen, und die Frucht dieser Aussprache war die Herausgabe der Sammelschrift „Der Volksbibliothekar“ (im Auftrage der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen herausgegeben von Hans Hofmann, Leipzig 1927, Quelle & Meyer), in der ausführlich die spezifischen Aufgaben des haupt- und nebenamtlich tätigen Volksbibliothekars dargelegt werden. Dr. Reuter sprach weiter davon, daß man von seiten des Vorstandes aus sich verschiedentlich bemüht habe, bei maßgebenden Stellen im Ministerium auf die Notwendigkeit einer staatlichen Regelung der volksbibliothekarischen Ausbildung nachdrücklichst hinzuweisen. Leider hätten jedoch die Bemühungen bis heute noch keine Erfüllung gefunden. Eine Lösung der Ausbildungsfrage stehe für Preußen immer noch bevor. Trotzdem aber konnte der Vorsitzende auf einen Fortschritt hinweisen. Im Mai 1928 sei die Gründung der Westdeutschen Volks-

büchereischule erfolgt, die ausschließlich der Ausbildung des volksbibliothekarischen Nachwuchses diene. (Siehe dazu XII. Bd., S. 169ff.)

Nach der Erstattung des Kassenberichtes sprachen eine Anzahl von Leitern von Beratungsstellen über die Büchereiarbeit in ihren Provinzen.

Die Büchereiarbeit in der Provinz Westfalen

Dr. Rudolf Angermann, Direktor der Stadtbücherei Hagen und Leiter der Zentralberatungsstelle für die Provinz Westfalen, führte folgendes aus: Als Leiter der Westfälischen Beratungsstelle versucht er immer wieder, in persönlicher Kleinarbeit den einzelnen Büchereien und Bibliothekaren zu helfen und in einem zunächst beschränkten Kreis den Gedanken der modernen Bücherei und ihrer Praxis immer mehr durchzusetzen und zu befestigen. Auf diese Weise hofft er, im Laufe der Jahre dem westfälischen Büchereiwesen ein gediegenes Fundament geben zu können. Wenn trotzdem der Fortschritt noch langsamer geht, als es notwendigerweise in der Sache begründet ist, so liegt das vor allem daran, daß sowohl der Betrag für die Beihilfen zu gering ist, als daß die auf die Büchereien entfallenden Anteile einen erheblichen Anreiz für die Büchereiträger bieten könnten, nun auch ihrerseits finanziell ihre Bücherei besser zu fundieren; als auch daran, daß dem — ehrenamtlichen — Leiter der Beratungsstelle außer einer stundenweise beschäftigten Schreibkraft keinerlei Fachkräfte zur Verfügung stehen.

An öffentlichen Büchereien der Provinz Westfalen (4819061 Einwohner) sind der Beratungsstelle bekannt 862, davon im Regierungsbezirk Arnsberg 491, Minden 166, Münster 205. Von den 862 Büchereien gehören als öffentliche Büchereien zum Beratungsbereich 478, die restlichen 384 sind Borromäusbüchereien. Von den öffentlichen Büchereien sind 147 mit der Beratungsstelle in engere Verbindung getreten. Sie bilden zusammen gewissermaßen die Arbeitsgemeinschaft der Beratungsstelle. Als engster Arbeitskreis können diejenigen Büchereien bezeichnet werden, deren Leiter an den Kursen und Fachbesprechungen der Beratungsstelle regelmäßig teilgenommen haben und teilnehmen. Es sind das etwa 40.

Die Beratungsarbeit bestand u. a. in Begutachtung von Bücherlisten (in den letzten zwei Jahren etwa 100 Fälle), Auskünften und Gutachten sowie Materialvermittlungen (etwa 150 Fälle), Teilnahmevermittlungen für nebenamtliche Bibliothekare an Ausbildungskursen (etwa 25 Fälle), persönliche Rücksprachen am Büchereiort oder am Ort der Beratungsstelle (etwa 30 Fälle). Gearbeitet wurde mit etwa 100 Büchereien, nicht

gerechnet die außerhalb der Provinz gelegenen. Neuansätze und Neugründungen wurden von etwa 20 Orten gemeldet. Günstige Weiterentwicklungen konnten besonders in den Orten Hamm, Neheim, Menden, Sprockhövel, Gütersloh, Hattingen, Werriges, Lüdenscheid, Werne in persönlicher Besichtigung konstatiert werden.

Die Hauptarbeit der Beratungsstelle bestand in der Veranstaltung von Fachbesprechungen. Bisher haben fünf Fachbesprechungen stattgefunden, auf denen folgende Themen behandelt wurden: Differenzierung und Staffelung, Fragen des Bestandaufbaues / Die generelle Erschließung des Bestandes / Grundlagen der Büchereipolitik im Umriß / Die Volksbücherei Hamm, das Beispiel einer Neuorganisation (mit Führung) / 70 Jahre Volksbücherei Lüdenscheid / Die Signierung der Bücher und Buchkarten / Die literarischen Hilfsmittel der Buchauswahl / Die Hagener Jugendbuchwoche 1927 (mit Besichtigung) / Der Neudruck des Verzeichnisses Romane und Erzählungen / Fragen der Jugendpsychologie / Der Jugendliche und das Buch / Sexuelle Aufklärungsliteratur / Kunst und Kitsch im deutschen Schrifttum. Der Erfolg der Fachbesprechungen übertraf die gehegten Erwartungen bei weitem. Der Zusammenschluß der Hauptträger des volkstümlichen Büchereiwesens der Provinz ist durch sie viel fester geworden. Die Referate wurden meistens vom Leiter der Beratungsstelle selbst gehalten, in einigen Fällen vom Leiter der Kölner Beratungsstelle und von den Kursteilnehmern. Zu jeder Fachbesprechung arbeitet die Beratungsstelle instruktive Beilagen aus, auf denen in kurzen Leitsätzen die jeweiligen Verhandlungen festgehalten sind. Eine fruchtbare Arbeitsgemeinschaft bestand mit der Beratungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen für die Regierungsbezirke Köln, Koblenz und Trier. Zahlreiche Besprechungen der Leiter der Beratungsstellen fanden statt, gemeinsame Drucksachen wurden hergestellt, ferner half man sich bei den beiderseitig veranstalteten Fachbesprechungen aus. Von Dezember 1927 ab wurde auch eine gemeinsame Zeitschrift herausgegeben Die Westdeutschen Blätter für Büchereiberatung. Die Hefte erscheinen viermal im Jahre und werden jeweilig nach Erscheinen an sämtliche Büchereien des Beratungsstellenbezirks unentgeltlich übersandt. Sie bringen außer den geschäftlichen Nachrichten der beiden Beratungsstellen Artikel, die für kleinere Büchereien allgemeines Interesse haben und deren Inhalt zum Teil auf Ergebnissen der Fachbesprechungen beruht, daneben Listen empfehlenswerter Bücher. Durch solche Veröffentlichungen, zu denen auch der Beratungskatalog „Romane und Erzählungen“ gehört, der im November 1927 erschien,

wird in wirksamer Weise die persönliche individuelle Einzelarbeit der Beratungsstelle ergänzt.

Im Beratungsjahr 1926/27 standen für das öffentliche Büchereiwesen der Provinz 10000 RM, im Jahre 1927/28 8500 RM, dazu 3500 RM für Arbeitsmittel zur Verfügung. Leider sind im laufenden Beratungsjahr die Regierungsmittel auf zusammen 10000 RM beschränkt worden. — Die bisherige Entwicklung zeigt deutlich, daß durch einen planmäßigen Einsatz von Mitteln und Kräften eine wesentliche Förderung des Büchereiwesens erreicht werden könnte.

Die Büchereiarbeit in der Provinz Hannover

Den allgemeinen Bericht erstattete der Leiter Oberstudiendirektor Dr. Heiligenstaedt, der zunächst die großen Schwierigkeiten darlegt, die sich der dortigen Beratungsstellenarbeit entgegenstellen. Sie sind in der Hauptsache bedingt durch die große Ausdehnung des Gebietes und durch die starke landschaftliche, soziale, konfessionelle und siedlungsgeographische Verschiedenheit. Für die Beratungsstelle kann es sich daher keineswegs darum handeln, den gesamten Provinzialbereich etwa schematisch im Anschluß an die Regierungsbezirke aufzuteilen. Richtiger erscheint die Gründung von Stützpunkten zur allmählichen Aufbereitung und Erfassung des Hinterlandes und somit aus organischem Wachstum der Gesamtarbeit heraus die Bildung von Bezirken. Die Aufgaben der Beratungsstelle liegen zurzeit mit ihrem Schwergewicht auf dem flachen Lande. Bei der Bearbeitung des ländlichen Büchereiwesens handelt es sich um einzelne Büchereien oder auch um Büchereigruppen (Kreisbüchereiorganisation). Hier sind erkennbare Fortschritte und Erfolge zu verzeichnen. Allerdings zeigt es sich auch hier, daß die Arbeit im Norden der Provinz wesentlich schwieriger als in der Mitte und im Süden ist. Im Westen ist die Mehrzahl der katholischen Büchereien im Borromäusverein fest zusammengeschlossen. — Größere Schwierigkeiten macht die Arbeit in den mittleren und kleinen Städten. Die Magistrate sind hier der Büchereiarbeit ungleich schwerer zugänglich als die Kreisverwaltungen. Infolge dieser vorwiegend auf die ländlichen Büchereien gerichteten Tätigkeit kommt es für die hannoversche Beratungsstelle weniger darauf an, eine großstädtische Bücherei als Ausgangs- und Stützpunkt zu besitzen, als vielmehr einige gut arbeitende ländliche Büchereien.

Mit den beiden Borromäus-Diözesen Hildesheim und Osnabrück, der Zentrale für Heimatdienst und dem Ausschuß, der beim Landes-

jugendamt zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz und Schund besteht, befindet sich die Beratungsstelle in Arbeitsverbindung. Durch den personalen (die Beratungsstelle hat einen hauptamtlichen Assistenten) und materiellen Ausbau der Beratungsstelle war es in der letzten Zeit möglich, alle Teile des Provinzialbezirkes zu besuchen und eine große Anzahl von Büchereien und Verwaltungen an Ort und Stelle zu beraten. — Besonders wichtig sind in diesem Zusammenhange auch die Kreislehrgänge gewesen, die von der Beratungsstelle veranstaltet wurden. Hierüber berichtete der Assistent der Beratungsstelle, Dr. Pütz, am nächsten Tage. (Siehe S. 75.) Wo das Büchereiwesen eines Kreises besonders gefördert wird und sich eine geeignete Persönlichkeit gefunden hat, sind erprobte und rührige Büchereiverwalter zu Vertrauensleuten bestellt worden, die mit der Provinzialstelle in laufender Verbindung stehen. Zurzeit sind es achtzehn. Die Beratungsstelle hat auch versucht, auf Lehrerkonferenzen und Gemeindevorsteher-Tagungen, Buchhändler-Tagungen u. a. durch Vorträge in die Fragen des Büchereiwesens einzuführen.

Sehr bewährt hat sich bei der hannoverschen Beratungsstelle die Einrichtung der Gründungshilfen, durch die nach Abschluß eines Vertrages Gemeinden und Kreise in die Lage versetzt werden, bei Anzahlung von einem Fünftel des Gesamtwertes und Abzahlung innerhalb zweier Jahre sofort eine größere, einwandfrei aufgebaute und ausgestaltete Bücherei zu erwerben. — Bei der Verteilung der Beihilfen wurde daran festgehalten, zwar eine geringere Anzahl von Büchereien, diese aber desto nachhaltiger zu unterstützen. So erhielten z. B. sieben Büchereien eine Beihilfe von je 300 RM. — Die nunmehr im achten Jahrgang erscheinende Zeitschrift „Volksbücherei und Volksbildung in Niedersachsen" ist ein wichtiges Bindeglied und Mitteilungsorgan. Zum Schlusse sprach der Referent zwei Forderungen aus: Einmal eine umfassende Bearbeitung des Preußischen und Deutschen Städtetages, ferner die Klärung der Frage der Bücherpreise, die im Blick auf die zahlreichen Angebote billiger, auch in sog. Bibliotheksausstattung herausgebrachter Bücher besonders dringend sei.

Die Büchereiarbeit in der Provinz Ostpreußen

Als Vertreter der Beratungsstelle für Ostpreußen sprach Bibliothekar Karl Mainz über die Tätigkeit der Staatlichen Büchereiberatungsstelle bei der Hauptwohlfahrtsstelle für Ostpreußen in Königsberg. Im Jahre 1922 fand man bei der Gründung der Beratungsstelle nur ganz beschei-

dene Ansätze und Reste älterer Büchereien, insbesondere Kreiswanderbüchereien vor. Trotz voller Erkenntnis der Mängel des Kreiswanderbücherei-Systems kann man in Ostpreußen auf diesen Büchereityp nicht verzichten, da die verhältnismäßig lockere Besiedlung und die große Zahl recht kleiner Gemeinden es auf absehbare Zeit unmöglich machen, das Gebiet der Provinz auch nur annähernd zahlreich mit Ortsbüchereien zu versehen. Die Arbeit der Beratungsstelle diente daher in den ersten Jahren fast ausschließlich der Förderung des Kreiswanderbüchereiwesens. Bis 1926 war es gelungen, in enge Arbeitsbeziehungen zu fast allen Kreiswanderbüchereien zu kommen, die Entwicklung der Wanderbüchereien innerhalb der gesteckten Schranken weiterzutreiben und die gesamte Provinz mit einem Netz von Ausgabestellen der Kreiswanderbüchereien zu überziehen. Dann schien der Beratungsstelle der Zeitpunkt gekommen, an besonders geeigneten Stellen die Einrichtung von Ortsbüchereien in die Wege zu leiten. Diese Arbeit hat inzwischen zur Einrichtung einer größeren Anzahl von Büchereien geführt.

Der Ausbau des ostpreußischen Büchereiwesens befindet sich in erfreulichem Fortschritt, zumal die Kommunen in immer steigendem Maße die Bedeutung der Büchereien anerkennen und dieser Überzeugung durch Bereitstellung von Mitteln Ausdruck geben. Die Beratungstätigkeit erstreckt sich auf die Schulung der Büchereiverwalter, die Bereitstellung von literarischen und technischen Hilfsmitteln und auf die unmittelbare Beratung der in der Büchereiarbeit tätigen Persönlichkeiten. Da der Beratungsstelle in Ostpreußen ein hauptamtlich tätiger Assistent zur Verfügung steht, können vor allen Dingen die Fachbesprechungen und Lehrgänge sehr ausgebaut werden. Die Beratungsstelle trifft folgende regelmäßigen Veranstaltungen: Fachbesprechungen für die hauptamtlichen Bibliothekare (dreimal jährlich zweitägig), Einführungslehrgänge für die nebenamtlichen Leiter kleiner Volksbüchereien (nach Bedarf fünf- bis sechstägig), Fortbildungslehrgänge für die nebenamtlichen Leiter kleiner Volksbüchereien (jährlich zwei- bis dreitägig), Lehrgänge für die Leiter der Kreiswanderbüchereien in den einzelnen Kreisen (möglichst jährlich in jedem Kreis eintägig).

An Hilfsmitteln zur Buchbeurteilung und Buchauswahl wurden die von der Beratungsstelle herausgegebenen Bücherverzeichnisse verwendet. — Als Mitteilungsorgan steht der Beratungsstelle die Zeitschrift „Die Wohlfahrt“ zur Verfügung.

Die Büchereiarbeit in den Regierungsbezirken Köln, Koblenz, Trier

Über die Arbeit der Staatlichen Beratungsstelle für die Regierungsbezirke Köln, Koblenz und Trier berichtete Direktor Dr. Reuter. Er wies zunächst hin auf die besondere Situation, die für die Beratungsstelle vor allem in konfessioneller Hinsicht vorliegt. Dadurch, daß die Bevölkerung überwiegend katholisch ist, ist in diesen Bezirken die Zahl der Borromäusbüchereien besonders groß. — Die Arbeit in der Kölner Beratungsstelle beschränkt sich bewußt auf diejenigen Büchereien, die sich nach der persönlichen und fachlichen Seite hin für eine systematische Schrifttumspflege besonders eignen. Im letzten Jahre war die Beratungsstelle bemüht, die Arbeit mit den mit ihr schon in Verbindung stehenden Büchereien zu vertiefen. Bei der Beratungsstelle sind aus dem Regierungsbezirk Köln (1430333 Einwohner) 521 Büchereien gemeldet, darunter 383 Borromäusbüchereien, aus dem Regierungsbezirk Koblenz (791180 Einwohner) 480 Büchereien, darunter 204 Borromäusbüchereien, aus dem Regierungsbezirk Trier (473788 Einwohner) 416 Büchereien, darunter 238 Borromäusbüchereien.

Die Beratungsstelle hat im letzten Jahr — in Übereinstimmung mit der Tendenz anderer Beratungsstellen, zur aktiven Mitarbeit in den einzelnen Büchereien überzugehen — in erster Linie Wert darauf gelegt, bei einigen wenigen Büchereien (Orts-, Kreis- und Kreiswanderbüchereien) den gewünschten Neuaufbau durchzuführen. Daneben erstreckte sich die praktische Arbeit der Beratungsstelle in der Hauptsache auf die Begutachtung der Bücherlisten, die mit großem Fleiß aufgestellt waren, aber erkennen ließen, daß immer mehr noch auf die Schärfung des literarischen und volksbildnerischen Urteils über Bücher hinzuarbeiten ist. Im Laufe des letzten Jahres wurden für eine Reihe von Büchereien Kataloge durchgearbeitet oder neu aufgestellt. — Ein wirksames Mittel, um einerseits die Verbindung mit den einzelnen Büchereien enger zu gestalten, andererseits für den Büchergedanken in den Bezirken zu werben, sind die Westdeutschen Blätter für Büchereiberatung, die gemeinsam mit der Beratungsstelle für Westfalen herausgegeben werden und über die Dr. Angermann oben schon berichtete.

Die Beratungsstelle veranstaltete im vergangenen Jahre zwei größere Fachbesprechungen. Auf diesen Fachbesprechungen wurden u. a. behandelt: Fragen des Bestandsaufbaues / Die literarischen Hilfsmittel des Volksbibliothekars / Die Bücherei als Stätte der Schrifttumspflege, insbesondere gegen Schmutz und Schund / Kunst und Kitsch im deut-

schen Schrifttum / Positive Maßnahmen zur Schmutz- und Schundbekämpfung sowie schließlich bibliothektechnische Fragen. In Verbindung mit den laufenden Arbeiten der Beratungsstelle wurde auch von der Kölner Beratungsstelle verschiedenen Büchereileitern die Teilnahme an Fachkursen für nebenamtliche Volksbibliothekare vermittelt.

Der Leiter der Beratungsstelle nahm ferner teil an verschiedenen Tagungen, die sich mit der Jugendschriftenfrage beschäftigten; auf einer Bezirksjugendpflegetagung hielt er ein Referat über das Schrifttum im Dienste der Jugendpflege. In diesem Zusammenhang betonte Dr. Reuter nachdrücklichst, daß gerade in der letzten Zeit von seiten der Jugendpflegeausschüsse der Büchereisache großes Interesse entgegengebracht werde, und daß es daher wichtig sei, wenn von seiten der Beratungsstellen eine nähere Arbeitsverbindung mit diesen Organisationen hergestellt würde.

Schließlich wies Dr. Reuter auch seinerseits darauf hin, daß die weitere Entwicklung der Büchereiarbeit entscheidend davon abhänge. daß mehr Geldmittel für die Beratungstätigkeit bereitgestellt würden. Die Anteilnahme und die Bereitwilligkeit der Büchereien und Verwaltungen seien groß, nun dürfe die praktisch-sachliche Hilfe und Mitarbeit seitens der Beratungsstellen nicht ausbleiben. Der so oft schon geforderte Ausbau der Beratungsstellen müsse daher von der Regierung schnellstens planmäßig in Angriff genommen werden[1].

Zur Frage der volksbibliothekarischen Ausbildung

Am zweiten Tage befaßte man sich eingehend mit der Frage der volksbibliothekarischen Ausbildung. Der Vorsitzende wies einleitend darauf hin, daß es sich leider gezeigt habe, daß Kollegen einer bestimmten Gruppe von einer Trennung der volksbibliothekarischen Ausbildung und Prüfung von der Ausbildung und Prüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken nichts wissen wollen. Die Preußische Volksbücherei-Vereinigung bestehe jedoch weiterhin auf einer Trennung der Ausbildungswege, und es sei notwendig, daß mit allem Nachdruck darauf hingearbeitet werde, daß möglichst bald von amtlicher Seite aus eine Regelung erfolge.

Darauf hielt die hauptamtliche Lehrkraft der Westdeutschen Volksbüchereischule, Dr. Maria Steinhoff, ein ausführliches Referat über die Aufgaben und die bisherige Tätigkeit der neuen Schule. Die dabei

[1] Vergleiche dazu die Ausführungen im XI. Band der „Hefte" S. 139f. sowie den Sonderdruck „Zum staatlichen und kommunalen Aufbau des Büchereiwesens" 1928.

berührten Fragen sind gerade in der gegenwärtigen Situation von so großer Bedeutung, daß wir darüber in einem besonderen Beitrag in einer der nächsten Nummern der „Hefte" berichten werden.

Dr. Karl Pütz, damals Mitarbeiter der Staatlichen Beratungsstelle in der Provinz Hannover, gab dann ein Referat über die Informations- und Schulungsarbeit für nebenamtliche Büchereileiter, die auf den von der Beratungsstelle veranstalteten Lehrgängen geleistet wird. Die Lehrgänge der Beratungsstelle werden in der Regel von den Kreisen in engster Verbindung mit der Beratungsstelle organisiert. Von allen Teilnehmern vorher ausgefüllte Fragebogen dienen als Grundlage für die einleitenden Referate, an die sich weiterführende Besprechungen anknüpfen. An die allgemeinen und mehr theoretischen Erörterungen schließen sich auf den Lehrgängen stets Übungen an einer mitgeführten ländlichen Bücherei an. Auch Anschauungsmaterial in Gestalt von Karten und Schaubildern wird verwandt. Die Form der Kreislehrgänge hat sich durchaus bewährt. Ohne jede Werbetätigkeit tritt ein Kreis nach dem anderen mit der Beratungsstelle wegen Abhaltung eines Lehrganges in Verbindung.

Besonders erprobte und rührige Büchereiverwalter werden, wie oben erwähnt, im Einvernehmen mit den betreffenden Kreisverwaltungen zu Vertrauensleuten für den Kreis bestellt. Sie bilden den Mittelpunkt für die Büchereiarbeit im Kreise, ihre Büchereien werden planmäßig ausgebaut, sie haben dem Kreisausschuß gegenüber das Büchereiwesen zu vertreten.

Zuletzt sprach Bibliothekar Hans Hofmann von der Deutschen Zentralstelle Leipzig im Blick auf den Ausbau des Büchereiwesens in ländlichen Bezirken von der Notwendigkeit, bei der fachlichen Heranbildung des volksbibliothekarischen Nachwuches vor allem auch dem sozialpädagogischen Charakter der volksbibliothekarischen Arbeit, der auf dem Lande und in kleinen Städten besonders deutlich in Erscheinung trete, Rechnung zu tragen.

Solle die literarpädagogisch und volkspolitisch so bedeutsame Arbeit auf dem Lande und in den kleineren Städten wirklich vorankommen, dann sei es endlich an der Zeit, gerade auch für diese besondere Aufgabe geeignete Mitarbeiter zu werben und zu schulen. Beides aber könne sinnvoll nur geschehen, wenn die Büchereiarbeit mitten hineingestellt werde in den gesamten sozial- und volkspädagogischen Aufgabenkreis, den die gegenwärtige gesellschaftliche Struktur der ländlichen Bevölkerung uns heute aufgibt. Daher sei eine eingehende Beschäftigung mit den politischen, sozialen und kulturellen Verhältnissen der ländlichen und klein-

städtischen Bezirke unbedingt erforderlich. Die Behandlung dieser Fragen und aller damit zusammenhängenden Gegenstände könne aber nie erreicht werden, wenn man immer noch an der Verbindung der volksbibliothekarischen Ausbildung mit der so wesensfremden Ausbildung für den Verwaltungsdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken festhalte. Gerade die Berichte über die Arbeit der Beratungsstellen hätten doch gezeigt, was für die praktische Tätigkeit im Büchereiwesen notwendig sei. Also ergäbe sich auch von diesem Gesichtspunkt her die Dringlichkeit einer klaren Regelung der Ausbildungs- und Prüfungsfrage.

*

Zusammenfassend kann über die Berichte und über die Aussprache zu den beiden Verhandlungsgegenständen gesagt werden: Das öffentliche Büchereiwesen ist auch in Deutschland auf dem Lande und in den Klein- und Mittelstädten in einer erfreulichen Entwicklung begriffen. Der weitere Ausbau wird aber entscheidend von der Erfüllung zweier Forderungen abhängen: Erstens müssen die dringend gebrauchten und schon so oft angeforderten Mittel für Kräfte und Beihilfen noch rechtzeitig eingesetzt werden, ehe die verheißungsvollen Anfänge aus Mangel an Unterstützung wieder eingegangen sind. Zweitens muß ein für die besondere Aufgabe der öffentlichen Bildungsbüchereien in Stadt und Land geeigneter und spezifisch volksbibliothekarisch geschulter und erfahrener Nachwuchs in ausreichender Zahl gewonnen werden.

Die Versammlung gab dieser Überzeugung in zwei Resolutionen — Zur Ausbildungs- und Prüfungsfrage und Zum Ausbau der Beratungsstellen — Ausdruck. Diese wurden dem Vorstand mit dem Auftrag, in diesem Sinn bei den zuständigen Behörden weiter tätig zu sein, überwiesen[1].

Köln, Dezember 1928

Preußische Volksbücherei-Vereinigung

Dr. Rudolf Reuter	Mechthildis Berchem
Vorsitzender	Schriftführerin

[1] Sonderdrucke dieses Berichtes können zugleich mit dem Beitrag über die Westdeutsche Volksbüchereischule und den beiden Entschließungen demnächst von der Geschäftsstelle der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung, Köln, Andreaskloster 5 bezogen werden. P. V. V.

Aufbau und Aufgaben der Stadtbücherei Elberfeld

Mit Genehmigung der Stadtbücherei Elberfeld bringen wir als interessantes Beispiel für die Arbeit einer Einheitsbücherei im Auszug die Ansprache zum Abdruck, die Bibliotheksdirektor Dr. W. van der Briele anläßlich der Eröffnung des Neubaues am 3. Februar gehalten hat. Der Bericht über die Eröffnungsfeier findet sich auf S. 82 dieses Bandes. Weitere Angaben in den „Mitteilungen der Stadtbücherei Elberfeld“ besonders in Nr. 1 und 3 vom Jahre 1927 und Nr. 4/5 vom Jahre 1929. Diese Nummer erschien als Festschrift zugleich mit der Schrift von H. M. Flasdieck: Goethe in Elberfeld, mit der eine Reihe „Veröffentlichungen der Stadtbücherei Elberfeld“ begonnen wurde.

Die Schriftleitung

Die Weihe des Neubaues unserer Stadtbücherei bietet geziemenden Anlaß, ihrer Entwicklung und ihren Aufgaben eine Betrachtung zu widmen. Dabei erscheint es dem Berichterstatter geboten, weniger die schon bekannten Dinge zu erwähnen, als vielmehr die wichtigsten Linien der inneren Entwicklung kurz aufzuzeigen. Eine neuzeitliche Bücherei ist nämlich kein bürokratischer, gleichlaufender Betrieb, sondern stellt einen sehr feinfühligen Organismus dar, der im Laufe der Jahre unter dem Wandel der Bildungsideale, unter den wechselnden Anforderungen der Benutzer und bei verfeinerten Verwaltungsmethoden mancherlei Gestalt annimmt.

Keine alte lokale Überlieferung hat bei der Gründung der Elberfelder Stadtbücherei Pate gestanden. Die Errichtung der Stadtbücherei Elberfeld ist vielmehr erst eine Frucht der sogenannten „Bücherhallenbewegung“, von der nach englischem und amerikanischem Beispiel die soziale Bildungsfürsorge in Deutschland um die Jahrhundertwende erfaßt wurde. Unter den ersten Städten, die zur Gründung einer kommunalen öffentlichen Bücherei schritten, war Elberfeld im Jahre 1902. In der Geschichte des Büchereiwesens nimmt unsere Stadt seither eine bevorzugte Stelle ein, auch darf die Stadtverwaltung sich rühmen, damals die führenden Fachleute für sich gewonnen zu haben. Ist doch die erste Organisation und Einrichtung unserer Bibliothek von Constantin Nörrenberg, dem Senior der deutschen Büchereibewegung, geschaffen worden, und hat doch Emil Jaeschke, ihr erster Leiter, zu den hervorragenden Pfadfindern auf bibliothekarischem Gebiete gehört.

Das erste Jahrzehnt des neuen Bildungsinstitutes wird nach außen hin durch breite Massenwirkung charakterisiert, die in blendenden Betriebszahlen für Ausleihe und Lesesaal zum Ausdruck kommt. Neben die belehrende Literatur zur Pflege des Wissens hatte man bewußt in

weitem Umfang die wertvolle Schöne Literatur für die Pflege des seelischen Lebens gestellt. Lesebeschränkungen, um einer geistlosen Vielschmökerei zu steuern, sowie eine methodische Ausleihepädagogik waren jedoch noch so gut wie unbekannt. Steht man daher heute dem damals üblichen Betriebe, der in erster Linie auf hohen Buchumsatz hinzielte, häufig skeptisch gegenüber, so darf man nicht vergessen, wie sehr damals die junge Einrichtung des äußeren starken Erfolges bedurft hat und wie sehr sie deswegen darum bemüht gewesen ist. Die inneren Schwierigkeiten der Büchereibewegung lagen vor allem auf organisatorischem und personalem Gebiet. Die anders geartete Praxis der alten wissenschaftlichen Bibliotheken konnte keinesfalls als Vorbild dienen. So sind hier wie anderswo die Bibliothekare besonders mit technischen Fragen beschäftigt gewesen. Ferner hat es aber auch stark an berufskundigen Mitarbeitern gefehlt. In der Erziehung tüchtigen Nachwuchses und in der Durcharbeitung bibliothekarischen Handwerkszeuges ist in jener Zeit viel geleistet worden. Die Eroberung dieses Neulandes hat dem inneren Betrieb den Stempel aufgedrückt.

Über den technischen Dingen ist aber keineswegs die geistige Durchdringung der neuen Büchereiform ganz zurückgestellt worden. Nur schritt die Entwicklung der Anstalt so schnell vorwärts, daß sich schon neue Probleme aufgetan hatten, ehe man die alten bewältigen konnte. Bei der Gründung der Bücherei war sie als Typus der reinen Volksbibliothek gedacht worden. Gar bald wuchsen indessen die Ansprüche, die im geistig regsamen Wuppertale an die Bücherei gestellt wurden. Der wissenschaftliche Leihverkehr mit auswärtigen Bibliotheken, der von Anfang an für Elberfeld bei der Stadtbücherei zentralisiert war, stieg schnell. Die Nachfrage nach den großen Enzyklopädien und Nachschlagewerken auf allen gelehrten Gebieten war unerwartet groß. So begann allmählich der Ausbau einer auch für den wissenschaftlichen Arbeiter genügenden Handbibliothek im Lesesaal, eines bibliographischen Apparates für den auswärtigen Leihverkehr und die Beschaffung vielgebrauchter Werke der Wissenschaft, die man, weil viel benötigt, von anderen Bibliotheken nur schwierig beziehen konnte. Bereits im Jahre 1905/06 wird festgestellt, daß sich der Charakter der Anstalt zwangsläufig verschoben hat und daß damit Probleme neuer Art sich ergeben. Es heißt da: „Unsere Stadtbücherei ist über den Rahmen der Volksbibliothek hinausgewachsen und entwickelt sich immer mehr zu einer sogenannten Einheitsbibliothek, d. h. zu einer Anstalt, die auch gewisse wissenschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen vermag. Sie enthält dementsprechend zwei Arten von Büchern, die bisher zusammen

aufgestellt und auch in den Katalogen sämtlich aufgeführt waren. Dies Verfahren besitzt aber mannigfache Nachteile".

Mit diesen Worten ist das Hauptproblem angeschnitten, das damals auftauchte und seitdem immer wieder unsere Büchereiverwaltung beschäftigt hat. Es birgt den Gegensatz: Hier Wissenschaft! Hier Volkspädagogik! in sich und ist eine dankbare Streitsache im deutschen Bildungskampf geworden. Indessen soll darauf nachher noch einmal eingegangen werden, während wir vorerst die Maßnahmen verfolgen wollen, die man in Elberfeld getroffen hat. Die im Jahre 1906 vorgeschlagene Lösung des Zwiespaltes ist nämlich folgerichtig beibehalten, ausgebaut und vertieft worden und ist noch heute kennzeichnend für den Charakter unserer Einheitsbücherei. Sah man doch sofort ein, wie verschieden die Aufgaben waren, welche die wissenschaftlichen und die Bildung oder schöngeistige Erholung suchenden Benutzer dem Institute stellten und wie zwei besondere Einstellungen nur durch den Gedanken einer höheren Einheit vor völliger Trennung bewahrt werden konnten. Diese Einheit war und ist nach unserer Auffassung das allen Lesern gemeinsame Verlangen zum Buch — sei es aus diesem oder jenem Grunde. Als Sachwalter dieses Bildungs- und Wissensgutes den in der Theorie zwiespältigen, in der Praxis noch viel mehr gestuften Ansprüchen gerecht zu werden, war höchstes Ziel der Bibliothekare.

Unvermeidlich ergab sich eine Trennung der Büchergruppen in eine wissenschaftliche und in eine volkstümlich belehrende und schöngeistige Abteilung, und doch behielt man das einmal für die Bibliothek gewählte, alle Bücher umfassende System bei, und nur ein dem Publikum unmerklicher Zusatz zur Signatur sagt dem Beamten, wohin das Buch gehört. Ein weiterer Schritt betraf die Katalogarbeit. Die volkstümlichen Publikumsverzeichnisse stellten fortan nur eine Auswahl der Neuanschaffungen dar, weitergehenden Wünschen stand der große handschriftliche Zettelkatalog zur Verfügung, der alle Bestände umfaßte. Damit war das Programm in den Grundzügen vorgezeichnet, um dessen Verbreiterung und Vertiefung wir auch heute noch bemüht sind: bei innerer Verwaltungseinheit nach zwei Seiten hin die organisatorischen und bildungspfleglichen Maßnahmen auszubauen und so der Förderung der Wissenschaften wie der individuellen Bildungsarbeit zu dienen.

Vielfache Stockungen und Schwierigkeiten stellten sich freilich der Entwicklung der Bücherei im zweiten Jahrzehnt ihres Bestehens entgegen. Kriegs- und Notjahre schlugen böse Wunden: Personal- und Geldmangel traten ein und führten zu beschwerlichen Einschränkungen.

Daß trotzdem die Anstalt ihren Bestand von 1913 bis 1923 fast verdoppeln konnte, ist ein Verdienst meines Vorgängers, Alfred Löckles, der auch innere große Reformen durchführte. Der große alphabetische Zettelkatalog wurde nach der amtlichen „Instruktion für die preußischen Bibliotheken" umgearbeitet und für die sorgsam ergänzte Handbibliothek des Lesesaals ein Schlagwortkatalog angelegt. Für die pädagogische Gestaltung der volkstümlichen Ausleihe war ein Wechsel im Leihsystem und die Einführung des Buchkartenpräsenzapparates wichtig. Die Ausleihebeamten sind durch diese Einrichtung vom Magazin unabhängig und können an Hand der mit Kennzeichen oder Vermerken versehenen Buchkarten an der Theke den Leser individuell beraten.

Unter dem Einfluß des Neubaues hat dann in den letzten Jahren bereits unsere Arbeit dankbar und freudig gestanden. Man darf sagen, daß wir eine riesige Inventuraufnahme hinter uns haben, die mit einem Umzug von gewaltigem Ausmaße abschloß. Es kamen Dinge zur Erledigung, die man schonend wohl seit fast 25 Jahren immer wieder zurückgestellt hatte. Mit längst verloren geglaubten Büchern feierte man Wiedersehen und trennte sich dann auch wieder gern von einst gefeierten Modeschmökern, über die die Zeit das Urteil gesprochen und die nun in vielen Exemplaren längst still in den Regalen standen. Es galt auch die innere Organisation zu überprüfen, sich den Fortschritten der Berufskunde anzupassen, neue eigene Pläne zu versuchen und die Umstellung auf die künftigen Räume und Anlagen vorzubereiten. Dabei sind wir getreu unserem Ideal bestrebt gewesen, beide Seiten unserer Anstalt auszubauen.

Es gibt heutzutage eine Anzahl Bibliothekare, die die Einheitsbücherei verwerfen und für eine radikale Trennung in gelehrte und volkstümliche Bibliotheken eintreten. Abgesehen davon, daß es sich auch um ein praktisch-finanzielles Problem handelt und mittlere Großstädte in absehbarer Zeit sich wohl schwerlich entschließen werden, zwei getrennte Institute aufzuziehen, wenn nicht etwa von altersher eine Universitäts- oder Landesbibliothek am Ort ist, so möchte ich vom bibliothekarischen und bildungspfleglichen Standpunkt ebenfalls eine friedliche Lösung in der Form, wie sie etwa bei uns getroffen ist, für durchaus möglich und erwünscht halten. Werden doch von uns keineswegs die verschiedenen Einstellungen der Benutzer zum Buch verkannt und wird doch beiden theoretisch extremen Lesergruppen in der Anlage der Kataloge, ja sogar vielfach in räumlicher Hinsicht gerecht zu werden versucht. Aber eine strenge und rücksichtslose Trennung der Verwaltung und der vielfach ineinanderfließenden Benutzergruppen, die schließlich

alle nach dem Buch verlangen, scheint uns nach außen hin, mit Ausnahme der volkstümlichen Zweigstellen, keine Notwendigkeit.

In Sorge um unsere wissenschaftlichen Benutzerkreise erfolgte seit einigen Jahren die Anlage eines systematischen Zettelkataloges, die bis zur Eröffnung des Neubaues rüstige Fortschritte zeitigte, so daß alle neueren Bestände aufgenommen und wenigstens in groben Gruppen gegliedert sind. Da der auswärtige Leihverkehr immer größere Ansprüche an uns gestellt hat und etwa die Höhe kleiner Universitätsbibliotheken erreicht hat, erfuhren die wichtigen Standardwerke und Lexika bedeutende Ergänzung. Ebenso wurden zahlreiche alte Lücken ausgefüllt und die bedeutendsten Neuerscheinungen aus den verschiedensten Fachgebieten beschafft. Der Frage der Zweigstellen wurde erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Der Bestand der alten Zweigstelle Hahnerberg wurde einer gründlichen Sichtung unterzogen und aufgefrischt. Eine zweite Filiale ist im vorigen Jahre in Sonnborn eingerichtet worden und erfreut sich guten Zuspruches. In der Hauptbibliothek mußten Tausende von zerlesenen Bänden ausgeschieden werden und sollen, soweit es noch nicht geschehen ist, ersetzt werden. Dabei wird besondere Sorgfalt auf eine wirklich hochwertige Auswahl des Lesestoffes gelegt und eine wohlüberlegte Doppelstückpolitik getrieben. Weiter ist begonnen worden, den lange etwas stiefmütterlich behandelten und unnötig angeschwollenen Buchkartenapparat umzuarbeiten und nach pädagogischen Gesichtspunkten neu zu ordnen. Um ihn übersichtlicher und fruchtbarer zu machen, wird er mit der Zeit noch stark verkleinert werden, wobei die damit als veraltet oder ungeeignet ausgeschiedenen Bücher entweder in die historische Abteilung wandern oder vernichtet werden. Hier zeigt sich einmal recht scharf unsere nach polaren Ideen hinzielende Arbeitsweise. Während für die wissenschaftlichen Bestände eifrig gesammelt und so manches Buch aufgenommen wird, das allein noch geschichtlichen Wert hat, verlangt die Volksbüchereiarbeit einen Bestandsaufbau, der echte Bildungs- und Lebenswerte vermitteln kann. Letzten Endes vereinigt sich aber all unser Bemühen doch in dem Bewußtsein gemeinsamen Dienstes am Einzelnen und an unserem Volk, an unserer Stadt und unserem Vaterlande.

Eröffnung des Neubaues der Stadtbücherei Elberfeld

Am 3. Februar wurde der Neubau der Stadtbücherei Elberfeld mit einer eindrucksvollen Eröffnungsfeier seiner Benutzung übergeben. Die Städtischen Körperschaften von Elberfeld haben mit diesem Neubau, der zum 25jährigen Bestehen der Bücherei im Jahre 1927 beschlossen und für den ein Betrag von 600000 RM. bereitgestellt wurde, die seit Jahren schwierige Frage der Unterbringung der Bücherei in einer außerordentlich glücklichen und man darf sagen großzügigen Weise, die durchaus anderen Städten zum Beispiel dienen sollte, gelöst. Der Bau, der in zentraler Lage der Stadt errichtet ist, ist besonders auch deshalb bemerkenswert, weil er das so schwierige und weithin noch ungelöste Problem der sog. Einheitsbücherei vom Baulich-Räumlichen her anpacken mußte. Es galt sowohl die Magazine für über 100000 Bände Bestand nebst Zuwachs zu schaffen als auch die Verkehrsräume: Ausleihe, Lesesaal, Studienzimmer sowie die Verwaltungszimmer in genügend großem Ausmaß und betriebsmäßig befriedigender Anordnung zu haben. Soweit man nach einer ersten Besichtigung und nach dem Studium des Grundrisses urteilen kann, sind für die angedeuteten Aufgaben die besten baulichen Voraussetzungen geschaffen. Im ganzen gewinnt man, was Anordnung der Räume und Gänge, Farbgebung, Ausstattung, Beleuchtungskörper, technische Einrichtungen (Waschgelegenheit in fast allen Räumen, Brausebad, Entlüftung, Buchaufzug u. a.) betrifft, den Eindruck, daß hier durch das verständnisvolle Zusammenarbeiten aller Stellen und durch Bereitstellung ausreichender Mittel ein Werk geschaffen ist, das der Bücherei für die nächsten Jahrzehnte den so besonders wichtigen Arbeits- und Wirkungsraum in hervorragender Weise schafft, das den Einwohnern die Bücherei zu einer gern besuchten Stätte macht, und das die Stadt Elberfeld mit in die vorderste Reihe der Städte rückt, die die Bedeutung neuzeitlicher kommunaler Büchereiarbeit erkannt haben und diese ideell und materiell zu fördern sich verpflichtet fühlen.

Die Eröffnungsfeier am 3. Februar, zu der der Oberbürgermeister eingeladen hatte, gab einerseits einen starken Eindruck von der lebhaften Anteilnahme, die der Stadtbücherei Elberfeld von den Stadtverwaltungen und der Einwohnerschaft sowie aus den Kreisen der wissenschaftlichen Bibliotheken und der öffentlichen Büchereien entgegengebracht wird. Andererseits vermittelte sie einen sehr aufschlußreichen Einblick in die Arbeitsziele und Arbeitsmethoden der Bücherei. Da die Stadtbücherei Elberfeld ein interessantes Beispiel für den Typ der Einheitsbücherei darstellt, und da die Diskussion über diesen Gegenstand ernsthaft und ausreichend noch kaum angehoben hat, bringen wir die Ansprache des Direktors der Stadtbücherei Dr. W. van der Briele, in der er wichtige Angaben über die Entstehung der Elberfelder Bücherei und ihre Entwicklung zur Einheitsbücherei macht, an anderer Stelle dieses Heftes im Auszug zum Abdruck. Unsere Stellungnahme zu den angeschnittenen Fragen gedenken wir in einem besonderen Beitrag zur Frage der Einheitsbücherei demnächst zusammenhängend zu entwickeln. Es darf aber vielleicht schon hier darauf hingewiesen werden, daß die u. E. unbedingt erforderliche gleichmäßige, systematische

Bearbeitung der Aufgaben des wissenschaftlichen und des bildungspfleglichen Flügels der Einheitsbücherei entscheidend davon abhängt, daß ein zahlenmäßig ausreichendes Personal vorhanden ist, das dann, was Ausbildung und Berufserfahrung betrifft, auch so zusammengesetzt ist, daß nicht ein Teil der Aufgaben vor dem anderen hintangesetzt wird oder werden muß. Hier dürfte nach eigenen Andeutungen auch die Leitung der Elberfelder Stadtbücherei die Hauptaufgabe für die nächsten Jahre sehen. Wir sind der Meinung, daß ähnlich wie bei bereits getroffenen organisatorischen Maßnahmen bei gemeinsamer Oberleitung allein eine Gabelung oder Trennung auch im Personal in eine vorwiegend mit den volkspädagogisch-bildungspfleglichen Arbeiten beschäftigte Gruppe und in eine mehr mit den wissenschaftlich-verwaltungsmäßigen Maßnahmen betraute Arbeitsgruppe sichere Gewähr für die planmäßige Berücksichtigung beider Funktionen der Einheitsbücherei bietet. — Aber das gehört ja bereits zur Diskussion über die Einheitsbücherei selbst.

Die bei der Eröffnungsfeier zahlreich vertretenen kommunalen und staatlichen Behörden sowie die Institutionen des Büchereiwesens, des Buchhandels usw. wiesen immer erneut darauf hin, wie vorbildlich die Schaffung eines eigenen Baues für die Stadtbücherei sei, und mehrfach wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß auch andere Städte diesem Beispiel folgen möchten. Im Auftrage des Regierungspräsidenten und des preußischen Unterrichtsministers beglückwünschte Regierungsrat Dr. Hecker, Düsseldorf. Für die Preußische Staatsbibliothek und den Beirat für das Bibliothekswesen sprach Generaldirektor Dr. Krüß, Berlin, für den Verein Deutscher Bibliothekare Dr. Schulz, Dortmund, für die rheinisch-westfälischen Bibliotheken Prof. Dr. Bömer, Münster, für den Verband Deutscher Volksbibliothekare Hans Hofmann, Leipzig, der zugleich auch die Grüße der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen übermittelte. Der Buchhandel war durch Verleger Max Röder vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler und die Staatliche Beratungsstelle Düsseldorf durch Dr. Winker vertreten. Alle Ansprachen zeigten, welche lebhafte Aufmerksamkeit gerade der Arbeit der Elberfelder Stadtbücherei, die Constantin Nörrenberg und Emil Jaeschke zu ihren ersten Leitern zählte, in der bibliothekarischen und volksbibliothekarischen Fachwelt geschenkt wird. Für die weitere Entwicklung des deutschen Büchereiwesens, das sicher Raum genug für eine Vielheit von Typen besitzt, wäre es nur zu begrüßen, wenn an dieser Bücherei einmal mit gleichmäßigem Interesse für beide Flügel der Einheitsbücherei und mit gleichmäßiger personaler und finanzieller Fürsorge und Sachkunde ein sachlich befriedigendes und überzeugendes Beispiel für den Typ der sog. Einheitsbücherei geschaffen werden könnte.

Hans Hofmann

Literatur über Mexiko und Mittelamerika

Mexiko und die mittelamerikanischen Staaten haben in den letzten Jahren in erhöhtem Maße unsere Blicke auf sich gelenkt. Diese Anteilnahme hat verschiedene Ursachen. Für die einen sind es die politischen und gesellschaftlichen Vorgänge, die in ihren überraschenden Wendungen immer erneut die Aufmerksamkeit erregen. Anderen liegt es nahe, in diesem Lande mit geheimnisvoller alter Kultur und weithin unberührter Naturschönheit ihre Phantasie und Abenteuersehnsucht zu befriedigen. Genaue Kenntnisse der Zustände, besonders der wirtschaftlichen Bedingungen, brauchen die Auswanderer. Diesen sehr verschiedenartigen Bedürfnissen soll die folgende Zusammenstellung der wichtigsten Literatur über Mexiko und Mittelamerika dienen. G. D.

Hugo Brehme, Mexiko. Baukunst, Landschaft, Volksleben. Mit einer Einleitung von Walther Staub. Berlin 1925, Ernst Wasmuth. 256 Seiten Abbildungen und 21 Seiten Text. Preis geb. 26.— RM.

Man erlebt heute gern bildhaft das Gesicht der Erde, ihrer einzelnen Landschaften, Völker und Kulturen. Die Sammlung Orbis Terrarum befriedigt dieses Verlangen besonders für solche Bücherfreunde, die sich in die Formen einer Landschaft und in die mit ihr verbundenen Menschen und Bauwerke nachsinnend vertiefen wollen, und denen es Freude macht, das Charakteristische eines Landes in schöner Form zu entdecken. Diese Bilderwerke suchen das Bodenständig-Eigentümliche einer Landschaft festzuhalten und nicht die Segnungen einer überall gleichartig flachen Zivilisation. In dieser Einseitigkeit liegt zugleich ihr bildender Wert und ihre Begrenzung.

Der vorliegende Band von Brehme behandelt ein Land, das zwar an die Vereinigten Staaten grenzt, aber ein ganz erheblich anderes Aussehen hat. Auf den großen Bildern in kräftigem Kupfertiefdruck erblickt man überwiegend Hochland mit bewegten Horizontlinien, aus denen schneebedeckte Vulkane aufsteigen. Ernste Seen, eilige Flüsse, reiche Wasserfälle, weite Urwaldgebiete wechseln mit dürren, steinigen Plateaus, breite Riesenbäume mit phantastischen Kakteen ab. Auf steilen Bergpfaden fährt noch der zweirädrige Ochsenkarren nach malerischen, alten Minenstädten. An den Küsten der beiden Weltmeere und auf geräumigen Hochebenen erstrecken sich flachgedeckte Häuserreihen spanischer Kultur in die grüne Umgebung. Weithin glänzen Kuppeln und Türme in schwerem Barock. Altspanische Wasserleitungen kreuzen die Landschaft auf massigen Trägern. Steinerne Brücken spannen sich über Abgründe. Braune Menschen arbeiten auf dem Felde, auf dem Markte und zu Hause. Man sieht sie festlich zusammenströmen an Wallfahrtsorten. Sie scheinen einfach zu leben, umgeben von einer verschwenderischen Natur. An die Blütezeit dieses Volkes erinnern Sonnen- und Mondpyramiden, Bauten und Skulpturen von ägyptischer Strenge und Größe. Noch

heute ist mehr als die Hälfte der Bevölkerung rein indianischen Blutes. Das wird von bestimmendem Einfluß auf Mexikos zukünftige Kultur sein. Der kurze Text, der dem Buche beigegeben ist, zeigt die großen Zusammenhänge auf zwischen Natur, Kultur und Geschichte des Landes, doch ist es nötig, noch andere Bücher über Mexiko heranzuziehen, wenn der Betrachter die Fragen beantwortet wissen sill, die sich ihm bei der Fülle der Abbildungen aufdrängen.

Harry Graf Keßler, Notizen über Mexiko. Zweite Auflage. Leipzig 1921, Insel-Verlag. 143 Seiten. z. Z. vergriffen.

Das Zeitalter großer geographischer Entdeckungen ist vorüber. Die Forscher bemühen sich, Einzelheiten aufzuhellen, von denen im allgemeinen erhebliche seelische Erschütterungen nicht mehr zu erwarten sind. Aber das Bedürfnis, durch Reisen in eine andere Welt als die gewohnte schauen zu dürfen und dadurch neue geistige Anreize zu gewinnen, ist geblieben. Ja, es wächst, je mehr die Technik der Kulturmittel ein rasches Aneignen und Gemeinmachen geistiger Erlebnisse der verschiedensten Art ermöglicht. Bei Menschen eines übersteigerten Kulturbetriebes entsteht dann der Wunsch, das innerhalb des eigenen Kulturkreises gewonnene Gefühl des Sattseins wieder loszuwerden, in Dingen und Ereignissen der Welt wieder die unbegreiflichen Abgründe zu ahnen, im Bekannten das Unbekannte, Rätselvolle neu zu entdecken.

Graf Keßler „liebt das Reisen als die Heilung für den müden und durch Enttäuschungen oberflächlich gewordenen Geist". Die Reise soll ihm Gelegenheit geben, „hinter bekannten Zeichen fremde Bedeutungen zu erkennen", die Phantasie- und Sinnentätigkeit anzureizen, neue Gefühle, Empfindungen, Offenbarungen der Menschheitsseele zu gewinnen. Mexiko erscheint ihm für diese Absichten ein geeignetes Land. „Die amerikanische Kultur eröffnet ähnliche Ausblicke, wie wenn auf einem fremden Stern Menschen und eine menschliche Kultur entdeckt würden." Beim Anblick altmexikanischer Architektur fühlt er, daß sie „für andere Nerven und Sinne als die unsrigen gearbeitet" ist. Er bemüht sich, diese andere Gefühlswelt aufzuhellen, und muß doch die Unmöglichkeit zugeben, über das allgemein Menschliche hinaus „in jenes Individuelle der Seele vorzudringen, das bloß durch ein Bekenntnis offenbart werden kann".

Nicht nur in der altmexikanischen Architektur, über die er manche beachtenswerte Bemerkung macht, auch in der spanischen Kolonialkultur, im Charakter des Mexikaners spüren seine Sinne die Merkmale anders gerichteter Geistesart. Aufnahmebereit empfindet er den dämonischen Reiz der tropischen Landschaft, die körperlichen und seelischen Veränderungen während der Besteigung eines der hohen Vulkane. Über eine Fahrt durch den nächtlichen Urwald bemerkt er: „ich habe die Welt, ich meine das der Seele Fremde, nie mächtiger empfunden als hier gerade in der Dunkelheit".

Diese Eindrücke und Empfindungen, die nun schon dreißig Jahre zurückliegen, aber ihrem Charakter entsprechend größtenteils nicht veraltet sind, mag mancher als die Privatangelegenheit eines kultivierten Weltmannes ansehen. Das wäre richtig, wenn in ihnen nicht auch jene Unwägbarkeiten angedeutet wären, die für das Einleben in einem fremden Lande von größtem Einfluß sind. Gewiß läßt die Arbeit im Lande, von der Keßler auch einiges erzählt, manches anders erleben, doch scheint die seelische Differenz zwischen Alt-Mexiko, Mexiko und Mitteleuropa wie auch die anziehende Exotik jenes Landes hier in wesentlichen Zügen erfaßt zu sein. Die Unmittelbarkeit des Erlebens wird durch die Form der Darbietung gut gewahrt.

Caecilie Seler-Sachs, Auf alten Wegen in Mexiko und Guatemala. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit Abbildungen, Plänen und Karten. Stuttgart 1925, Strecker & Schröder. 286 Seiten. Preis 11.— RM.

Der Altmeister mexikanischer Altertumskunde, Eduard Seler, wurde auf seinen Reisen in Mexiko und Guatemala von seiner Frau begleitet. Die Arbeiten Selers sind teilweise als Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften erschienen und in einer Form gehalten, an die sich der Laie nur ungern heranwagt, zumal sie ihm inhaltlich auch nicht das geben können, was er sucht. Darum könnte man auf den Gedanken kommen, das Buch der Caecilie Seler-Sachs böte vielleicht einen brauchbaren Ersatz. In dieser Hoffnung sieht man sich jedoch enttäuscht. Freilich muß zugegeben werden, daß ihr Buch sehr anständig geschrieben ist und manche gute Beobachtung über Landschaft und Volksleben besonders der Indianer enthält. Auch erfährt man, mit welchem Fleiß diese beiden Menschen Pflanzen und alte Steinskulpturen gesammelt, gezeichnet und photographiert haben, welche Schwierigkeiten sie dabei zuweilen zu überwinden hatten, wo beide Aufenthalt genommen und wie sie aufgenommen wurden. Aber von der Leidenschaft des Forschers und Sammlers, von der Bedeutung und dem Charakter altmexikanischer Kunst, von dem Verhältnis, das jene dazu hatten und wir dazu gewinnen sollen, davon ist leider so gut wie keine Rede. Auf viele Abbildungen der Altertümer, die das Buch reizvoll schmücken, geht der Text gar nicht ein. Der Kenner der Schriften Eduard Selers wird das Buch nicht unbeachtet lassen, der Geograph wird sich einige Beobachtungen merken, an den zahlreichen, sehr fein gezeichneten Routenkarten seine Freude haben. Für die Allgemeinheit wird die Schilderung dieser Reise, die jetzt mehr als 30 Jahre zurückliegt, keinen erheblichen Wert haben.

Theodor Wilhelm Danzel und Ernst Fuhrmann, Mexiko. Drei Bände. Friedrichssegen (Lahn), Folkwang-Auriga-Verlag. (Kulturen der Erde. Band 11—13.)

Band 1: Danzel, Grundzüge der altmexikanischen Geisteskultur. Zweite Auflage. 1922. 59 Seiten. Bildteil: Altmexikanische Bilderschriften. 67 Tafeln. Preis in Pappbd. 6.— RM.

Band 2: Danzel, Kultur und Leben im alten Mexiko. Zweite Auflage. 1923. 32 Seiten. Bildteil: Mexikanische Plastik I. 76 Tafeln. Preis in Pappbd. 6.— RM.

Band 3: Fuhrmann, Über die religiösen Kulte. Tonatiu. Mexikanische Gebete. Zweite Auflage. 1922. 53 Seiten. Bildteil: Mexikanische Plastik II. 99 Tafeln. Preis in Pappbd. 8.— RM.

Mit großem Eifer hat sich unsere Zeit bemüht, die verschiedenartigsten Kulturen der Erde geistig zu erfassen. Ohne Zweifel ist dadurch die wachsende Gestaltlosigkeit der europäischen Kultur beschleunigt worden. Gewiß war es unmöglich, diesen Vorgang aufzuhalten, der mit der zunehmenden Verkehrsverbesserung Schritt hielt, doch wäre es ein verhängnisvolles Zeichen von Schwäche, wenn unsere Kultur die angenommenen chaotischen Züge dauernd beibehalten würde. Es muß ein Weg gefunden werden, der über die verwirrenden Formen fremder Kulturen hinausführt zu Urphänomenen menschlichen Geistes, die geeignet sind, in der eigenen Kultur das wiederzuerwecken, was vielleicht seit langem zu ihrem Schaden verdeckt wurde.

Er könnte zu einer Kultur führen, welche die eigene Art fördert und zugleich nach allen Seiten Verbindungen sieht und pflegt. Jn diesem Sinne vorausahnend schreibt Fuhrmann im „Spiegel des Mahâtma“: „In allen Rhythmen, in allen Zeiten, mit allem Geist und allem Stoff atmen, das gibt dem Menschen ein grenzenloses Sein, vor dem Zukunft sich nähert und Vergangenheit versinkt.“ Wer uns in die altmexikanische Kultur einführen will, von dem verlangen wir, daß er uns diese Beziehungen zur Gegenwart, zu unserem Leben herausarbeitet.

Wer nun diese drei Bände über altmexikanische Kultur aufmerksam durchsieht, wird feststellen, daß diese Beziehungen am klarsten in dem Texte Danzels hervortreten. Danzel bewundert „die Geschlossenheit ihres Lebensstiles“, „die Größe der Gebärde primitiver Kultur“, den tiefen Sinn für das Magische. Das sind offensichtlich Erscheinungen, die den modernen Menschen und Künstler ebenfalls lebhaft bewegen.

Im ersten Bande gibt Danzel einen Einblick in die Symbolik und Eigenart der religiösen Bilderschriften, in die Vielgestaltigkeit der Götterlehre, die ungewöhnliche Bedeutung des Menschenopfers und die Geheimnisse des Kalenderwesens. Im zweiten Bande bemüht er sich, die charakteristischen Merkmale der altmexikanischen Kultur darzulegen: die Bedeutung der Tradition, der magisch-zauberischen Bräuche und die Bindung aller Lebensäußerungen an religiöse Zeremonien. Er beschreibt nicht nur, sondern versucht auch Wesensdeutungen und bedient sich dabei vorsichtig psychoanalytischer Methoden. Er bleibt sich bewußt, daß man in allem nur sich selbst erkennt. Aber gerade in dieser Beschränkung wird die Beziehung zu uns lebendig. Dem Betrachter altmexikanischer Kunst, die in den Abbildungen des zweiten und dritten Bandes ihre monumentale Größe zeigt, gibt er den Rat, sie nicht nur ästhetisch zu nehmen, sondern ihrer tiefen Symbolik eingedenk zu bleiben.

Der Text Fuhrmanns im dritten Bande ist überwiegend philologisch gehalten, das heißt für Nichtkenner altmexikanischer Sprachen kaum fruchtbar. Er geht darauf hinaus, Zusammenhänge zwischen den Kulturen der alten und der neuen Welt festzustellen. Er trägt unverkennbar geniale Züge, ist aber infolge der barocken Art Fuhrmanns, sich auszudrücken und Gedanken zu verbinden, mehr Symbol für den verworrenen Umwandlungsprozeß abendländischen Denkens als eine Aufhellung. Wertvoll sind die Übersetzungen einer Anzahl mexikanischer Gebete; sie führen tief in Gedankengänge dieser Kultur ein.

Aus diesen Erörterungen geht hervor, daß es zweckmäßig ist, alle drei Bände auf einmal zu entleihen. Wer nur den ersten Band bekommt, findet einen aufschlußreichen Text, wird jedoch möglicherweise von den schwer zugänglichen Bilderschriften des Bilderteils wenig angezogen. Wer, von den Abbildungen gepackt, nur den zweiten und dritten Band mitnimmt, dem entgeht der allgemeine, gut einführende Text des ersten Bandes.

*

Emil Landenberger, Wanderjahre in Mexiko. Mit Abbildungen und Karte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 304 Seiten. Preis 6.50 RM.

Man tut Landenberger nicht unrecht, wenn man behauptet, er gehöre zu jenen Touristen, von denen Wilhelm Heinrich Riehl sagt: sie „reiten prächtig über Berg und Tal, haben aber das Blasen schlecht gelernt“. Zwar bläst er nicht gerade falsch, doch gelingt es ihm kaum, aus zahlreichen Tönen eine vollklingende Melodie aufzubauen.

Landenberger hat Mexiko in verschiedenen Richtungen im Laufe mehrerer Jahre auf Urlaubsreisen als Angestellter eines Elektrizitätswerkes durchstreift. Manches Abenteuer hat er frischweg bezwungen. Erfahrungen hat er gesammelt auf der Bahn, auf einsamen Landstraßen, im Hochgebirge und im schwülen Küstengebiet, im Verkehr mit Indianern, Mischlingen und Eingewanderten verschiedenster Rasse. Für die Indianer, die noch jetzt alte Bräuche pflegen, hegt er Sympathie, doch betrachtet er sie durchaus nüchtern. Er bewundert die Ruinen des Landes und besichtigt Städte und Industrieanlagen. Obwohl seine Darstellung im allgemeinen flott ist, wirkt sie vielfach notizenhaft. Mit Gedanken über das Geschaute wird der Leser nicht belastet; dafür bekommt er jene handfesten Urteile, bei denen sich Männer aus dem praktischen Leben leicht beruhigen. Die schwierigen sozialen Verhältnisse sieht er, doch verweilt er nicht gern bei ihnen. Unangenehme Erlebnisse schüttelt er überhaupt rasch ab. Die Ergebnisse seiner Studien über die Geschichte des Landes, aus der er die abenteuerlichsten Ereignisse herauszieht, sind nicht überall zuverlässig. Sein Humor artet verschiedentlich in Witzeleien aus. Kaum vorbildlich ist seine Vorliebe für Kognak bei Hochtouren.

Wenn sich der Referent trotzdem für Annahme des Buches in beschränkter Zahl entscheidet, so geschieht das nur deshalb, weil es immerhin fesselnd und reich an selbstbeobachteten Tatsachen ist. Auch wirken seine Hinweise auf die unsicheren rechtlichen Verhältnisse, die unklaren polititischen Zustände, die gespannten, zu einem Klassengegensatz erweiterten Beziehungen zwischen Weißen und Indianern, die trotz aller natürlichen Reichtümer schwierige wirtschaftliche Lage stark ernüchternd auf Auswanderungslustige, die durch den sagenhaften Reichtum des Landes und seine Romantik angelockt werden. In diesem Sinne kann das Buch, das leicht und unterhaltsam zu lesen ist, eine gewisse Zeit lang Dienste tun, zumal unsere Kenntnisse über Mexiko noch sehr lückenhaft sind.

Alfons Goldschmidt, Mexiko. Mit Bildern von Diego Rivera. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 198 Seiten. Preis 3.80 RM.

Goldschmidt will in diesem Buche den Versuch machen, „das Wissen aus dem Gefühl in dem Lande und für das Land abzuleiten". Von dieser etwas unglücklichen Formulierung könnte man absehen, wenn sie das einzige wäre, was an dem Buche mißglückt ist. Leider läßt sich das nicht behaupten. Das unentdeckte Mexiko zu entdecken, ist ihm jedenfalls nicht gelungen. Sein „Gefühl in dem Lande" ist das eines dauernd exaltierten Menschen, und sein „Gefühl für das Land" ist von überschwenglicher Zuneigung bestimmt. Das Ergebnis dieser Gefühle ist eine Schilderung, die nicht mehr Ausdruck, sondern undisziplinierter Ausbruch von Gefühlen, Expressionismus unerfreulichster Art ist. Seine oft unbesonnenen und subjektiven Urteile kleidet er gern in Worte, bei denen man sich alles und nichts denken kann.

Einige Beispiele: Goldschmidt sieht „farbenfeuernde Bäume", das Tal von Mexiko „überdacht oft von Milchigkeiten wie das Meer". Dann ruft er aus: „Ich trinke mir eine Semiramisverzückung in den Kanälen des Edens von Xochimilco". „Am Rande der Maisfelder" glaubt er „aus Unwirklichkeiten geschossen zu sein". Genießerisch „schlückert" er den Kaffee, Pulque ist ihm „ein heroisches Getränk". Er liebt die „Herzbeschwingungszigarren" und nicht „Schummelzigarren, die dem Nasendilettanten angedreht werden". Er trinkt nur Orangen, „groß wie Kanonenkugeln". Er bekundet: „Mädchen gibt es von einer Tropensüße oder von einer panterigen Adlerhaftigkeit der Berge, unbeschreiblich diese mollige Fettlosigkeit". Trotzdem schreibt er weiter und entdeckt unter ihnen „Bückeburgerinnen aus Tausend und einer Nacht".

Sein musikalisches Urteil beweist er damit, daß er von gewissen Liedern sagt, ihr Text sei „von Carmendiarrhoetikern gemacht“, oder sie seien „aus Schielkehlen gesungene Sentimentalitäten“. Seine Ansicht über den Zusammenhang von Katholizismus und Bettel beliebt er so auszudrücken: „Wie in allen Misericordia-Ländern wird in Mexiko von Hunderttausenden gebettelt“. Sehr häufig finden sich Abstraktionen wie: „Der Hausbau der Verwurzelten ist ... kein ästhetischer Schmuck, sondern eine schöne Fortführung der Bedarfslinie“. Wer nicht so schreibt und denkt wie Goldschmidt, läuft Gefahr, von ihm bezeichnet zu werden als mähniger Pädagoge, Trockenberichter, Geschichtsaddierer, blasser Aufzähler, Spitzenfinder und langweilig Induktiver.

Gewiß gehen neben diesen grotesken Ausbrüchen eines überhitzten Gefühls auch ruhigere und treffende Ausdrücke einher, doch kann man es nur wenigen Lesern zumuten, sich durch maßlosen Wortschwall und unerträgliche Sprachschnörkeleien zu ihnen hindurchzuringen. Die Tendenz des Buches ist gut. Sie setzt sich für die Rechte des Indio ein und bekämpft die kapitalistische Ausbeutung des Landes durch Fremde, doch ist sie in der vorgebrachten Form, die nur auf Erregung eingestellt ist, unklar und daher wenig überzeugend für Andersgläubige. Außerdem steht der Verfasser mit ihr nicht einzig da.

Leo Matthias, Ausflug nach Mexiko. Mit 14 Abbildungen. Berlin 1926, Verlag „Die Schmiede“. 171 Seiten. Preis in Pappbd. 6.— RM.

In einem literarisch überaus geschickten Aufbau verdichtet Matthias seine Reiseerlebnisse zu einer Charakteristik des Landes und seiner Bewohner. Er durchquert zunächst das Land von Nord nach Süd, von Tampico nach Salina Cruz. Die Wirklichkeit enttäuscht ihn anfänglich. Er steht ihr hilflos gegenüber, ehe er zu ihr in ein Verhältnis kommt. Die nüchternen Eindrücke schwinden jedoch während der Fahrt, die Landschaft wird mannigfaltiger, das Volksleben farbiger. Als die Täler versinken und der Zug durch die Wolken eilt, wird ihm die Natur „unbehaglicher und schöner“, bis sie ihm schließlich in ihrer Fülle „unwahrscheinlicher als jeder Traum“ vorkommt.

Nun geht er daran, die einzelnen Erscheinungen näher zu charakterisieren. Er beginnt mit den Städten, sieht ihre Ähnlichkeiten und Unterschiede, kennzeichnet das Wirtschaftsproblem, die Öde der Siedlungen im Gebiete der Petroleumindustrie, Prunk und Einfluß der Kirche, die Melancholie alter Ortschaften mit düsteren geschichtlichen Erinnerungen. In den verschiedenen Höhenlagen erlebt er die schroffen Gegensätze des Klimas. Die Hauptstadt zeigt ihm neben allerlei Schönem auch manches Häßliche. Er beobachtet den Korso, die Märkte und empfindet die Nähe der hohen Vulkane. In zahlreichen kleinen Erlebnissen gibt er eine Vorstellung von den Problemen der Mischkultur, von Kreolen und Mestizen, von ihrem Verhältnis zur Liebe, zum Tod, zur Politik, zum Abenteurer- und Verbrechertum. Von der altmexikanischen Architektur in Teotihuacan und Mitla gibt er verhältnismäßig eingehende Beschreibungen mit Einblicken in die Kultur, aus der heraus sie entstanden ist. Er empfindet ihre Fremdheit und Einzigartigkeit. Überreste dieses Schaffenstriebes erblickt er in der heutigen, umfangreichen Volkskunst der Indios in Töpferei, Weberei und Schnitzerei. Er hält viel von ihr und vergleicht sie mit chinesischer und japanischer Volkskunst. Matthias wendet sich dann stärker den Indios zu: ihrer Geschichte, ihrem Glauben, ihrem Festhalten an ältesten Gebräuchen. Er betont die Unterschiede zwischen Land- und Stadtindios, die oft zu gänzlich andersgearteten Urteilen führen. Zum Schluß betrachtet er die Politik des mexikanischen Staates und ihre Kernfrage: wie kann aus dem Durcheinander der Rassen der Bürger mexika-

nischer Nationalität geschaffen werden? Er glaubt, daß dieses Ziel nicht erreicht werden kann ohne stärksten Einfluß der eingeborenen Rasse, an deren geistiger und körperlicher Ungebrochenheit nicht zu zweifeln sei.

Das Buch ist geist- und phantasievoll, dabei von einer unsentimentalen Sachlichkeit, welche die Erscheinungen nimmt, wie sie nun einmal sind. Hier und da verführt ein gewisser Mangel an Schlichtheit zu Geistreicheleien und literarischen Künsteleien. Gewiß ist das Buch nicht nach jedermanns Geschmack geschrieben, doch sollte niemand daran vorübergehen, der einen Eindruck vom gegenwärtigen Mexiko zu haben wünscht, und zwar in einer modernen Form, die zweifellos Beachtung verdient.

Bruno Traven, Land des Frühlings. Mit 64 Seiten Abbildungen und 1 Karte. Berlin 1928, Büchergilde Gutenberg. 429 Seiten Text. Preis geb. 7.50 RM.

Traven vertritt dieselbe Tendenz wie Goldschmidt, nämlich Parteinahme für die revolutionäre Indianerbevölkerung. Die Liebe zu Mexiko und seinen braunen Menschen spricht aus jeder der zahlreichen kleinen Beobachtungen, aus jeder kritischen Bemerkung über die Unterdrücker des Landes. Vorteilhaft unterscheidet er sich jedoch von Goldschmidt dadurch, daß sein Stil klar, voll innerer Wärme und frei ist von Ausbrüchen verstiegener Reizbarkeit.

Die Fehler Travens liegen auf anderem Gebiet. Er gliedert den Stoff reichlich ungeschickt; allzuoft hat man den Eindruck, daß er erzählt, was ihm gerade einfällt. Außerdem ist er unfähig, sich auf das Wesentliche zu beschränken, sich kurz zu fassen. Seine liebevoll gesammelten Kenntnisse von Land und Leuten lassen aber darüber hinwegsehen. Leider behandelt er nur einen kleinen Teil Mexikos, nämlich den am weitesten nach Süden liegenden Staat Chiapas, allerdings wiederholt mit Bezug auf die Gesamtverhältnisse. Dieser Umstand und die etwas einseitige Einstellung zur Indianerfrage lassen es ratsam erscheinen, das Buch nur neben anderen über Mexiko zu lesen.

Über Form und Inhalt des Buches sei noch kurz folgendes bemerkt. Es geht auf eigene Erlebnisse Travens als Hauslehrer zurück. Es wechselt oft in der Form, ist teils Reisebeschreibung, teils Zustandsschilderung, teils sozialpolitische und wirtschaftliche Erörterung, die aber nicht erschöpfend abgerundet, sondern ebenfalls mehr als Erlebnis gegeben ist. Traven sieht in den Indianern Mexikos keine untergehende, sondern eine starke, unverwüstliche Rasse mit hoher, unentwickelter Intelligenz, die kommende Rasse Mittelamerikas. Mit ihr beschäftigt er sich hauptsächlich. Er schildert in zahlreichen Einzelzügen das tägliche Leben der Indianer, Arbeit, Liebe, Ehe, Musik, Tanz und Feste, religiöse Vorstellungen, die Moral, das frühere und heutige Rechtsleben, die Agrarreform, die Indianerkommune, die nichts gemeinsam hat mit der Staatsidee des Europäers oder des Kommunisten, die Indianer- und Industrieschulen, die Stellung des Indianers im Staate, die Arbeitsgemeinschaften der Hafenarbeiter. Bei aller Tätigkeit stellt er einen überaus eifrigen Schaffenstrieb fest, hinter dem kein individueller, sondern ein kommuner Ehrgeiz steht. Gelegentlich seiner Reisen gibt er Städte- und Landschaftseindrücke, schildert er die Gefährlichkeit der Wege im Gebirge, die Leistungen der Lasttiere, die Unsicherheit auf den Landstraßen, das Ungeziefer in Gestalt von Vampiren, Spinnen, Ameisen, Zecken und Sandflöhen.

Die angedeuteten Mängel des Buches werden durch die erwähnten Vorzüge aufgehoben und schließlich auch durch die Tatsache, daß es eins der wenigen Bücher ist, die überseeische Länder vom sozialistischen Standpunkt aus be-

trachten. Hier eröffnet sich dem sozialistischen Schrifttum noch ein weites, dankbares Feld.

George Hugh Banning, Im Zauber mexikanischer Gewässer. Mit Abbildungen und Karte. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 261 Seiten. Preis 7.— RM.

Wer Gelegenheit hatte, Wertvolles in Fülle zu schauen, dem bleibt zuweilen als neuer Reiz nur noch das übrig, was er bis dahin als etwas Geringwertiges gemieden hat. So sucht der reiche amerikanische Jachtbesitzer, bei dem sich Banning als Gast aufhält, die Gewässer und die größtenteils unbewohnten, steinigen Inseln an der mexikanischen Küste Kaliforniens auf. Der Gedanke, möglicherweise auf diesen „Inseln des Nichts" doch etwas zu entdecken, wird als prickelnd abenteuerlich empfunden. Was diese kleine Schiffsgesellschaft dort im Meere und auf den Inseln vorfindet: See-Elefanten, Hai-, Wal- und Kugelfische, Teufelsrochen, Austern, die an Bäumen hängen, Höhlen und andere auffallende Felsgebilde, das könnte reichlich Stoff zu guten Beobachtungen bieten. Es bleibt jedoch bedeutungslos und wird höchstens Anlaß zu harmlosen Späßen, weil es von unbedeutenden Menschen erlebt wird. Das macht sich besonders in der zweiten Hälfte des Buches bemerkbar. Die Lektüre rechtfertigt das Mißtrauen, das sich schon anmeldet, wenn man den Titel gelesen hat.

*

Karl Sapper, Mexiko. Land, Volk und Wirtschaft. Mit 28 Abbildungen und einer wirtschaftsgeographischen Kartenskizze. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage der „Wirtschaftsgeographie von Mexiko". Wien 1928, L. W. Seidel & Sohn. 165 Seiten. Preis 8.— RM.

Obwohl dieses Buch kein praktischer Ratgeber ist, wie das bereits eingestellte Buch von Geo A. Schmidt, auf das Sapper ebenfalls hinweist, kann man von seinem Verfasser doch behaupten, daß bei ihm die Wissenschaft den sicheren Blick für die Bedürfnisse des praktischen Lebens nicht verkümmert hat. Sapper war vor Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn Leiter von Kaffee- und Kautschukplantagen in Guatemala. Die Studienreisen nach Mexiko, die er damals unternahm, konnte er 1923 wiederholen und dabei „durch eigene Beobachtung und sichere Erkundung" die stark veränderten Zustände feststellen. Auf Grund seiner Kenntnis der geographischen Vorbedingungen für das Wirtschaftsleben Mexikos und der wachsenden Regsamkeit der Bewohner vertraut er auf den Wiederaufstieg des Landes nach langen politischen Wirren.

Sapper gibt zunächst eine knappe Darstellung der natürlichen Verhältnisse Mexikos und einen wirtschaftsgeschichtlichen Überblick von der Zeit der Ankunft der Europäer bis in die Gegenwart. So gewinnt man ein Bild, das nicht durch ungewöhnliche Zeitumstände verunklart ist. Erst dann wendet er sich den heutigen Verhältnissen in den einzelnen Wirtschaftszweigen zu, im Bergbau, in der wirtschaftlichen Ausnutzung der wilden Pflanzen- und Tierwelt, in der Landwirtschaft, der Industrie, im Verkehr und Handel, soweit zuverlässige Angaben darüber vorlagen. Besondere Aufmerksamkeit widmet er dem Deutschtum in Mexiko. In einem Anhang folgt ein alphabetisches Verzeichnis der einzelnen Staaten mit kurzen Angaben über Natur und Wirtschaft. Gute Bilder, vornehmlich aus dem Wirtschaftsleben, veranschaulichen den Text. Das Buch ist eine vortreffliche Ergänzung zu dem bereits erwähnten Ratgeber von Geo A. Schmidt (Mexiko. 1921. 138 Seiten).

Karl Sapper, Mittelamerika. Ein praktischer Wegweiser für Auswanderer, Pflanzer, Kaufleute, Lehrer. Zweite Auflage. Halle 1927, M. Niemeyer. 128 Seiten. Preis 5.— RM. (Studien über Amerika und Spanien. Geographische Reihe, Nr. 3.)

Sapper versucht hier eine „möglichst getreue Vorstellung der Natur-, Bevölkerungs-, Staats- und Wirtschaftsverhältnisse" der kleinen Länder zu übermitteln, die zwischen Mexiko und Kolumbien liegen: Britisch-Honduras, Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua, Costa Rica, Panama und Panama-Kanalzone. Den Aufgaben des Buches entsprechend treten die praktischen Erörterungen hier noch stärker hervor als in dem oben behandelten Buche Sappers über Mexiko. Besonders wichtig erscheinen für den Auswanderer die klimatischen Verhältnisse und ihre gesundheitliche Bewertung, die Gesellschafts-, Sprach- und Rassengegensätze, die wirtschaftliche Lage in den recht unterschiedlichen einzelnen Ländern und die schwierigen Arbeiterverhältnisse, die sowohl vom Arbeiter wie vom Unternehmer aus betrachtet werden. Sehr willkommen dürfte auch die Auskunft über die Aussichten der einzelnen Berufe in Mittelamerika sein. Von den Ratschlägen Sappers, die zu einem großen Teil auf eigenen Erfahrungen beruhen, sollte jeder Gebrauch machen, der die Absicht hat, zu diesen reichen und fruchtbaren Ländern in irgendeine Beziehung zu treten. Die knappe, lebhafte Darstellung macht die Lektüre angenehm und eindringlich.

Prinz Wilhelm von Schweden, Zwischen zwei Kontinenten. Reiseschilderungen aus dem heutigen Mittelamerika. Mit Abbildungen und Karte. Lübeck 1925, O. Quitzow. 296 Seiten. Preis geb. 13.— RM.

Diese Reise hatte archäologische und wirtschaftspolitische Ziele. Hinsichtlich der archäologischen Aufgaben konnten leider nur vorbereitende Arbeiten geleistet werden, da die fachmännischen Mitarbeiter krankheitshalber vorzeitig zurücktreten mußten. So wurden zwar einige Altertümer aufgenommen, gesammelt, ihrer Lage nach festgestellt, aber nicht ausgegraben. Der Verfasser sagt uns allerlei über die Geschichte der Mayakultur. Er charakterisiert ihre Architektur, besonders die stattlichen Ruinen von Tuloom, zeigt uns Bilder der seltsamen Mayamonolithen, doch wird man darin nicht die Stärke des Buches erblicken. Diese beruht vielmehr darauf, daß es eine gute Vorstellung gibt von Landschaft, Klima, Vegetation und Bevölkerung, von den heutigen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen auf der kleinen, früher schwedischen Antillen-Insel Barthélemy, in Britisch-Honduras, auf der Insel Cozumel östlich der Halbinsel Yukatan, in Guatemala, San Salvador und Panama. Bemerkenswert sind besonders zwei Erlebnisse. In Guatemala ist der Prinz Zeuge einer blutigen Revolution. In Honduras erkrankt er an Malaria und hat Gelegenheit, das einzigartige Krankenhaus des Bananentrustes in Quirigua kennen und schätzen zu lernen.

Das Buch ist geeignet, uns in einige der wenig bekannten, an Überraschungen, Enttäuschungen, ungehobenen und unentfalteten Schätzen reichen Länder Mittelamerikas einzuführen, die oben genannte Sappersche Arbeit nach der Seite des Erlebens hin zu ergänzen und schließlich auch als Reisewerk zu dienen, das man gern liest wegen der lebhaften Schilderung, des echten Naturgefühls, des feinen Humors und der nordischen Ruhe, mit welcher der Verfasser die Widerstände des Lebens und die Schwächen der Menschen aufnimmt.

Dr. Gustav Dröscher

Zur Frage der Technik

Friedrich Dessauer, Philosophie der Technik. Das Problem der Realisierung. Bonn 1927, Friedrich Cohen. 180 Seiten. Preis 5.— RM.

Wir können ohne Technik nicht mehr sein. Diese Tatsache erleben wir jeden Tag neu, denn jeden Tag und in den meisten Lebenssituationen umgeben uns von der Technik hergestellte Dinge. Dazu sind allein in Deutschland 70% der Bevölkerung in ihrem Erwerbsleben direkt oder indirekt von der Technik abhängig. Aber der Einfluß der Technik geht noch weiter. Er reicht bis in die feinsten Verästelungen des geistigen Lebens des modernen Menschen, dem vor allem die Symbole lebendig sind, die etwas vom stampfenden Rhythmus der Räder und Kolben in sich bergen.

Ist das gut so, und können wir es begrüßen? Ein großer Teil der Zeitgenossen wird die Frage ohne Überlegung und Zögern bejahen. Das Bestehende hat immer sein Dasein als größtes und wirksamstes Argument auszuspielen und gilt und galt wohl immer vielen, wenn nicht den meisten Menschen schon darum für berechtigt, weil sie es sehen, mit Händen greifen und von ihm hören können. Aber dieser naiven Bejahung gegenüber stand immer und steht besonders heute der begründete Zweifel derjenigen, die nicht ganz im Banne des Zeitgemäßen stehen. Einige der Fragen, die sie vorlegen, seien hier aufgezählt: Hat ein technisches Zeitalter auch außerhalb des Bereiches der Technik die Möglichkeit schöpferischer Leistungen, oder ist es nicht doch — um Spenglers Antithese zu verwenden — das Zivilisationszeitalter, in dem die schöpferischen Kräfte langsam versiegen? Zerstört die Technik durch ihre fortwährende nervöse und manuelle Anspannung der Menschen nicht die Kraft der Rasse? Wohnt der Technik nicht eine gewissermaßen dämonische Macht inne, die diejenigen seelisch verarmen und menschlich verstummen läßt, die ihr dienen? Läßt diese gleiche Macht die Technik nicht zum passenden Werkzeug und immer erneuten Ansporn des Imperialismus werden, der die ganze Welt in Brand gesteckt hat und dies bald wieder tun kann? Im Aufzeigen dieser Gefahr begegnen sich sogar ein deutscher Religionsphilosoph (Tillich) und ein amerikanischer Techniker und Unternehmer (Pound).

Allen diesen Fragen tritt Friedrich Dessauer als ein begeisterter Anwalt der Technik entgegen. Er sieht das meiste dessen, worauf die geäußerten Einwände zielen, glaubt es aber dadurch entkräften zu können, daß er die verderblichen Wirkungen weniger der Technik als vielmehr der kapitalistischen Wirtschaftsform zuweist, die nach ihm aber nicht notwendig mit der Technik verbunden ist. Insofern berührt sich der Katholik Dessauer mit dem Sozialismus.

Dann aber kommt Dessauers eigentliches Argument. Er weist auf die eigentümliche Planmäßigkeit hin, die in der Technik steckt: Wie kommt es, fragt er, daß es eine einmalige beste Form einer Maschine oder eines Verfahrens gibt, die den höchsten Nutzeffekt gewährleistet? Sieht das nicht so aus, als wäre der Plan dieser Maschine im geistigen Plan der Welt vorgezeichnet gewesen? „Wir machen die Lösungen nicht, wir finden sie nur", so spricht Dessauer im Namen aller Erfinder, Techniker und Ingenieure. Und dann, eng mit dem ersten verbunden, ein zweites Argument: Wie kommt es, daß eine Anzahl von Stücken bearbeiteten Materiales, zu einer Maschine zusammengefügt und mit einer Kraftquelle verbunden, überhaupt „gehen", daß die Räder sich drehen, die Kolben fliegen, daß Stahl geschnitten und Wolle gewebt wird? „Das große Erlebnis des Technikers, das auch mich in meinem Leben manch-

mal aufs tiefste erschüttert hat, ist dies, daß die neuerdachten Maschinen oder Verfahren wirklich gehen." Nicht pure Zufälligkeit, auch nicht die bloße Berufung auf das Walten der Naturgesetze genügt zur Begründung der Tatsache, daß die Technik neue, vorher nicht dagewesene Gegenstände schafft. Nein, sagt Dessauer, hier liegt mehr als dies vor, hier geschieht noch immer und immer wieder Neuschöpfung und Weiterschöpfung der Welt. „Der technische Mensch setzt potentielles Sein vorgegebener Gestalten in aktuelle Wirklichkeit der Erfahrungswelt um."

An dieser Stelle angelangt, fällt es Dessauer nicht mehr schwer, von religiösen Wurzeln, von ästhetischer und selbst ethischer Bedeutung der Technik zu sprechen. Er macht darüber hinaus den Versuch, den von Kant so benannten Reichen der Naturkausalität, des Seinsollenden und des Schönen ein neues, viertes Reich hinzuzufügen: eben das der Technik, in dem nach ihm immer wieder metaphysisches Sein realisiert wird.

Soviel von Dessauers Philosophie der Technik, die „aus der eigenen Anlage heraus eine heroisch-optimistische Philosophie, ein neuer Idealismus" ist und sein soll.

Vermag nun diese mit Begeisterung, Kenntnissen und viel Geist vorgetragene Philosophie zu überzeugen? Vielleicht doch nicht so sehr, als Dessauer annimmt. Vieles von dem Gesagten — zum Beispiel die Begründung eines Kant ergänzenden „vierten" Reiches — ist sogar bald als unhaltbar zu erkennen. Dennoch darf die Kritik sich nicht mit dem Hinweis darauf begnügen, denn zweifellos enthält das Buch auch sehr viele positive Elemente, und zweifellos ist es Dessauer gelungen, das Problem der Technik dadurch zu vertiefen, daß er auf den eigentümlichen Vorgang des Erfindens als den Zentralvorgang hinwies. Hier wird künftige überlegende Arbeit einsetzen müssen, die Bestimmung dieses Vorganges wird die geistige Bedeutung der Technik vielleicht näher erkennen lassen.

Diese Untersuchungen Dessauers machen sein Buch wertvoll und machen seine Anschaffung für die Bücherhallen zur Notwendigkeit.

Die Besprechung sei nicht abgeschlossen ohne einen nochmaligen Hinweis auf die Fragen nach der Bedeutung und Stellung der Technik in unserer Zeit: Ist die heutige Großtechnik Erzeugnis des Geistes, der auch den Imperialismus des vergangenen Jahrhunderts schuf, und ist ihr Siegeszug somit vielleicht dann zu Ende, wenn jener Imperialismus seine Unfähigkeit zum Neuordnen der Welt bündig bewiesen hat, — vielleicht, nachdem er den Rest europäischer Kultur noch gänzlich zerschlug? Oder war die Technik nur zufällig mit ihm verbunden und schickt sie sich erst dann, wenn sie von jenem getrennt ist, zur Entfaltung aller ihrer schöpferischen Kräfte an? Stehen wir etwa an der Schwelle des Zeitalters, in dem die Frage des Aristoteles, ob je die Sklaverei (d. h. die Abhängigkeit von Menschen von anderen Menschen) aufhören könne, positiv gelöst wird? Schafft die Technik die eisernen Sklaven, die die Voraussetzung einer Befreiung der Menschheit sind? Oder aber: werden wir alle — nicht nur 70%, nein 100% der Menschen — Sklaven und Diener der Maschine werden und von ihr abhängen?

Dessauers wohlmeinender Optimismus vermag uns nicht zu beruhigen, und sein Buch löst keine dieser Fragen. Aber vermag dies überhaupt ein Buch? Viel ist es schon, auf jene Fragen, als auf so wichtige, wie uns nur immer gestellt sind, hinzuweisen. Und das tut Dessauer. Auf diese Weise hilft er auch die Kräfte stählen, die die aufgeworfene Frage praktisch, d. h. durch den inneren Willen, der sich zuletzt seine Welt formt, vielleicht zu lösen berufen sind. Und so muß über alle Kritik hinaus sein Buch zuletzt doch bejaht werden.

Paul Tillich, Das Dämonische. Ein Beitrag zur Sinndeutung der Geschichte. Tübingen 1926, J. C. B. Mohr. 44 Seiten. Preis 1.50 RM.

Diese Schrift über das Dämonische verdiente ihrer großen religiösen Bedeutung wegen einmal ausführlich besprochen und gewürdigt zu werden. An dieser Stelle wird sie eigentlich nur der wenigen Sätze wegen erwähnt, die sie über die heutige Technik und Wirtschaft enthält. — Tillich faßt diese Gebiete, im Gegensatz etwa zu Dessauer, als verbundene Mächte der gleichen Zeit zusammen. In diesen Zeilen, die natürlich nur im Zusammenhang gelesen ihren Sinn erschließen, ist die Zwiespältigkeit im Wesen der modernen Technik und Wirtschaft so eindrucksvoll geschildert und in solcher Tiefe erkannt, wie sonst wohl noch nirgends. Hier wird sichtbar, daß und inwiefern man von einer religiösen Bedeutung dieser Bereiche sprechen kann, und zugleich, welche gefährlichen, dämonischen, wenngleich notwendigen Mächte in ihnen leben. Insofern bildet Tillichs Schrift eine wichtige Ergänzung, ja geradezu das notwendige Gegengewicht zu Dessauers optimistischer Philosophie der Technik.

Es gibt, wie Tillich eindrücklich beschwörend bezeugt, „nicht nur einen Form-Mangel, sondern auch eine Form der Formlosigkeit, es gibt nicht nur ein Minder-Positives, sondern auch ein Gegen-Positives". Dieses Dämonische offenbart sich als „Spannung zwischen Formschöpfung und Formzerstörung". Nicht zum mindesten erscheint es auch in der Sphäre des Sozialen. „Nicht im Chaos, sondern in der höchsten, symbolkräftigsten Form einer Zeit ist die soziale Dämonie zu suchen." Und so vermag das geschärfte Auge sie heute vor allem in Wirtschaft und Technik zu erkennen. Beide sind zweifellos Machtsphären ungeheurer Art. Ebenso zweifellos ist aber, „daß ihre tragende Kraft verbunden ist mit einer zerstörenden von grauenhafter Gewalt". Was hilft es, daß wir davor die Augen schließen? Wir betrügen uns damit zuletzt nur selbst. Und so ist es würdiger, es anzuerkennen und in innerem Kampfe eine Stellung dazu zu suchen. Dazu vermag Tillichs Schrift zu verhelfen. Sie spricht allerdings nur zu dem, der von der Realität des religiösen Erlebnisses weiß. Insofern ist ihr Leserkreis beschränkt. Wer sie aber wohl aufzunehmen weiß, entdeckt vielleicht erneut den Pfad, der an den Schrecknissen des Abgrundes vorüberführt.

Arthur Pound, Der eiserne Mann in der Industrie. Die soziale Bedeutung der automatischen Maschine. Übertragung von J. M. Witte. München 1925, R. Oldenbourg. 131 Seiten. Preis 3.60 RM.

Deutschland ist weitgehend Industriestaat geworden, und der Deutsche weiß also manches zu sagen über die Wirkung der Industrialisierung. Aber dennoch, wenn von den grandiosen Möglichkeiten der Technik gesprochen wird, dann ist es doch Amerika, auf das hingewiesen wird. Nun wohl, hier ist die Stimme eines Amerikaners zu jenem Problem. Arthur Pound ist Techniker, Praktiker, und sein Buch spricht auf jeder Seite davon. Das ist nicht so zu verstehen, als enthielte es Selbstzeugnisse und Bekenntnisse. Die praktische Haltung offenbart sich in der unintellektuellen, frischen und unbekümmerten Art, die Dinge zu sehen und beim Namen zu nennen. Pound ist aber auch insofern Praktiker, als seinem Buche anzumerken ist, daß er nicht an systematisches Denken gewöhnt ist. So kommt eine gewisse Planlosigkeit hinein, die mehr an ein Gespräch als an die Untersuchung einer lebenswichtigen Frage erinnert.

Was aber hat er zu verkünden? Er spricht von der ungeheuren Bedeutung, die die automatische Maschine in bezug auf das Leben der Menschen gewann.

Sie ist es, die der Zeit das Gesicht gibt und die die Menschen — nicht nur die ihr direkt verpflichteten — in ihrem Wesen bestimmt. Freilich, nicht die ganze Gesellschaft vermag sie zu erfassen. Einzelne ragen empor. Das sind die Herren der Maschinen und so der Massen, die eisernen Herzöge, die Großkapitalisten. Sie sind die wirklichen Beherrscher der Welt, denn sie vereinigen in ihren Händen eine gigantische Machtfülle. Ganz unbeschränkt ist ihre Macht freilich nicht. Sie endet an der Zerrüttung der Nerven der Arbeiter. Der Grundsatz der Industrie, ihr kategorischer Imperativ an jeden Menschen: „Zeige dich befähigt, oder geh' unter!" — droht die Massen allmählich zu degenerieren.

Das ist das Bild, welches der Praktiker Pound entwirft. Zwei Dinge sind es, die nach ihm gegenüber dieser Entwicklung geschehen müssen: Zum ersten muß der Staat eingreifen. „Der Staat ist das Gewissen, er ist langsam, majestätisch, gerecht." Der Staat muß wieder versuchen, Herr der eisernen Herzöge zu werden, er muß ihren dämonischen Machtwillen brechen oder ihm doch nur so weit nachgeben, als praktisch erforderlich ist. Zum andern muß die Erziehung eingreifen. Die freie Zeit des Arbeiters muß „organisiert" werden. Der Arbeiter muß in seiner Seele ein Gegengewicht gegen die Mühle des Alltags haben, der lebendige Schlag seines Herzens muß die Maschinen für Stunden wenigstens übertönen.

Soviel von Arthur Pounds Buche. Es soll zu seinen Ausführungen nicht im einzelnen Stellung genommen werden. Wichtiger ist, wenn es in seiner ganzen Ungebrochenheit wirkt. Nur auf eine merkwürdige Übereinstimmung sei noch hingewiesen: Vor hundert Jahren hat Hegel auch schon Stellung genommen zu den Fragen der Industrialisierung. Und seine Lösung ist die: Die Welt der Wirtschaft kann nur dann bestehen, wenn sie eingeengt wird von der Welt des Staates auf der einen, von der Familie auf der anderen Seite. So berühren sich — über ein Jahrhundert hinweg — der Denker und der Praktiker. Vielleicht gibt diese Verbindung den Gedanken des Praktikers mehr Würde und denen des Denkers mehr Geltung. Sie mag auch auf die Wichtigkeit der behandelten Frage hinweisen und mag vor allem dem Werke Pounds viele Leser zuführen. Es verdient sie zweifellos, und hoffentlich erkennen viele in diesem Spiegel das wahre Gesicht der heutigen Technik.

Erich Thier

Personalnachrichten

Zum Direktor der Stadtbücherei Saarbrücken wurde Dr. Walther Koch, bisher wissenschaftlicher Beirat bei den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig, ernannt. Dr. Koch wurde zugleich vom Verband der Volksbüchereien des Saargebietes mit der Geschäftsführung des Verbandes und dem Aufbau und Ausbau des Büchereiwesens im Saargebiet beauftragt.

Mitarbeiter dieses Heftes

Dieses Heft enthält Beiträge von: Büchereidirektor Dr. Wolfgang van der Briele, Elberfeld, Stadtbücherei; Dr. Bernhard Rang, Bibliothekar, Landesbücherei Gera, Goethestr. 1 a; Preußische Volksbücherei-Vereinigung, Köln a. Rh., Andreaskloster 5, sowie folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Dr. Gustav Dröscher, Hans Hofmann, Dr. Walter Hoyer, Erich Thier.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E.V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Lieber Walter Hofmann!

Zu Ihrem fünfzigsten Geburtstage vereinigen sich Ihre Schüler und jüngeren Freunde, um Zeugnis dafür abzulegen, wie sie das von Ihnen geschaffene Werk hüten und pflegen. Wenn ich, sie einführend, in ihrem Kreise erscheine, dann darf ich nicht beanspruchen, es als Schüler oder als jüngerer Freund zu tun. Schon vor drei Jahren haben Sie mich zum sechzigsten Geburtstage beglückwünscht, und als wir uns kennen lernten, stand ich nicht mehr in den Lehrjahren. Aber wenn wir alle heute in dem Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit Ihnen nahen, dann darf ich die Führung übernehmen. Alle anderen danken Ihnen, was Sie für die volkstümliche Bücherei getan haben, ich danke Ihnen darüber hinaus, was Sie mir persönlich in der Vollendung meiner bescheidenen Lebensarbeit gewesen sind.

Wir haben uns im Jahre 1908 auf dem dritten Volkshochschultage in Dresden zum erstenmal gesehen und gleich gefunden. Nicht hatten Sie oder hatte ich auf dieser Tagung Ideen über die freie Volksbildung entwickelt. Wir beide haben, wenn ich mich recht entsinne, auf dieser Tagung überhaupt nichts gesagt. Aber gerade dieses Schweigen, dieses ablehnende Schweigen war es, worin wir uns fanden.

An diesem Tage sind persönliche Erinnerungen erlaubt. Niemand ist von seinem Werk zu trennen. Wir können von der Sache, der jemand gedient hat, nicht reden, ohne von ihm zu reden. Von Ihnen aber läßt sich auch persönlich nicht reden, ohne von Ihrem Werke zu sprechen. Ihr Biograph wird einmal in Verlegenheit kommen, wenn er an das Kapitel geht: Hofmann als Mensch; es wird ihm nicht gelingen, den Menschen aus dem Bibliothekar herauszuschälen. Daß Sie sich mit Ihrem Werk so identifizierten, daß Sie so mit Ihrem Werke zusammenwuchsen, das ist Ihre und Ihres Werkes Stärke und Schwäche zugleich gewesen, das hat Ihnen persönlich die ungeheure Wucht und Stoßkraft gegeben, aber auch die granitene Härte und Unerbittlichkeit. Man muß es verstehen, daß Sie im Ringen um Ihr Werk — und wer Sie kennt, weiß, daß es immer ein Ringen mit Ihnen selbst gewesen ist —

so sein und werden mußten, wie Sie geworden sind, um Sie als Menschen und als Schöpfer Ihres Werkes verstehen zu können. Aber wo Stärke ist, da ist auch allemal Schwäche. Die Feindschaft gegen den Stärkeren wäre ja ganz unrentabel, wenn seine Schwächen ihr nicht immer wieder die Möglichkeit böten, ihre Existenz als berechtigt erscheinen zu lassen.

In dem Ringen mit sich selbst, das in diesem Falle wiederum ein Ringen um die Sache war, haben Sie den Entschluß gefaßt, in einem Alter, in dem andere sich erst zu den letzten Entscheidungen rüsten, die Zügel aus der Hand zu geben, sich auf den geistigen Ausbau Ihres Werkes zu beschränken und sich auf Ihr Amt als Leiter der Städtischen Bücherhallen in Leipzig zurückzuziehen. Sie überlassen es der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, ob sie Trägerin des von Ihnen entwickelten Büchereigedankens sein und als solche die Kraft der geistigen Empfängnis für das, was Sie ihr noch bieten können und wollen, bewahren kann.

Darin aber, in dieser Entsagung, die freilich zugleich der Beweis höchsten Vertrauens in Ihr Werk ist, in diesem Verzicht auf jede Macht, die nicht durch geistige Überlegenheit erworben wird — ein Verzicht, der einem „machthungrigen Diktator" besonders wohl ansteht — liegt ja die Berechtigung dafür, daß wir Sie heute feiern. Sie stehen in der Tat in einer Zäsur Ihres Schaffens. Da ist ein Augenblick der Rückschau und der Vorausschau, ein Augenblick der Besinnung erlaubt.

Daß mir das Rückschauen ansteht, habe ich schon gesagt. Wenn ich diese Schau mit einem Blicke vollziehe, dann sehe ich das Bild eines Kampfes Schulter an Schulter, so eng aneinandergestellt, daß Hiebe, die dem einen galten, auch den anderen trafen, und daß für Hiebe, die der eine austeilte, auch der andere verantwortlich gemacht wurde.

Ich erinnerte Sie an unser Zusammentreffen in Dresden 1908. Wir konnten uns dort im Schweigen finden, weil uns beide die Verzweiflung über die Lage der freien Volksbildung vor die Frage gestellt hatte, was wir denn eigentlich in dieser Angelegenheit noch zu tun hätten. In der allgemeinen Befriedigung darüber, wie herrlich weit wir es auch auf diesem Gebiete gebracht hatten, standen wir beide isoliert, ohne von einander zu wissen, als die Zweifler an allem, als die Überzeugten, daß nur eine völlige Wandlung den Gedanken der freien Volksbildung retten könne. Wir wollten an jenem Abend im Café König nichts voneinander, nicht einmal auf eine Entwicklung unserer Ansichten kam es uns an, wir wollten uns nur der Gewißheit freuen, daß wenigstens

ein Mensch außer uns unsere Einsamkeit teilte; die Beruhigung empfinden, daß, wenn wir uns im Kreise der Volksbildner schon für die absolut Verstiegenen halten mußten, wir es doch nicht allein waren; die Befriedigung auskosten, einmal mit einem Gleichgesinnten von der Seele weg lästern zu können. So hat vielleicht das Böse an unserer ersten Begegnung einen ganz geringen Anteil gehabt und gleich damals unsere Zusammenarbeit ein wenig mitbestimmt, wie ja, wenn alle guten Feen ihre Gaben in die Wiege des Neugeborenen legen, stets auch die böse erscheint, ohne am Ende doch viel ausrichten zu können. Aber so ganz auf das Negative waren unsere Beziehungen von Anfang an doch nicht gerichtet.

Schon im Jahre 1905 hatte ich in einem harmlosen Artikel in der „Concordia" auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die der Befriedigung des mehr oder weniger differenzierten Lesers durch eine ihm gemäße Literatur entgegenständen, weil die Erwartungen und die Anforderungen, mit denen der einzelne Leser zumal an die Unterhaltungsliteratur herantrete, so verschieden seien wie die Individualitäten selbst. Und wenn diese Schwierigkeiten bei der wissenschaftlichen Literatur auch nicht genau dieselben seien, so seien sie darum nicht geringer. Und ich sprach es damals schon aus, daß die Kataloge der Volksbüchereien diesen Schwierigkeiten nicht begegneten, indem sie den Leser ratlos ließen und dem Entleiher keine Hilfen böten. Nur eine persönliche individuelle Beratung, zu der aber keine Zeit gegeben wäre und für die auch sonst Voraussetzungen fehlten, könnte hier helfen. Ich überlegte, wie etwa eine solche Beratung durch freiwillige Hilfskräfte erreicht werden könnte. Unter diesen Umständen stellte ich mich auch der Statistik der Volksbüchereien sehr skeptisch gegenüber. Die großen Ausleihziffern gäben keine Gewißheit darüber, was gelesen worden wäre, noch viel weniger darüber, welche volksbildnerischen Wirkungen von den Büchereien ausgingen. Mehr Vertiefung und weniger Verbreitung tue not. Unter der Begründung, daß es weniger darauf ankomme, daß ein Volk lese, als was es lese, und vor allem, wie es lese, lehnte ich den Kitsch für die Volksbücherei ab und behauptete, daß wir einen Überfluß an guten Büchern hätten, und daß es nur darauf ankäme, sie mit ihren Lesern zusammenzubringen. Es wäre einmal an der Zeit zu fragen, ob die Arbeit unserer Volksbüchereien nicht in dieser Richtung vertieft werden müßte. Und 1906 in meiner Polemik gegen den Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur lehnte ich die Fiktion des guten Buches als solchen schon ab.

Daß ich mit solchen Ansichten mich mit dem Begründer und Leiter der Bücherhalle in Dresden-Plauen, der schon daran war, in der Praxis zu verwirklichen, was ich Unberufener neben Berufeneren nur theoretisch fordern konnte, sehr schnell finden mußte, ist klar. Und wenn ich nicht irre, sind wir denn auch an jenem Abend in Dresden nicht auseinandergegangen, ohne daß Sie mir für die „Concordia“ einen Bericht über Ihre Dresden-Plauener Arbeit versprochen hatten, der dann auch tatsächlich erschienen ist, was in der Folge nicht von allen von Ihnen versprochenen Berichten behauptet werden durfte.

Und dann kam das für uns denkwürdige Ostern 1909, an dem Sie meinen Brief mit der Aufforderung zur Mitarbeit am „Volksbildungsarchiv“ erhielten mit der von Ihnen selbst wiederholt geschilderten Wirkung. Im Unterbewußten hörten Sie damals so etwas wie einen Ruf des Schicksals, Ihre Antwort aber ließ davon nichts ahnen. Diese Antwort ist noch vorhanden. Sie ist jedenfalls das interessanteste Dokument für die Psychologie Hofmanns durch die Art, in der es seinem Verfasser gerade alle die Eigenschaften auf das entschiedenste abspricht, die sich bei ihm bald in der ausgeprägtesten Form offenbaren sollten. Denn als Sie, meinem Drängen folgend, den Ruf dann doch annahmen, da war es erstaunlich zu beobachten, wie hier eine Aufgabe ihren Mann gefunden hatte und ihn restlos in ihren Dienst zwang. Sie gehörten von nun an nur noch der Sache, in deren praktischem Dienst Sie freilich auch vorher schon völlig aufgegangen waren, in deren theoretischer Durchbildung Sie aber erst die volle Genüge ihres Wesens finden sollten.

Diese Aufgabe aber erstreckte sich auf ein weiteres Gebiet als das des volkstümlichen Büchereiwesens. Das gesamte freie Volksbildungswesen befand sich damals in einer nur von wenigen erkannten, von vielen bestrittenen Krisis. Ein neuer Geist mußte geweckt, neue Formen mußten für die Arbeit gefunden werden, wenn ihr nicht der berechtigte Vorwurf gemacht werden sollte, sie habe ihre Zeit nicht verstanden und ihren großen Augenblick verpaßt. In dieser Überzeugung gründete ich im Jahre 1909 das „Volksbildungsarchiv“, und es bestand von Anfang an für mich kein Zweifel darüber, daß Sie in ihm die Sache der volkstümlichen Bücherei vertreten mußten. Nicht um die Forderungen zu wiederholen, die von berufenen Männern schon erhoben waren, sondern um hier auf Grund Ihrer Arbeit in Dresden-Plauen die praktische Büchereiarbeit wissenschaftlich zu unterbauen und die Praxis selbst in allen ihren Zweigen auf dem

Boden der so gewonnenen Erkenntnisse zu entwickeln und auszubauen.

Diese Aufgabe haben Sie in der Aufsatzreihe „Die Organisation des Ausleihdienstes in der modernen Bildungsbibliothek" (I. Die Behandlung der Organisation der Ausleihe in der modernen deutschen Bildungsbibliothek, II. Zur Psychologie des Proletariats, III. Die Organisation) in Angriff genommen, die auch heute noch als grundlegend für die praktische Volksbüchereiarbeit betrachtet werden darf. Jahrelang haben Sie im Dienst dieser Aufgabe am „Volksbildungsarchiv" mitgearbeitet und wesentlich dazu beigetragen, daß die Zeitschrift die ihr zugedachte Stellung im freien Volksbildungswesen sich errang. Wir können dieser Zeiten nicht gedenken, ohne uns der Schwierigkeiten zu erinnern, der gigantischen Rücksichtslosigkeit der Sache, in deren Dienst wir uns gestellt hatten. Wenn die Arbeiten zum Termin nicht fertig werden konnten, weil sie Ihnen über den Kopf wuchsen, und wenn dann, als sie vollendet waren, ihr Umfang sich als viermal so groß erwies, als er berechnet gewesen war, wenn die Hefte des „Volksbildungsarchives" ihren Umfang vervielfachen mußten, um das Material fassen zu können, dann bedeutete das Schwierigkeiten, Sorgen und Opfer für den Verfasser, den Herausgeber und den Verlag, die man kennen mußte und die man kennen muß, wenn man uns gerecht werden will. Wir beide haben allen Anlaß, an diesem Tag dankbar der Hilfe zu gedenken, die Carl Heymanns Verlag, vor allem in der Person seines damaligen Leiters, Herrn Kreyenberg, und seines jetzigen Leiters, Herrn Kersten, uns geleistet hat. Wir dürfen aber auch erwarten, daß uns ein manchmal vielleicht zu forsches Draufgängertum heute nicht mehr angerechnet, sondern aus unserer Lage in jenen Tagen verstanden werde.

Ich spreche immer von uns, als gälte es einer gemeinsamen Erinnerungsfeier und nicht einer dankbaren Rückschau auf Ihre Leistungen aus Anlaß Ihres fünfzigsten Geburtstages. Es geschieht nicht, um mich an diesem Tage neben Sie zu stellen, sondern um dadurch um so deutlicher auf Ihre Leistung für das freie Volksbildungswesen hinweisen zu können. Im Grunde hatte ich an der Volksbüchereiarbeit ja nur ein teilweises Interesse, soweit es sich bei ihr eben um ein Teilgebiet des freien Volksbildungswesens überhaupt handelte. Was veranlaßte mich denn, meine neugegründete Zeitschrift durch Sie im Interesse der Volksbücherei aus allen Fugen bringen zu lassen? Doch nur die Erkenntnis, daß in Ihnen der Mann gefunden war, den theoretische Begabung und handwerkliche Zuverlässigkeit zu einem Reformator in

der freien Volksbildungsarbeit befähigten; ein Mann, bei dem nie zu befürchten war, daß er über theoretischen Spekulationen die Beziehung zur Praxis verlieren und sich dann schließlich an hohen Forderungen und stolzen Programmen genügen lassen würde, bei dem aber auch keine Gefahr dafür bestand, daß er mit seinen theoretischen Erkenntnissen am Ende vor den Erfordernissen und Schwierigkeiten der Praxis kapitulieren würde. Nein, das Schiff Ihrer Praxis kann nur mit Segeln, geschwellt von der theoretischen Erkenntnis, seine Bahn ziehen.

Wenn darum eine Zeitschrift für die „wissenschaftliche Vertiefung der freien Volksbildungsarbeit“ ins Leben gerufen werden sollte, dann mußten Sie ihr vornehmster Mitarbeiter sein, denn an Ihnen war es, zunächst einmal auf einem Gebiet die Bresche zu schlagen, zu zeigen, wie es gemeint war, an einer Stelle ein Niveau nicht nur zu fordern, sondern auch zu schaffen, das die ganze Bewegung verpflichtete. Daß aber Ihre Arbeit für das ganze freie Volksbildungswesen nicht nur diese indirekte Bedeutung haben sollte, hat sich seitdem längst erwiesen und ist von allen Einsichtigen wiederholt anerkannt worden. Es läßt sich eben kein Teilgebiet unserer Arbeit mit dieser Gründlichkeit durchforschen und durcharbeiten, ohne daß dabei befruchtende Erkenntnisse für die gesamte Arbeit sich ergeben.

Im Jahre 1914 gründeten Sie die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Der Gedanke, den Sie bisher allein vertreten hatten, sollte nun von einer Organisation getragen werden. Es war ein folgenschwerer Schritt. Bald spürten Sie nun etwas von der Wahrheit des Ibsen-Wortes, daß der Starke am stärksten ist, wenn er allein steht. Die Kämpfe, die Hemmungen, die Mißverständnisse, die wachsende Gegnerschaft der Vorkriegsjahre konnten Sie nicht beirren. Aber die Erfahrungen, die sich immer einstellen, wenn eine Lehre in eine Kirche eingeht, und die nun auch Ihnen nicht erspart blieben, haben Ihnen manche bittere Stunde bereitet. Heute wissen Sie es selbst, heute darf es Ihnen zum mindesten gesagt werden: zu Unrecht.

Ihr Volksbüchereigedanke ist ja nicht eine kulturphilosophische Spekulation. Er ist die praktische Gestaltung der sinnvollen Beziehung zwischen dem Volk und seinem Schrifttum in ihrer gedanklichen Vorwegnahme. Die Zentralstelle als Trägerin und Hüterin dieses Gedankens konnte von Anfang an keine rein geistige Angelegenheit sein. Es war ihr aufgegeben, diesen Gedanken zu vertreten und zu entwickeln, zugleich aber doch auch ihn praktisch zu erfüllen. Ja, darin lag ja eigentlich ihr Sinn und ihre Aufgabe als Organisation. Diese

Doppelgestalt der Aufgabe aber bedeutete nichts anderes als die Notwendigkeit innerer Konflikte. Sie konnten ihr so wenig erspart bleiben, wie Theorie und Praxis sich jemals decken oder eine Idee rein verwirklicht werden kann.

Für Sie lag in dem, was so unvermeidlich gegeben war, eine ständige Quelle der Beunruhigung. Sie hatten den Apparat der volkstümlichen Bücherei zu einem immer vollkommeneren Instrument entwickelt. Hier gestatteten die Mittel innerhalb der Grenzen, die der Technik gesetzt sind, eine möglichst vollkommene Erfüllung des Zweckes. Sie sahen die Grenzen, Sie konnten die Möglichkeiten abschätzen, Sie blieben Herr der Situation. Ein solches Instrument zur Durchführung Ihres Büchereigedankens konnte die Zentralstelle natürlich nicht sein. In Ihnen aber erweckte schon die Tatsache, daß sie berufen war, einen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen, ein um so beängstigenderes Gefühl, als Ihr Einfluß dabei nur neben anderen Kräften eine entscheidende Rolle spielte. Von hier aus leiten sich alle Erfahrungen her, die so schwere Erschütterungen für Sie bedeuteten und Anlaß der wiederholten Versuche waren, die Zentralstelle zu einem immer vollkommeneren Instrument ihrer Aufgabe zu machen. Ihnen aber ist dabei nie ganz wohl geworden. Sie verläßt nie das Bewußtsein, daß auch in ihrer vollkommensten Verkörperung die Idee doch nie ihren reinen Ausdruck finden kann.

Als Sie darum, nachdem im Jahre 1925 die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen im Anschluß an die denkwürdige Feier zur Eröffnung der dritten Bücherhalle in Leipzig in ihrem inneren Ausbau vollendet und durch die Unterstützung der Länder als dauernde Einrichtung gesichert erschien, das Amt eines Geschäftsführers niederlegten und sich nur die Leitung einer als besonderes Institut für Leserkunde ausgebauten Abteilung vorbehielten, da hatte das doch noch einen tieferen Sinn, als er in wohlüberlegten Begründungen dieses Schrittes sich aussprach. Sie konnten und durften Ihre theoretische Forschungsarbeit, Ihre Arbeit an dem Gedanken der volkstümlichen Bücherei, nicht mehr mit der Verantwortung für alles das belasten, was die Zentralstelle nun unternehmen mußte. Indem diese nunmehr in dem Institut für Leserkunde auf der einen und in ihren übrigen Abteilungen auf der anderen Seite für jede ihrer Aufgaben eigene Träger erhielt, konnten Sie sich als Leiter des Instituts ganz der geistigen Aufgabe widmen. Nicht, als ob Sie sich damit von der Zentralstelle losgelöst oder sie gar verleugnet hätten. Es handelte sich um nichts anderes als um die Anerkennung der Tatsache, daß die Zentralstelle als Unter-

nehmen im Dienste der praktischen Büchereiarbeit zwar von der von Ihnen entwickelten Lehre sich leiten lassen, aber doch nach eigenen Gesetzen arbeiten und sich entwickeln muß, die nicht die Gesetze sind, die für die Weiterbildung Ihrer Lehre bindend sind. Jedes Unternehmen, das in der Praxis wirken will, hat seine eigene Lebensenergie, die ihm nicht unterbunden werden darf, wenn es nicht vernichtet werden soll, sein eigenes Tempo der Entwicklung, seine eigene Gesetzmäßigkeit. Damit ist aber die Doppelaufgabe der Zentralstelle nicht aufgehoben. Sie bleibt in ihrer Zweieinigkeit bestehen. Die Arbeit des Instituts hat nur einen Sinn als geistiger Wegweiser für die Zentralstelle, wie alles, was diese tut, sich vor den vom Institut aufgestellten Normen rechtfertigen muß. Das Institut muß die Erfahrungen der praktischen Büchereiarbeit dauernd beobachten. Wie es sie verwertet, was es aus ihnen macht, ist Sache seiner wissenschaftlichen Arbeit, die immer unter der Kontrolle der Praxis steht, aber die durch die Praxis nicht bestimmt wird. So kann sich die Zentralstelle für ihre Arbeiten wohl die Richtungen weisen lassen, ihre Straßen aber muß sie sich selber bauen. So allein ist die Gewähr dafür geboten, daß weder das Institut sich in fruchtlose Spekulationen versteigt, noch die Zentralstelle in einen hohlen Betrieb ausartet. Ich glaube, es hat sich schon jetzt erwiesen, daß nur auf diese Weise das Institut und die Zentralstelle in ihrem weiteren Umfange zu ihrer vollen Entfaltung kommen können, wobei ihre organische Verbundenheit ihnen keine Hemmung, sondern vielmehr eine Förderung bedeutet.

Der Zentralstelle ist die Möglichkeit ihrer Ausdehnung nicht beschränkt, denn indem sie niemand für die Lehre verpflichtet, in deren Dienst sie steht, darf sie sich an alle wenden, und alle können sich ihrer Dienste, soweit sie sie glauben brauchen zu können, ohne Gewissensbelastung bedienen.

Das Institut aber kann in der geistigen Auseinandersetzung mit seinen Freunden und seinen Gegnern ganz seiner geistigen Aufgabe dienen, ohne durch büchereipolitische Erwägungen oder gar Maßnahmen, zu denen übrigens die Zentralstelle dann auch keine Veranlassung mehr hat, gestört zu sein.

Je mehr aber die Verbindungen der Zentralstelle in die Breite gehen, je mehr sich ihr praktischer Aufgabenkreis erweitert, um so dringender bedarf sie des Institutes als ihrer geistigen Voraussetzung, und um so weiter reicht die Verpflichtung, aber auch die Verantwortung des Instituts.

In welchem Geiste die Fachschule der Zentralstelle zwischen beiden

Aufgaben steht, die sich in ihr gewissermaßen berühren, brauche ich hier nicht weiter auszuführen.

Sie aber als Leiter des Instituts sind der Sorge um die Zentralstelle enthoben. Selbst eine gelegentliche Entgleisung kann sie nicht mehr aus dem Gleichgewicht bringen. Wie wenig Entgleisungen in der Praxis dem Gedanken etwas anhaben können, haben Sie ja zur Genüge erlebt. Daß aber Entgleisungen keine Massenerscheinung werden und damit doch den Gedanken gefährden, dafür bürgt, auch wenn keine organisatorischen Maßregeln zur Vorbeugung getroffen wären, die Tatsache der Zweieinigkeit der Aufgabe, wie ich es nannte, die Tatsache, daß das Institut ohne die Zentralstelle seinen Sinn verlöre, und daß die Zentralstelle ohne Institut ein hohler Betrieb ohne geistige Führung werden müßte. Das kann sie aber nicht, weil ihre Arbeit völlig auf geistige Wirkungen zielt. Bei dieser Unmöglichkeit einer Loslösung voneinander, bei dieser prädestinierten Unzertrennlichkeit, die in der Schule ihren sichtbaren Ausdruck findet, hat es schon seinen tiefen Sinn, daß Institut und Zentralstelle einander nicht koordiniert sind, sondern daß das Institut als eine Abteilung der Zentralstelle in sie eingebaut ist. Geht die Zentralstelle ein, dann löst sich mit ihr das Institut auf. Stirbt das Institut, dann ist der Zentralstelle das Herz und damit das Leben genommen.

Indem die Entwicklung der Zentralstelle in dieser Richtung zu einem Abschluß gekommen ist, hat damit zugleich eine Epoche Ihrer Lebensarbeit ihr Ende erreicht. Und wenn wir uns des gerade an Ihrem fünfzigsten Geburtstage bewußt werden und in einem Rückblick auf die Vergangenheit erkennen, daß es so kommen mußte und daß diese Entwicklung geradezu eine Rechtfertigung Ihrer Lebensarbeit bedeutet, reizt es uns um so mehr, den Blick in die Zukunft zu richten, ob wir voraussehen können, wie die nächste Epoche sich gestalten wird und was für Sie zu wünschen übrigbleibt.

Über eines freilich brauchen wir nicht in Sorge zu sein. Arbeitsreich, wie Ihr Leben gewesen ist, wird es bleiben. Wenn wir uns aber fragen, welcher Erfolg dieser Arbeit beschieden sein wird, dann möchte ich die Antwort nicht in den Zeichen lesen, die uns die Geschichte der neueren Büchereibewegung gegeben hat, sondern sie in den tiefer gegründeten allgemein-menschlichen Erfahrungen suchen, die ich in einem seinem Abend sich zuneigenden Leben machen durfte.

Wo sich ein starker Mensch ganz für eine Sache einsetzt, wo er sich ihr ganz hingibt, wo er in ihr nicht nur seine Lebensaufgabe,

sondern, ohne Einschränkung gesagt, seinen Lebensinhalt findet, da bleibt der Erfolg nie aus. Ein solcher Mensch ist immer schöpferisch. Im Schöpferischen allein aber ist der Erfolg gegeben. Im Schöpferischen offenbart sich unter allen Umständen das Göttliche im Menschen. In ihm wirkt er über seine Zeit hinaus. Die Wertung des Geschaffenen, die zeitlich gebunden ist, hat nur nebenher Bedeutung.

Uns bleibt für Sie nichts mehr zu wünschen. Sie wissen, daß ich nie an Ihrem Erfolg gezweifelt habe; nicht etwa deshalb, weil ich an die Sache glaubte — natürlich habe ich auch das getan — sondern weil ich an Sie glaubte, weil ich wußte, daß in Ihnen diese Sache lebendig ist und lebendig bleiben muß, sonst wären Sie nicht mehr Sie. Darum konnten mich auch alle Anfeindungen, die Sie zu erleiden hatten, und die Entgleisungen, durch die Sie sie sich vielleicht gelegentlich verdienten, nicht beirren. In einem Lebenswerk wie dem Ihren sind das keine notwendigen Begleiterscheinungen, aber es sind Begleiterscheinungen, die, wenn sie sich nun einmal einstellen, zuletzt auch der Vollendung des Werkes dienen müssen. Das Böse ist ja im Grunde immer nur ein Mißverständnis.

Sie werden sich darum nicht wundern, wenn ich Ihnen zu Ihrem fünfzigsten Geburtstage nicht nur wünsche, daß die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen das werde, was ihr Name aussagt, sondern wenn ich Ihnen sage, daß sie es werden wird. Die Logik der Tatsachen drängt sie dazu, und ihr muß am Ende auch der gute Wille der Menschen folgen. Sie sind der Pionier dieser Entwicklung gewesen. Damit haben Sie aber auch der freien Volksbildungsarbeit überhaupt ihre Bahn vorgezeichnet. Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen ist der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung organisch verbunden. Es kann gar nicht anders sein, und es darf nicht anders sein. Die freie Volksbildungsbewegung kann geistiger Mittel- und Schwerpunkte nicht entraten, in denen sich ihr Geist, ihr Wille und ihre Macht vereinigen. Das haben Sie für das volkstümliche Büchereiwesen erkannt, und das ist der Gedanke der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung. Wir alle haben uns mit reinem Willen in diesen Dienst zu stellen. Als Ältester grüße ich alle, die nach mir kamen, und heute vor allem Sie als einen ihrer berufensten Führer.

Ihr

R. v. Erdberg

Lieber Walter Hofmann!

Besorgen Sie nicht, daß Sie in folgendem zu sehr gefeiert werden sollen: die „50“ ist kein Jubiläum, keine Epoche, am wenigsten für einen, der wie Sie noch mitten im großen Schaffenswerk steht. Aber herzliche Glückwünsche dürfen wir in Verehrung darbringen. Der Inhalt des Heftes, das vor Ihnen liegt, soll ein kleines Geburtstagsangebinde sein, das Ihnen Freude machen und Ihnen, wenn es dessen bedürfte, die Dankbarkeit eines großen Mitarbeiter- und Freundeskreises von neuem bezeugen möchte. Wenige nur konnten zu Worte kommen: leicht hätte sich der Chorus auf die vier- oder fünffache Stimmenzahl bringen lassen! Nicht zu rechnen die große Zahl unserer im Reden und Schreiben zurückhaltenden, in unermüdlicher Berufsarbeit Ihnen nachstrebenden Kolleginnen und Kollegen.

Lassen Sie mich, Ihren ältesten Schüler, nicht von Ihren organisatorischen, büchereitechnischen und wissenschaftlichen Leistungen sprechen — die Leipziger Bücherhallen, die Zeitschrift, die Deutsche Zentralstelle, die Büchereischule, ein immer mehr sich vergrößernder Bücherei-Arbeitskreis in Land und Reich: alles das steht und spricht für sich, ein großes und stolzes Werk —, sondern lassen Sie mich von dem reden, was Sie uns waren und sind.

Was war es eigentlich, das uns veranlaßte, zu Ihnen zu kommen? War es nicht die Überzeugung, daß hier eine wahrhaft lebenerfüllende Arbeit auf einen wartete? Sie hatten den Leser in der Volksbücherei entdeckt, die bis dahin nur Bücher kannte: und mit ihm floß ein Strom von Leben und Problemen in die Büchereiarbeit, die nach Händen schrie, sie zu bewältigen. Hier war der seltene Mann, der wirklich tat, was er sprach, dessen Theorie Praxis und dessen Praxis Theorie war, der in hoher Berufs- und Arbeitsgesinnung unverbrüchlich festhielt am Ziel, der sich nicht kümmerte um Popularität, dabei fest auf der Erde stand. Sie gaben, praktisch, der Volksbüchereiarbeit erst ihre sozialpädagogische Grundrichtung. Sie waren einer der ersten, der nicht nur die verflachende Zivilisationsmache als solche erkannte, sondern auch energisch bekämpfte, und der an die Entwicklungsfähigkeit und an den Rechtsanspruch der sogenannten „unteren“ Schichten auf Bildung und Kultur glaubte, der unentwegt am „Echten“ festhielt. Wenn heute

die Volksbüchereiarbeit und der Volksbibliothekar höheres Ansehen genießen als vor zwanzig Jahren, so ist das zum guten Teil Ihr Werk. Sie stellten der Bücherei Aufgaben über Aufgaben, in deren Erfüllung Sie selbst, in manchmal fast atemraubendem Tempo, uns vorbildlich vorangingen. Sie hatten Mut zu allerhand Versuchen, denn Sie konnten Ihrer Organisationskraft und Ihrem Instinkt vertrauen, daß Sie auch aus der verzwicktesten Sackgasse wieder herausfinden würden.

Büchereiarbeit wurde schwer. das ist wahr. Aber auch in hohem Maße interessant: gerade dadurch, daß fortan alles, auch der geringste technische Handgriff des Alltags, im Dienste eines großen Bildungsgedankens stand, an dessen — man kann wohl sagen, recht häufigen Wandlungen, wie Sie sie erlebten und erkämpften, Sie uns dauernd teilnehmen ließen. Nie versagte Ihre Hilfsbereitschaft in beruflichen Dingen, ja Sie machten sogar ein Organisationsprinzip daraus. Wer sollte die „Leipziger Besprechungen“, der sie einmal miterlebt hat, je vergessen? Mitarbeiterschaft, Arbeitsgemeinschaft und ein Verstehen-Suchen auch anderen Meinungen gegenüber waren Ihnen nicht bloße Worte. In der Grundgesinnung war man sich einig, da konnte man sich jede Ketzerei gestatten, ja, wie oft waren Sie es gerade, der damit voranging. Sie machten es Ihren Freunden nicht immer leicht, Ihnen zu folgen. Ihrer „Energie“ mußte manches zugute gehalten werden: versöhnend war stets oder hätte sein sollen Ihr völlig reiner Sachwille und die fast jungenhafte Freude, die bei Gelegenheit einer neuen Entdeckung häufig aus Ihren Augen leuchtete. Sie haben sich durch Ihr Tun und natürlich auch durch Ihre Art manchen Gegner geschaffen. Wer wollte das leugnen? Aber mit Ihrem Werk wuchs auch die Zahl Ihrer Freunde. Manche Enttäuschungen mußten Sie erleben, wie es nicht anders sein konnte. Aber nun steht das, was Sie geschaffen, fest gegründet in Ihrem Organisationswerk und in Ihren zahlreichen Schülern, triebkräftig und jung wie am ersten Tag. Was soll man Ihnen wünschen? Daß Ihr weiteres Leben den gleichen Schwung beibehalten möge, wechselnd zwischen Zeiten des Vorstoßes und Zeiten des Ausbaues und der Erfüllung. So wird es glücklich und fruchtbar sein.

Wir grüßen Sie herzlich!

Im Namen aller Ihrer Freunde, Mitarbeiter und Schüler

Rudolf Angermann

Heinrich Becker Hans Hofmann Hans Nicklisch

Die exakten Wissenschaften und die Volksbildung

Alle Erscheinungen unseres gegenwärtigen Lebens haben ihre Wurzeln in der Vergangenheit. Will man sie verstehen, das heißt erkennen, was sie im Innersten bedeuten, so muß man in die Vergangenheit hinabsteigen. Eine zeitliche Grenze nach rückwärts läßt sich nicht ziehen. Wenn wir in dem Tiefenschürfen irgendwo abbrechen, so ist das Willkür, die uns ein Stück des Verstehens, vielleicht das wesentlichste, abschneidet. Wollen wir unsere Aufgabe ganz durchführen, so müssen wir bis ans Ende gehen, das ist bis in die Zeit, wo das Menschentum in der Dämmerung unserer Erkenntnis sichtbar wird. Außen und innen. Geschichte, Kulturgeschichte sowohl als Geistesgeschichte im engeren Sinn, und die Erkenntnis unseres Erkennens enden, wenn wir rückwärts schreiten, in der Urgeschichte, ja in der Naturgeschichte einerseits, in der Tiefenpsychologie, ja in der Tierpsychologie andererseits. So führt auch die Erwägung der Funktion, die das Wissen von der Natur und die Erkenntnis der Natur im Leben der Menschheit innehat, weit zurück in entlegene Fernen der Entwicklung des Menschen. Zeigt sich uns doch selbst in der Tierwelt das Walten eines Naturwissens, oder, wenn dieser Ausdruck etwa zu anthropomorph klingt, einer aktiven, von sich aus Handlungen setzenden Bekanntschaft mit den lebendigen und toten Naturdingen der Umwelt, die eine der biologischen Voraussetzungen der Lebenserhaltung des einzelnen Tieres ist. Es gibt Fälle, wo solche Bekanntschaft unzweifelhaft durch Erfahrung erworben wird, aber vielfach entzieht sich ihr Zustandekommen vollständig unserer Erkenntnis, so etwa im Falle der Vermeidung giftiger Pflanzen durch die Pflanzenfresser[1].

[1] Nicht minder wunderbar, vielleicht darf man im Hinblick auf die Kompliziertheit der Vorgänge sogar sagen: noch wunderbarer sind die Instinkte, welche die Sicherung der Nachkommenschaft auch in solchen Fällen gewährleisten, wo das Individuum überhaupt nicht dazu kommen kann, das Ergebnis seiner Handlungsweise zu erfahren. Dies ist aber, wie uns scheint, eine prinzipiell verschiedene Angelegenheit, denn hier ist von einer „Bekanntschaft" mit den durch die vollzogenen Instinkthandlungen bedingten Vorgängen überhaupt nicht die Rede.

Wir haben nun keineswegs die Absicht, in dieser Skizze, die der Stellung der Naturwissenschaft in der geistigen Welt der Gegenwart und insbesondere dem Problem der Stellung der exakten Wissenschaften in der Volksbildung gilt, auch nur in Andeutungen den ganzen weiten Weg zurückzulegen, der für die erschöpfende Behandlung des gestellten Themas durchwandelt werden müßte. Unsere einleitenden Bemerkungen wollen bloß zeigen, daß wir uns bewußt sind, durch die Beschränkung der Betrachtung auf eine kurze historische Epoche notwendigerweise nur etwas Unvollständiges geben zu können. Dennoch erscheint uns dieser Rückblick nicht ganz ohne Bedeutung. Tritt doch oft beim ersten Ursprung einer Wissenschaft oder Fragestellung ihr Charakter sogleich deutlich in Erscheinung, oder wirken doch oft die besonderen Situationen zur Zeit ihrer Entstehung noch lange nach, so daß aus der Kenntnis dieser Tatsachen wichtiges Material für die Frage nach Sinn und Bedeutung unserer Wissenschaft für die Gegenwart gewonnen werden kann.

*

Die Geschichte der Naturwissenschaft zeigt im 16. und um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert einen scharf ausgeprägten Einschnitt, so daß hier mit geringerer Willkür, als oft bei der Abgrenzung von geschichtlichen Epochen unvermeidlich ist, der Beginn einer solchen in der Entwicklung der Naturwissenschaft angesetzt werden kann: der Epoche der modernen Naturwissenschaft. Immerhin zeigt sich auch hier bei genauerem Zusehen die Entwicklung nicht in so hohem Grade diskontinuierlich, als es den Anschein hat. Die überraschende Anzahl großer Gestalten, die um die angegebene Zeitenwende die Grundlagen der modernen Naturwissenschaft schaffen — so Kopernikus (1473—1543), Kepler (1571—1630), Galilei (1564—1648), Stevin (1548—1620), Gilbert (1540—1603), Guericke (1602—1686) — verleihen dem Strom des modernen naturwissenschaftlichen Denkens gleich in seinem Ursprung eine so außerordentliche Fülle, daß die Zäsur, welche dieses Denken von der Scholastik trennt, gewissermaßen überbetont wird. Dazu kommt noch, daß die Entdeckungsfahrten Marco Polos (1254—1323), Vasco de Gamas (1469—1524), Christoph Columbus' (1451—1506) und schließlich die Erdumsegelung Magellans (1470—1521) eine ungeahnte Erweiterung des Gesichtskreises und die endgültige Lösung des Problems der Gestalt unseres Planeten gebracht hatten, geistesgeschichtliche Tatsachen, die — von den ungeheuren politischen und wirtschaftlichen Wirkungen dieser Entdeckungsreisen ganz abgesehen — gleichfalls einen tiefen Einschnitt in die geistige

Entwicklung der Menschheit machten. Trotzdem fehlte es in der vorangehenden Zeit nicht ganz an Ideen und Versuchen zu neuen Wegen, die nach ihrer Wesensart bereits zu dem modernen naturwissenschaftlichen Denken gerechnet werden müssen. Sind diesen geistigen Taten auch keine unmittelbaren Nachwirkungen für die Begründung der modernen Naturwissenschaft beschieden gewesen, an der Wandlung der Geistesart haben sie bedeutenden Anteil gehabt, sie haben den Boden aufgeackert, so daß er fähig wurde, reiche Frucht zu tragen.

Für unsere Absicht sind die Vorläufer in mancher Hinsicht interessant. Wir sehen an ihnen deutlich, wie die Entwicklung das geistige Streben steigert und die Problematik bereichert. Dieser erweiterten Problematik gegenüber erweist sich die theoretische Spekulation der Scholastik trotz ihrer außerordentlichen Feinheit und trotz ihres außerordentlichen Scharfsinnes als unzureichend, und ohne jegliche Anlehnung an das klassische Altertum entstehen die ersten Versuche einer empirischen Naturerkenntnis. Einer der hervorragendsten Vertreter der scholastischen Philosophie, Albertus Magnus (Albert Graf von Bollstädt, 1205—1280), der Lehrer des Thomas von Aquino, erweist sich in seinen naturwissenschaftlichen Schriften als ein eifriger und treuer Beobachter der Natur. Der geniale Mönch Roger Bacon, der „Doctor mirabilis“ (1214—1294), stellt bereits ausgedehnte experimentelle Untersuchungen über physikalische und chemische Probleme an, wofür er für jene Zeit außerordentliche Geldsummen, die ihm Freunde der Wissenschaft zur Verfügung stellten, verbrauchte, und wirkt außerdem in hervorragender Weise als Mathematiker und Astronom; er steht bereits im bewußten Gegensatz zur Scholastik, als deren offener Gegner er auftritt und zu deren Ende er wesentlich beitrug.

Doch sollte dieses noch nicht so rasch kommen. Die Übergangszeit, in der der alternde Geist der Scholastik und der heraufkommende neue Geist des modernen Denkens noch friedlich beieinander in demselben Kopfe hausen konnten, dauerte noch reichlich zwei Jahrhunderte fort. Sie brachte bedeutende und interessante Erscheinungen hervor. So den berühmten Kardinal Nicolaus Cusanus (geboren 1401 zu Cues an der Mosel, gestorben 1464 als Bischof von Brixen und Kardinal), der u. a. eine der späteren gregorianischen ganz gleichartige Kalenderreform vorschlug. In der Schrift, in der er seinen Vorschlag entwickelte, finden sich auch Vermutungen über die Kugelgestalt der Erde und ihre Achsendrehung; seine Spekulationen auf astronomischem Gebiete führten ihn sogar in einem Punkte von den Lehren der scholastischen Natur-

philosophie fort, denn er gelangte zu der Idee der räumlichen und zeitlichen Unendlichkeit der Welt, also zu einer Position, die sich später für den Sturz des alten und den Durchbruch des neuen Geistes als entscheidend erwies. In dem Kopfe des Nicolaus Cusanus führte diese Idee aber noch zu keinem Konflikte mit seiner Weltanschauung. Außer dieser bedeutenden Persönlichkeit, die uns die merkwürdige Anfangsphase einer geistigen Revolution in reinster Form zeigt, nennen wir noch einen höchst eigentümlichen Mann, der die Gedankenwelt des Cusanus in eigener, absonderlicher Weise fortspann: Hieronymus Cardanus, geboren 1501 in Mailand, nach einem abenteuerlichen Wanderleben gestorben in Rom 1576. Von seinen positiven Leistungen sind die mathematischen die bedeutungsvollsten. In der Naturphilosophie ist er ein Mechanist und vertritt mit bemerkenswerter Festigkeit das Prinzip der natürlichen Kausalität. Weniger bekannt sind seine Ansichten über die Stellung der Wissenschaft im geistigen Leben der Gesamtheit. Man kann ihn, rein geschichtlich genommen, als einen der ersten Vertreter des Volksbildungsgedankens bezeichnen, insofern er sich mit der Frage der Vermittlung wissenschaftlicher Kenntnisse und des wissenschaftlichen Denkens an weitere Kreise beschäftigte. Das Ergebnis seiner Erwägung ist jedoch ein negatives, die Idee der allgemeinen Volksbildung schroff ablehnendes. Von dem religiösen Leben und der Kirchenlehre innerlich losgelöst, sucht er einem Konflikt mit der Kirche dadurch zu entgehen, daß er die Lehren der Kirche für absolut unantastbar erklärt. Doch müßte den Männern der Wissenschaft für sich selbst vollste Freiheit gewährt und gewahrt werden. Cardanus teilt die Menschen in drei Klassen: die betrogen werden; die betrogen werden und betrügen; die betrügen. Die letzte Klasse, die nur betrügen und nicht betrogen werden, sind die Wissenden. Sie sollen die Religion als eine Art von polizeilichem Mittel handhaben, um die große Masse der Betrogenen durch Hoffnung und Furcht zu bändigen. Die Wissenden müssen daher die wissenschaftliche Bildung tunlichst auf ihren eignen Kreis beschränken; sie sollen ihre Bücher im Sinne dieses Zwecks nur in lateinischer Sprache schreiben, die das Volk nicht versteht, wissenschaftliche Wahrheiten dürfen in den nationalen Sprachen nicht verbreitet werden; Laien, die sich trotz dieser Vorsichtsmaßregeln wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben suchen, sollen streng bestraft werden.

*

Die Philosophie spiegelt die geistige Verfassung ihres Zeitalters. Auf die Grundlegung der modernen Naturwissenschaft hat die Philosophie

in machtvoller Reaktion geantwortet. Die Geschichte der gesamten neueren Philosophie legt Zeugnis ab für die außerordentliche Bedeutung, die der naturwissenschaftlichen Erkenntnis und der Forschungsmethode der Naturwissenschaft für die Entfaltung des menschlichen Geistes und seine Selbsterkenntnis innewohnt. Man braucht nur einige große Namen zu nennen; wenn ihr Klang an das Ohr schlägt, steht wie ein Zauber vor dem inneren Auge der glänzende Reichtum an geistigen Großtaten, die ein Zeugnis sind für die unsterbliche Sehnsucht des Menschen nach Erkenntnis, ein Zeugnis für seine hohe Bestimmung.

Will man in die Zusammenhänge zwischen Naturforschung und Philosophie Übersicht bringen, so dürfte es nicht unzweckmäßig sein, sie nach zwei Gesichtspunkten zu sondern. Einmal wären die philosophischen Leistungen zusammenzustellen, die auf den unmittelbaren Ergebnissen der Naturerforschung aufgebaut sind oder mindestens von ihnen ausgehen, wie etwa die Philosophie Giordano Brunos; zum anderen die philosophischen Untersuchungen, denen durch die Forschungsmethode der Naturwissenschaft Methode oder Ziel oder Inhalt gesetzt worden ist. Diese zweite Gruppe hat das Gesicht der neueren Philosophie bestimmt; sie ist es, der wir nähere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Es liegt in der Natur der Sache — die erkenntnispsychologische Begründung ist ohne Schwierigkeiten, aber auch die historische Situation hat daran ihren gewichtigen Anteil —, daß die Philosophie, die an der Naturforschung Interesse zu nehmen begann, an die exakten Naturwissenschaften angeknüpft hat. Dies führte zu einer ganz besonderen, scharf ausgeprägten Form des Zusammenhanges zwischen Naturforschung und Philosophie. Die Wurzeln dieses Zusammenhanges sind in einem Ausspruche Galileis[1] bloßgelegt: „Die Philosophie ist geschrieben in jenem großartigsten Buche[2], welches man aber nicht verstehen kann, wenn man nicht vorher die Sprache verstehen und die Schriftzeichen lesen lernt, in welcher es geschrieben ist. Es ist geschrieben in der mathematischen Sprache, und die Schriftzeichen sind Dreiecke, Kreise und andere mathematische Figuren.“ Die Exaktheit der sogenannten „exakten“ Naturwissenschaften beruht auf dem Umstand, daß die Beziehungen, die sie zu erforschen haben — es sind Raum-Zeit-Beziehungen zwischen quantitativ bestimmbaren Größen — der mathematischen Behandlung zugänglich sind. Die Mathematik aber, welche die Beziehungen zwischen erschöpfend definierten Gedanken-

[1] Galilei, Il Saggiatore. — [2] gemeint ist die Natur.

dingen aufsucht, ist „exakt“ im eigentlichen Sinne. Wir dürfen vielleicht am besten sagen, der Begriff der Exaktheit wird konstituiert durch die Eigenschaften, die wir an der Mathematik wahrnehmen.

Die Exaktheit der Mathematik war für René Descartes (1596—1650) der Maßstab für wissenschaftlichen Wert. Alles, was in der Philosophie seiner Zeit über Gott, über die Natur und über die Menschenseele gelehrt wurde, erschien ihm verworren, dunkel und von Vorurteilen durchsetzt. Einzig und allein die Mathematik befriedigte sein Streben nach Klarheit und Sicherheit der wissenschaftlichen Ergebnisse ihrer Bemühungen. Er schildert selbst in seinem Discours sur la méthode (in den Essais philosophiques 1637) sein Suchen nach einem besseren Weg in der Philosophie, und dort schreibt er den Satz: „Ich überlegte, daß von allen, welche früher die Wahrheit in den Wissenschaften gesucht hatten, allein die Mathematiker einige Beweise, das heißt einige sichere und überzeugende Gründe, haben auffinden können.“ Und so ward er der Meinung, daß die anderen Gebiete nur soweit den Charakter der Wissenschaftlichkeit würden für sich in Anspruch nehmen können, als es ihnen gelingen würde, die Exaktheit und damit die Evidenz der Mathematik zu erreichen. Der von Descartes aufgestellte Maßstab gab der modernen Philosophie einen mächtigen Anstoß, der bis in unsere Tage hinein fortwirkt, allerdings nicht, ohne eine gewisse Abänderung seines ursprünglichen Inhaltes zu erfahren. Bis zu Kant ist die Anerkennung der absoluten Gewißheit der Mathematik ein Fundament der Erkenntnistheorie. Erst nach Kant beginnt die Mathematik selbst mit der erkenntnistheoretischen Zergliederung ihrer Grundlagen und ihrer Wesensart. In der neuesten Zeit hat die Entwicklung gewisser mathematischen Gedankenrichtungen Wesentlichstes zur Bereicherung der erkenntnistheoretischen Problematik und zur Vertiefung der Erkenntnistheorie beigetragen, wie z. B. die Mengenlehre, oder die Untersuchungen über die Grundlagen der Geometrie, oder die Diskussion zwischen der Axiomatik und dem sogenannten Intuitionismus. Nicht minder befruchtend für das Gebiet der Erkenntnistheorie erwiesen sich die wissenschaftstheoretischen Studien über die Physik, die unter Heranziehung sinnesphysiologischer Erkenntnisse bedeutungsvolle erkenntnistheoretische Ergebnisse zutage gefördert haben. Von außerordentlicher Wirkung, auf die ja nur hingedeutet zu werden braucht, denn sie hat weithin Wellen geschlagen, war und ist die Relativitätstheorie, die nicht bloß die Erkenntnistheorie vor ein bedeutendes Problem gestellt hat, sondern auch die metaphysische Spekulation tief erregt.

Es ist ja gewiß kein Zufall, daß unter den hervorragenden Denkern der neueren Philosophie eine nicht geringe Zahl mathematisch gut oder bedeutend veranlagter Köpfe, zu denen auch Kant gerechnet werden muß, zu finden ist, unter ihnen sogar geniale Mathematiker, die auf mathematischem Gebiete bahnbrechend tätig waren, wie Descartes selbst, der Begründer der analytischen Geometrie, oder Leibniz, mit dem sich Newton in den Ruhm der Erfindung der Differentialrechnung teilen muß, oder in neuerer Zeit Bolzano, der in seinen „Paradoxien des Unendlichen“ als erster mengentheoretische Überlegungen anstellt. Umgekehrt ist es auch nicht verwunderlich, daß bedeutende Mathematiker, Physiker, Physiologen, Biologen, die durch ihre fachlichen Untersuchungen zu Grenzfragen philosophischer Natur geführt werden, zu bedeutungsvollen Leistungen auf philosophischem Gebiet gelangt sind. Wir nennen etwa Bernhard Riemann, Fechner, Helmholtz, Mach, Hering, in jüngster Zeit Hermann Weyl, Bertrand Russel, Driesch, Daqué. Die neuere und neueste Philosophie hat also nicht mehr bloß durch Rezeption, sondern auch durch unmittelbare Mitarbeit von beiden Seiten her Anteil an der Gedankenwelt der empirischen Naturwissenschaften und insbesondere der exakten Wissenschaften; dies gibt einen charakteristischen Zug im geistigen Antlitz unserer Zeit, der sich, wenn auch in einer etwas versteckteren Weise, in dem allgemeinen Bildungswesen derselben ausprägt.

*

Daß wir in unserer, wie nochmals gesagt sei, skizzenhaften Erörterung gerade der Philosophiegeschichte unsere Aufmerksamkeit zuwenden mußten, ist nicht nur durch die oben betonte Eigentümlichkeit, daß die Philosophie der Spiegel ist, in welchem dem Zeitalter sein geistiges Antlitz sichtbar wird, begründet; wir haben dafür einen gewissermaßen durch den Endzweck dieser Zeilen unmittelbar dargebotenen Anlaß insofern, als die durch die neuere Philosophie getragene „Aufklärung“ der geistige Nährboden ist, aus dem die Volksbildungsbewegung hervorgewachsen ist. Es ist nun leicht zu verstehen, daß die Bestrebungen der Aufklärung an jene philosophischen Überlegungen anknüpfen, die aus der Beschäftigung des philosophischen Geistes mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung genährt werden. Denn sie sind dem Laien leichter zugänglich und verständlich als die auf die Mathematik zurückgehenden. Die Voraussetzung des wirklichen Verständnisses der Philosopheme letzter Art ist die wahrhafte Einsicht in die von den Philosophen herangezogenen

mathematischen Lehren; diese fehlt aber vielfach, die Mathematik hat — selbst heute noch, wo zahlreiche Berufszweige Mathematik anwenden — esoterischen Charakter. Es ist für den Laien unvergleichlich leichter, sich in Kants Naturgeschichte und Theorie des Himmels einzuarbeiten als etwa in seine metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaften oder in seine Lehre von den synthetischen Urteilen a priori.

Das Zeitalter der Aufklärung brachte, folgerichtig zu den angegebenen geistigen Zusammenhängen, die ersten gemeinverständlichen Darstellungen naturwissenschaftlicher Errungenschaften. Ich nenne ein berühmtes Beispiel: Voltaires 1745 erschienene Schrift Philosophie de Newton, die er der Marquise de Chatelet zugeeignet hat. In Deutschland hat die eben erwähnte kosmogonische Schrift Kants, die 1755 erschien, nicht wenig zur Popularisierung Newtons beigetragen. Hier behandelten auch die Philosophen an den Universitäten naturwissenschaftliche Gegenstände und nahmen in enzyklopädische Vorlesungen über Philosophie zuweilen ein ganzes Kompendium der Naturwissenschaften auf, wie z. B. J. Ch. Gottsched in Leipzig. Gottsched hat aus diesen Vorlesungen ein Buch für weitere Kreise gemacht, dessen Titel lautet: Erste Gründe der gesamten Weltweisheit. Erste Auflage 1755. Ein Abschnitt desselben „Der theoretischen Weltweisheit dritter Teil. Die Naturlehre“, umfaßt in der mir vorliegenden siebenten Auflage nahezu 200 Seiten, in denen über Mechanik, physische Astronomie, Physik der Erde und ihrer Lufthülle, Mineralogie, Magnetismus, Wärme, Elektrizität, Biologie einschließlich der menschlichen Somatologie gehandelt wird.

Es verdient Beachtung, daß die Popularisierungsbestrebungen mit den exakten Wissenschaften beginnen; aber sie bleiben bei ihnen nicht stehen. Daß der Ausgang von hier genommen wurde, hatte in Rücksicht darauf, daß die Popularisierung bemüht sein mußte, dem Leser den Begriff der Exaktheit an dem naturwissenschaftlichen Objekte vorzustellen, wohltätige Wirkung; aber sie war nicht frei von dem Nachteil, der in der Gefahr lag, daß die Gewöhnung an die Exaktheit der physikalischen Wissenschaft unkritische Köpfe dazu verführte, auch die bequemsten Auffassungen naturwissenschaftlicher Tatsachen im allgemeinen als Bekundung exakter Wissenschaft hinzunehmen oder gar zu bewundern — ein Prozeß, der nicht ohne Analogie in der Entwicklung der Aufklärungsphilosophie selbst ist. In der französischen Aufklärung mündet die Entwicklung in den flachen Materialismus eines deutschen Autors, des Dietrich Baron von Hol-

bach (1723—1789), dessen 1770 unter dem Pseudonym Mirabeau veröffentlichtes Werk Système de la nature ou des lois du monde physique et du monde moral man die Bibel des Materialismus genannt hat, und bei uns beträchtlich später in den an die Physik und vornehmlich an die Entwicklungslehre sich anklammernden Materialismus, dessen Repräsentant Ludwig Büchner mit seinem Hauptwerk „Kraft und Stoff" ist. Um den Abstieg zu erkennen, den diese Art der Naturphilosophie bedeutet, genügt es, sie mit dem Materialismus eines Thomas Hobbes (1588—1679) zu vergleichen, der, gleich Descartes von dem Drange nach Exaktheit beseelt, zu der Überzeugung gelangt, daß die Wissenschaft nur körperliche Substanzen zu begreifen vermag, Philosophie also nur Körperlehre sein könne.

*

Wir konnten hier weder die tieferen Zusammenhänge in der Entwicklung der Philosophie selbst im allgemeinen und besonderen, noch auch die Zusammenhänge ihrer Entwicklung mit den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zuständen berühren oder gar besprechen. Was die Philosophie der Aufklärung angeht, sind diese Zusammenhänge ja auch weithin bekannt. Wenn wir nun, dem Schlusse unserer Ausführungen zueilend, einen Blick auf die Tätigkeit der Naturforscher in der jüngeren Zeit werfen, so soll damit natürlich nicht die Ansicht ausgedrückt werden, daß es wesentlich auf diese allein ankomme. Wir benutzen dieselbe vielmehr als ein empfindliches Reagens, dessen Verhalten symptomatisch ist für die in der Tiefe und Breite ablaufenden Veränderungen in der geistigen Struktur der Zeit.

Newton, dessen Bedeutung nicht bloß auf seinen großartigen Entdeckungen, sondern in nicht geringerem Maße auf seiner logisch-synthetischen Arbeit, der Aufstellung der Prinzipien der Mechanik und dem systematischen Aufbau derselben beruht, hat noch seine philosophischen und metaphysischen Anschauungen in seinen physikalischen Werken zur Darstelluung gebracht. Das wird sehr bald nach ihm ganz anders. Man beschränkt sich nun auf den Stoff des eigenen Forschungsgebietes und arbeitet damit, teils ungewollt, teils gewollt, im Sinne des Positivismus. Diese Zurückhaltung entspringt ersichtlich dem Einfluß des Strebens nach Exaktheit; genährt wurde sie durch die im Kreise der Naturforscher erwachende und immer stärker werdende Opposition gegen die Naturphilosophie, deren Anspruch auf Beachtung und Achtung in kläglichem Widerspruch zu ihrer Unfähigkeit stand, zu der Lösung konkreter Probleme beizutragen oder die Entwicklung

des naturwissenschaftlichen Denkens zu befruchten. Diese Entwicklung hat ihr Gegenbild in der Entwicklung der Bestrebungen der Naturforscher, ihrerseits unmittelbar in das geistige Leben der Zeit hineinzuwirken. Die Naturforscher nehmen nun die Aufgabe, die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung den geistig interessierten Menschen zu vermitteln, selbst in die Hand. Einige wenige Beispiele mögen dies belegen. Laplace veröffentlicht 1796 seine Exposition du système du monde, eine populäre Bearbeitung seiner Mécanique céleste, und 1814 den Essai philosophique sur les probabilités. In England gab es um diese Zeit seit langem populärwissenschaftliche Vorträge. Es ist bekannt, daß Faradays autodidaktischer Bildungsgang durch Abendvorlesungen eines Herrn Tatum und einige populärwissenschaftliche Vorträge des berühmten Chemikers und Physikers Davy nachhaltig gefördert wurde. Faraday verdanken wir ein Meisterwerk der gemeinverständlich-wissenschaftlichen Literatur „Die Naturgeschichte einer Kerze". Alexander von Humboldts monumentales Werk „Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" (1845), Liebigs „Chemische Briefe" (1851) sind weitere Beispiele dafür, daß hervorragendste Männer der Naturforschung das Bedürfnis gefühlt haben, zu einem weiteren Kreise zu sprechen und so die geistige Arbeit der Naturforschung unmittelbar in das geistige Leben der Zeit einfließen zu lassen. Einsteins und Plancks populärwissenschaftliche Darstellungen ihrer Theorien bekunden, um nur diese Beispiele zu nennen, die Gültigkeit unserer Behauptung für die jüngste Zeit. Seitdem dieses Bestreben lebendig geworden, ist es nicht mehr zur Ruhe gekommen bis auf den heutigen Tag und wird, wie man aus inneren Gründen schließen darf, nicht mehr verschwinden.

Und das ist gut so. Denn nur aus der strengen Wissenschaft selbst kann die Korrektur der Übertreibungen, der Einseitigkeiten, der Flachheiten, der Entstellungen kommen, die weltanschauliche Gewohnheit, weltanschauliches Vorurteil und weltanschauliche Absicht heute wie ehedem nicht selten herbeiführen und welche die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung in eine sachlich unberechtigte Perspektive und Beleuchtung rücken. Heute wie ehedem wird hier den exakten Wissenschaften die besondere Aufgabe zufallen, dem Sinn für Exaktheit und Strenge immer wieder neue Kraft zuzuführen und durch ihre eigenen Leistungen sowie durch ihre gegen sich selbst betätigte Kritik Beispiel zu geben und zur erkenntniskritischen Sichtung und Wertung der Hypothesen und Theorien in den anderen Wissenschaften, insbesondere der Wissenschaft vom Leben, anzuregen.

Diese ihre erziehliche Wirkung verleiht den exakten Wissenschaften eine besondere Stellung in der Bildungsarbeit, die allerdings nur dann zur Wirksamkeit gelangen kann, wenn bei der Übermittlung ihres Inhaltes jene Exaktheit angewendet wird, die diesen Inhalt ermöglicht und bedeutend und interessant macht, ohne die er aber zu einem Schemen verblaßt. Wer es unternimmt, sei es in Wort oder Schrift, exakte Wissenschaft einem weiteren Kreise zu vermitteln, muß sich immer vor Augen halten, daß er die Gemeinverständlichkeit nicht durch Opferung der Exaktheit zu erreichen versuchen darf. Opfert er die Exaktheit, dann schafft er ein Blendwerk, das vielleicht unterhält, aber nicht bildet[1].

Dr. Anton Lampa

Die Bedeutung der Sprache in der volkstümlichen Bücherei

Eine vorläufige Betrachtung

Neben die methodische Sicherung und Erhellung aller uns zur Verfügung stehenden Berufsmittel tritt notwendig die prinzipielle Prüfung und Klärung vornehmlich des Berufszieles, des tieferen Berufssinnes. Eine solche Besinnung entspringt der inneren Unruhe des Menschen, der allzuoft die Unzulänglichkeit jedes noch so ideal gemeinten und idealistisch dekorierten Tuns erfahren hat, der in der vorzeitigen Befriedigung die Lähmung und Erstarrung einer im Anfang vielleicht noch wirklich lebendigen Bewegung allzuoft erkennen mußte. Aber auch das Wesen solcher geistigen Besinnungen ist zwiespältig. In den meisten Fällen spricht hier nicht die bis aufs Letzte durchdringende Gewissensentscheidung, die sich nicht vor dem Eingeständnis der eigenen Unsicherheit und Begrenzung fürchtet, sondern es äußert sich jener Ehrgeiz, ein System, ein fertiges geistiges Weltbild aus einer noch so anfänglichen Sache zu machen, jener Rechtfertigungstrieb, der die Lücken und Löcher des Tuns mit den nach außenhin prunksamen Flicken des Programmes und der bereiten Ideologie verdecken möchte. Wenn ich im folgenden in noch sehr vorläufigen Ausführungen von der Bedeutung der Sprache in unserer Büchereiarbeit handele, so

[1] Die Bedeutung der exakten Wissenschaften für die praktische Volksbildungs- und Büchereiarbeit ist im Blick auf Inhalt und Methode dieser Wissenschaften ausführlich dargelegt in einem früheren Beitrag Professor Lampas im X. Band der „Hefte“ 1926, S. 213 ff. D. S.

geschieht es zwar als Besinnung auf die tieferen Grundlagen unseres Volksbildungsberufes, aber ohne irgendeinen Anspruch des Systematischen oder Logisch-Prinzipiellen, so geschieht es im Wort, das die Ant-wort und Verantwortung in sich begreift.

Nicht nur das geistige Leben, dem wir ja in besonderer Hinsicht zu dienen meinen, jedes Leben ist an die Sprache geknüpft, west und zehrt von dem Wort. Ohne die Sprache besteht keine Gemeinschaft, wie ohne das Wort, das Verbum, kein Satz existiert. Daß hiermit nicht nur Banalitäten gemeint sind, sondern Dinge letzten Ernstes, die unsere Existenz begründen, vermag erst eine eindringende Betrachtung zu zeigen. Genau besehen, gibt es ja nur ein einziges Problem, das religiöse. Die Sprache, unser Dienst an der Sprache ist ganz nur religiös zu begreifen, nur in jener geoffenbarten und zugleich geheimnisvollen Spannung der schweigenden Sprache und Ansprache, in jenem Horchen und Gehorchen auf das „Wort", auf den unzerstörbar hinter allen Wörtern und Dingen ruhenden Logos. Aber hiervon kann nicht einmal vorläufig gesprochen werden. Wir wollen hier nur vom Dienst der Sprache handeln als unserem Dienst an der Sprache und in der Sprache. Denn daß die Sprache uns dient, daß sie als bequemes, allzu bequemes Mittel jedermann geläufig wurde, daß ihre Worte entleert wurden zu fast sinnlosen Hülsen und Formeln, zur oberflächlichen oder bloßen Konventionssprache, erst diese Verkümmerung ihres wahren Wesens läßt uns ja spüren, daß hier etwas Wichtiges außer acht blieb, daß wir nach dem Sinn der Sprache forschen müssen und durch den oberflächlichen Kurswert eines jeden, in unserem Munde so schal gewordenen Wortes vorzudringen haben zu seinem unverhüllten geistgezeugten Antlitz. Die Not der Sprachverwirrung, daß jede Gruppe, fast jeder Mensch seine eigene Sprache spricht, daß in sinnloser Aufhäufung die Worte, zu Schlagworten erniedrigt, den seelischen Zwischenraum der Menschen vergiften, der Raum des Geistes aber einfach nicht mehr durchdrungen wird vom menschlichen, vom wahren Wort, diese Not der Zeit zwingt uns, das Wort wörtlich und die Sprache ernst zu nehmen. Fragen wir nach den Gründen dieser Entwortung der Sprache, so spüren wir einmal, daß es überhaupt das Versagen des Menschen vor dem Geiste ist. Die Denktätigkeit der Menschen ist untief geworden. So mußten die Worte, mit denen er sich allzu bequem verständigen konnte, hohl werden. Dieser vielen Lügen- oder Halbworte satt, ergriff ihn Mißtrauen vor besonders beredten Menschen; es begann die beispiellose Verkümmerung des Sprachschatzes sowie des eigenen Sprachvermögens, die ihn unfähig machte, auch dort, wo noch ein echtes Ge-

fühl ihn ergriff, ein wahrer Gedanke ihn erhellte, wirksam mit Worten sich zu äußern. Zutiefst entspricht diesem Versagen selbständiger, tieferer Denktätigkeit der Verlust jeglicher Glaubensmacht, die, wie immer auch mit Aberglauben, Naivität und Dumpfheit vermischt, einst das Gut nicht nur einzelner, sondern der Gemeinschaft war. Aber wenn wir auch nur die äußeren Gründe beschrieben hätten, die zu der Sprachverkümmerung unserer Zeit geführt, als entscheidende Aufgabe geistigen Tuns erwächst aus dieser Not der Dienst an der Sprache. Wir müssen Sprecher und Hörer des Wortes werden, und dies im alltäglichsten wie im sakramentalen Sinne.

Die Aufgabe der Bücherei, das Schrifttum der Nation, ja der Weltliteratur nicht nur einzelnen, sondern allen Empfänglichen, also sehr breiten Schichten des Volkes, darzubieten und zu erschließen, bedeutet in etwa umschrieben, daß sich hier der Sprachstrom, aufgehoben und gerettet in unvergänglichen Werken der Dichtung und Forschung, segensvoll über die Tausende von Menschen, die wir Leser zu nennen gewohnt sind, neu ergießt und kraft seines Wesens neues Wort und neues Leben in der Nation wieder entzündet. Wir wissen alle, daß die Tatsachen dieser Idee nicht entsprechen. Es fehlen fast alle Voraussetzungen, die die Menschen zum Hören des Wortes befähigen. Hier wird ja die Not der Zeit am deutlichsten sichtbar: in dem allgemeinen Tosen, in dem chaotischen Stimmengewirr „verhallen überzeugungsschwere Worte, ohne sich Gehör zu verschaffen; Bitten vom flehendsten Klang finden keine Erhörung, Gebote und Befehle von unabweislicher Richtigkeit erzwingen doch keinen Gehorsam und also auch keine Gefolgschaft“ (Klatt). Niemand hört hin. Und hier beginnt in der Tat eine der wesentlichsten Aufgaben unserer Zeit: langsam die Menschen wieder zum Hören zu erziehen, zum Sichöffnen, zum Warten auf die Stimme des anderen, des Du, die zu mir, zum Ich sprechen will. Die Bücherei ist die Stätte, wo nicht das gesprochene, sondern das geschriebene Wort, das Wort des Buches zu dem Menschen redet. Darin liegt eine Besonderung und eine Grenze der Aufgabe, zur Sprache, zum Hören die Menschen zurückzuführen. Vielleicht kann uns das Lesen als ein gesammeltes Hören, ein In-sich-Versunkensein und ungestörtes Lauschen erscheinen, wie es vor dem gesprochenen Wort nur in seltenen Fällen möglich ist. Doch wollen wir hier nichts gegeneinander abwerten, sondern allein hinweisen auf die propädeutische Erziehungsaufgabe auch der Bücherei, durch wirkliches Lesen die Seelen der Menschen zum Hören des Wortes geeignet zu machen.

Natürlich besteht zwischen dem Hören und Sprechen des Wortes ein wesentlicher Bedeutungsunterschied. Dieses erweckt in dem Versuch, Geist in Worte zu verleiblichen, oft genug das Gefühl einer Versündigung am Geist, in dem die Sprache als unzulänglich und begrenzt für die Befestigung letzter Gedanken und Gefühle empfunden wird. Immer ist es etwas Männliches, ein aktives, schöpferisches Tun, Sprachzeugung. Jenes aber, das Hören des Wortes, wird von uns passiver empfunden, analog dem zu allen Zeiten als heilig empfundenen Leben-Empfangen, einer mehr weiblichen Aufnahme und Hingabe. Aber beiden Vorgängen, dem Nehmen oder Geben, eignet der Symbolcharakter der Sprache. Das Wort ist Zeichen für ein in seelischem Sein nicht ausgeschöpftes Ding und doch behaftet mit dem Charakter eines dunklen Zusammenhanges mit dem Wesen des Dinges. So ist die Sprache eines Volkes zugleich Quell und Strom wie Mündung und Grund. Darum braucht echte Sprachschöpfung die Macht des Unbewußten, den Schoß der Muttersprache. Die Sprache der Gemeinschaft ist mehr als bloß ein Mittel zum Zweck: Einklang aller einzelnen zur Einheit des „Plural", des Wir. Die Erziehungsaufgabe der Bücherei, so begrenzt auch immer, besteht zu innerst in diesem Dienst an der Sprache, wie ihn das schöne Wort Grillparzers erweist:

„Jedem Sprecher fehlt die Sprache,
Fehlt dem Hörenden das Ohr."

Das Wort der Sprache wird nicht in einem einzigen und allgemeinverständlichen Sinne gesprochen. Die Sprache tritt uns in verschiedenen Ebenen entgegen, und das Schrifttum, die Literatur der Bücherei spiegelt diese Sprachebenen mehr oder minder deutlich wider. Die reine Zweck- oder Verständigungssprache finden wir in den Büchern des praktischen Wissens, der praktischen Belehrung, etwa Büchern über technische Probleme. Hier treten die Sonder- oder Fachsprachen in Erscheinung, die Sprache der Wissenschaft, der wissenschaftlichen Forschung, der z. T. eine Terminologie zugrunde liegt, die, wie wir wissen, dem Mann der einfachen und schlichten Volkssprache unverständlich ist. Wie weit das Wesen der Sprache, des Wortes, dessen Eigenschaft ja ist, über sich selbst hinauszuweisen, auf dieser der bloßen Verständigung und Zeichenvermittlung dienenden Ebene erfüllt ist, bleibt dahingestellt. Aber auch hier, wo es sich wie bei der wissenschaftlichen Forschung an sich bloß um klare Herausstellung der gedanklichen Ergebnisse handelt, auch hier kann die Sprache machtvoll einbrechen und über das Rationale begrifflicher Darlegungen,

bloßer Beschreibungen hinaus von der irrationalen Tiefe und Seele des Sprechers selbst Zeugnis ablegen. Nietzsches „Geburt der Tragödie“ etwa, Burckhardts geschichtliche Bücher wirken nicht nur durch den stofflichen Inhalt, sondern — was vielleicht wesentlicher ist — durch das im Wort kundgetane Ethos des Geistes, durch die sprachmächtige Gesinnung, die zugleich auch die sprachkünstlerische Gesinnung offenbart. Dies weist schon auf die zweite Ebene der Sprache hin, die Ebene der Dichtung, der Poiesie. Hier enthüllt sich der Wesensgehalt der Sprache, ihre symbolische und schöpferische Eigenschaft, hier, in der Spannung zwischen Wort und Ding, ihre eigentliche Gewalt, ihre Grenze und Tiefe, die im Vieldeutig-Dichterischen des Wortes und in seinem das Wesen der ausgesprochenen Dinge geheimnisvoll treffenden Charakter beruht. Zur Sprache der Dichtung kann durchaus auch die Prosa gehören, wie metrische Dichtung oft genug nur den Namen, nicht aber das Wesen echter Dichtung, echtbürtigen Sprachgeistes trägt. Von der Sprache aus gesehen, erscheint das dichterische Wort als ihre Erfüllung. Aber es gibt noch eine andere Ebene: neben der bloßen Anschauung, der „ästhetischen“, die Seele erhebenden und erfüllenden Dichtung steht das ethische, gewissensmäßige, das prophetische Wort. Die Abgrenzung wie auch die Verflechtung beider Wortbereiche zu- und ineinander gehört zu den tiefsten Problemen geistigen und sprachlichen Wesens überhaupt. Wir können es hier nur berühren. Denn auch das Schrifttum, das die Bücherei zu verwalten sich anheischt, kann das prophetische Wort in sich enthalten und die spezifisch religiöse Substanz dieses Wortes auch hier ihre unbegreifliche, vom Menschen nicht lenkbare Wirkung ausüben. Aber, wie gesagt, dies entzieht sich fast in allen Fällen sowohl unserer Kenntnis, wie also auch unseren ethisch-pädagogischen Absichten: noch immer weht der Geist, wann und wo er will, und es ist nicht der Mensch, der ihm seine Richtung und Wirkung vorschreiben kann. Unsere Aufgabe im Dienst an der Sprache bleibt also wesentlich in der Ebene der Dichtung. Doch sei hier vor dem Mißverständnis gewarnt, als handele es sich dabei bloß um „ästhetische Bildung“, ästhetisch im l'art-pour-l'art-Sinne genommen. Dies ist ein Mißverständnis sowohl dem Wesen und der Tiefe der Sprache, gerade der dichterischen Sprache gegenüber, die wesensmäßig symbolisch, das ist hinweisend, emporhebend und „geöffnet“ erscheint, wie auch der Dichtung, der Kunst gegenüber, deren entscheidender Sinn ja jenes Heranführen des menschlichen Geistes an den verborgenen Grund und Sinn unseres Lebens von jeher war und ist. Die Werke der Dichtung, alle Werke echten Sprachgeistes

aus dem Wust toten und unwahren Schrifttums wieder herauszustellen, bleibt eine der wesentlichen Aufgaben der Bücherei. Insofern ist ihr kritisches Auswahlgeschäft, eben weil es sich innerhalb des umfangreichen Gebietes der Dichtung, des Romanes und der Erzählungen auf das entscheidende Kriterium dieser Werke, die Sprache, stützt, bereits Dienst an der Sprache. Hier ist eine Stelle, die sich redlich müht, über alle äußeren Gründe und Zwecke hinweg das Schrifttum unseres Volkes auf seine innere Echtheit zu prüfen, d. h. vornehmlich auf seine Sprachgestalt, die Abbild ihres eigentümlichen Wesens ist. Die Vermittlung dieser echten Dichtung an aufnahmebereite Menschen, ob in der persönlich zurückhaltenden Weise der bibliothekarischen Ausleihe oder ob in persönlicher Darstellung, durch mündliche Hinweise, Erläuterungen, ja durch Vorlesen und Interpretation der Dichtung selbst, gehört zu dem zentralen Aufgabenkreis der Bücherei und zu ihrem unmittelbaren Dienst an der Sprache.

Wir wissen alle, daß dieser Dienst durch die Materie des Buches an sich sehr begrenzt ist. Wir wissen um die Fragwürdigkeit fast aller Druckerzeugnisse, und daß das Buch, das gedruckte Wort nur e i n e Art der Sprache darstellt. Das gesprochene Wort, die lauthaft gesprochene Sprache, aber auch das Schweigen, das gemeinsame Verstummen vor oder nach einem Wort, das zwischen den Menschen gewechselt wird, alles das gehört wesentlich zur Sprache, ist Sprache und Wort. Wie Rosenstock so schön sagt, gibt es einen Ursprung der Sprache im Urakt der Schamüberwindung. „Die Matrizen der Sprache liegen im Schweigen, im Verstummen vor der Wortwerdung. Hier sind die Urlagen und Vorlagen der Sprache, aus denen ihr Einzelsatz so gut wie ihre Kulturwerke ewig entspringen und sich täglich erneuen.“

So erweist sich unser Dienst an der Sprache nur als ein vorläufiges und sehr begrenztes Tun. Wie weit mit erneuerter Sprache, erneuerter Ehrfurcht vor dem Wort, vor dem überzeugungschweren und lebendigen Wort, auch das Leben und die innere Gesinnung und Gestaltung der Menschen sich erneuert, steht nicht in unserer Macht. Aber wir müssen nicht nur einsehen, sondern auch diese Einsicht zu verwirklichen suchen, daß nur in lebendiger, geistbezeugter, seelenbewegter Sprache lebendige und echtbürtige Gemeinschaft entsteht. Nur wenn wir selbst jenes Ehrfurchtsverhältnis vor dem Wort der Dichtung, dem lösenden wie gewissensmäßig aufrufenden Wort der Sprache immer erneut erwerben und besitzen, wird unser Dienst am Schrifttum in Wahrheit und Wirksamkeit ein Dienst an der Sprache sein. Kehren

und Wenden längst toten Ballastes wäre unsere ganze Büchereiarbeit, wenn sie nicht diesem ihrem innersten Sinn, und sei es noch so unzulänglich, noch so begrenzt, zu dienen bestrebt wäre, der Erneuerung der Sprache im erneuerten Hören und Sprechen des Wortes.

Dr. Bernhard Rang

Drama und Bücherei

Die nachfolgenden Ausführungen wollen nur ein erster Versuch sein, einem bisher wenig beachteten Problem der Bücherei näherzukommen.

Man kann fragen, ob das Drama gelesen werden soll, und dann weiter, ob es in eine Bücherei überhaupt hineingehört und nicht ausschließlich der Bühne zuzuweisen ist. Es ist charakteristisch, daß die Bücherei vor fünfzig Jahren so gut wie gar nicht das Drama, abgesehen etwa von Schiller, aufnahm, wie auch, daß der antike Grieche wohl seinen Homer, aber nicht Aeschylos lernte und las. Hier, wie auch bei uns, hat der Schulunterricht bestimmend mitgewirkt, und so wäre eigentlich im Hinblick auf die Bücherei erneut zu untersuchen, mit welchem Recht und in welchem Umfang das Drama in die Schule gehört. Einige Gründe für seine Benutzung in der Jugend- und Volksbildung liegen auf der Hand.

Die klassische Dichtung ist wertvoll als Ausdruck einer hohen Weltanschauung, auch durch den starken ethischen Gehalt. Mit gutem Recht kann man das klassische Drama „als moralische Anstalt" betrachten, insofern es zwar nicht unmittelbar, wohl aber in der tragischen Katharsis ethische Energien auszulösen imstande ist. Bei Shakespeare fällt noch die ungeheure Lebensfülle seiner tragischen wie komischen Gestalten und Situationen ins Gewicht. Das nachklassische, romantische, realistische Drama (von Kleist bis Wildenbruch) steht unter denselben Blickpunkten. Der Jugend- und Volksbildner, der sie benutzt, paßt sich der geltenden literarischen Wertungstradition an, selbst wo sie strittig geworden ist (Lenz, Lessing, Grillparzer). Mit den epischen und lyrischen Schöpfungen eines Dichters nimmt man auch seine schwächeren dramatischen Produkte mit (Uhland, Eichendorff, Heyse). Wenn einer der Älteren aus dem Zeitgeist heraus eine frühe Renaissance erlebt (um 1900 Kleist und Hebbel, um 1920 Büchner), reiht man seine Hauptwerke stärker dem pädagogischen Bildungsgut ein. Bei zeitgenössischen Dichtern endlich entschließt man sich meist für solche, die soziale, nationale, religiöse und andere Zeitpro-

bleme in zeitgemäßer (naturalistischer, dann impressionistischer und expressionistischer) Form behandelten (von Anzengruber und Ibsen über Gerhart Hauptmann bis zu Kaiser, Toller und Zuckmayer), entscheidet also nach der literarischen und theatralischen Wirkungskraft.

Es fällt bei der pädagogischen Auswahl noch eins besonders ins Gewicht. Neben dem theatralischen Spieldrama gibt es ein Lesedrama, dessen überwiegend lyrischer und epischer Charakter es der Erzählung, der Ballade, dem lyrischen und philosophischen Gedicht annähert. Eine Bühnenaufführung wird dieser Art meistens nicht gerecht, es kann dabei (Hölderlins Empedokles!) das Wesentliche der Dichtung vernichtet werden. Nur das Lesen erschließt dieses. Aber selbst das „Lesedrama“ bereitet dem Lesenden Schwierigkeiten, wieviel mehr das eigentliche Bühnendrama. Die Dialogform stört den ruhigen Fluß des Lesens, besonders, da sie ununterbrochen weitergeht, und verlangt ein angespanntes Aufmerken und intuitiv ergänzendes Mitarbeiten, was erst durch hingebende Übung erlernt wird.

So kommt es, daß in der Bücherei verhältnismäßig nur wenig Leser Dramen anfordern (abgesehen von Schülern, die die Schule zur Lektüre von Dramen anhält oder anregt), und daß auch verhältnismäßig wenige eingestellt werden. Wenn man die gesammelten Werke der führenden Dramatiker (von Lessing bis Strindberg) herausnimmt, bleibt in dem Bestand der meisten Büchereien eine im Verhältnis zu anderen Buchkategorien recht unansehnliche Gruppe von Einzeldramen übrig.

Wenn jetzt die Leipziger Bücherhallen dazu übergehen, auch dem jüngsten Drama in größerem Umfang Einlaß zu gewähren und es neben einen nicht unbeträchtlichen älteren Bestand zu stellen, dann muß notwendigerweise die Frage nach der Berechtigung dieser verstärkten Berücksichtigung der dramatischen Literatur aufgeworfen und eine (zustimmende, ablehnende oder beschränkende) Antwort gesucht werden. Diese wird nicht bloß vom Drama, sondern auch vom Leser auszugehen und zu fragen haben, ob der Dramenleser psychisch anders geartet sei als etwa der Romanleser; was an Dramen in die Bücherei aufzunehmen sei und was nicht, und wie es katalogmäßig zu gruppieren sei; wie danach der Referent seine Charakteristiken zu gestalten habe; ob nicht auf diesem Gebiete, wie bei der belehrenden Literatur zwischen Wissenschaft und Bücherei, zwischen Bühne und Bücherei bisher unbeachtete Beziehungen bestehen, die fruchtbar zu machen wären usw. — eine Reihe von Gesichtspunkten, die erst allmählich im Zusammenwirken von praktischen Bibliothekaren und Referenten geklärt werden können.

Grundlegend wird eine Vergleichung des Dramenlesers mit dem

Romanleser sein, die wieder auf die Frage zurückgeht: Welche besonderen Erlebnismomente sind gerade im Drama vorhanden; was und wie erlebt der Zuschauer vor der Bühne, was und wie dagegen der Leser vor dem erzählenden Buch? Diese Fragen sollen in diesem Beitrag zunächst vom Drama und seiner Struktur aus untersucht werden.

Wenn der Theaterbesucher erzählen soll, was er gesehen hat, wird er meist wenig vom Inhalt des Stückes wirklich erzählen, weil dieser gewissermaßen nebensächlich für das Geschehen auf der Bühne ist. Jede Zeitungskritik, jede Inhaltsangabe in Einführungsschriften, Literaturgeschichten, Schulerläuterungen und Führern durch das Drama bestätigt, daß die Wiedergabe der dramatischen Fabel vom Wesentlichen am Drama ablenkt. Dagegen berichtet der Zuschauer eifrig, oft zugleich nachahmend, von den Schauspielern, was sie getan und gesagt haben und wie das. So ähnlich macht es der Tageskritiker auch, wenn er seiner Kritik der Dichtung eine eingehende Würdigung der Darstellung (Schauspieler, Regie) folgen läßt. Und wenn das Kind am Tage nach einem Theaterbesuch selber spielt, kümmert es sich wenig um die Geschichte; fast einzig ist es bemüht, den Schauspielern nachzuahmen. Nicht die Fabel, nicht das dichterische Wort, sondern eigentlich allein die darstellende Gebärde schafft den haftenden Eindruck.

Anders der Romanleser: Er verhält sich wie das lauschende Kind, dem Märchen erzählt werden und dem das Wort wichtig, fast heilig ist. Wer aus einem interessanten Roman oder einer Novelle erzählen soll, wird am liebsten zum Buch greifen und daraus wenigtsens bewegte, rührende, spannende Stellen vorlesen wollen. Ihm ist das Geschehen durchaus an das erzählende Wort gebunden. Das Wort allein weckt im Hörer Stimmungen, Gefühle, Sinneseindrücke. Auf welche Weise das geschieht, erkennt man, wenn der Leser frei, ohne Anlehnung an das Wort erzählt. Er wird dann das Erzählte weniger aus der Erinnerung herausholen als mit nach innen gewandtem Blick nachzuschaffen versuchen; es leben und leuchten Bilder aus der Dichtung, die der Nachglanz des Wortes sind, etwa wie im Märchen der Prinz Dornröschen aufweckt: „Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf und blickte ihn freundlich an, und der König erwachte, und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich“ usw. Das erzählende Wort hat sich in belebte Schau verwandelt, die mit dem Wort gleiche Wurzel in der Seele des Lesers hat und zur Bildwerdung drängt (weshalb auch der illustrierende Maler gerade in der Erzählung die dankbarsten Motive zu freier künst-

lerischer Darstellung findet, im Drama dagegen fast immer auf den unfruchtbaren Sand des Theatralischen gerät).

Das dichterische Wort des Dramatikers bedarf des Vermittlers, des Schauspielers, und tritt in die Erscheinung als beseelte Gebärde (vgl. Tairoffs u. a. Versuche, das Wort ganz durch die Gebärde zu ersetzen), das des Erzählers dagegen als beseelte Vision, ganz durch sich selber. Gebärde aber ist (wie der Tanz auch) ausdrucksvoll bewegter Raum. Das Wort dagegen und die Fabel, die Satz nach Satz, Vorgang nach Vorgang, Bild nach Bild abrollt, gehört einer Zeitreihe an, und so ist auch die Vision als Glied dieser inneren Entwicklung Erscheinung einer seelischen Bewegung in der Zeit. Das Bühnenerlebnis ist wesentlich Raumerlebnis, das des Romanlesers dagegen Zeiterlebnis. Auch in diesem Zusammenhange zeigt es sich, daß die Fabel, d. h. die pragmatische, psychologische und ideenhafte Folge äußeren Geschehens, im epischen Werke wesentlich, im Drama dagegen nebensächlich ist und relativ dürftig sein kann („Aeschylos verfertigte seine Dramen aus den Splittern des Vaters Homer").

Aus dieser Eigenart des Dramas ergibt sich ein erstes wesentliches Merkmal des Dramenlesers. Der typische Romanleser kann sehr wohl eine statische Natur sein, die sich auf den Standpunkt des Erzählers stellt und von hier aus besinnlich dem Ablauf der Fabel folgt. Der Dramenleser von Natur wird immer nur ein dynamischer Mensch sein können, der unbewußt und ohne Anstrengung Wort im Raum empfindet und in Gebärde umsetzt, also äußerlich gedacht: der das Drama liest, als säße er schauend vor der Bühne und spielte zugleich selber auf der Bühne, Schauspieler durch Tatendrang, Zuschauer aus Bewegungsfreude. Das Vakuum an Fabel, Stoff, Unterhaltung bewegt ihn kaum, denn sein Sinn ist auf etwas ganz anderes gerichtet, auf etwas am Drama, worauf ein zweites Merkmal hinweist.

*

Der epische Held und der dramatische Held („Held" im Sinne von zentraler Persönlichkeit gedacht) sind von ganz verschiedener Struktur. Beide sind differenzierte Naturen, aber der epische Held im ganzen mannigfaltiger in seiner inneren Zusammensetzung und Erscheinung als der dramatische. Man vergleiche etwa den Grünen Heinrich Kellers mit Hebbels Herodes oder, um auch einen Massenhelden zu betrachten, Galsworthys Forsyte-Geschlecht mit Hauptmanns Weber-Masse. Im Epos und Roman wird der ganze Mensch voll und allseitig, mit all seinen Anlagen, Kräften, Beziehungen gezeichnet, im Drama tritt aus

der Wesensmannigfaltigkeit der „Charakter“ beherrschend hervor, d. h. er wird auf der Linie gezeichnet, auf der der Mensch (in oder außer sich) Widerstand findet. Jener entwickelt sich daher in die Breite, indem er immer neue Lebenskreise berührt und durchdringt, zugleich durch Verinnerlichung in die Tiefe. Dieser entwickelt sich dagegen durch Steigerung des Gegensatzes, der in ihm oder zwischen ihm und einem ebenbürtigen Gegner besteht, bis im höchsten Stadium die Lösung (im Trauerspiel Vernichtung) erfolgt. Die Handlung (nicht: Fabel) in der Erzählung ist daher Entwicklung im engeren Sinne, die dramatische Handlung (nicht: Fabel!) Kampf, d. h. Fortschritt im antithetischen Rhythmus, in gesetzmäßigem Stoß und Gegenstoß. Die epische Handlung gleicht dem Vorgang, daß ein Stein ins Wasser fällt, an der Oberfläche immer weiter fassende Kreise auslöst und selber in immer tiefere Tiefen sinkt; die dramatische Handlung dem Aufeinanderprallen zweier Wellen, bei dem ein Aufbäumen und Überschlagen stattfindet. Othello ist der verkörperte Zwiespalt ungeheurer Leidenschaftlichkeit mit naiver Kindlichkeit (erste Antithese); Desdemona stellt die gleiche Geistesart dar, nur ins Weibliche und also dem Männlichen Entgegengesetzte übertragen (zweite Antithese). Jago endlich ist die Umkehrung und Negation der beiden, der ins Satanische gesteigerte Intellekt (dritte Antithese). In den Brennpunkten stehen der Mohr und sein Weib, in dem Kreuzungspunkt der ersten und zweiten mit der dritten Antithese bäumt sich die tragische Bewegungswelle auf, die jene in den Untergang reißt. Auf die einfachste Form wird dies in Dramen mit nur drei Personen gebracht wie etwa in Rolf Lauckners „Krisis“, wo Mann und Frau auf der einen Achse, Frau und Frau auf der anderen Achse der Handlung stehen.

Dem entspricht auch die äußere Form: neben der ins Breite strebenden Erzählung steht das geschlossene Drama; neben dem epischen Dialog, der mitteilt, schildert, psychologisiert, der dramatische Dialog, der ein Ringkampf, ein Duell sein muß; neben dem epischen Vers, der sich dem schildernd lyrischen nähert, der dramatische, der antithetisch fortschreitet (Urbild: die Stichomythie).

So ist also das Wesen der epischen Handlung F l i e ß e n im stetigen Rhythmus der Fortentwicklung, das der dramatischen dagegen K a m p f im antithetischen Rhythmus. Der Roman ladet, abgesehen von „dramatischen“ Stellen, zum Verweilen ein, zum Nach-Denken, zum Vertiefen in Situation, Gedankenführung, Stimmung; man kann an jedem Punkte abbrechen und sogar nach längerer Unterbrechung fortfahren, jeder Punkt auf dem Wege zum Ende ist interessant an sich. Im Drama

gibt es kein Innehalten. In eilendem Tempo jagt die Handlung (sogar oft, wo die Fabel retardiert) voran, dem Ziele zu; der Zuschauer ist gezwungen, in diesem Tempo mitzumachen, er ist darin ein„gespannt“. Das Gesamterlebnis des Romanlesers ist eine Besinnung, die zur Erweiterung seines Erfahrungskreises und zur Vertiefung seiner Empfindungen führt, das Gesamterlebnis des Zuschauers dagegen ein Mitgerissenwerden, das zur Reinigung und Erhebung seiner Seele und mittelbar zur Kräftigung seines Willens beitragen kann (die „Katharsis“ des Aristoteles). — So taucht hier aus dem Wesen des Dramas das zweite Merkmal des geborenen Dramenlesers auf. Während die epische Dichtung einen Leser erfordert, der in Aufnahme und Hingabe, gewissermaßen also mehr passiv und objektiv dem Dichter folgt, entspricht dem Drama ein Leser, der sich ähnlich wie der Zuschauer in jedem Augenblick aktiv verhält, der subjektiv Partei nimmt und zugleich teilhat an dem Zweikampf auf der einen Achse oder im Schnittpunkt der Achsen. Es ist der Mensch mit der angeborenen Richtung auf das Antithetische des Daseins (nicht auf das Antithetische des Gedankens wie der philosophische Denker), der kämpfende Mensch, der vielfah (aber nicht immer) selber eine antithetische Natur, ein gespaltener, ja zerrissener Mensch sein wird.

*

Ein drittes Merkmal ergibt sich aus der Tatsache, daß der Leser allein mit seinem Buche, der Zuschauer aber als Teil des Publikums, einer unter vielen, sitzt. Was sie auch suchen, ob Erholung, Unterhaltung oder literarische Bildung oder seelische Erhebung, die Wirkung wird beim Theaterbesucher dadurch geprägt und verstärkt, daß er im festlichen Raum inmitten einer festlich gekleideten und gestimmten Menge die Gabe der Kunst empfängt. „Publikum“ bedeutet hier an sich eine Kraft. Der andern Lachen, Fürchten, Zürnen, Weinen ist auch seins, erhöht den Grad des seinigen, ruft es vielleicht hervor. Mit Fremden, ihm fernstehend an Stand, Bildung, Wesen, Alter, Geschlecht, wächst er zur Gemeinschaft zusammen, zur Hörergemeinschaft dieser Stunden. Wo die Zuschauer eine Menge latenter Energien mitbringen, seelische Spannungen des Tages, der Zeit, da kommt das Drama mit seiner innerventen Dynamik und Aktivität dem Entladungsbedürfnis entgegen, und unter Umständen geht die Gemeinschaftswoge so hoch, daß auch das selbständigste Individuum mitgerissen wird, wider Willen und besseres Wissen vielleicht.

Aber diese zeitweilige Hörergemeinschaft ist nur Vorstufe und kurz-

fristiges Symbol einer andern Gemeinschaft. Indem Bühnenkünstler und dichterische Gestalt hinzutreten, wandelt sie sich. Das jugendliche „Publikum“ bei den Erstaufführungen von Schillers „Jungfrau“ und „Tell“ schwoll über die engen Wände des Weimarer Theaters hinweg zur nationalen, zur Volksgemeinschaft der Freiheitskriege an. Hauptmanns „Weber“, Tollers „Masse Mensch“ und „Maschinenstürmer“ banden die proletarischen Massen zusammen. Die griechische Tragödie, Kulthandlung an sich, schuf Kultgemeinschaft unter den antiken Menschen und Völkern, wie das mittelalterliche Mysterium auch. Mit Kleists Prinz (im „Prinz von Homburg“) und schwächer Menzels Hauptmann (im „Tobbogan“) wird sich der Hörer der Todesgemeinschaft bewußt, die alles, was Mensch heißt, in den Bann ihrer Ängste bindet. So erweitert und verinnerlicht sich die Hörergemeinschaft zur Wesens- und Schicksalsgemeinschaft, die nicht zeitweilig, sondern bleibend, nicht zufällig, sondern gegeben, nicht symbolisch, sondern wesentlich ist. In dieser gemeinschaftsbildenden Kraft steht das Theater neben der Kirche und dem politischen Versammlungssaal.

Wenn die Hörergemeinschaft auf das Theater und den Zuschauer beschränkt bleibt, die Wesens- und Schicksalsgemeinschaft erlebt auch der Dramenleser, denn das Drama hat in sich in besonderem Maße die Tendenz und die Kraft zur Gemeinschaftsbildung. (Piscators leitende Idee ist eigentlich nicht das politisierte, sondern das gemeinschaftbildende Theater. Kaisers „Oktobertag“ aber oder Bronnens „Ostpolzug“ u. ä. moderne Stücke wirken atomisierend, entfremdend.) Der Dramenleser von Natur weiß sich vielen verbunden, er spürt den Atem ihrer Seele. Das bedeutet natürlich nicht, daß er selbst ein gemeinschaftbildender oder auch nur sozial empfindender Mensch zu sein brauchte; es handelt sich hier nur um eine geistige Fähigkeit, auf künstlerisch geformte Energien dieser Art zu reagieren.

So dürften dies einige wesentliche Merkmale des Dramenlesers sein:

daß er ein dynamischer Mensch ist, der Wort als Gebärde erlebt,

daß er eine aktive Natur, auf das Antithetische gerichtet,

daß er auf Gemeinschaftsschau gerichtet ist,

alles mit Beziehung auf Bühne und Buch gedacht.

Im ganzen werden diese Eigenschaften angeboren, wesensimmanent sein. Die Zahl solcher Dramenleser von Natur wird immer gering bleiben.

Eine statische, passive Natur, die in sich undifferenziert, ohne Sinn für Spiel und Gemeinschaft ist, muß das Drama und vor allem das Drama im Buch zunächst als erlebnisfremd empfinden. Aber in vielen Fällen wird es sich auch darum handeln, einer mangelnden oder mangelhaften Anlage nachzuhelfen, und da hat neben anderen bedeutsamen Bestrebungen unserer Tage auch die Bücherei ihre besondere Aufgabe. Der Wert des Dramas als lebendig wirkende Schöpfung des Geistes verlangt das. Seine allgemein menschliche, geistige und ethische Wirkung hat das Drama als Buch mit anderen Büchern gemein. Worin es sich von den anderen poetischen Formen unterscheidet, ist seine gemeinschaftbildende Tendenz und Kraft, und auf dieser Linie liegt die besondere Notwendigkeit, daß Bücherei und Bühne zusammenwirken. Das Theater schafft Gemeinschaft, Hörer-, Wesens-, Schicksalsgemeinschaft, und muß gerade darin, wie von den Besucherorganisationen (Volksbühnen- und Bühnenvolksbund), auch von der öffentlichen Bücherei unterstützt werden. Der Leser, der vor oder nach einer Aufführung ein gehaltvolles und technisch komplizierteres Drama liest, wird ein tieferes Verständnis für die Probleme und Charaktere, ein tieferes Mitfühlen der Schicksale und rhythmischen Schwingungen erleben, ein Einbeziehen des flüchtig eilenden Wortes in die Gebärde, ein Einbeziehen des fernen Wesens- und Schicksalsgemeinschaftskreises in den gegenwärtigen Hörerkreis, unbeirrt durch Tempo, Begeisterungsrausch und andere Zufälligkeiten, vollziehen und also reineren Gewinn von länger dauernder Nachwirkung haben. Es gibt vielleicht sogar Dramen, denen eine Wirkung und Nachwirkung erst durch das Buch ermöglicht wird, nicht bloß große Weltdramen der klassischen Literatur aller Zeiten, von denen auch die beste Aufführung nur eine einzelne Ansicht zu bieten vermag, sondern auch andere Dramen von Qualität wie etwa die tiefen Dichtungen Paul Claudels (vgl. meine kurze Betrachtung in der Leserzeitschrift „Die Bücherhalle" 1928/29, Nr. 2). Diesem Zweck dienen denn auch die Maßnahmen der Leipziger Bücherhallen, ihren Lesern die Dramen, die an den Leipziger Bühnen zur Aufführung gelangen, schnell zugänglich zu machen (rechtzeitige Beschaffung, Auslegung, Hinweise im Aushang usw.). Umgekehrt dient auch das Theater der Bücherei, nicht bloß dadurch, daß es das Interesse für das Buchdrama weckt und das Lesen fördert, sondern auch die Fähigkeit, Dramen schauend, hörend, mitgestaltend zu lesen, ausbildet.

Wie weit die oben versuchte Kennzeichnung der Dramenleserpsyche, die zunächst vom Wesen des D r a m a s aus entwickelt wurde, richtig

oder ergänzungsbedürftig ist, welche praktischen Folgerungen sich daraus ergeben, wird der praktischen Weiterarbeit, insbesondere der psychologischen Beobachtung des Lesers und der ästhetischen und kulturphilosophischen Untersuchung der Dichtung zu überlassen sein. Das aber dürfte zweifellos sein, daß, von allem Inhaltlichen noch abgesehen, im Drama — auch für den Dramenleser — besondere und bedeutsame Erlebnisformen beschlossen sind, die eine weitgehende Berücksichtigung der dramatischen Literatur, der älteren wie der jüngsten, in der öffentlichen Bildungsbücherei erfordern.

Christian Tränckner

Öffentliche Bücherei und Theatergemeinden

Über die Beziehungen und die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zwischen Bücherei und Volkshochschule gibt es eine reichhaltige Literatur. Es gab Jahre, in denen dieses Thema von beiden Seiten sehr ausgiebig behandelt wurde. Dagegen ist das Verhältnis von Bücherei und Kulturtheater bislang kaum erörtert, und so scheint es, als ob diese beiden Einrichtungen beziehungslos nebeneinander ständen, als ob neben der Verschiedenheit der Mittel, die ja offenkundig ist, auch die Ziele keinerlei Gemeinsames aufwiesen. Und doch bestehen Übereinstimmungen, deren Klarstellung einen Gewinn für unsere bibliothekarische Arbeit bedeuten kann. Da diese Ausführungen in erster Linie auf Verwertung in der volksbildnerischen Praxis zugeschnitten sind, so sollen sie sich auf diejenige Form des Kulturtheaters beschränken, die dem Bildungswillen der Theaterbesucher selbst ihre Entstehung und heutige Ausdehnung verdankt und mit der sich für uns Bibliothekare am leichtesten eine Arbeitsgemeinschaft herstellen läßt. Ich meine die Theatergemeinden, aber nicht jene, die hier und da von der Theaterintendanz eingerichtet sind und in Wirklichkeit nur ein verschleiertes Abonnement darstellen, sondern die vereinsmäßig aufgezogenen Organisationen der Theaterbesucher, die dem einzelnen Theater mit einer gewissen Selbständigkeit gegenüberstehen. Die meisten dieser Theatergemeinden sind im Verband der deutschen Volksbühnenvereine oder im Bühnenvolksbund zusammengeschlossen. Selbstverständlich haben auch die stehenden Theater, besonders soweit sie durch öffentliche Mittel unterstützt werden, ihre große kulturelle Bedeutung, aber abgesehen davon, daß der Theaterfachmann oft genug durch die vielen Kompromisse, die er aus den verschiedensten Notwendigkeiten schließen muß,

von dem geraden Wege, den er in künstlerischem Idealismus ursprünglich gehen wollte, abgedrängt wird, ist ein engeres Zusammenarbeiten zwischen der fachmännischen Bühnenleitung und dem Volksbibliothekar praktisch so gut wie ausgeschlossen. Schon in den „Konsumentenorganisationen" der Theatergemeinden sehen manche Theater kulturpolitische und wirtschaftliche Gefahren für sich. Aber gerade in diesen vielfach blühenden Theatergemeinden, die sich in gleicher Weise in den großen und kleinen deutschen Städten finden, steckt häufig ein Bildungswille, der, mag er auch oft eigenartige Formen annehmen oder zunächst noch unsicher tasten, doch die ernste Beachtung des volksbildnerisch interessierten Bibliothekars verdient. Daß heute über die Beziehungen dieser beiden Größen erst wenig Literatur besteht, ist natürlich in der Schwierigkeit begründet, sie beide auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, eine gemeinsame Bildungsauffassung in ihnen aufzuzeigen. Man stellt der intensiv arbeitenden Bücherei die extensivere Wirkung der Bühne gegenüber und begnügt sich mit dieser Feststellung. Eine Ausnahme bildet die gründliche Untersuchung Fritz Kaphahns „Volksbühne als Form freier Volksbildung" (Schriften des Verbandes der deutschen Volksbühnenvereine. Heft 13. 1927), die von der Volksbühnengemeinde aus an diese Frage herantritt.

Die volkstümliche Bücherei als eine Bildungseinrichtung, die nicht nur gute Bücher ausleihen, sondern den Menschen, dem Volk dienen will, hat ihrer Sinngebung nach ohne weiteres Beziehungen zu allen Einrichtungen, von denen ähnliche Ziele verfolgt werden. In dem Maße, wie bei diesen anderen Einrichtungen der volksbildnerische Gedanke, die volkspädagogische Methode stärker in den Mittelpunkt tritt, wird für die öffentliche Bücherei eine Auseinandersetzung mit ihnen und unter Umständen ein Zusammengehen notwendiger. Eine solche Bindung wird in den größeren Städten in der Hauptsache ideell bleiben. Ein wirkliches Hand-in-Hand-Arbeiten wird recht selten sein. Vielfach muß der Benutzer dieser einzelnen Bildungseinrichtungen für sich persönlich eine Synthese herstellen. In kleineren Verhältnissen ist das Zusammengehen viel enger, nicht etwa aus einer vertieften Einsicht in die Dinge, sondern weil es meistens ein kleinerer, untereinander in engerer Verbindung stehender Kreis von Menschen ist, der in der Hauptsache das geistige Gesicht des Ortes bestimmt, und der nicht nur die Anregungen und Richtlinien gibt, sondern auch — was sehr wichtig ist — die Ausführung entscheidend beeinflußt. Ferner ist hier auch der Benutzerkreis beider Veranstaltungen meist der gleiche. In solchen mittleren und kleineren Orten wird es vielfach sehr schwer sein, eine wirk-

liche Abendvolkshochschule einzurichten, die es mit ihrer Arbeit ernst nimmt und dabei von der lebendigen Teilnahme eines größeren Hörerkreises getragen wird. Welche Hemmungen dem entgegenstehen, hat Elisabeth Stück aus eigener reicher Erfahrung kürzlich anschaulich geschildert (Freie Volksbildung III, 1928, S. 402 ff.). Dagegen werden wir häufig eine Theatergemeinde des Volksbühnenverbandes oder Bühnenvolksbundes antreffen. Ob sie immer aus örtlichen Bedürfnissen selbst hervorgegangen ist oder ihre Gründung von außen her gefördert ist, wollen wir zunächst dahingestellt sein lassen. Die bloße Tatsache des Bestehens dieser Theatergemeinde bedeutet natürlich für die Volksbildung zunächst noch nichts, in manchen kleinen Orten wird der gesamte äußere Rahmen so primitiv sein, daß von einer künstlerischen Wirkung keine Rede sein kann. Von Bedeutung sind solche Theatergemeinden dann nur für die Schauspieler, durch die sie bespielt werden. Aber in den zahlreichen Städten von ungefähr 10000—50000 Einwohnern können doch durch eine planmäßige Theaterarbeit recht starke Wirkungen erzielt werden.

Die Theatergemeinden sind gemeinnützige Vereine, die ihren Mitgliedern in regelmäßigen Abständen Theatervorstellungen vermitteln. Die Mitglieder sind verpflichtet, diejenigen Vorstellungen, zu denen sie von der Vereinsleitung aufgerufen werden, auch zu besuchen. Der Beitrag richtet sich nach den Selbstkosten des Vereins, der ohne Gewinnabsichten arbeitet und in Städten ohne ortsfestes Theater häufig einen städtischen Zuschuß erhält. Da außerdem die Zahl der Theaterbesucher, eben der Mitglieder, feststeht, so ist die geschäftliche Kalkulation des Vorstandes nicht mit dem üblichen Risiko belastet, mit dem die fachmännischen Theaterleitungen immer bis zu einem gewissen Grade rechnen müssen. Meist wird ein Einheitspreis von den Mitgliedern erhoben, die Plätze werden vielfach ausgelost. Infolge dieser Betriebsgrundsätze kann der Spielplan solcher Theatergemeinden leichter nach künstlerischen Gesichtspunkten festgesetzt werden, die Vereinsleitung braucht zur Füllung des Theaters keine „Kassenstücke“ anzusetzen. Die Einrichtung hat äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem üblichen Theaterabonnement; jedoch haben hier die „Abonnenten“ ein starkes Mitbestimmungsrecht in allen künstlerischen und betriebstechnischen Fragen, da ja die Mitgliederversammlung der Theatergemeinde die höchste Instanz ist. Diese Organisationen können natürlich nur dann gediegene Arbeit leisten, wenn sie über eine größere Mitgliederzahl verfügen. Es ist ein Hauptziel der Theatergemeinden,

gerade diejenigen Menschen zu gewinnen, die dem Theater bislang fremd gegenüberstanden. Die Verbilligung des Theaterbesuches erleichtert diese Bestrebungen. Es ist erstaunlich, wie weit es einzelnen Theatergemeinden gelungen ist, „theaterfremde" Menschen von den üblichen Zerstreuungen abzulenken und an den regelmäßigen Besuch ernst zu nehmender Theatervorstellungen zu gewöhnen, ja, wie sogar Ansätze zu kultureller Gemeinschaft sich entwickeln. Eine sehr wesentliche Bildungsaufgabe ist dadurch den Theatergemeinden vorgezeichnet, und sie wird noch erhöht, wenn diese Besucherorganisationen an Orten ohne stehendes Theater arbeiten. Für Städte der genannten Größe wird es sich nur in seltenen Fällen empfehlen, eine „ortsfeste" Theatertruppe zu unterhalten. Die Aufwendungen für wirklich künstlerische Leistungen sind meist zu groß, und bei geringeren Mitteln wird man eben keine vollwertigen Aufführungen erreichen. Das aber ist gerade eine Vorbedingung, wenn der Wille zum Theater geweckt werden soll. Es empfiehlt sich in solchen Verhältnissen viel mehr, Gastvorstellungen der Bühnen benachbarter Großstädte oder guter Wanderbühnen (Landesbühnen) zu veranstalten. Die Theatergemeinden haben dabei auch den großen Vorzug, aus dem Spielplan dieser Bühnen das auswählen zu können, was ihnen künstlerisch bedeutungsvoll und für die Interessen und die Aufnahmefähigkeit ihrer Mitglieder passend scheint. Der Nachteil des mangelhafteren technischen Apparates wird mehr als aufgewogen durch die größere Freiheit in der Spielplangestaltung, da man, wenn der Ort nicht sehr ungünstig liegt, die Wahl unter mehreren Bühnen hat. In Städten von der gekennzeichneten Art und Größe ist nun unter Umständen — wie beispielsweise bei uns in Hameln, aber auch in manchen anderen Städten unserer Provinz wie anderer Landschaften — die Theatergemeinde diejenige Stelle, die das gesamte Theaterleben des Ortes in der Hand hat, deren Pflicht- und Sonderveranstaltungen die einzigen Theatervorstellungen am Orte sind. In solchen Fällen ist natürlich die Bedeutung der Theatergemeinde für das gesellschaftliche und geistige Leben des Ortes besonders groß.

Liegt nun in der Tätigkeit der Theaterbesucherorganisationen etwas volksbildnerisch Werthaftes? Das ist durchaus nicht immer der Fall. Wir müssen es offen aussprechen, daß gar nicht so selten ganz andere Strömungen zur Bildung von Besucherorganisationen führen: so sieht man in der Bühne ein geeignetes Propagandamittel für politische Ziele, oder es stecken auch wirtschaftliche Interessen in irgendeiner Form dahinter. Abgesehen davon gibt es Theater-

gemeinden, die in ihrer geistigen Kost recht wahllos sind, ohne ein eigentliches Programm sozusagen von der Hand in den Mund leben oder aber den Wünschen aus Mitgliederkreisen sehr weit entgegenkommen und den dramatischen Kitsch unkritisch hinnehmen; denen es also nicht auf ernste Bildungsarbeit ankommt. Vielfach ist dieser Bildungswille wohl vorhanden, aber noch ungeklärt. Eine große Anzahl von Theatergemeinden arbeitet aber bewußt volkspädagogisch. Das kommt an verschiedenen Stellen besonders deutlich zum Ausdruck. Zunächst in der Auswahl des Spielplanes. Ihn künstlerisch einwandfrei zu gestalten und dabei doch nicht außer acht zu lassen, daß er ja Hunderten oder Tausenden von so verschiedenartigen Menschen in Form von Pflichtvorstellungen geboten wird, denen gegenüber die einzelnen Mitglieder kaum ein Auswahlrecht oder eine Ausweichmöglichkeit haben, ist eine Aufgabe, die restlos nicht zu bewältigen ist, die aber doch mit größtem Ernst und volksbildnerischem Verantwortlichkeitsgefühl angepackt werden muß. Mit der Veranstaltung „guter Vorstellungen“ ist es natürlich nicht getan, Bühnenwerk und Regie müssen der Zusammensetzung des Hörerkreises, seinem Verständnis und seiner Aufnahmefähigkeit angemessen sein, so daß von der Bühne bildende Wirkungen ausgehen können, die nicht gleich wieder verschwinden, wenn der Theaterbesucher in das abendliche Leben der Straße hinaustritt. Es braucht durchaus nicht immer schwere Kost geboten zu werden, aber eine bewußte Linie muß doch in dem Spielplan auf die Dauer zu erkennen sein. Irgendein Schema, selbst ein ideelles, läßt sich natürlich bei der örtlichen Verschiedenheit der Besucher und der Bespielungsmöglichkeiten nicht aufstellen.

Für die gesamte Arbeit ist aber auch die Bildung besonderer Gruppen innerhalb der Mitglieder volkspädagogisch wichtig, indem man dann den Spielplan für die einzelnen Mitgliedergruppen nach ihrem „Lebenskreis“, um mich volksbibliothekarisch auszudrücken, und nach stark vorherrschenden Interessen (entsprechend den „Leseantrieben“ in der Bücherei) abteilungsweise verschieden gestalten kann. Das ist natürlich nur bei größerer Mitgliederzahl möglich.

Zur Beurteilung der volkspädagogischen Leistung einer Theatergemeinde muß man ferner die Art und Weise kennen, wie man das Verständnis für die aufgeführten Bühnenwerke vorzubereiten und zu vertiefen sucht. Es gibt da verschiedene Möglichkeiten: die Benutzung der Presse, die an kleineren Orten dafür leichter zu gewinnen ist als in größeren Städten, besondere Zeitschriften der Theatergemeinden, Vorträge, Besprechungsabende, Bereitstellung von Büchern.

Die beiden vorhin genannten Reichsverbände, Volksbühnenverband und Bühnenvolksbund, betonen diese volksbildnerischen Gesichtspunkte immer wieder und arbeiten — wenn auch in verschiedener Ausprägung — in ihren Kreisen nach Kräften auf die Anbahnung einer Gemeinschaftskultur hin. Hier sei auch auf die drei Zeitschriften hingewiesen, die für die in dieser Arbeit Tätigen die erforderliche theoretische und praktische Orientierung bringen[1]. — So lassen sich bedeutsame Verbindungslinien zwischen dem kulturellen Wollen dieser Theatergemeinden und der volkspädagogisch arbeitenden Bücherei aufweisen.

*

Auf einige Besonderheiten, die sich vor allem bei der volkspädagogischen Fundierung der Theatergemeinden bemerkbar machen, sei noch hingewiesen. Das Gesicht des Theaters ist wandelbar. Es ist in starkem Maße Spiegelbild der allerneuesten Zeitströmungen, die vielleicht charakteristisch sind, ohne jedoch Anspruch auf Dauer zu haben. Auch das Kulturtheater ist Zeittheater, nicht in dem engen Sinn, daß nur Zeitgenossen gespielt werden, aber doch so, daß außer ihnen nur die Dramatiker früherer Epochen zu Wort kommen, die unserer Zeit noch etwas zu sagen haben, über deren Werke sich nicht der Staub der Zeiten gelagert hat. Auch hier sehen wir eine enge Verwandtschaft mit dem Auswahlprinzip der volksbildnerisch geführten Bücherei. Aber es ist doch auch wieder ein Unterschied zu beachten. In der Bücherei sind alle Bildungsmittel gleichzeitig benutzbar, während der Theaterspielplan eines einzelnen Jahres immer nur ein kleiner Ausschnitt aus dem lebendigen Dramenbestand und damit aus der Problematik der Zeit sein kann. Es ist durchaus möglich, daß die einzelnen Jahre zunächst wenig miteinander gemein zu haben scheinen. Die beabsichtigte volkspädagogische Linie kann nur in dem Spielplan einer Reihe von Jahren erkannt werden. Auch der systematische Bestandsaufbau der Bücherei wird sich auf mehrere Jahre verteilen, aber die Gesamtlinie ist stets sichtbar. Die Bücher sind immer da, und die Arbeit kann sich allmählich im Lauf der Jahre auswirken. Dagegen haben wir im Theater ein rasches Nacheinander der einzelnen Bildungsstoffe, es ist auf Gegenwartswirkung, um nicht zu sagen auf Augenblickswirkung, eingestellt. Ferner sind die Stetigkeit der Entwicklung und die ruhige Zielstrebigkeit in der Theatergemeinde meist nicht so groß wie in der

[1] Die Volksbühne, Zeitschrift für soziale Theaterpolitik und Kunstpflege. Hrsg. von Dr. S. Nestriepke. Berlin, Volksbühnen-Verlag. — Das Nationaltheater. Hrsg. von Th. Hüpgens u. R. Rößler. — Die Blätter für Laienspiele. Hrsg. von Dr. Ignaz Gentges und Rudolf Mirbt. Beide: Berlin, Bühnenvolksbund-Verlag.

Bücherei. Theoretisch kann in den vereinsmäßig aufgezogenen Besucherorganisationen jede Vorstandssitzung eine Verschiebung der Akzente, jede Mitgliederversammlung einen Systemwechsel bedeuten. Darin liegen für eine bewußte Kulturpolitik große Gefahren. Außerdem sind die Besuchervereinigungen doch nicht so frei in ihren Entschlüssen, wie es zunächst scheinen könnte. Soweit sie nicht, wie beispielsweise die Volksbühne in Berlin, über ein eigenes Theater verfügen, sind sie doch an den Spielplan der stehenden Theater oder der Wanderbühnen gebunden. Nur in seltenen Fällen wird eine einzelne Theatergemeinde einen solchen Spielplan entscheidend beeinflussen. Zum Teil aus diesem Grunde unterscheiden sich denn auch die Spielpläne der Bühnenvolksbundgemeinden und der Volksbühnen gar nicht so stark voneinander, wie man annehmen sollte; oft kann man an dem Spielplan eines Jahres nicht feststellen, welchem Verbande eine Theatergemeinde angehört.

Die eben geschilderten Schwierigkeiten, die Abhängigkeit des Spielplanes vom Geschäftstheater, und damit die immerhin vorhandene Möglichkeit der Auslieferung an das „Zugstück", die leichte Umstellungsmöglichkeit auf Augenblicksströmungen in der Mitgliedschaft und die Schwierigkeit, innerhalb kurzer Zeit das eigentliche Bildungsziel eindeutig und plastisch in Erscheinung treten zu lassen, sind besonders für junge und ungefestigte Theatergemeinden nicht zu unterschätzen. Der Bibliothekar, der eine Zusammenarbeit mit der Theatergemeinde erwägt, wird sich diese Sachlage klarmachen müssen. Ob in dieser Sachlage für ihn dann eine Hemmung oder vielleicht gar ein Anreiz zur Mitarbeit liegt, ist letzten Endes eine Frage der örtlichen Verhältnisse, des geistigen Gesichts der Theatergemeinde und der Persönlichkeit des Bibliothekars.

*

Bei aller Anerkennung des Theaters und der von ihm ausgehenden starken Wirkungen wird dem Volksbibliothekar eine Zusammenarbeit mit den Stellen, die das Theater volksbildnerisch auswerten wollen, vielleicht doch überflüssig erscheinen, weil er sich sagt, daß nur eine kleine Gruppe seiner Leser Dramen liest. Typische Dramenleser sind allerdings selten in der Bücherei. Man kann diese Tatsache wohl verstehen, denn gerade hier gilt vielfach das Herdersche Wort, daß das Buch der Tod der Poesie sei. Trotzdem werden wir Bibliothekare es bedauern, weil gerade in der modernen Dramatik alle Stimmungen und Fragen unserer bewegten Zeit zu Worte kommen, und zwar in lebendiger Konzentration auf das Wesentliche. Auch wird der durch Lektüre vorbereitete Theaterbesucher viel größeren Gewinn für sich

haben, dem Dichter verständnisvoller gegenüberstehen und die Selbständigkeit und Eigenart der Regie und des Schauspielers ganz anders würdigen können. — Gerade heute scheint es mir nun möglich, daß aus Zuhörern im Theater auch Dramenleser für die Bücherei gewonnen werden können. Die moderne Regie bemüht sich vielfach, dem geistigen Gehalt eines Bühnenwerkes zum vollen Ausdruck zu verhelfen: es ist — um es auf eine kurze Formel zu bringen — aus der Bildregie die Wortregie geworden. Durch Verbannung alles Nebensächlichen und Überflüssigen soll die Wesensart eines Bühnenwerkes so klar wie möglich herausgearbeitet werden. Das trifft nicht überall zu, die Inszenierungen Piscators beispielsweise dichten das Manuskript bewußt um, so daß der Kenner des Buches das Werk auf der Bühne kaum wiedererkennt. Aber sehr häufig übt unsere heutige Regie doch die schwere Kunst des Zurücktretens hinter das Kunstwerk. Und von hier aus könnte wohl der Zuschauer, dem der Sinn einer solchen Regiekunst aufgegangen ist, häufiger als bisher zum Buchdrama geführt werden. Auch hier kann er den wesentlichen Gehalt finden, wenn auch stets die Bühne der würdigste Rahmen für das Kunstwerk bleiben wird. Vorher aber müssen die dafür Empfänglichen für den regelmäßigen Theaterbesuch gewonnen werden. Und gerade hier liegt die wesentlichste Bedeutung der Theatergemeinden, daß nämlich durch sie Tausende, die dem ernsten Theater fremd geworden waren, ihm jetzt wieder regelmäßig zugeführt werden. Das sollte der Volksbibliothekar nicht vergessen.

Aber es handelt sich ja gar nicht darum, durch die Verbindung mit den Theatergemeinden die Zahl unserer Dramenleser zu vermehren. Die Hunderttausende, die in Deutschland Mitglieder von Theatergemeinden sind, würden sich, wenn sie die Bücherei betreten würden, nur zum geringsten Teile als typische Dramenleser entpuppen. In ihrer Mehrheit haben sie den Wunsch, in irgendeiner, wenn auch recht allgemeinen und leicht zugänglichen Form Anschluß an die zeitgenössische Literatur, an die die Kunst unserer Zeit beschäftigenden Fragen zu gewinnen. Sie reizt die Handlung, das Abbild des Lebens auf der Bühne. Sie wollen doch zumeist den Menschen in des Lebens Drang, in seinen Leidenschaften und Sehnsüchten, in seiner Not und seinem Hoffen miterleben oder die bunte Fülle der Gestalten in künstlerischer Formung vor sich ausbreiten lassen, und viele werden versuchen, das Geschaute für sich innerlich zu verarbeiten, dadurch zu Erkenntnissen, Klarheit, Befreiung und Aufschwung zu gelangen. Das sind aber Menschentypen, denen wir auch unter unseren Lesern häufig begegnen,

denen wir auch abseits vom Drama vieles vermitteln können, was für sie lebensnah und lebenbedeutend ist. So besteht nicht nur eine innere Möglichkeit, daß die Bücherei an die Arbeit des Theaters anknüpft, sondern sie würde die sinnvollste Fortsetzung dieser Bildungsarbeit bedeuten. Gerade diejenigen Theatergemeinden, die bewußt mehr als verbilligte und gute Vorstellungen bieten wollen, beklagen, daß sie ihre Mitglieder durchschnittlich nur an zehn bis zwölf Abenden im Jahre in das Theater führen können, und daß sie damit nur Ansätze zu einer persönlichen Bildung und zu einem Gemeinschaftsgefühl schaffen können. Sie empfinden es als drückend, daß ihren Absichten hier schon Grenzen gezogen sind. Hier könnte die öffentliche Bücherei ein willkommener Helfer sein. Willkommen allerdings wohl nur, soweit die Besucherorganisationen ihren Mitgliedern ernstlich helfen wollen, durch die Kunst ins Allgemeinmenschliche zu wachsen.

*

Neunjährige Mitarbeit in der Volksbühne einer Stadt von 25000 Einwohnern hat mir gezeigt, welch wertvolle Hilfe für den Gesamtsinn der volksbibliothekarischen Arbeit im Theater liegen kann. Schon die Tatsache, daß in dem vorliegenden Falle das Bestehen der Volksbühne Gastspiele minderwertiger Schauspieltruppen, die ohne kulturelles Verantwortungsgefühl lediglich ihre finanziellen Ziele verfolgten, verhinderte, war wesentlich für die gesamte Volksbildungsarbeit. Die Erfahrungen der volksbildnerischen Praxis, die leserpsychologischen Kenntnisse des Bibliothekars konnten bei der Gestaltung des Spielplanes verwertet werden. Gerade dem Volksbibliothekar ist es selbstverständlich, daß der Spielplan nicht vom Theater aus, nicht lediglich nach literarischen Wertmaßstäben anzusetzen ist, sondern daß die Hörerschaft, ihr soziologisches Bild, der ihr innewohnende Bildungswille ausschlaggebend sein muß. Wichtig ist der Grad des erreichten Bühneneinfühlungsvermögens, das Maß der geistigen Spannkraft. Charakteristisch war, daß eine in der Inflationszeit bei steigender Mitgliederzahl gegründete neue Gruppe von Besuchern, die der früheren soziologisch ähnlich, aber theater- und kunstfremder war, sich denselben Stücken gegenüber ganz offensichtlich wesentlich anders verhielt als die länger bestehende Gruppe. Alles das wird nicht ohne Einfluß auf den Spielplan sein. Es ist einmal geäußert, eine Volksbühne, die ihren Mitgliedern nicht spätestens im zweiten Jahre Wedekind vorsetzen könne, habe ihre Bestimmung verfehlt. Das wäre Schematisierung, die wir ablehnen. Neben die literarische Werthaftigkeit treten die Fragen nach der Erlebnisnähe, der Lebensbedeutung, nach der gemeinschaftbildenden

Kraft, die dem Bühnenwerk innewohnt. Auch wir haben unseren Mitgliedern Wedekind geboten, zwar nicht im zweiten, sondern erst im vierten Jahre, aber besondere Bedeutung haben wir gerade dieser Vorstellung nie beigelegt. Es gibt für uns Wichtigeres als Wedekind mit seiner zersetzenden oder konstruierten Problematik, selbst wenn das andere literarisch nicht ganz formgerecht sein sollte. Wir Bibliothekare bedauern auch, daß die Klassiker zuwenig gelesen werden; hier ist die Möglichkeit, ihren Dramen den nötigen Widerhall zu verschaffen. Wir haben mit bestem Erfolge den Klassikern in unserer Volksbühne einen verhältnismäßig viel größeren Spielraum geben können, als sie sonst im Spielplan der stehenden Theater einnehmen. Die Spielplanangabe für einen längeren Zeitraum mit den nötigen Erläuterungen würde unser Ziel am klarsten zeichnen, aber sie erfordert zuviel Raum. An ihrer Stelle wenigstens ein Monatsquerschnitt, wie er sich ungesucht bietet: In dem Monat März, in dem dieses Heft erscheint, haben wir Schillers Tell (in zwei Vorstellungen, davon eine für Schüler), Tolstois Macht der Finsternis (vier Tage vorher veranstaltet die örtliche Vortragsvereinigung einen einleitenden Tolstoi-Vortrag) und in der Opernreihe Lortzings Wildschütz. Nicht jeder Monat ist so vorstellungsreich, mancher ist problematischer, ein anderer bringt wieder mehr Entspannung, aber im ganzen wird doch die Linie erkennbar, auf der sich bei unseren örtlichen Verhältnissen die Bühnenkunst bewegt, um in Anknüpfung an die Erlebnisfähigkeit des Publikums persönliche Bildungswerte zu vermitteln und Ansätze zur Gemeinschaftsbühne zu geben. Und dieser Spielplan wird vom Orte aus in Kenntnis des Publikums bestimmt, während früher unsere Stadt von Geschäftswandertheatern abgegrast wurde, die sich gegenseitig überboten in dem Bemühen, das todsichere Kassenstück oder die letzte Neuheit in unzureichender Besetzung zu spielen.

In welchen Formen sich nun in der Praxis eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Bücherei und Besucherorganisation bewegen würde, läßt sich natürlich nicht schematisch festlegen. Unbedingte Voraussetzung für ein Zusammenarbeiten ist nach den vorhergehenden Ausführungen die gleiche volksbildnerische Auffassung, das gleiche kulturelle Verantwortlichkeitsgefühl. Diese Verwandtschaft der geistigen Zielsetzung muß auch in der praktischen Arbeit zutage treten. Zunächst muß die Bücherei selbst schon in dem geistigen Leben ihres Ortes eine gewisse Bedeutung erlangt haben und auch derartig ausgebaut sein, daß sie imstande ist, die ihr aus dieser Arbeitsverbindung erwachsenden Auf-

gaben zu bewältigen. Am engsten würden die Beziehungen sein können, wenn dieselbe Persönlichkeit die Leitung beider Einrichtungen in der Hand hätte, was in mittleren Verhältnissen durchaus möglich ist und insbesondere dann in Frage kommen würde, falls außer der Bücherei auch die Theatergemeinde von der Stadtverwaltung als wichtige Kultureinrichtung angesehen und unterstützt wird. Allerdings decken sich die Anforderungen, die an die Persönlichkeit des Vorsitzenden einer Theatergemeinde gestellt werden, nicht ohne weiteres mit denen, denen der Volksbibliothekar entsprechen muß. Auf jeden Fall ist aber eine gegenseitige Vertretung der Interessen in den Ausschüssen oder Vorständen sehr erwünscht, wichtiger aber ist natürlich ein wirkliches Zusammengehen der die fachliche Arbeit leistenden Personen. — Die Bücherei stellt bei uns ihre Räume für die Vorstandssitzungen der Volksbühne zur Verfügung. Durch solche Überlassung eines Raumes kann die Bücherei überhaupt ungezwungen Beziehungen zu manchen wertvollen Bestrebungen anknüpfen. Auf keinen Fall darf nun aber etwa die Geschäftsstelle der Theatergemeinde in Verbindung stehen mit der Ausleihe, aus der wir ja selbst die mechanischen Verrichtungen unseres eigenen Büchereibetriebes nach Möglichkeit verbannen, um ungestört für die Arbeit mit dem Leser bereit zu sein. — Nach außen hin kann die Zusammenarbeit gelegentlich in der gemeinsamen Veranstaltung von Vorträgen oder Dichterabenden sichtbar werden. — Viele Theatergemeinden geben eigene Zeitschriften für ihre Mitglieder oder doch Programmhefte heraus, in denen der Bibliothekar, anknüpfend an die aufgeführten Stücke, Aufsätze über Bücher oder Bücherzusammenstellungen veröffentlichen kann. Andererseits geben die Leserzeitschriften größerer Büchereien Gelegenheit, auf Aufführungen oder neue Dramen hinzuweisen (z. B. die beiden Aufsätze „Dramen lesen oder Dramen sehen?“ und „Bereitstellung von Dramen“ in der „Bücherhalle“ vom Dezember 1928[1]). Damit durchleuchtet der Volksbibliothekar schon seinen Bücherbestand für die Benutzung durch die Theaterbesucher. Ein weiteres Eingehen auf die Bedürfnisse dieser „Lesergruppe“, die ja in Wirklichkeit für uns keine einheitliche Schicht ist, etwa durch besondere Kataloge, kommt nicht in Frage, denn in der Bücherei unterscheiden sich diese Leser sofort wieder nach ihren verschiedenen soziologischen Bedingtheiten stark voneinander, wenn auch vielleicht ein großer Teil von ihnen etwa nach einem Katalog über die Kunst unserer Zeit greifen würde.

---

[1] „Die Bücherhalle“. Leserzeitschrift der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig. Jahrgang 1928/29, Heft 2.

Das wären in Kürze die heute denkbaren und gelegentlich schon verwirklichten Beziehungen zwischen Bücherei und Theatergemeinde, wenn beide sich in den Dienst am Einzelmenschen und durch ihn am Volksganzen stellen wollen. Die bewußtere Einstellung auf diese Fragen und die bessere methodische Schulung als Volksbildner hat heute der Volksbibliothekar. Darum wird er bei der geschilderten Zusammenarbeit meist der Gebende sein. Aber die Besuchervereinigung ist da, sie ist heute aus unserem Kulturtheater nicht mehr fortzudenken, gleichgültig, wie wir uns zu ihr stellen. Es ist auch für unsere Arbeit von großer Bedeutung, wieweit in ihr der volksbildnerische Gedanke zum Durchbruch kommt. Seine Form wird aus dem Wesen der Bühne und den möglichen Beziehungen der Theaterbesucher zu ihr und untereinander abzuleiten sein; sie zu finden, ist Sache der Theatergemeinde, des Bühnenvolksbundes, der Freien Volksbühne. Aber, ob sie nun vorzugsweise geben oder nehmen, auf einem Teile ihres Weges treffen sich Bücherei und Bühnengemeinde, und das letzte Ziel könnte das gleiche sein und ist es häufig auch; das festzustellen, schien mir für beide Teile wichtig.

Dr. Wilhelm Renken

Die öffentliche Bücherei und die kommunalen Kulturbestrebungen

Unter kommunalen Kulturbestrebungen versteht man gemeinhin die Gesamtheit der Maßnahmen und Einrichtungen der Selbstverwaltungskörper, die dem geistigen und insbesondere dem künstlerischen Leben dienen; hierzu gehören in erster Linie: Theater, Museen, Orchester, Bibliotheken, Archive sowie die Einrichtungen des freien, d. h. außerschulmäßigen Volksbildungswesens.

Sowohl dem Umfange wie der Qualität nach sind die Leistungen der deutschen Gemeinden auf diesem Gebiete sehr verschieden. Das gilt vor allem auf dem Gebiete des Volksbildungswesens. Während nämlich Theater, Musikpflege und Museen sich auf eine lange Entwicklung und dadurch auf eine gewisse Sicherstellung bestimmter geistiger und wirtschaftlicher Mindestforderungen stützen, ist das Bild kommunaler Betätigung in der freien, außerschulmäßigen Volksbildung, insonderheit auf dem Gebiete der Volkshochschule und der Bücherei im großen und ganzen sehr trübe, wie der beste Kenner dieser Materie, Robert v. Erdberg, in einem Aufsatz über „Die offizielle Stellung der

freien Volksbildung“ (in: Freie Volksbildung, 1. Band, 1926, S. 54/55) mit folgenden Worten feststellt: „Es ist nicht zu verkennen, daß hier in den letzten Jahren einiges besser geworden ist. Es gibt sogar das eine oder andere rühmliche Beispiel unter den Kommunalverwaltungen. Sieht man aber auf das Ganze, dann entrollt sich ein Bild hoffnungsloser Trostlosigkeit. Gewiß, man kann die Arbeit nicht ganz ignorieren. Aber wenn man von den Büchereien und Volkshochschulen einiger Städte absieht, handelt es sich in der Regel um wenige tausend oder hundert Mark, mit denen man die Bewegung abfindet. Von einer kommunalen Kulturpolitik ist noch nicht die Rede.“ Die Angaben des Jahrbuches der Deutschen Volksbüchereien bestätigen diese allgemeine Feststellung für das kommunale Büchereiwesen in ganz besonderer Weise.

Wenn sich auch in dem letzten Jahrzehnt der Gedanke der öffentlichen Bücherei als wichtiger Aufgabe kommunaler Kulturarbeit theoretisch mehr und mehr durchgesetzt hat, so besteht doch leider nur wenig Hoffnung dafür, daß der theoretischen Einsicht auch ohne weiteres die praktische Verwirklichung folgen wird. Der Grund für diese traurige Tatsache liegt in den finanziellen Verhältnissen, in denen sich die deutschen Gemeinden heute befinden. Die Schwierigkeit dieser Lage wird durch zwei Tatsachen charakterisiert: einmal durch den Finanzausgleich zwischen Reich, Ländern und Gemeinden, der die Gemeinden in ihrer früheren finanzpolitischen Selbständigkeit weitgehend eingeengt hat und eine Anpassung der Einnahmen an die zeitgemäß auszugestaltenden Ausgaben immer schwieriger macht. Auf der anderen Seite ist der freien kommunalen Betätigung dadurch eine starke Bindung auferlegt, daß die den Gemeinden verbliebenen Geldmittel mehr und mehr durch die gesetzliche Zuweisung neuer Aufgaben durch Reich und Länder in Anspruch genommen werden. Es liegt auf der Hand, daß die den Gemeinden verbleibenden Realsteuern sowie die verschiedenartigen Gebühren eine Steigerung über gewisse Grenzen hinaus nicht erlauben. Infolgedessen werden sich die Gemeinden die freiwillige Übernahme jeder neuen Aufgabe gründlichst überlegen; ja, man wird sagen dürfen: die Gemeinden werden neue Aufgaben nur dann übernehmen, wenn ihre Notwendigkeit evident geworden ist.

Nun gehört aber das Büchereiwesen in Deutschland bis auf weiteres zu den Wahlaufgaben der Gemeinden. Die mit dem Büchereigesetz in den verschiedensten Staaten gemachten Erfahrungen lassen die Umwandlung des Büchereiwesens von der Wahlaufgabe zur gesetzlich geregelten Zwangsaufgabe für Deutschland in absehbarer Zeit nicht

als wünschenswert erscheinen. Wer also das öffentliche Büchereiwesen in Deutschland praktisch fördern will, muß zunächst den maßgebenden Faktoren des kommunalen Lebens die Wichtigkeit der Büchereiaufgabe zur Überzeugung erheben.

Vielleicht sind folgende Gedankengänge hierbei von Nutzen: Es ist auszugehen von der Gesamtsumme, die die Gemeinden unter den augenblicklichen Finanzverhältnissen für die Gesamtheit der kommunalen Kultureinrichtungen aufwenden. Wie hoch der Anteil der einzelnen kommunalen Kultureinrichtung an dieser Gesamtsumme sein darf, muß dann eingehend geprüft werden unter folgenden Gesichtspunkten. Zunächst ist zu fragen, welchem Kreise der Gesamtbevölkerung die einzelne Einrichtung zugute kommt. Das jetzige Rangverhältnis der einzelnen Kulturbestrebungen zueinander muß angesichts der grundlegenden soziologischen und geistigen Umlagerungen während des letzten Jahrzehnts revidiert werden. Man wird z. B. behaupten können, ja müssen, daß das Theater in seiner jetzigen Form, die es vielfach aus den Bedürfnissen der Hof- und Residenzstädte angenommen hat, heute keine innere Berechtigung mehr hat. Mit dieser Feststellung wird der Bedeutung des Theaters an sich in keiner Weise zu nahe getreten. Es wird damit nur ausgesprochen, daß den Stadttheatern unter den heutigen Verhältnissen der bisher auf sie entfallende Löwenanteil der kommunalen Kulturaufwendungen nicht mehr zusteht. Das gleiche gilt von den Museen, die in ihrer heutigen Form nur für einen verhältnismäßig kleinen Teil der Bevölkerung lebenswichtig sind. Ähnlich liegen die Dinge weithin auch in der kommunalen Musikpflege. Die durch die Tradition der Hof- und Residenzstädte geheiligte Vorrangstellung dieser drei Einrichtungen muß einer Revision unterzogen werden zugunsten der Einrichtungen, die unter den gegenwärtigen sozialen und geistigen Verhältnissen für immer größer werdende Schichten der Bevölkerung von lebenswichtiger Bedeutung sind oder doch zu werden verdienen.

Man wird des ferneren gegenüber den kommunalen Kultureinrichtungen die Frage zu stellen haben: Welche allgemeinen Voraussetzungen ermöglichen die Benutzung der Einrichtung? Diese Frage, angewandt auf Theater, Museen und Orchester ergibt, daß diese Einrichtungen in ihrer jetzigen Form im wesentlichen der dünnen Schicht der im alten Sinne des Wortes „Gebildeten“ zugute kommen, während Bücherei und Volkshochschule ihre Tore weit allen öffnen, die in irgendeiner Form einen Zugang zu den objektiven Bildungs- und Kulturgütern der Nation und der Menschheit suchen.

Die hier geforderte Prüfung der kommunalen Betätigung auf dem Gebiete des Kultur- und Bildungslebens wird schließlich in sehr vielen Fällen zu einer ernstlichen Prüfung der Frage führen müssen, ob die betreffende Gemeinde, ganz gleich, ob es sich um eine Groß-, Mittel- oder Kleinstadt handelt, ihrer Größe und ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit nach überhaupt in der Lage ist, sich auf allen Gebieten, die hier zur Diskussion stehen, zu betätigen. Es wird ernsthaft zu prüfen sein, ob jede Mittelstadt in Deutschland ein stehendes Theater mit Opern-, Schauspiel- und Operettenbetrieb unterhalten muß, ob in jeder dieser Städte ein kostspieliges Orchester mit dem unvermeidlichen Generalmusikdirektor zu halten ist, und ob schließlich die Überzahl spärlich besuchter Museen aller Art eine innere Berechtigung hat, solange für diejenigen Kulturbestrebungen keine Mittel vorhanden sind, die ihrer inneren Natur nach eine viel größere Breiten- und Tiefenwirkung haben, wie etwa für die Volkshochschule und vor allem die öffentliche Bücherei.

Bei dieser kritischen Prüfung der altüberkommenen, im öffentlichen Bewußtsein fest verankerten kommunalen Kulturbestrebungen sowie der neuen und neuesten Bildungseinrichtungen hat die neuzeitliche Bücherei — jene volkstümliche Bücherei also, die ebensoweit entfernt ist von der literarischen Wohltätigkeitsanstalt früherer Jahrzehnte wie von dem in fröhlichem Optimismus literarische Bildungsgüter über alle Lande verstreuenden Bildungswarenhaus der Jahrhundertwende — gewichtige Argumente für sich vorzubringen.

Gegenüber der ersten Prüfungsfrage: „Welchem Kreise der Gesamtbevölkerung kommt die Einrichtung zugute?“ wird sie mit Fug und Recht antworten: Allen biologischen, sozialen und weltanschaulichen Schichten des Volkes in ihren geistig lebendigen Gliedern. Die Bücherei der Gegenwart hat ja die gesellschaftliche Funktion zu erfüllen, ständig lebendige Beziehungen herzustellen und zu erhalten zwischen dem Schrifttum als dem Gestalt gewordenen sprachlichen Leben und den einzelnen Volksgliedern und Volksgruppen. Diese lebendigen Beziehungen zum echtbürtigen Schrifttum sind aber für unser wie für jedes Volk von entscheidender Bedeutung. Da, wo sie gelockert oder gar völlig zerstört sind, besteht die große Gefahr, daß nach und nach das sprachliche Leben und damit auch das geistig-seelische Leben verkümmert. Walter Hofmann hat noch vor kurzem in einem in Hamburg gehaltenen Vortrage über „Die deutsche öffentliche Bücherei der Gegen-

wart"[1] sehr anschaulich die hier vorliegenden Beziehungen aufgedeckt und mit folgenden Worten formuliert: „Wenn Sprache und Schrifttum als irrationaler Ausdruck, als Dichtung nicht mehr in lebendige Beziehung gesetzt wird zu allem geistig-seelisch Lebendigen in der Nation, dann läuft die Nation Gefahr, sich zu verlieren und aus der Reihe der charaktervollen Gestalten der großen Völkerfamilie auszuscheiden. Auf der anderen Seite aber: In dem Maße, in dem die Sprache als rationales Verständigungsmittel nicht funktioniert, in dem das dieser Sprache entsprechende Schrifttum aus irgendwelchen Ursachen nicht zur Auswirkung kommt, in dem Maße können die notwendigen gesellschaftlichen Zwecke nicht erreicht werden. Reibungen, Störungen treten ein, die zu sehr verhängnisvollen Auswirkungen gelangen können." Lebendige Sprache und aus ihr geschöpftes und auf sie zurückwirkendes wesenhaftes Schrifttum — sowohl die Gesamtheit der Dichtung als irrationaler Ausdruck des Lebens wie auch das große Gebiet der Zweckliteratur als rationales Verständigungsmittel — sind die Voraussetzungen jeder Kulturgemeinschaft. Die öffentliche Bücherei, die diese Voraussetzungen in jedem dem geistig-kulturellen Leben aufgeschlossenen Volksgenossen hegen und pflegen will, darf unter den Kultureinrichtungen des Volkes schon wegen dieser grundsätzlich erstrebten Breitenwirkung einen hohen Rang beanspruchen.

Wenn gesagt wurde, daß die Bücherei jedem dem geistig-kulturellen Leben aufgeschlossenen Menschen gegenüber die Hinführung zum Schrifttum zu leisten hat, so ist damit für die volkstümliche Bücherei auch die zweite Frage beantwortet, die lautete: „Welche allgemeinen Voraussetzungen ermöglichen die Benutzung der Einrichtung?"

Da alles wertvolle Leben, soweit es sich in der Sprache äußert, für uns im Schrifttum seinen Niederschlag gefunden hat, wird das Schrifttum für Menschen jedes Alters und Geschlechts, jedes Berufs und jeder Weltanschauung adäquate, d. h. von ihnen aufnehmbare und sie fördernde Lebensäußerungen bergen. Wenn daher die Bücherei grundsätzlich und vor allem praktisch auf dem Standpunkt der individualisierenden Vermittlungsarbeit steht, wird jeder für echtes Leben überhaupt Empfängliche die Bücherei benutzen können. Keine soziale oder bildungsmäßige Schicht ist von dieser Bücherei ausgeschlossen. Nur diejenigen schließen sich selbst aus, die auf das literarische Machwerk, den Kitsch, das Surrogat ausgehen, die unterwertiges Schrifttum

---

[1] Walter Hofmann, Die deutsche öffentliche Bücherei der Gegenwart. In: Hamburger Lehrerzeitung. 8. Jg. 1929, S. 161 ff.

suchen, für dessen Beschaffung öffentliche Mittel nun und nimmer mißbraucht werden dürfen.

Wenn aber dies das Ergebnis der Prüfung der beiden ersten Fragen ist, so wird bei der dritten kritischen Frage: „Welche der Kulturbestrebungen wird eine Gemeinde bei mißlicher Finanzlage zunächst zurückstellen müssen?“ die Antwort gegenüber der volkstümlichen Bücherei nicht schwierig sein können.

Je weniger Mittel eine Gemeinde für Kulturbestrebungen aufwenden kann oder will, um so mehr müßte die Bücherei in den Vordergrund rücken. Es gibt heute viele Städte mit etwa 100000 Einwohnern, die für ihr Theater 200000, ja 300000 RM. und mehr Zuschuß leisten müssen, um es auf dem Gebiete der Oper und des Schauspiels sehr oft doch nur zu sehr mittelmäßigen Leistungen zu bringen, die zudem noch zum großen Teil lediglich der Schaulust oder der harmlosen Unterhaltung dienen, der ebensogut oder noch besser mit billigeren Darbietungen gedient wäre. Wenn eine solche Stadt auch nur einen Teil dieser Theaterzuschüsse für eine neuzeitliche volkstümliche Bücherei verwenden würde, so wäre die Wirkung in jeder Beziehung tiefgehender. Hier ist dann vor allem auch darauf hinzuweisen, daß die Büchereiarbeit schon in den kleinsten Gemeinden von 500 und 1000 Einwohnern, erst recht aber in den Städten von 5000 und mehr Einwohnern eine durchaus sinnvolle und befriedigende Verwirklichung erfahren kann; während für nahezu alle anderen Kulturbestrebungen die sachlichen und finanziellen Voraussetzungen noch fehlen.

Es soll hier nun nicht der an sich sehr reizvolle Versuch gemacht werden, eine Rangordnung der kommunalen Kulturbestrebungen in den verschiedenen Gemeindetypen zu entwickeln. Das eine aber ergibt sich aus den gemachten Ausführungen: Die wichtigste, fruchtbringendste und tiefgreifendste kommunale Kultureinrichtung ist heute die volkstümliche Bücherei.

Dr. Rudolf Reuter

Zur Lehre von den Leseantrieben

I.

Um zu einem sinngemäßeren Aufbau eines Grundverzeichnisses zu kommen, als ihn das Schema „Unterhaltende Literatur — Belehrende Literatur" ermöglicht, hat Walter Hofmann eine Gliederung nach drei großen Gruppen von Lebensantrieben vorgeschlagen, die er bezeichnet als das Bedürfnis nach phantasiemäßiger Erweiterung des Lebensspielraums; das Bedürfnis, den Anforderungen des Lebens gegenüber einen Rat, eine Hilfe zu haben; das Bedürfnis, an dem Erkenntnisstreben der Menschheit teilzunehmen[1].

Wir glauben, daß hier mit glücklich entschiedenem Griff Wesentlichstes gepackt wurde. Die Fruchtbarkeit des Prinzips, das zu der Katalogdreiteilung: Erzählung, Dichtung, Erlebnis / Lebensführung, Lebenspraxis / Welt- und Weisheitskunde führte, bewies sich in vielfacher Zustimmung und Anwendung. Dennoch sind wir der Meinung, daß die Bedeutung des Prinzips viel weiter reicht, daß seine größte Fruchtbarkeit sich nicht auf dem Gebiet der Kataloggliederung entfaltet, sondern auf dem des Bestandsaufbaues, der Leserberatung, der Leserkunde. Seine kataloggliedernde Kraft ist bald am Ende: nur gerade den genannten Großgruppen entspricht ein halbwegs einheitlicher Bestand, nicht mehr den einzelnen Antrieben. Kaum ein Buch ist einem einzelnen Antrieb eindeutig zuzuordnen, Überschneidungen verwickeltster Art sind die Regel. Sachordnung, oder eine andere objektive Ordnung, nicht Ordnung nach Antrieben ist bei der Untereinteilung das Gegebene; nur gelegentlich und in den letzten, kleinsten Gruppen, nachdem der Sachort hinlänglich bestimmt, kann Titelgruppierung auch nach Antriebsgesichtspunkten erfolgen.

Dagegen werden der Anschaffungs- und Beratungspraxis durch ein Tieferhineinsteigen in die Psychologie des Lesens, durch eine Analyse der großen Antriebsgruppen und ein Hinabsteigen ins Konkretere wertvolle Impulse gegeben werden können. Eine solche Analyse soll hier im Umriß versucht werden, mit dem doppelten Bestreben: Wesent-

---

[1] Walter Hofmann, Das Grundverzeichnis. Entwurf eines Planes für seine Gliederung. In „Hefte für Büchereiwesen" IX. Bd. 1924, S. 129ff.

liches zu erfassen und lebendige Wirklichkeit zu geben. Nicht beabsichtigt war Vollständigkeit und logisch saubere Abgrenzung, auch wurde auf wissenschaftlich-psychologische „Verankerung“ verzichtet. Nicht verzichtet werden konnte, aus Gründen unmittelbarer Anwendbarkeit, auf eine büchereipädagogische Bewertung.

II.

Tafel der Leseantriebe

I. Wunsch nach phantasiemäßiger Erweiterung des Lebensspielraumes

1. Die Lust an der starken Erregung
   a) die Lust am Neuen
   b) die Lust am bunten Wechsel
   c) die Lust am Fernen, Fremden, Geheimnisvollen, Wunderbaren, Seltsamen
   d) die Lust am Abenteuerlichen, Gefahrvollen
   e) die Lust am Grausen
2. Die Lust am Wiedererkennen, am Heimischen und Heimischwerden
3. Der Verehrungstrieb, der Heldenverehrungstrieb
4. Die Lust an der Ausweitung — Allausweitung — des Gefühls
5. Die Lust der Teilnahme am Lebendigen, am Mitfühlen
6. Die Lust am Erotischen
7. Die Lust an Formung und Gestaltung, ästhetische Lust

II. Wunsch nach praktischer Hilfe

1. Der Spieltrieb, der Selbstbetätigungstrieb
2. Der Wunsch nach Hilfe in besonderen Lebenslagen
3. Der Wunsch zum bürgerlichen Vorwärtskommen, nach beruflicher Ertüchtigung
4. Der Wunsch zu wirken und zu helfen

III. Wunsch nach Teilnahme am Kulturzusammenhang

1. Der Wunsch eigenes Meinen, Denken, Fühlen, Handeln bestätigt zu sehen
2. Der Wille zu geistiger Befreiung, Wahrheitstrieb, Wissenstrieb
3. Der Wunsch nach Einleben in die Sache, Sachhingegebenheit
4. Religiös-weltanschauliche Antriebe.

III.

In kurzen, mehr umreißenden und andeutenden Darlegungen sollen nun zunächst die Antriebe der ersten großen Hauptgruppe, die als Wunsch nach phantasiemäßiger Erweiterung des Lebensspielraums zusammengefaßt sind, entwickelt und ihre büchereipädagogische Bedeutung erwiesen werden. — Wenn es richtig ist, daß beim Bücherlesen zumeist der Wunsch leitet, eine Leere des Lebens, eine schmerzlich empfundene Lücke der Wirklichkeit mit Unwirklichem auszufüllen, so werden diejenigen Bücher, die am stärksten die Phantasie bannen, die gesuchtesten sein. Auf das Was kommt es nicht so sehr an: wenn der Inhalt nur stark genug ist, für ein paar Stunden den Alltag versinken zu machen. Die Lust an der starken Phantasieerregung ist ein Haupttriebfaktor zum Bücherlesen, bei allen Lebensaltern und Geschlechtern verbreitet und um so stärker, je mehr Lebensinteresse und wirkliches Leben auseinanderklaffen.

Wir beginnen mit der einfachsten Form, der bloßen Lust am Neuen, die weit verbreitet ist und zutiefst verwurzelt im menschlichen Wesen, freilich leer: daher sie weitertreibt zu ihrer Steigerungsform, der Lust am bunten Wechsel, am Phantasiebilderbogen, dem heiteren Wechselspiel der Spannungen und Lösungen. Erlösende Kraft in höherem Maße hat dann die Lust am Räumlich- und Zeitlich-Fernen, am Fremden, Geheimnisvollen, Wunderbaren und Seltsamen, bei welcher zur Freude am Neuen und Bunten eine inhaltliche Spannung der Seele tritt, der frohen Erwartung, der Hoffnung ähnlich. Für den Jugendlichen hat dieser und der folgende Antrieb den besonderen Akzent des „Wirklich-einmal-erleben-Könnens". Eine Steigerung erfährt er in der Lust am Abenteuerlichen, Gefahrvollen: die Spannung wird hier Schmerz, die Lösung doppelte Lust. Der stärkste aller Phantasie-Antriebe, stark vor allem im jugendlichen und männlichen Leser. Eine weitere Steigerung ist nur möglich durch Verstärkung des Schmerzes, wie sie in der ebenso urvolkstümlichen Lust am Grausigen gegeben ist. Es ist die gleiche, mit Mitleid gemischte Lust, die die Massen vor dem Hause versammelt, aus dem ein Toter herausgetragen werden soll; die sie noch stundenlang um den Blutfleck bannt, den ein Unglücksfall hinterließ.

Möchte auf den ersten Blick zweifelhaft sein, ob eine Flucht aus der Wirklichkeit überhaupt Bildungswert haben kann: nicht zu bezweifeln ist ihr Lebenswert. Sie erlöst vorübergehend, macht das Leben erträglicher, schafft Ruhepausen. Ruhepausen freilich eigner Erfüllung: voll aufrüttelnder Kraft, Lebensnähe, Impuls; denken wir z. B. an den

eben besprochenen Antrieb. Hierin liegt nun dessen besonderer Wert für Leben und Bildung. Er hält den Geist lebendig. Wie ein starker Strom reißt er eine Menge Dinge an die Oberfläche und ans Ufer, die als Gut bewahrt werden: er befriedigt weithin den gesunden Stoffhunger des Entwicklungsalters.

Die Gefahren des Antriebes liegen einmal darin, daß er stark ichgebunden und zugleich zentrifugal gerichtet ist: statt zu sammeln, zerstreut er, statt die Persönlichkeit zu festigen, will er sie zerreißen. Zum andern in seiner Betonung der formalen Eigenschaften Stärke und Wechsel. Um lebendig zu bleiben, muß er Reiz mit Reiz überbieten. Im steten Aufnehmen und Vergessenmüssen verbraucht die Seele ihre Spannkraft, stumpft ab und bleibt schließlich völlig ausgehöhlt zurück: Aufrüttelung wird Zerrüttung. Die Gefahr des Leerlaufs vergrößert sich, wenn sich die Phantasie an Verstandesmäßiges, Unseelisches heftet: technische Abenteuer, Sportabenteuer, Rekordspannung, Kriminalwitz, Kinoeffekte. Schlimmer noch ist die verrohende Wirkung der Lust am Grausigen, wenn sie gesteigert wird zur Lust an Sensation, Perversität, Grausamkeit.

Die pädagogische Auswertung des verbreiteten Antriebs der Lust an der starken Erregung besteht in wachsam maßvoller Darbietung, Ausschließung schädlicher Übersteigerungen und vor allem inhaltlichen „Kompensationen“: Verknüpfung mit Antrieben der Verehrung, der Teilnahme und sachlichen Antrieben[1].

Seit Menschen sich Geschichten erzählen, muß der Lust am Abenteuerlichen, Aufregenden, Neuen eine andere entgegengesetzter Art beigesellt gewesen sein, die es verhinderte, daß sie sich bald in eigenem Feuer verzehrte. Es ist dies gewissermaßen das weibliche Gegenstück zu dem männlichen Abenteuerantrieb: die Lust am Wieder-Erkennen, am Heimischen, am Heimischwerden, Sich-Einleben, die Freude, das Vertraute, Bekannte wiederzufinden, das, worin die Seele sich gleichsam selbst wiedererkennt und wodurch sie sich bestätigt fühlt. Auch dieser Antrieb ist stark und verbreitet, namentlich beim weiblichen Geschlecht und in reiferem Alter.

Weniger ich-betont, sach-bezogener, vor allem: zentripetal, nach innen gerichtet, auf breite Zeit und Sammlung angelegt, ist er bildungspädagogisch von hoher Bedeutung. Er lädt zur Vertiefung ein. Auf ihm beruht nicht nur die Freude am Schlichten, an einfachen Lebensver-

[1] Ein Beispiel zur Aufbaumethodik der Reisebeschreibungen gibt Tafel IV meines Aufsatzes: „Differenzierung und Staffelung beim Bestandsaufbau“ in „Hefte für Büchereiwesen“ XII. Bd. 1928, S. 235ff.

hältnissen, an der Idylle — einer Art Flucht aus der komplizierten heutigen Welt —, sondern zum Teil auch die Freude am Eignen, an unserem Land, unserem Volk, unserer Zeit.

Die Gefahr dieses Antriebes ist das Insichkreisen, die Stagnation: aus Eignem kann er im allgemeinen nicht bestehen, wie die geringe Beliebtheit einer gewissen Heimatliteratur zeigt, die zu wenig des Neuen, Überraschenden bietet. Wertvollste und stärkste Erzählungen werden mit beiden Antrieben rechnen: in vertrauter Umgebung das Überraschende, Neue, Ungewöhnliche zeigen, im Abenteuer und bunten Wechsel Heimatliches irgendwie auftauchen lassen. Eine gewisse Gefahr liegt wohl auch darin, daß Leser, die zum Sich-Einspinnen, Sich-Abkapseln, Sich-vor-der-Welt-Verschließen neigen, durch diesen Antrieb in ihrer Neigung bestärkt werden können.

Charakterisieren wir die erste Antriebsgruppe mit den Worten: Stärke, Schnelligkeit, Wechsel des Ablaufs „Spannung — Lösung", so soll damit nicht gesagt sein, daß ein solcher formaler Ablauf isoliert vorkommen könne. Vielmehr braucht das Vorstellen zum Geschehen stets einen Träger. Ursprünglich wohl nur als einfaches Substrat eines Geschehens, an dem allein alles Interesse hängt: der Träger der Handlung, erst das Tier, dann der Mensch, bleibt lange unpersönlich. Schon auf früher Stufe jedoch, in der „Sage", wendet sich die Teilnahme mehr und mehr dem „Helden" selbst zu, ihren subjektiven Ausdruck findend in dem Gefühl der Bewunderung, Verehrung. Dieser Verehrungs-, Heldenverehrungsantrieb richtet sich im Laufe der Entwicklung nach und nach auf Göttliches, Menschliches, die Natur, Menschenleistung, „große Zeiten" und zuletzt auf die Menschheit und das Weltgeschehen überhaupt, so vom Unpersönlichen über das Persönliche zum Überpersönlichen strebend. Als die große seelische Geste der freien Unterwerfung ist er höchsten ethischen Wertes, ja als Ehrfurcht eines der letzten Ziele überhaupt und eine der Wurzeln religiöser Haltung.

Der Antrieb ist weit verbreitet, überall, wo Seele ungebrochen lebt. So namentlich in der Jugend, für welche er noch die besondere Note hat, erreichbare Wirklichkeit zu zeigen[1]. Er ist sach-gerichtet und

[1] . . . So erlebten wir hier im Spiegel einen Zug von Gestalten, jede in ihrem zeitlich vergänglichen Erdenbild und in dem, was an ihr zeitlos erscheint. Sein und Bedeutung jedes solchen Menschenbildes an unserem Wege ist, daß wir uns selbst an ihm messen. Die Jugend, der werdende Mensch, den es zu Tat und Wirken drängt, sieht in ihm nur das Werk und spricht zu ihm: Ich will schaffen wie du! Aber indes der Reifende mit und an seinem Werk und zuletzt darüber hinaus wächst, geschieht ihm die Wandlung: Er spürt, wie das Werk, für das er gelebt hat, auch selbst das überzeitliche Werk,

nur schwach ich-betont, seine pädagogische Bedeutung groß, insbesondere dadurch, daß die Sache hier vielfach Menschenantlitz trägt: an nichts formt und bildet sich die Seele williger als an anderer Seele.

Gefahren kommen für diesen Antrieb von verschiedenen Seiten, wobei freilich festzuhalten ist, daß er seinem Wesen nach niemals völlig unwert sein kann. Auch dann nicht, wenn er sich an das falsche Objekt heftet: an den bloßen Verstandeshelden (hierzu schon seit Urzeiten Neigung: Beliebtheit des listigen Helden), den Erfolgs-, den kalten Machtmenschen, den Hochstapler, Verbrecher. Die Verehrung, die diesen gezollt wird, ist gewissermaßen der Dank des Lesers für den Genuß des Abenteuers, den sie ihm verschafft haben. Eine weitere Gefahr kommt von dem ausschließlichen, streng gerichteten Charakter dieses Antriebs her: er macht leicht blind für alles außer dem Helden, der nur noch als Parteiheld gesehen wird. Eine Tatsache von hoher kulturpolitischer Bedeutung. Die außerordentliche Bereitschaft der menschlichen Seele zum Bewundern verschafft den Spekulanten auf Schund- und Kinodramatik leichtes Spiel, wie sie den Leser fast mit Naturnotwendigkeit zwingt, für seinen Buchhelden unbedingt Partei zu ergreifen, mit ihm moralisch durch Dick und Dünn zu gehen. Eine gefährliche Sache, die sittlichen Blick leicht trüben kann, die es aber auch dem großen Schriftsteller ermöglicht, für einen im Leben ungerecht, d. h. phantasielos Beurteilten im Buche die Seelen der Leser zu öffnen und damit einem milderen und gerechteren Beurteilen fremden Wesens überhaupt den Weg zu ebnen. Schließlich ist hier noch der Gefahr zu gedenken, daß dieser Antrieb, mehr und mehr alles in sich beziehend, mit der Menschheit — gleichsam zurückbiegend — auch das eigne Selbst ergreift: die Gefahr der Hybris, der Selbstglorifizierung: „wie wir's doch so herrlich weit gebracht"! — damit aber seinen ethischen Wert völlig verlierend. Namentlich der neuzeitliche Kultus des Technischen leistet dem mächtig Vorschub.

Verehrung im höchsten Sinne ist das Gefühl freiwilliger, völliger Unterwerfung, „schlechthiniger Abhängigkeit". Ein Gefühl der Lust zweifellos, das gleichwohl einen Rest von Schmerz, einen Rest von Un-

sich von ihm löst und ein Anderes, Fremdes, wird, das sein eigenes Leben führt; und daß er selber, der Schaffende, dennoch mit leeren Händen stände, hätte er nicht etwas, das ihm näher noch und eigener wäre als sogar sein Werk — nämlich sein Ich. Denn das Letzte und Eigenste, das eigentliche Werk, an dem er lebenslang schafft, ist das Sein eines Menschen. Und das Höchste, was er den Mitlebenden wie den Späteren schenken kann, ist ein reifes und vollendetes Menschenbild, zu dem sie sprechen können: Ich will einmal sein wie du! . . . Lulu von Strauß und Torney, Lebensdokumente. In: „Die Tat", Dezember 1926, Seite 677.

genügen nicht überwindet, einen letzten Abgrund nicht überbrückt. Religion wäre nicht, wenn sie nur dies und nicht zugleich ein Gefühl der Zugehörigkeit wäre, nur die Geste des Sich-Beugens und nicht zugleich ein Ausbreiten der Arme und Öffnen der Herzen. So ist von der Verehrungslust wohl zu unterscheiden die Lust an der Ausweitung des Gefühls, die, keine Grenze findend, schließlich zur Allausweitung des Gefühls, der weltallumfassenden Geste der Zugehörigkeit, des Geborgenseins wird: die Freude am Grashalm, an Baum und Blüte, an der Natur, am Bild, am Singen und Dichten, am Streben des Geistes, am gestirnten Himmel über mir, an jedem Hinaus und Hinauf.

Dieser Antrieb, in seiner höchsten Ausprägung an das Religiöse heranreichend, ist besonders bei der Jugend verbreitet, vielfach freilich verschüttet, verkümmert, unterdrückt, der Befreiung harrend. Er ist zentrifugal gerichtet, dabei aber völlig ich-unbetont: hierin sein Wert und seine Gefahr. Sein Wert liegt in seiner beschwingenden, auflockernden, erhebenden, dem Kleinlichen, Allzuirdischen abgewandten Kraft, seine Gefahr in seiner Richtungsunbestimmtheit, einer bloß allgemeinen Höhentendenz, die es leicht im Überschwang zu einer Verblasenheit und Verflüchtigung der Seele kommen läßt, aus welcher sie, solche Spannung nicht lange ertragend, bald wieder in schmerzhafte Wirklichkeit zurücksinken muß, die sie aus eigener Kraft nicht vergolden kann. Versuche, dies dennoch zu tun, führen ins Sentimentale, Falsche, Verlogene, Unerträgliche. Ein Abweg, der für den gesunden, phantasieunbeschwingten Durchschnitt wenig zu bedeuten hat, desto mehr für die selteneren Fälle wohl vorhandener, doch ungenügender Eigenbeschwingtheit. Frühzeitiges Aufgeben des Ich rächt sich durch hartnäckige Beschau eignen Ungenügens. Gelingt es solchen Menschen nicht, ihrem Bedürfnis nach Gefühlsausströmen eine mehr horizontale, irdische Richtung zu geben, so vereinsamen sie.

Meist erhebt gegen solche Verstiegenheit beizeiten Einspruch ein anderer volkstümlicher Lebensantrieb: die Lust am Mitfühlen, der Teilnahme am Lebendigen. Indem er das Gefühl richtet, nicht verschwommen allgemein auf die Menschheit, sondern streng auf den Bruder, den Genossen, den Nächsten, wird er der große Gemeinschaftsbildner.

Der Bruder ist für das Kind das Tier — nicht der übergewaltige Mensch —, und dauernd behält der Mensch diese erste Brüderlichkeit im Herzen, die, als etwas Naturhaftes, mit später erworbener Menschen-

härte, ja Menschenhaß, zusammen bestehen kann. Das Mitgefühl richtet sich zunächst auf den Genossen und, da Mitgefühl — gleichsam ein natürliches Gefälle benutzend — leichter auf Leid als auf Freude anspricht, auf den Leidensgenossen: das ist der Knabe für den Knaben, das Mädchen für das Mädchen, die Frau für die Frau. Dann auf die Familie, die Klasse (auch die Schulklasse), das eigne Volk, schließlich die Mühseligen und Beladenen überhaupt. Das Fremde ist das Feindliche, gegen das nach außen bewehrte Leidens- und Schutzgemeinschaften gebildet werden. Zusammenschluß und Bewehrung gehen im schlichten Fühlen miteinander. Kein Zweifel, daß zumeist im Mitleiden ein primitiver Vergeltungswille mitgegeben ist. Ist Vergeltung im Leben nicht möglich, nicht sofort möglich, so wird sie in der Phantasie gesucht. Urvolkstümlich ist der Wunsch nach „gutem Ausgang“: ausgleichende Gerechtigkeit verlangt, daß es dem „Helden“ am Ende des Buches gut gehe, daß er seine Widersacher vernichtet habe.

Der Wert dieses verbreiteten Antriebes liegt in seiner verbindenden Kraft. Indem er mit den Mitteln der Phantasie Seelen füreinander aufschließt, können große humanitäre Wirkungen von ihm ausgehen. Man denke an Dickens. Ohne Phantasie ist kein Mitfühlen möglich: was „fern in der Türkei“ geschieht, kann im allgemeinen nicht nachgefühlt werden, weil einfach die Kraft fehlt, solch fernes Geschehen in der eigenen Phantasie zu realisieren; wie soziale Reformen vielfach nicht an Gefühlsträgheit, sondern an Phantasiestumpfheit scheitern. Gefühl, ohne Substrat, ist kaum — und schon nicht mehr.

Die Gefahren dieses Antriebes bestehen darin, daß der geschickte Darsteller, das bedingungslose Mitgehen des Lesers mit dem Helden benutzend, das Mitgefühl an das falsche Objekt heften kann. Weiter in einer selbstgenüßlichen Übersteigerung, — denn wie täte es nicht wohl, auf billige Weise „gut“ zu sein? So ist Rührseligkeit eine beliebte Entartungsform literarischen Mitgefühls.

Mit allen Phantasieantrieben, besonders dem letzten, irgendwie verwandt und doch keinem zuzuordnen, von schärfstgeschnittener Eigenart, begründet in einer sonst nicht erhörten Lebensintensität, ist der erotische Antrieb. Von ihm kann man nicht im eigentlichen Sinne als von einem Phantasie-Antrieb sprechen: er steht in der Mitte zwischen Leben und Phantasie, in beide Welten tief seine Wurzeln senkend. Wer ihm in das Reich der Phantasie folgt, erlebt Gefühle weniger scheinhaft als sonst, sondern etwas den wirklichen Gefühlen, der wirklichen Liebe Ähnliches; wer ihm folgt, flieht zumeist nicht die Wirk-

lichkeit, sondern er sucht einen vorwegnehmenden Ersatz für sie, in steter Bereitschaft, den Schritt ins wirkliche Leben wieder zurückzutun. In der Tat bedarf der wirkliche Eros ebenso der Phantasie, wie der Phantasie-Eros der Blutnähe des Wirklichen. Einen eigentlich phantastischen Eros gibt es nicht. Dagegen zeigt die vielbeliebte Verkitschung des wirklichen Eros durch literarische Reminiszenzen deutlich, daß hier ein Punkt ist, wo Phantasie und Wirklichkeit auch für den schlichten Menschen sich innigst berühren, wo ein Hereinwirken von Phantasmen in die Wirklichkeit, heil- oder unheilvoll, am leichtesten verstanden und — verziehen wird. Bei der ungeheuren Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit dieses Antriebs, seiner reichen Abstufung nach Art und Grad — vom Rauschhaften und Dämonischen bis zum „gesellschaftlichen Ereignis", vom Zartesten bis zum Brutalsten reichend — verbindet er sich allen anderen Antrieben mit Leichtigkeit.

Durch seine ebenso innige Phantasie- wie Wirklichkeitsbindung macht dieser Antrieb wie kein anderer gestaltende Kräfte frei: wenn nirgends, hier greift man mit Händen das Hineinwirken idealer Kräfte in unsere Welt. Darin liegt sein hoher bildungspädagogischer Wert. Seine Wirkung wird begünstigt durch eine ungeheuer leichte Ansprache und Nachfühlbarkeit. Wie nichts anderes ergreift er die Seele des Lesers, namentlich des jugendlichen, von innen her: ein Ergreifen, das mehr ein inneres Erglühen und Entzünden als ein Überwältigen ist. Dem entspricht eine ungeheure literarische Verbreitung: kaum ein Roman oder Drama des Abendlandes verzichtet ganz auf den Reiz des Erotischen. Und die Lyrik lebt größtenteils von ihm. Da muß die Tatsache befremden, daß dennoch nur in ganz wenigen längeren Dichtungen die Liebe eigentlicher Mittelpunkt und Kern der Handlung ist. Was bedeutet das? Wird Eros in der Form der Geschlechterliebe letzten Endes doch zu leicht befunden? Nur als Schmuck für tieferen Gehalt? Die Sünde der Vereinzelung lauert wohl in ihr: selten gelingt es ihrer auf nur vier Augen gestellten „Gemeinschaft" phrasenlos das „Wir — Welt" glaubhaft zu machen. Am ehesten, wo sie frei vom Machtwillen des Selbst, also — in unserer Welt — Opfer und Tragik ist.

Es begreift sich, daß einem so beweglichen und labilen Antrieb, der seine beste Kraft aus seiner Naturnähe zieht und eben deshalb zum Guten wie zum Bösen in gleicher Weise neigt, eine Fülle von Gefahren drohen. Gleich ich-wie sach-betont, gleich phantasie- wie wirklichkeitsnah hat er Entartungsmöglichkeiten nach beiden Seiten hin: zum Tierischen, zum Machtwillen, zu Zerstörung und Grausamkeit, wie zur Entnatürlichung, Versüßlichung, Verlogenheit. Verkleidung, Verwand-

lung wird leicht Kostüm und Lüge; Eitelkeit, Selbstbespiegelung locken: so wird das Bild der Liebe geschmacklos, süßlich, kitschig in den Händen geringer Darsteller. Schlimmer noch, wenn die Hände der Spekulanten Eros zur bloßen Sensation entkleiden, der simpel grotesken Sexualhandlung, die noch von je und je Lieblingsgegenstand volkstümlicher Witzübung war. Nicht damit zu verwechseln ist die völlig unbetonte Erotik in gewissen naturalistischen Romanen: auch da wird Liebe nackt gegeben, aber völlig akzentlos, nüchtern, einfach als triebhafte Teilhandlung eines vorüberströmenden Lebens. Solche Vernüchterung, Vernatürlichung des Erotischen ist weithin gesundes Kampfmittel gegen schädliche Wucherungen: fragt sich nur, ob voll-helles Tageslicht nicht auch die echten Keime des Erotischen mit abtötet? — Da nackte Sensation, noch dazu bloße Phantasie-Sensation, bald schal wird, ist von hier aus nur ein kleiner Schritt zum Übelsten: dem Versuch, schal gewordenen Inhalt durch Zusatz perverser Würze wieder schmackhaft zu machen.

Es könnte befremden, daß eines Gebietes bisher nicht gedacht wurde, das recht eigentlich als das der Phantasie gilt: des Gebietes der ästhetischen Antriebe, der Lust am Geformten und Gestalteten. Es geschah das, weil dieser Antrieb den meisten Lesern ferner liegt als die anderen, weil sich ihnen zumeist erst von anderen Antrieben, insbesondere vom erotischen, her ein Zugang zum Künstlerischen öffnet. Im allgemeinen wird das Künstlerische als Sondergestalt überhaupt nicht bewußt: entweder es steht in einer Schmuckbeziehung zum Religiösen — im Feierlichen — oder im Dienste gemeinsamer Freude — im Festlichen — oder irgendwie in Beziehung zur Liebe, als ein sehr wenig interesseloses Wohlgefallen an der Schönheit des Geliebten. Falsch wäre es, die Existenz ästhetischer Antriebe für die undifferenzierte Seele ganz zu leugnen: zumindest in einem dunklen Gefühl für „Ganzheit", in einem instinktiven Widerstreben gegen Fragmentarisches, Unvollendetes sind sie auch da vorhanden. Fehlt zumeist ästhetisches Urteil, das Gefühl für Komposition, In-sich-Bezogenheit der Teile, die gegenseitige Durchdringung des Formalen und des Inhaltlichen am Kunstwerk: ein Gefühl für die Transzendenz des Kunstwerkes, für seinen Eigenwert, „Höherwert" — sich äußernd in Scheu und Ehrfurcht —, weiter für „gut Dargestelltes", „gut Gesagtes", für die Lebendigkeit der Gestalten ist bei denen, die überhaupt zum Buche greifen, häufig genug zu finden.

Wird das Verlogene dem Echten, die poetische Floskel dem dichte-

rischen Ausdruck weithin vorgezogen: die Tatsache, daß hier irgendwie ein „Höheres“ gesehen wird, genügt vollauf, den bildungspädagogischen Wert dieses Antriebes hoch anzusetzen. Um so mehr, als er, am wenigsten ich-geknüpft und doch nicht zentrifugal gerichtet, reiner Sachhingabe am nächsten steht.

Fern liegt einem breiteren Publikum die formale Hypertrophie des Ästhetizismus. Gefahren kommen hier eher vom Unvermögen, Künstlerisches stofflos zu erfassen. So daß z. B. künstlerisch hochwertige Darstellungen des Erotischen unter Umständen kaum anders wirken als simple Pornographie. Halbbildung hilft dann weiter zu einer hübschen Lüge: das Künstlerische wird benutzt, wenig edle Antriebe — denn „Kunst adelt alles“ — unter hochachtbarem Schein (dem noch der Leser selbst unterliegt) zu befriedigen und ihnen damit vor der Welt (und vor sich selber) ein gutes Gewissen zu machen. Oder es gelingt nicht, sich von dem Unbegriff des „ästhetischen Scheines“ frei zu machen, der alten, tief eingebleuten Irrlehre: als ob Kunst doch nur ein Nachbilden eigentlicher Wirklichkeit sei, wobei dann nur der Naturalismus gut abschneidet, alles andere schlicht als „erlogen“ gilt. Konsequent: denn was ist es anderes als Lüge, der Wirklichkeit ihr notwendig geringeres Abbild unterzuschieben? Oder es wird umgekehrt gerade diese Scheinhaftigkeit von der Kunst verlangt, sie soll ja „gefallen“, wobei dann das Blumige, die poetische Floskel als das „Eigentliche“ übrigbleibt. Die Bücherei hat hier große Aufgaben, namentlich Jugendlichen gegenüber, — nur darf sie niemals vergessen, daß ihr Zweck nicht Kunsterziehung, sondern Menschenerziehung ist. Allgemein: wirkt die Kunst breithin auch nicht als Kunst, so ist doch künstlerische Gestaltung auch da nicht gleichgültig, wo sie dem Leser verborgen bleibt: die magischen Kräfte des Kunstwerkes wirken auf die Seele auch dann noch, wenn diese nichts von ihnen weiß.

IV.

Die Antriebe der zweiten Gruppe — Wunsch nach praktischer Hilfe — unterscheiden sich von den besprochenen und noch zu besprechenden dadurch, daß sie nicht auf Geistiges gehen, sondern auf ein Tun, also auf etwas, das nicht in den Büchern liegt, sondern hinter ihnen. Das Buch ist hier nur Mittel unter vielen, vielleicht nicht einmal wichtigstes.

Eine Beziehung zur Bildungsaufgabe ist nicht ohne weiteres zu ersehen. Man könnte, um die Praxis der Bildungsbücherei zu recht-

fertigen, die diese Antriebe keineswegs ignoriert, sondern ihnen im Gegenteil erhöhte Aufmerksamkeit schenkt, auf die große Lebensdringlichkeit dieser Antriebe hinweisen. Ist Bildung eine Gestalt des Lebens, so gehe es nicht an, ihrem Werden starr begriffliche Grenzen zu setzen, diesseits einer Gruppe von Erscheinungen, die so aus und in Leben gewoben sind, einen Schnitt zu ziehen: es möchten dabei lebenswichtige Wurzeln der Bildung mit abgeschnitten werden. Indessen kann man tiefer greifen. Eine phänomenologische, sinnklärende Betrachtung des Bildungsprozesses — die hier nicht angestellt werden kann — würde die Wendung des Bildungstriebes von der Phantasie zur Tat, und die Rückwendung von der Tat zur Selbstbesinnung, die zugleich eine Höherwendung wäre, als sinnhaft notwendig dartun. Uns genüge die Fassung, die neuerdings Paul Hermberg dem Bildungsbegriff gab[1] und die in der Tat eine wesentliche Seite hervorhebt: es bestehe Bildung in der Erfassung einer „gestellten Aufgabe", also in einem wesenhaft am Anderen, am Außen orientierten Tun. Damit erhalten aber die sogenannten „praktischen" Antriebe eine ganz neue sittliche Wucht und eine zentrale Bedeutung für die Bildung, deren innere Sachgerichtetheit hier zum erstenmal in einer klaren Tendenz auf Umwelt, Mitwelt, Gemeinschaft zum Ausdruck kommt.

Wir beginnen mit dem Selbstbetätigungstrieb und Spieltrieb, dessen Zweck gleichsam noch am Rande des Wirklichen liegt, da, wo Phantasie und Wirklichkeit aneinandergrenzen. Von den Phantasieantrieben scheidet er sich deutlich: die Tendenz zur Wirklichkeitsflucht ist schwächer geworden, die Hinwendung zum Wirklichen stärker. Er will nicht mehr nur eine Leere füllen, sondern zugleich für die Wirklichkeitsbezwingung Kräfte üben. Dies Üben ist entweder ungerichtete Freude an der Betätigung eigener, sei es geistiger, sei es körperlicher Kräfte: als Spieltrieb, oder auf einen symbolischen Zweck, Schaffung eines Spielzeugs, gerichtete Freude: als Selbstbetätigungstrieb.

Im Bildungssinne wertvoller ist der zweite gerichtete Antrieb. Der erste teilt abgeschwächt die Gefahren des Abenteuerantriebes: der Ablenkung, Zerstreuung, bloßen Unterhaltung, Neuigkeitssucht. Eins jedoch hat er stets voraus: er gestattet kein bloßes passives Aufnehmen, er zwingt zum Mittun. Die Bücherei hat vor allem auf Vergeistigung dieses Antriebes, der spezifisch jugendlich ist, zu dringen.

[1] In dem Vortrag „Arbeiterbildung" auf der Oberhofer Tagung des Weltbundes für Erwachsenenbildung. Bericht in Bulletin XXXIX. Februar 1929.

Den Schritt zu voller Lebenszweckhaftigkeit tun jene Antriebe, die man zusammenfassend bezeichnen kann als **Wunsch nach Hilfe in besonderen Lebenslagen oder Notlagen.** Seine Ausprägungen sind sehr vielgestaltig, da schließlich alles, was in Büchern steht, einmal „benötigt" werden kann. Der Bildungswert des Antriebes wird durch seine Gelegentlichkeit und meist recht kurze Wirkungsdauer beeinträchtigt: ist die Not des Augenblicks behoben, oder auch nur der Augenblick selbst entschwunden, so ist auch der Antrieb nicht mehr vorhanden. Ein Wert im Bildungssinne liegt hier wohl nur darin, daß der Wunsch zur Beseitigung einer Not zu einer gewissen Gründlichkeit der Bemühung zwingt.

Dieser Zwang wird in bedeutsamer Weise verstärkt bei dem folgenden Antrieb: dem **Wunsch zum bürgerlichen Vorwärtskommen, zur beruflichen Ertüchtigung.** Ist hier der Zweck auch ein der Bildung zumeist äußerlicher — voranzukommen, befördert zu werden, ein Examen zu bestehen —, so ist hier doch ernsthaftestes und vor allem anhaltendes Arbeiten unbedingt erforderlich: solches Arbeiten ist aber ein formaler Bildungsfaktor ersten Ranges, mag das Motiv sein, welches es wolle. Gäbe es sonst keine Gründe, die Gruppe der praktischen Antriebe in der Bücherei zu pflegen, diese Tatsache allein wäre Grund genug. Um so mehr, als zweckhaftes Arbeiten mit dem Buch allein beträchtliche Energie und Wärme des Strebens voraussetzt.

Die enge Ich-Bezogenheit des genannten Antriebes, die sich schon in der Wendung vom bloßen Vorwärtskommenwollen zur beruflichen Ertüchtigung lockerte, verliert sich vollends in der letzten und höchsten Form des „praktischen" Antriebes: im **Willen zu wirken und zu helfen.** Etwas zu wirken, etwas zu schaffen, Hand- oder Kunstwerk, erziehliches, soziales oder politisches Werk, etwas in sich Tüchtiges und Rundes, das steht und aus sich wirkt, greifbar gegenwärtig oder ungreifbar zukünftig: in solch strenger Sachgerichtetheit liegt der Wert des Antriebes. Vor der Tatsache, daß stets bei solchem Wirken das zu gestaltende Ding auf das Werkzeug erziehlich zurückwirkt — vielleicht seine Unhärte dartuend —, bedeutet es wenig, ob dabei ein Helferwille bewußt wird oder nicht, ob das Ziel erreicht oder nicht erreicht wird. Nicht hierin liegt eine Gefahr für den Antrieb, sondern darin, daß nur allzuleicht, bei Erfolg wie bei Mißerfolg, Eitelkeit, Geltungsbedürfnis, Machtwille seine strenge Sachrichtung verunklaren oder gar umkehren.

V.

Die dritte Gruppe umfaßt die Antriebe des bewußten Selbstbildungswillens. Wir bezeichnen sie, über die ursprüngliche, etwas zu enge intellektualistische Fassung hinausgehend, als Wunsch nach Teilnahme am Kulturzusammenhang. Es geht in der Tat nicht an, bewußte Bildung auf die der Verstandeskräfte zu beschränken: sie erstreckt sich ebenso auf die sittlichen, gemütischen und künstlerischen Lebenskräfte. Nur so gewinnt sie das Recht, sich über die Stufen der bloßen Phantasie und der Tat-Welt als höhere Welt zu erheben. Dieses Streben nach höherem Vollendungsgrad ist aber schließlich der letzte Sinn alles dessen, was Bildung heißt.

Das Selbst sieht einen Kreis von Dingen um sich, dem es irgendwie zugehört: in der Wirkung der Dinge auf sich und seiner auf die Dinge empfindet es seine Zugehörigkeit. Dies Gefühl in sich zu stärken, damit beginnt es seine Arbeit: am Anfang der bewußten Selbstbildung steht der Wunsch, eignes Meinen, Denken, Fühlen, Handeln bestätigt zu sehen.

Eine Tatsache von ungeheurer praktischer Tragweite, von äußerster Wichtigkeit für den Volksbildner. Man vergegenwärtige sich, daß weithin der einzige Weg, neue Denkinhalte aufzunehmen, der über die Autorität der Gemeinschaft ist! Hieraus erst gewinnt die Bildungspolitik ihre richtige Grundeinstellung, ihre feste Position gegenüber der verbreiteten Irrmeinung, es gelte den zu Bildenden irgendwie emporzuziehen. Während es vielmehr gilt, ihn in die ganze Breite eignen Meinens, Denkens, Fühlens zu führen, mit der Aussicht, daß er, an den verschiedenen Grenzen seines Geistbereiches angelangt, sie als Grenzen sehe, aus eignen Kräften überschreite, und so aus Eignem emporwachse. Man erkennt den völlig legitimen Charakter dieses Antriebs, den man, lediglich seine extremen Formen, Übertreibungen gewahrend, nur als Kulturhemmnis zu betrachten geneigt ist. Er hat, trotz starker Ichknüpfung, doch so entschiedene Sachrichtung, daß ihm hoher Bildungswert zugesprochen werden muß, der freilich, eben infolge der starken Ichknüpfung, durch blickverdunkelnde Leidenschaft leicht herabgemindert werden kann. Es muß daran festgehalten werden, daß — mag auch Kultur auf ihre Höhe erst kommen nach Loslösung von so primitiven Gemeinschaftsfesseln

— schon in der natürlichen Gemeinschaft eine vollgültige Kulturform gegeben ist. Der Antrieb, den man auch als Bedürfnis nach Widerhall, als Wunsch nach autoritativer Deckung durch überkommene oder selbstgewählte Führerschaft bezeichnen kann, ist, anthropologisch betrachtet, nichts anderes als eine Sonderform eines menschlichen Grundtriebes: des Geltungsbedürfnisses. Indem das Ich sich auf einen Kreis Gleichgesinnter stützt, gewinnt es breitere Basis, festeren Stand, größere Selbstsicherheit, erhöhtes Machtbewußtsein.

Die Gefahren, die diesem Antrieb drohen, können in das Wort Parteiblindheit zusammengefaßt werden. Der Volksbildner kann und soll hier nicht mehr tun, als vermeiden, dem Fanatismus Vorschub zu leisten, und durch Bereitstellung geeigneter Lehrmeister der Selbstbefreiung eine Chance geben.

Der Prozeß Individuum — Gemeinschaft ist damit nicht zu Ende. In der Führerschaft, die darin besteht, den Geführten mehr zu geben, als sie wünschen, hat die Gemeinschaft den dialektischen Sprengstoff in sich selbst. Aber auch bei den Geführten regt sich bald hier oder da Widerspruch. Der Geführte pflegt seinem Führer und seinen Genossen gegenüber weniger blind zu sein als gegenüber den anderen, den Außenstehenden. Nicht selten, daß eine gestern aufgegebene Parteimeinung heute mit Feuer nach außen verteidigt wird! Es entsteht, nicht überall, aber in Einzelnen, der Wunsch sich frei zu machen, zuerst vielleicht als bloße persönliche Reaktion auf gelegentlich durch Gemeinschaftszwang erlittene Hemmungen, im günstigen Falle über mannigfache „Heimfindungen“ und abermalige „Befreiungen“ hinweg sich läuternd zu einem Willen zur Wahrheit, einem Willen, „sich nichts vormachen zu lassen“, sein Denken „ganz von vorn zu beginnen“. Als Helfer erstehen hier das Denken und sein Diener, das Buch, daher die erste Stufe der Selbstbefreiung rationalistische Färbung hat: als ein Wunsch und Wille zum Wissen. „Wissen macht frei.“ Wer einmal die befreiende Macht des Wissens auf irgendeinem Gebiet erfuhr, ist geneigt, diesem Freunde grenzenloses Vertrauen zu schenken. Es entsteht der Glaube, genährt durch die sichtbarlichen Erfolge der exakten Wissenschaften, daß sich mit Wissen alle Rätsel der Welt lösen lassen. Ein jugendlicher, fruchtbarer Irrglaube, der nicht frühzeitig zerkrittelt werden darf, nicht, bevor er sich völlig ausgelebt und ausgewirkt. Es gilt also — und hier liegt eine gewisse Gefahr — in die Breite zu streben: möglichst viel Dinge seinem Wissen einzuverleiben. Die Antriebe erhalten eine sachgerichtete Vielfältigkeit.

Die Sachen zeigen sich indes stärker als der Mensch: je weiter er glaubt sie im Denken zu bewältigen, je näher er glaubt der Wahrheit zu kommen, um so ferner rücken die Dinge, um so mehr zerlöst sich die Wahrheit. Ist es vielleicht doch nicht allmächtig, das Wissen? So beginnt der Bankrott des Wissens, den jeder Wissende, nach eignem Vermögen früh oder spät, einmal erlebt. Sollten Schauen, Fühlen, Glauben nicht weiter führen? Genug, ein Ungenügen wird offenbar, eine Verzweiflung droht, aus der es nur die eine Rettung gibt: sich der Sache restlos hinzugeben, sie durch ihr ganzes Sein wirken zu lassen, gleichgültig, ob auf Verstand, Willen oder Gemüt: eine Sachhingegebenheit, eine Sachfrömmigkeit entsteht, in welcher die Seele gegenüber dem Reichtum des Seins nur noch die demütig Empfangende ist.

Bis endlich das Selbst, zur letzten Befreiung und Vollendung schreitend, diese Sachfrömmigkeit als Teil der Welt- und Gottesfrömmigkeit überhaupt begreift: offen wird für weltanschaulich-religiöse Antriebe — die Gemeinschaft erneuernd auf höherer, geistigerer Stufe, der höchsten menschlicher Bildung, die es nicht nur immer reicher zu erfüllen und vor Rückfällen in niedere Weisen zu bewahren, sondern immer neu zu erobern gilt.

Dr. Rudolf Angermann

Lesertyp und Sachkatalog

Unter diesem Titel hat Johannes Braun, der Direktor des Borromäusvereins in Bonn, kürzlich zwei Referate eines volksbibliothekarischen Lehrgangs als Broschüre erscheinen lassen[1]. Das eine stammt von Lehrer Georg Schäfer — Städtische Lesertypen —, das andere von Pfarrvikar Ludwig Latta — Der Katalog in Einstellung auf den Lesertyp. Arbeiten, die heute unter diesen Überschriften büchereimethodische Fragen behandeln, sind des Interesses aller Fachgenossen gewiß. Denn die Arbeit am Sachkatalog, jene alte Aufgabe aller bibliothekarischen Arbeit, in Zusammenhang zu bringen mit dem Versuch, die überaus mannigfache Leserschaft dadurch übersehbar zu machen, daß unter bestimmten Gesichtspunkten Typen herausgestellt werden, — diese Bemühung dürfte von jedem Bibliothekar einer nicht rein fachwissenschaftlich arbeitenden Bücherei als fruchtbar und anregend begrüßt werden. Um die Beurteilung dieser kleinen, aber, wie schon jetzt gesagt werden soll, außerordentlich interessanten und begrüßenswerten Schrift zu ermöglichen, sei zunächst ein teils geschichtlicher, teils systematischer Blick auf das Gesamtgebiet der Sachverzeichnisbearbeitung in der öffentlichen Bücherei versucht.

*

Die Arbeit an den Sachverzeichnissen hat die Bibliothekare der öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen sehr bald nach Beginn der neueren Volksbüchereibewegung sehr lebhaft zu beschäftigen begonnen. War das Durchsetzen ihrer programmatischen Forderungen doch nur zu erwarten, wenn es gelang, die Welt der Bücher den Lesern in einer den Leserbedürfnissen gemäßen Ordnung vorzustellen. Zur Bewältigung dieser Aufgabe fand der Volksbibliothekar eine nicht geringe Vorarbeit in den Gelehrtenbibliotheken, die — wenn auch von ganz anderen Benutzungssituationen ausgehend — sich mit der Darstellung ihrer Bücherbestände in übersichtlichen und durchschaubaren Verzeichnissen seit Jahrhunderten beschäftigt hatten. Ohne hier auch nur die Hauptepochen dieser Arbeit der wissenschaftlichen Bibliothekare anzudeuten, sei zusammenfassend festgestellt, daß sich im 19. Jahrhundert gegenüber gewissen allzu rationalistischen Tendenzen der Aufklärungszeit, insbesondere der französischen Enzyklopädisten, die Forderung allgemein durchgesetzt hatte, daß die Buchordnung der wissen-

[1] Lesertyp und Sachkatalog. Zwei Referate des 15. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien in Bonn. Hrsg. von Johannes Braun. Bonn 1928, Borromäus-Verein. 70 Seiten.

schaftlichen Bibliothek letztlich von den Bedürfnissen der Bibliothekbenutzer her bestimmt werden müsse. Diese Erkenntnis, die übrigens ganz deutlich an alte vorrationalistische Überlieferungen der Gelehrtenbibliothek anknüpfte, ist sachlich als eine außerordentlich wichtige Voraussetzung der volksbibliothekarischen Arbeit an den Sachverzeichnissen anzusprechen. Allerdings: diese Voraussetzung, die rückblickend in voller Deutlichkeit zu erkennen ist, konnte den ersten Bearbeitern dieser Frage im Umkreise der neueren öffentlichen Bücherei kaum als leicht verwertbare Hilfe für ihre Arbeit zugute kommen, da die Arbeitssituation der öffentlichen Bücherei sich von der der Gelehrtenbibliothek allzusehr unterschied. Und so mußte denn aus dem Bildungsziel und den besonderen praktischen Bedürfnissen der neuen öffentlichen Bücherei die Methodik ihres Leserkatalogs so gut wie völlig neu entwickelt werden.

Das aber war eine außerordentlich weitgreifende Aufgabe. Ganz klar war, daß nur solche Bücherverzeichnung sinnvoll wäre, die den Benutzungsbedürfnissen der Leserschaft entspräche. So ähnlich im Grundsätzlichen diese Forderung der volkstümlichen und der Gelehrtenbibliothek war, so verschieden waren die praktischen Erfordernisse, die die Verwirklichung jenes Grundsatzes bestimmten. Wir sehen hier ganz ab von der zwar wichtigen, aber doch äußerlichen Tatsache, daß das Bücherverzeichnis der öffentlichen Bibliothek seinen Dienst nur dann befriedigend erfüllen kann, wenn es dem Leser wirklich zur Benutzung in die Hand gegeben werden kann, d. h. als gedrucktes Verzeichnis vorliegt: der eigentliche und entscheidende Unterschied liegt in der andersartigen Zusammensetzung und den abweichenden Bedürfnissen der Leserschaft in der volkstümlichen Bücherei, verglichen mit der der wissenschaftlichen Bibliothek. Aus der äußeren und inneren Lage der Benutzerschaft der jungen öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen folgten die Eigenschaften der geforderten Sachverzeichnisse. Im Zuge dieser Gedanken schreibt Ernst Schultze, 1900, in seinem heute noch wichtigen Werk: „Freie öffentliche Bibliotheken", S. 292: „Selbstverständlich muß eine jede freie öffentliche Bibliothek einen Katalog besitzen, der dem Publikum im weitesten Maße zugänglich gemacht werden muß — und zwar überall, wo das nicht etwa die große Anzahl der Bücher verbietet, durch den Druck. Man kann in kleineren Bibliotheken ein einfaches Verzeichnis nach den einzelnen Abteilungen geben, innerhalb der Abteilungen nach dem Namen der Verfasser alphabetisch geordnet — für größere Bibliotheken empfiehlt sich dagegen eine Form des Kataloges, wie sie in Amerika und England

unter dem Namen ‚dictionary catalogue' vielfach üblich ist. Ein solcher ‚Kreuzkatalog' enthält die Bücher oft nicht nach den verschiedenen Abteilungen hintereinander geordnet, sondern alle in einem Alphabet, dann aber jedes Buch nicht nur einmal, sondern zweimal oder noch öfter: es wird dann nicht nur unter dem Namen des Verfassers angeführt, sondern auch unter dem Hauptstichwort, was zumal bei wissenschaftlichen Büchern, die ein Grenzgebiet behandeln (von dem es zweifelhaft sein könnte, ob man es dieser oder jener Abteilung zuordnen soll), eine große Wohltat ist. Aber auch für die belletristische Abteilung ist ein solcher Katalog sehr wertvoll, da erfahrungsgemäß die Leser oft zwar den Titel eines Buches, das sie zu entleihen wünschen, kennen, nicht aber seinen Verfasser." Und dann etwas später a. a. O. S. 293: „Der Katalog muß so billig wie möglich sein: am besten ist es, wenn er nur 10 oder 20 Pfennig kostet, was sich wohl auch bei einer Stärke von mehreren Bogen dadurch ermöglichen läßt, daß man eine Reihe von Annoncen dafür aufnimmt — auf keinen Fall darf er mehr als 50 Pfennig kosten. Je billiger er ist, desto stärkeren Absatz findet er natürlich, und desto stärker wird auch die Bibliothek benutzt." Ferner empfiehlt Schultze — wiederum nach angelsächsischem Vorbild — einen besonderen Katalog der Neuerwerbungen. Einen weiteren Einblick in den damaligen Stand der Bearbeitung der Leserkatalogfragen gewinnt man aus H. E. Greve (Das Problem der Bücher- und Lesehallen; deutsch 1908), der anläßlich ausführlicher Erörterung der Katalogfragen zu dem Ergebnis kommt: „Für Bücher- und Lesehallen, welche über vieles und gediegenes wissenschaftliches Material verfügen, ist behufs des studierenden Publikums der systematische neben dem Kreuzkatalog fürs tägliche Publikum zu empfehlen." (S. 193f.)

Nun haben aber diese Forderungen auf die tatsächliche Arbeit an den Sachverzeichnissen im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts keinen sehr nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Zwar ist der von Schultze wie von Greve den Volksbibliothekaren als besonders geeignet empfohlene Katalog hier und da einmal angelegt worden, aber wenn wir heute auf die volksbibliothekarische Arbeit bis zum Kriegsbeginn zurückblicken, so ist der beherrschende Typus des Sachverzeichnisses der in Anlehnung an die traditionelle Begriffswelt geschaffene systematische Fachkatalog. Die wichtigsten Büchereien dieser Epoche haben nahezu sämtlich einen solchen Katalog geschaffen und ihrer Leserschaft als Druckkatalog zugänglich gemacht: Wien, Jena, Essen, ebenso wie Bremen, Charlottenburg, Braunschweig, Elberfeld, Heimannsche Biblio-

thek in Berlin, Dresden-Plauen. Diese Arbeiten konnten als typische und vorbildliche Leistungen für eine Zeit angesehen werden, die der gesellschaftlichen und volkspädagogischen Aufgabe ihrer öffentlichen Büchereien gerecht zu werden glaubte, wenn sie den Bestand ihrer Büchereien in einer Weise vorstellte, die sie dem Verständnis des gebildeten Laien zugänglich wähnte. Diese Auffassung aber erwies sich nach zwei Seiten hin als nur sehr bedingt richtig. Einmal zeigte sich dem aufmerksamen Bibliothekar, daß doch nur ein sehr geringer Teil der Leserschaft imstande war, den Zugang zu dem in systematischen Fachzusammenhängen vorgestellten Büchermaterial zu gewinnen; zum anderen erwies sich die Schaffung eines solchen umfassenden Sachverzeichnisses als eine arbeitstechnisch wie ökonomisch außerordentlich schwer zu bewältigende Aufgabe.

Besonders der erste Einwand, die geringe Verwendbarkeit des systematischen Gesamtverzeichnisses, mußte immer deutlicher werden, seit die bewußte Hinwendung der bibliothekarischen Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse der Leserschaft zu den ersten Versuchen einer zielbewußten Erforschung der Leseinteressen der Benutzerschaft führte. Die ausgebreiteten Untersuchungen W. Hofmanns über „Die Organisation des Ausleihdienstes in der modernen Bildungsbibliothek"[1] mit ihren besonders wichtigen Ausführungen zur „Psychologie des Proletariats" enthalten ausführliche und tiefgreifende Überlegungen zu diesem Thema, und wenn auch im Zusammenhang dieser Arbeiten die Frage sich noch nicht auf die Sachverzeichnisse insonderheit richtete, so konnte die damit gewonnene volksbibliothekarische Arbeitsrichtung doch nicht ohne stärksten Einfluß auf die weitere programmatische und faktische Arbeit an den Sachverzeichnissen bleiben. Aber auch in anderen volksbibliothekarischen Kreisen wurden neue Erkenntnisse gewonnen, die von Bedeutung für diese Frage werden mußten. Zur gleichen Zeit, als W. Hofmann mit diesen Untersuchungen beschäftigt war, schrieb Ladewig seine „Politik der Bücherei" (1911). Er kam in diesem umfangreichen Buch zwar nur ganz nebenher auf das Problem des Leserkatalogs zu sprechen; aber auch das wenige, was er darüber sagte, läßt erkennen, daß die Funktion dieses volksbibliothekarischen Arbeitsinstruments und seine daraus folgende Beschaffenheit jetzt anders und viel wirklichkeitsnäher gesehen wurde als etwa ein Jahrzehnt früher bei Ernst Schultze und Greve. Ladewig erkannte die Notwendigkeit, von dem damals noch allgemein gültigen Prinzip des Gesamtkataloges abzugehen und statt dessen Auswahlverzeichnisse zu

[1] Volksbildungsarchiv I, 1910 S. 55ff. u. S. 227ff., II. 1911 S. 29ff., III. 1913 S. 319ff.

schaffen. Hierin ebenso wie in der Forderung, der Katalog dürfe nicht durch zu weitgehende Gliederung für den Benutzer unübersichtlich werden, zeigt sich Ladewig durchaus im Zug der fortschreitenden Betrachtung der Büchereiarbeit vom Leser aus. Aber diese Einsichten haben sich vor dem Kriege nicht mehr auswirken können. Zwar die Verzeichnisse, mit denen etwa die von W. Hofmann eingerichteten Leipziger Bücherhallen 1914 auf der Bugra sich vorstellten, erwiesen sich, obgleich sie im Prinzip an den Ordnungsgedanken des systematischen Fachverzeichnisses festhielten, unter der beherrschenden Rücksicht auf die Bedürfnisse der Benutzerschaft doch schon als recht andere und geeignetere Hilfsmittel zur Darstellung des Bücherbestandes für eine nicht spezialistisch eingestellte Leserschaft als die älteren Gesamtverzeichnisse. Aber zur vollen Entfaltung konnten die neuen Gedanken über den Leserkatalog vor 1914 nicht mehr kommen.

*

Das geschah erst nach dem Kriege. Die bestimmende Forderung war ganz klar geworden, wenigstens bei den Volksbibliothekaren, die im lebendigen Entwicklungsgang dieses Zweiges der Büchereiarbeit standen: Ausgehen von der Leserschaft, Erkenntnis und Erfüllung ihrer Bedürfnisse; den Lesern galt es durch das Sachverzeichnis den Zugang zu eröffnen zu den in den Büchern enthaltenen Gegenstandswelten. Der Weg aber, auf dem diese Forderung verwirklicht werden konnte, war keineswegs ebenso klar. Der systematische Gesamtkatalog, wie ihn die Vorkriegszeit entwickelt hatte, war durch Erfahrung als wenig brauchbar erkannt worden, und zwar sowohl um seines verwirrenden Umfanges wie um seiner leserfremden Einteilungsgrundsätze willen. So lag es nahe, daß man zunächst die Schaffung von Auswahlverzeichnissen unternahm. Diesen Gedanken legte ja auch schon die Geld- und Materialknappheit der Kriegs- und Nachkriegsjahre nahe. Wenn man hier und da glaubte, man könne ein solches Auswahlverzeichnis dadurch erhalten, daß man ein systematisches Gesamtverzeichnis gewissermaßen verkleinere, etwa wie man eine photographische Aufnahme verkleinern kann, so war das eine Verkennung des Doppelzieles, dem man mit dem Auswahlverzeichnis zustrebte, und dem nur ein ebenso quantitativ wie seinen Ordnungsprinzipien nach verändertes Verzeichnis entsprechen konnte. Ein Beispiel für einen solchen nur einseitig quantitativ bestimmten Versuch eines Auswahlverzeichnisses stellt das Verzeichnis „Auswahl" der Bücherei Charlottenburg dar (Charlottenburg 1918). Ganz anders die „echten" Auswahlverzeichnisse! In ihnen wurde

der Versuch unternommen, für den mehr oder weniger unvorbereiteten Leser aus dem Gesamtbestand einer großen Bücherei eine übersehbare Zahl von Büchern aus allen Abteilungen zusammenzustellen und ihm so einen Weg in die Welt der Bücher zu bahnen. Man kann sagen, daß mit dieser Form des Sachverzeichnisses ein ganz entscheidender Schritt in der Methodik und Praxis der volkstümlichen Bücherei getan worden ist. Das bekannteste und bestgelungene Verzeichnis dieser Art ist die Leipziger „Auswahl“, enthaltend 500 Bücher für unvorbereitete Leser (zuerst 1919 erschienen); ein Verzeichnis, das auch von vielen anderen volkstümlichen Büchereien übernommen worden ist. Auswahl, Gliederung und Charakteristik in diesem Verzeichnis wurden ganz ausdrücklich bestimmt von solchen Bezugspunkten, die dem einfachen Leser lebensnah sind. Als ein anderes Beispiel dieser Art von Verzeichnissen sei hier auch das Düsseldorfer Verzeichnis „Erste Auswahl“ 1922 erwähnt, besprochen durch Rosin (Bücherei und Bildungspflege III, 1923, Seite 206f.). Prinzipiell hat W. Hofmann diese Art eines Sachverzeichnisses in seinem Aufsatz „Das Auswahlverzeichnis“ 1919 dargestellt und begründet[1].

Das war der erste deutliche Schritt auf dem Weg zum neuen Sachverzeichnis der volkstümlichen Bücherei. Der nächste mußte darauf gehen, auch differenziertere Leserwünsche zu erkennen und durch geeignete Sachverzeichnisse zu erfüllen. Das war aber nur möglich, wenn es gelang, eine eindringlichere Kenntnis der Leserbedürfnisse zu gewinnen. Nur wenn die wirkliche Struktur der Benutzerschaft erfaßbar würde, konnte man hoffen, Verzeichnisse zu schaffen, die sich für weitere Kreise der Leserschaft als hilfreich erwiesen. Dabei war es klar, daß man irgendwie über die Erfassung der einzelnen Leserindividuen hinauskommen und zunächst feststellen müsse, ob es allgemeingültige Gruppierungen in der Benutzerschaft gebe. Bei diesen Versuchen, über die einzelne Leserindividualität hinaus zur Vorstellung von L e s e r g r u p p e n zu kommen — Untersuchungen, die ganz folgerichtig aus W. Hofmanns oben erwähnter erster großer Arbeit zur Leserkunde erwuchsen — ergab sich nun zunächst die intuitiv den Bibliothekaren längst vertraute Tatsache, daß die Benutzerschaft sich gruppenweise nach gewissen generellen Merkmalen unterschied und danach auch eingeteilt werden könne. Der Altersunterschied innerhalb der Leserschaft, oder der Unterschied zwischen den Interessen der männlichen und weiblichen Leser, oder der Einfluß der Soziallage auf

[1] Hefte für Büchereiwesen. V. Bd. 1919, S. 50ff.

die Lesebedürfnisse: in diesen Unterscheidungen boten sich Merkmale an, nach denen es möglich schien, die mannigfache Benutzerschaft einer großstädtischen Bücherei in Gruppen zusammenzufassen, deren Interessen und Fragenrichtungen den Büchern gegenüber immerhin wenigstens einigermaßen gleichartig waren. Von dieser relativen Einheitlichkeit aus konnte man dann versuchen, für solche Gruppen auch Bücherverzeichnisse, Gruppenverzeichnisse genannt, zu schaffen. Das war ein weiterer sehr bedeutsamer Schritt. Eine besondere Frage erhob sich hier: ob man diese Gruppen durch ein oder mehrere dieser Merkmale bestimmt sein lassen sollte. Es war natürlich einfacher, für eine nur durch Alter oder durch Geschlecht oder durch Soziallage bestimmte Gruppe Verzeichnisse zu schaffen, als für eine zweifach oder gar dreifach determinierte Gruppe. Andererseits war deutlich, daß ein Verzeichnis dieser Art um so besser im Dienste einer individualisierenden Ausleihe zu verwenden war, je genauer der Benutzerkreis bestimmt war, dessen Leseinteressen das Verzeichnis entsprechen sollte.

Diese Phase der Entwicklung der Gedanken über Sachverzeichnisse, die — wie fast alles Grundlegende, was seit Kriegsende in Deutschland zu dieser Frage geschrieben wurde — dem Wirken Walter Hofmanns verdankt wird[1], ist dann und wann von Fachgenossen kritisch beleuchtet worden. Entscheidende Einwände gegen die Richtigkeit dieser Gedanken sind nicht vorgebracht worden. Berücksichtigt werden muß allerdings dabei, daß es sich im Lebenskreisverzeichnis, wie W. Hofmann das dreifach (nach Alter, Geschlecht und Soziallage seiner Benutzerschaft) determinierte Gruppenverzeichnis nennt, nicht um das Sachverzeichnis der öffentlichen Bücherei, sondern nur um eine Art ihrer Verzeichnisse handelt, die — da es sich hier ja um Auswahlverzeichnisse handelt — stets im Zusammenwirken mit anderen Verzeichnissen gesehen werden muß. Daß die volksbibliothekarische Welt an solchen Gruppenverzeichnissen aber ein Arbeitsmittel von allergrößter Bedeutung erhalten hat, wird jeden Tag erneut durch die Erfahrungen der Ausleihe bestätigt.

Aber W. Hofmann blieb bei dieser Entwicklung seiner Gedanken zum Sachverzeichnis nicht stehen. Die Frage: Wie kann man in der Benutzerschaft, von der auszugehen erstes Gebot der volkstümlichen Büchereiarbeit ist, weitere Gruppierungen erkennen, die für die Anlage von Sachverzeichnissen fruchtbar werden können, schien W. Hof-

---

[1] Vgl. z. B. W. Hofmann, Von den Sachverzeichnissen. Hefte für Büchereiwesen VII. Bd. 1922, Seite 41—52, und Der Katalog der Frau, ebd. IX. Bd. 1924, Seite 162—167.

mann noch weitergehende Antwort zu fordern. Er fand sie in der Erkenntnis, daß nicht nur allgemeine Bedingtheiten soziologischer und biologischer Art Voraussetzungen für Gruppenbildungen innerhalb der Benutzerschaft waren, sondern daß es möglich sein müsse, die Interessen selbst zu gruppieren. Beruhten jene Gruppenbildungen, die in den Lebenskreisen ihren bestimmtesten Ausdruck fanden, auf Gruppierung objektiver personaler Gegebenheiten, so stellten sich die neuen Gruppen als Zusammenfassung intentionaler Verhaltensweisen der Leser dar. Im theoretischen, praktischen und phantasiemäßigen Leseinteresse fand W. Hofmann allgemeine Leseantriebe[1], die zu Gruppierungen ganz neuer Art führten und, als Grundlage für die Arbeit an den Sachverzeichnissen verwendet, zur Forderung des psychologischen Grundverzeichnisses führten.

Auch diese Einsicht ist nicht vom Himmel gefallen. Der erfahrene Bibliothekar hat — mehr oder weniger deutlich — längst gewußt, daß der jugendliche Leser, der eine Abenteurerreise durch Zentralafrika liest, von dort eher zu einem anschaulichen Buch aus dem Kampfleben der Tiere übergeht als zu einem Werk über afrikanische Geographie; oder allgemein ausgedrückt: daß die Bücher — vom Leser aus gesehen — sich ganz anders gruppieren, als es die Gegenstandswelt der Bücher nach der überlieferten Ordnung der Sachgebiete voraussetzt. Daß W. Hofmann diese Erkenntnis aber zur Grundlage einer Ordnung des Sachverzeichnisses gemacht hat, ist ein weiterer bedeutsamer Fortschritt auf diesem Arbeitsgebiet, dessen Tragweite erst im weiteren Verlauf der Arbeit am Leserkatalog voll zur Geltung kommen wird. Auch das so entstehende Verzeichnis ist nicht das Verzeichnis der volkstümlichen Bücherei — es ist gerade eines der wichtigsten Ergebnisse der W. Hofmannschen Arbeit, daß es das Verzeichnis der volkstümlichen Bücherei nicht gibt, sondern daß nur eine Mannigfaltigkeit von Sachverzeichnissen vermag, den Bücherbestand der volkstümlichen Bücherei befriedigend zu erschließen —, aber daß es, in vollem Umfange durchgeführt, eine besonders wichtige Rolle in der volkstümlichen Bücherei spielen wird, liegt auf der Hand.

Daß im ganzen diese von subjektiven Gesichtspunkten ausgehenden Verzeichnisse in der volkstümlichen Bücherei wichtiger sind als die objektiven Fachverzeichnisse, liegt im Wesen der volksbibliothekarischen Arbeitsaufgabe. Trotzdem ist zu betonen, daß unter keinen Um-

[1] Siehe hierzu besonders W. Hofmann, Das Grundverzeichnis. Hefte für Büchereiwesen IX. Bd. 1924, Seite 129—145.

ständen eine Auflösung der Welt der objektiven Gehalte zugunsten der subjektiven Tendenzen eintreten darf; schon deshalb nicht, weil im Interesse der objektiven und gesellschaftlichen Aufgabe der öffentlichen Bücherei die ganz bewußte Verbindung mit der Welt des Objektiven unter keinen Umständen verloren werden darf. Und so tritt gerade mit der starken Betonung der Benutzerinteressen gleichsam als Gegengewicht die Notwendigkeit einer verstärkten Hinwendung zur Welt der Gehalte ins bibliothekarische Bewußtsein. In gleichsam dialektischem Fortgang wendet sich die Arbeit W. Hofmanns deshalb in der auf das „Grundverzeichnis" folgenden Arbeitsphase der um so stärkeren Betrachtung der objektiven Welt zu. Nun allerdings nicht mehr zum Zweck der Herstellung von Verzeichnissen in der Art der früheren systematischen Leserkataloge, wie sie die Vorkriegsperiode gekannt und geschaffen hatte, sondern in einer neuen Art, die die ganze Fülle der subjektiven Benutzungstendenzen berücksichtigt. Es entstehen Sachverzeichnisse, die von klar erkannten Fragestellungen der tatsächlich vorhandenen Leser aus die Welt der Bücher darzustellen streben: in Zusammenhängen, die ebenso der objektiven Welt der Gehalte wie den subjektiven Tendenzen der Benutzer gerecht zu werden streben. Diese Verzeichnisse, die thematischen Sonderverzeichnisse, sind in der letzten Phase der W. Hofmannschen Arbeit an den Sachverzeichnissen in den Vordergrund des Interesses getreten und haben über die Kreise der engeren Fachgenossen hinaus — besonders auch beim Buchhandel und in Lehrerkreisen — freudige Anerkennung gefunden[1].

Erst an dieser Stelle, wo nach der jahrelangen Durcharbeitung der Probleme der subjektiven Leseantriebe W. Hofmann sich wieder stärker der Arbeit an den auch auf objektiven Ordnungsgedanken aufgebauten Sachverzeichnissen zuwendet, trifft seine Arbeit mit dem allgemeinen Strom der sonstigen volksbibliothekarischen Arbeit an den Sachverzeichnissen wieder zusammen. Aber welche Vertiefung der Einsichten ist auf diesem jahrelangen Weg erarbeitet, welche Fülle konstruktiver Gedanken und konkreter Einsichten entwickelt!

Um so erstaunlicher aber ist es, daß diese Gedanken kaum irgendwo in dem von Hofmann nicht beeinflußten Teil der Fachwelt bisher in ihrer grundsätzlichen Bedeutung erörtert worden sind. Allerdings heißt das nicht, daß diese Gedanken ohne Wirkung geblieben sind. Im Gegenteil: wer aufmerksam die heutige Arbeit an den Sachverzeichnissen der deutschen volkstümlichen Büchereien durchforscht, wird

[1] Z. B. „Die Welt des Sozialismus", 1927, „Die Welt um Deutschland", 1927, „Meister der Musik", 1928.

auf Schritt und Tritt die mehr oder weniger glücklich entfalteten Keime W. Hofmannscher Gedanken wiedererkennen. Aber etwas anderes ist die praktische Wirkung, etwas anderes die prinzipielle Diskussion und Klärung.

*

In diesem Zusammenhange nun ist das kleine Büchlein, von dem unsere Betrachtung ihren Ausgang nahm, ein interessantes Stück volksbibliothekarischer Fachliteratur. Man wird diese Schrift nur dann gerecht beurteilen können, wenn man sie in den Zusammenhang der bisher auf volksbibliothekarischem Boden geleisteten methodischen Arbeit am Problem des Sachverzeichnisses stellt. So betrachtet, ist es zunächst und vor allem eine sehr erfreuliche Tatsache, daß die nach W. Hofmanns Vorgang immer deutlicher in ihrer Wichtigkeit erkannte Grundfragestellung bei der Arbeit am Sachverzeichnis: „Orientierung an typischen Gruppierungen in der Benutzerschaft" jetzt auf dem Boden des Borromäusvereins so lebendig aufgenommen wird und die Diskussion durch anschauliche, aus praktischer Erfahrung stammende Eindrücke von Lesertypen bereichert wird. In dieser Schrift ist — soweit uns bekannt ist — zum erstenmal außerhalb des Kreises der „Hefte für Büchereiwesen" mit so viel Sinn für die konkrete bibliothekarische Situation die Frage nach dem Lesertyp gestellt, und man wird verstehen, daß wir das mit lebhafter Freude begrüßen.

Wenn im folgenden einige kritische Anmerkungen zu dieser Schrift notiert werden, so soll dadurch diese positive Wertschätzung keinesfalls gemindert werden. Das wäre schon deshalb unberechtigt, weil die Schrift die Wiedergabe von Referaten enthält, die von nebenamtlichen Bibliothekaren für nebenamtliche gehalten worden sind und unter solchen Umständen weder eine nach allen Seiten gleichmäßig vertiefte, noch durch den Anschluß an die vorhandenen Untersuchungen auf diesem Gebiete mit der Fachliteratur ausreichend verknüpfte Darstellung gefordert werden darf. Außerdem sind ja die entscheidenden und sehr weitgreifenden Arbeiten W. Hofmanns zu diesen Fragen noch ganz im Werden, und aus den vorhandenen Veröffentlichungen kann vielleicht nur von den an diesen Forschungen selbst beteiligten Fachgenossen der gegenwärtige Stand dieses Arbeitszweiges erkannt werden. Lediglich also, um die in dieser Schrift gegebenen Einsichten und Anregungen einzufügen in dieses Stück volksbibliothekarischer Facharbeit, sei hier einiges angemerkt.

Entscheidend für die Verläßlichkeit und relative Allgemeingültigkeit einer auf Erkenntnis von Lesertypen aufgebauten Arbeit am Leser-

katalog ist die Frage, wie man zur Aufstellung von Lesertypen kommt. Hier muß die Diskussion beginnen. Zur Beantwortung dieser Frage finden die Volksbibliothekare mannigfache Anregung in den weitverzweigten Untersuchungen, die von Psychologen, Philosophen und Geistesgeschichtlern in den letzten Jahrzehnten zur Erforschung der Typenfrage angestellt worden sind; man denke da etwa an Dilthey oder Nohl, an Wölfflin oder Spranger, Rutz und Sievers oder auch an Jung. Gegenüber allen diesen Versuchen erhebt sich die Frage: welcher Grad allgemeiner Geltung läßt sich für diese Typen behaupten? Nur so weit nämlich können sie für unsere volksbibliothekarische Arbeit von Bedeutung sein, wie ihnen eine gewisse Allgemeingültigkeit zuzusprechen ist. Hätten die Lesertypen nur rein subjektive Geltung im Kopfe des Bibliothekars, so könnten unter keinen Umständen Sachverzeichnisse von einigem Dauerwert auf Grund dieser Typenvorstellungen entstehen[1].

Was sagt Schäfer nun über diese Grundfrage, wie man zur Aufstellung solcher Lesertypen kommt? Er schlägt vor (Seite 2): „In der Praxis würde das Kennenlernen der Leser am besten dadurch geschehen, daß der Bibliothekar einige Probebände in die Bücherei stellt, die er den Neulingen zu lesen gäbe. Diese werden mit ihrem Urteile kaum zurückhalten und die langweiligen Bücher — so nennen sie alles, was sie nicht verstehen — bezeichnen. Danach könnte man ungefähr den Typ des Lesers bestimmen.“ Ganz abgesehen davon, ob man auch diese experimentierende, ganz auf die persönliche intuitive Begabung des Bibliothekars abgestellte Arbeitsweise methodisch vertiefter ausführen könnte — und Schäfer ist zu seinen Typen sicher auf einem viel differenzierteren Wege gekommen, als man es diesen seinen Worten ansieht —, grundsätzlich führt dieser Weg nur bis zu einem ersten ganz vorläufigen Ziel: nämlich bis zu einigen Fragestellungen, deren Beantwortung dann aber mit Hilfe ganz anderer Methoden unternommen werden muß.

Dieser weitere methodische Weg ist nun in der leserkundlichen Forschung tatsächlich auch bereits ganz zielbewußt begangen und hat zu recht wichtigen Erkenntnissen geführt. Zuerst kommt es dabei zur Aufstellung einer ersten Art von Typen, die wir vielleicht als allgemeine Typen bezeichnen könnten. Auch Schäfer selbst setzt

---

[1] Hiermit wird natürlich nichts gegen die sehr berechtigte Forderung Schäfers gesagt, daß nichts im Katalog stehen darf, was an Typenbildung erinnert, um dem Leser nicht den Eindruck zu erwecken, daß er vom Bibliothekar in ein bestimmtes Schema eingezwängt wird.

solche generellen Typenvorstellungen voraus, wenngleich er sie nicht grundsätzlich als solche bezeichnet, sie sogar scheinbar ablehnt, wenn er etwa sagt, daß die Einteilung der Leser nach ihrer Zugehörigkeit zu Berufsgruppen „zu sehr in Äußerlichkeiten stecken bleibt" (Seite 3). Dagegen ist aber festzustellen, daß die später von ihm selbst gemachte sehr fruchtbare Unterscheidung zwischen den Lesern aus bürgerlichen und werktätigen Kreisen ganz in der Richtung auf soziologische Unterscheidungen geht, die zu den wichtigsten allgemeinen leserpsychologischen Merkmalen gehören. Mit dieser Verwendung genereller, insbesondere soziologisch bedingter Merkmale kommt Schäfer denn auch faktisch ein gutes Stück in seiner Typenaufstellung voran. Die Wichtigkeit eines anderen generellen typologischen Merkmals, das Schäfer voraussetzt, tritt bei ihm dadurch etwas zurück, daß er sich in seinen Darlegungen praktisch auf erwachsene Leser beschränkt. Aber sowie er (Seite 3 und 4) die Frage der kindlichen und jugendlichen Leser wenigstens streift, zeigt sich, daß er hier ein anderes, ganz wesentliches, allgemein gültiges Unterscheidungsmerkmal — den Altersfaktor — erkannt hat. Ganz flüchtig nur taucht bei Schäfer dann und wann der vielleicht wichtigste generelle lesertypologische Unterschied — die Geschlechtszugehörigkeit — auf. Es ist erstaunlich, daß dieses allgemeine Merkmal von Schäfer nicht deutlicher hervorgehoben worden ist; vielleicht findet das seine Erklärung in den besonderen Verhältnissen der Büchereien, die Schäfer als Ort seiner Erfahrungen dienen. Es bleibe dahingestellt, ob mit den drei Merkmalen: Alter, Soziallage und Geschlecht, die für alle deutschen Bezirke gleichmäßig und ausschließlich geltenden allgemeinen Kriterien für die Aufstellung von Lesertypen bezeichnet sind. Jedenfalls gehören sie zu den wichtigsten ihrer Art.

Wenn Schäfer nun diese Kriterien zwar auch kennt und erwähnt, so scheint es doch, als ob er sich ihrer weitreichenden Bedeutung und Auswertbarkeit für die volksbibliothekarische Arbeit nicht in ganzem Umfang bewußt geworden ist. Es drängt ihn weiter zu konkreteren, spezielleren Typenvorstellungen. Als solche gibt er innerhalb der bürgerlichen Leser die folgenden an: den „Spießer", den „Bildungsphilister", den „mondänen Leser", den „romantischen Leser", den „wirklich gebildeten Leser", den „faustischen Leser"; innerhalb der werktätigen Büchereibenutzer unterscheidet er wiederum den „Spießer", den „primitiven", den „kleinbürgerlichen" (unter diesen wieder den „intellektuellen" und den „gemütsmäßig" eingestellten) und den „ernsthaften" Leser. Man wird, besonders, wenn man die vielen auf

guter Leserkenntnis beruhenden Einzelbemerkungen Schäfers zu diesen verschiedenen Typen liest, nicht verkennen, daß hier lebendige Erfahrung vorliegt und mancher wichtige Zug von Leserbildern festgehalten worden ist. Und doch wird gerade in dieser Reihe von Lesertypen die doppelte Grenze dieser Arbeit deutlich: der Mangel einer klaren Bestimmung der konstitutiven Merkmale solcher Typen und der Mangel einer verläßlichen, übersubjektiven Methode. Infolgedessen stellen sich uns in Schäfers Leserbildern Typen prinzipiell ganz verschiedener Art dar: die einen sind ganz weit — etwa der „kleinbürgerliche Leser"; andere ganz eng: etwa der „faustische Leser"; die einen sind nach positiven oder negativen Wertvorstellungen gebildet: „der ernsthafte Leser" und der „mondäne Leser", die anderen nach Interessenrichtungen: der „primitive Leser" (das ist der Leser, der die Spannung im Stofflichen sucht, das sein Gefühlsleben anspricht).

Mir scheint, daß diese Ungeklärtheit der Merkmale und die Zufälligkeit in der Methode der Aufstellung von Typen die Ursachen dafür sind, daß die Schäfersche Typenreihe nicht überzeugend zu wirken vermag. Gewiß spielen einige der Eigenschaften, die die Schäferschen Typen repräsentieren, in der Benutzerschaft eine wichtige Rolle, aber um auf sie Typenunterscheidungen aufzubauen, müssen sie viel weitergehend geklärt und auf irgendwelche generellen Bedingungen zurückgeführt werden, wodurch ihnen erst die Bedeutung des Typischen gegeben wird. Man kann nicht sogleich auf konkrete Leserbilder ausgehen. Und methodisch ist die individuelle Intuition grundsätzlich nicht ausreichend. Von Lesertypen wird man in einem vertretbaren Sinn erst sprechen können, wenn man die erste, intuitiv gewonnene Fragestellung in systematischer leserkundlicher Forschung geklärt und das Material für die Antworten nach allen Seiten hin aufs gründlichste untersucht hat.

Dabei wird es zunächst ganz ausschließlich auf die Herausarbeitung genereller Kriterien ankommen. Neben den oben entwickelten Faktoren biologischer und soziologischer Art bieten sich da als weitere, in der subjektiv-intentionalen Sphäre gelegene Merkmale: phantasiemäßige, praktische und theoretische Lesebedürfnisse. Diese beiden Arten genereller Unterscheidungen innerhalb der Leserschaft gilt es zu erforschen, nicht mittels mehr oder weniger fragwürdiger persönlicher Eindrücke, sondern an Hand von ausgedehnten leserstatistischen und leserpsychologischen Untersuchungen, wobei ebenso die Lesergruppen wie die Leserindividuen bedacht werden müssen. Diese Untersuchungen vom Leser aus müssen ergänzt werden durch Untersuchungen vom Bücherbestand aus, wobei wiederum sowohl das einzelne Buch

wie die Büchergruppe berücksichtigt werden muß. Erst so kann man zur Fixierung gewisser Allgemeinvorstellungen kommen, die mehr sind als Zufallsergebnisse. Mit diesen vom Leser her gewonnenen Kategorien verknüpfen sich andere, die aus der Welt der Bücher stammen und zugleich in einer noch zu klärenden Beziehung zu den Leserwünschen stehen: z. B. die literarische Gattung, Zeit und Ort der Handlung, Milieu, Tendenz, Stil u. a. So entsteht ein Geflecht von allgemeinen Vorstellungen über typische Leserinteressen, die dann als Grundlage verläßlicher Sachverzeichnisse dienen können.

Ob die Büchereikunde überhaupt über solche allerdings sehr geklärten Allgemeinvorstellungen hinauszukommen vermag, muß einstweilen fraglich bleiben. Für die Bearbeitung der Frage der Sachverzeichnisse dürften diese Allgemeinvorstellungen jedenfalls ausreichen. Diese Arbeit ist in der volkstümlichen Bücherei noch ganz am Anfang. Sie erfordert auch, will sie über Zufallsergebnisse hinauskommen, so umfangreiche Arbeitsgänge, daß sie nicht vom einzelnen Bibliothekar, womöglich gar dem nebenamtlichen, sondern nur von einer entsprechend ausgerüsteten Arbeits- und Forschungsstelle entscheidend gefördert werden kann. Es ist einer der begrüßenswertesten Fortschritte der deutschen volkstümlichen Büchereiarbeit im allgemeinen, daß sich öffentliche Stellen in Staat und Gemeinde bereit gefunden haben, im Leipziger Institut für Leser- und Schrifttumskunde der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen eine Stelle zu schaffen, die diese Untersuchungen auf breiter Basis in Angriff nehmen kann. Noch stehen diese Arbeiten im Anfang, aber doch läßt sich schon jetzt ermessen, wieviel Einsicht in die methodischen Grundfragen der Büchereikunde auf Grund leserstatistischer und -psychologischer Untersuchungen zu gewinnen ist. Selbstverständlicher Sinn dieses Institutes ist es, allen Zweigen volksbibliothekarischer Arbeit in gleicher Weise zu dienen. Nicht indem es die Gesichtspunkte seiner Arbeit bis zur Konturlosigkeit erweitert, sondern indem es sich mit seinen Untersuchungen so tief in die Fragen hineingräbt, daß die zutage geförderten Einsichten allgemeine Bedeutung haben, weil sie nämlich Voraussetzungen schaffen, die rein methodischer Art sind und die für die weltanschaulich oder bildungsmäßig oder politisch noch so weit geschiedenen Büchereibenutzer Geltung haben.

Erst diese Allgemeingültigkeit der leserkundlichen Einsichten gibt auch die Gewähr dafür, daß eine Gefahr ausgeschlossen bleibt, die bei Anwendung typologischer Arbeitsweise auf pädagogische Aufgaben nahe-

zu unvermeidbar ist: die Vergewaltigung des Konkreten und des durch seine Konkretheit fruchtbaren Augenblicks durch die stets zur Abstraktion neigenden Typenvorstellungen. Daß solche allgemeinen Forschungsunterlagen fehlen, und statt ihrer sehr gut beobachtete, aber doch ganz auf persönlichem Eindruck beruhende Typenvorstellungen angeboten werden, das macht die Grenze der Schäferschen Abhandlung aus. Wollte man versuchen, die Schäferschen Typen allgemein in die Praxis der Borromäusvereinsarbeit umzusetzen, so würde man bald ihre Unzulänglichkeit erkennen. Nur in sehr wenigen Fällen würde man ohne Schaden mit ihnen arbeiten können.

Nur aus dieser allzu subjektiven Aufstellung der Typen ist es zu verstehen, daß das Referat Lattas: „Der Katalog in Einstellung auf den Lesertyp" die Schäferschen Typen zwar als anregende Gesichtspunkte lobt, aber als mögliche Grundlage für die Herstellung von praktischen Sachverzeichnissen ablehnt (Seite 34). Auf den Versuch näher einzugehen, den dann Latta macht, einen „Mittelweg" zwischen objektiven und subjektiven Ordnungsgedanken als Grundlage für den Leserkatalog zu finden, möchten wir hier jetzt unterlassen, obgleich er durchaus interessant und beachtlich ist. Latta selbst sagt darüber: „Der Bücherbestand ist in Sachgruppen zu teilen, in Gruppen, die sich nach dem Stoff, dem Inhalt der Bücher richten; diese Stoffgruppierung aber ist so zu wählen, daß sie nach Möglichkeit jeweils dem Interessenkreis eines Lesertyps, soweit er für unsere Büchereien überhaupt in Frage kommt, entspricht." (Seite 35.) So macht er den Versuch, eine Ordnung der Bücher nach Bezugspunkten zu gewinnen. Wir wollen hier die Lattaschen Stoffgruppen nicht im einzelnen untersuchen. Sie sind zum Teil sehr gut gewählt und können gewiß für die tägliche Büchereiarbeit vielfach mit gutem Erfolg verwendet werden; teilweise decken sie sich, bis in die Wortprägungen hinein, mit den im W. Hofmannschen „Grundverzeichnis" verwandten Gruppenüberschriften. Aber auch eine solche Kataloggliederung setzt, wenn sie gut gemacht werden soll, die genaue Kenntnis der typischen Leserinteressen voraus, und so schwächt die Lattasche Arbeit die oben von uns angestellten Überlegungen nicht ab. Auf diesen Zusammenhang aber zwischen aller auf typische Leserinteressen eingestellten Arbeit und gründlicher leserkundlicher Forschung galt es uns anläßlich dieser Schrift des Borromäusvereins hinzuweisen.

*

Zusammenfassend scheint uns die Schrift „Lesertyp und Sachkatalog" ein sehr erfreulicher Beweis dafür zu sein, wie lebensnah und ernsthaft hier die methodischen Aufgaben der volkstümlichen Büchereiarbeit erwogen werden. Es ist zu hoffen, daß der Arbeitskreis, der hinter dieser Schrift steht, nicht bei diesen ersten anregenden Fragestellungen stehen bleibt, sondern gerade durch diese Fragestellungen weiter vorwärts getrieben wird und dann mitwirkt an der Klärung der wichtigsten grundsätzlichen Fragen, ohne die heute gediegene volkstümliche Büchereiarbeit nicht mehr geleistet werden kann.

Heinrich Becker

Zur Frage der Bevölkerungskunde

Mit zwei Beispielen für die ländliche Bevölkerungskunde

I.

Neben die Bücher- oder Schrifttumskunde tritt in der neuzeitlichen Büchereiarbeit als zweites bedeutendes Arbeitsgebiet die Leserkunde. Ist Leserkunde der immer erneut von den verschiedensten Ansatzpunkten her zu unternehmende Versuch, die besonderen Beziehungen kennenzulernen, die sich zwischen der mannigfach gegliederten Welt der Bücher und der ebenso mannigfach gegliederten Welt der Lesenden ergeben, so ist sie nicht ohne Bevölkerungskunde möglich. Diese vermittelt die allgemeinen soziologischen Grundtatsachen der Menschengruppe, deren Beziehungen und Verhaltungsweisen zum Buch in der Leserkunde untersucht werden sollen. Selbstverständlich, daß die Büchereibewegung nicht von sich aus diese Bevölkerungskunde zu erarbeiten hat. Aber sie wird stets mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit alle Versuche und Arbeiten verfolgen, die in dieser Richtung von anderer Seite unternommen werden. Sei es, daß es sich dabei um die Darstellung und Verarbeitung wichtiger statistischer Erhebungen handelt, die zunächst als Unterlagen für soziale, wirtschaftliche oder politische Maßnahmen gedacht sind, sei es, daß diese Untersuchungen bereits von Anfang an pädagogische Zwecke im Auge haben. — Die Büchereiarbeit hat schon sehr früh die Bedeutung und Notwendigkeit solcher bevölkerungskundlicher Arbeiten in Verbindung mit der spezifisch-volksbibliothekarischen Leserkunde erkannt und herausgestellt. In Walter Hofmanns Arbeit nimmt bereits um die Jahre 1910ff. bei den ersten Versuchen zur Erforschung der Arbeiterlektüre die Auswertung der Arbeiterbiographien und -Autobiographien sowie des ver-

wandten Materials einen breiten Raum ein. (Siehe Volksbildungsarchiv I. Bd., 1910, „Zur Psychologie des Proletariats“, S. 227 ff.) Und in der Deutschen Volksbüchereischule ist von Anfang an (1914) die Tendenz vorhanden gewesen, durch die Behandlung bevölkerungskundlicher Literatur (seinerzeit der Werke von Rosa Kempf, Ida Kisker, Walter Classen, Holek, Göhre, Fischer) sowie vor allem auch durch Berichte der Fachschüler über eigene sozialkundliche Begegnungen und Erfahrungen, den Blick dafür zu schärfen, daß ohne unmittelbar oder mittelbar gewonnene Kenntnis der allgemeinen Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Menschen, die als Leser in unsere Bücherei kommen, keine sinnvolle Büchervermittlung möglich ist[1]. Heute ist nun die Einsicht von der Notwendigkeit bevölkerungs- oder volskundlicher Kenntnisse und Forschungen als Voraussetzung jeder pädagogischen (und auch sozialen und politischen) Tätigkeit bedeutend weiter verbreitet. Im Kreise der freien Volksbildungsarbeit soll ja vor allem die Deutsche Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung die Aufgabe übernehmen, uns für unsere praktische Arbeit die notwendigen Hilfen auf diesem Gebiet zu beschaffen[2]. Aber die Deutsche Schule steht noch im Anfang ihrer Tätigkeit, und auch wenn sie von sich aus, wie geplant, diese Aufgabe durch eigene Arbeiten in Angriff genommen hat, wird immer ein wesentlicher Teil dieser bevölkerungskundlichen Literatur in anderen Zusammenhängen entstehen. Daraus erwächst uns die Aufgabe, diese Literatur regelmäßig zu verfolgen und auf die Brauchbarkeit für unsere Zwecke zu prüfen. — Daß damit allein der bevölkerungskundlichen Information des Volksbibliothekars und Volksbildners nicht genügt ist, sondern andere wesentliche, auch unliterarische Wege beschritten werden müssen, sei nur nebenher angedeutet. Hier liegt auch einer der wichtigsten Punkte in der Ausbildungs- und Nachwuchsfrage. Das wird zwar erfreulicherweise jetzt stärker beachtet, aber weitergehende Bemühungen nach dieser Richtung sind unbedingt nötig.

[1] Siehe dazu auch Walter Hofmann, Ansprache zur Leipziger Büchereifeier, 1925, S. 17 f., und Walther Koch, Wilhelm Heinrich Riehls Volkslehre in ihrer Bedeutung für die volkstümliche Bücherei. In „Hefte“, XII. Band, 1928, S. 217 ff.

[2] Die Deutsche Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung. Das erste Jahr. Herausgegeben vom Hohenrodter Bund. Als Manuskript. Stuttgart 1927, Silberburg-Verlag. — Auch der Begriff „Volkskunde“ erlebt eine entscheidende Wandlung im Sinne einer möglichst universalen Erfassung des geistig-seelischen Gesamtzustandes eines Volkes. Vergleiche Adolf Spamer, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde. Leipzig 1928, Fr. Brandstetter. — Bei dem Aufbau weiterer Schuljahre in der Volksschule fordert Kurt Löwenstein Berücksichtigung eines Gebietes, das er Gegenwartskunde nennt. Das ist auf einem anderen Arbeitsbezirk eine beachtliche Parallelerscheinung. (Sozialistische Bildung. Beilage Sozialistische Erziehung. Jg. 1929, Nr. 2, S. 12.)

Ich will in diesem Beitrag nun nicht eine Übersicht geben über die Literatur und das statistische Material, das uns für die Bevölkerungskunde in der Bücherei wichtig sein kann, sondern ich möchte zunächst einmal an zwei Beispielen zeigen, in welcher Weise wir solche Arbeiten für die eigene Verwendung prüfen und nutzbar machen können. Diese Beispiele beziehen sich auf die Kunde von der ländlichen Bevölkerung. Ein Gebiet, das gerade in der letzten Zeit immer stärkere Beachtung gefunden hat, an dem aber auch die Schwierigkeit, zu befriedigenden Resultaten zu kommen, sich sehr deutlich zeigt. Die geübte Kritik möchte daher durchaus auch als positiver Beitrag zur Weiterführung dieser, wie ich glaube für unsere Volksbildungs- und Büchereiarbeit sehr wichtigen Arbeiten gewertet werden.

II.

Für den Aufbau und die Entwicklung des ländlichen Büchereiwesens ist zweierlei notwendig: eine wohl begründete Kenntnis der ländlichen Sozial- und Bildungslage und die Eingliederung der ländlichen Büchereiarbeit in das Gesamtgefüge der ländlichen Erziehungs- und Bildungsarbeit überhaupt. Wie schon gelegentlich der Besprechung der Schrift von Franz Schriewer Die Dorfbücherei ausgeführt ist[1], besitzen wir heute diese Bevölkerungskunde des Landes, die als Grundlage für eine neuzeitliche Bildungsarbeit dienen könnte, noch nicht.

In dem Buch von J. Fr. Dietz[2] scheint nun nach Titel und Anlage ein ganz besonders wichtiger Beitrag zum Bildungsproblem des Dorfes vorzuliegen. Nach dem Vorwort ist diese Arbeit „ein Versuch, das gesamte Landproblem vom Standpunkte der Erziehung aus zu betrachten". Der Verfasser will — im Anschluß an die neuzeitlichen pädagogischen Auffassungen — nicht nur die planmäßigen erziehlichen und unterrichtlichen Veranstaltungen, soweit sie für das Dorf in Betracht kommen, darstellen, sondern er will überhaupt feststellen, „welche formenden und gestaltenden Kräfte im Dorf wirksam sind", „wie das Hineinleben und Hineingelebtwerden in die Dorfgemeinschaft sich vollzieht". Auf dieser Grundlage sollen dann die „Aufgaben, die sich aus dem Dorfleben für das ländliche Erziehungswesen ergeben", entwickelt werden, und unter kritischer Darstellung der bisherigen dörflichen Bildungseinrichtungen soll ein Bild davon entworfen werden,

---

[1] Hans Hofmann, Dorfbücherei und ländliches Büchereiwesen. „Hefte", XI. Band, 1927, S. 323 ff.

[2] Johann Friedrich Dietz, Das Dorf als Erziehungsgemeinde. Weimar 1927, H. Böhlaus Nachf. 175 Seiten. Preis geh. 4.—, geb. 5.50. (Forschungen und Werke zur Erziehungswissenschaft. Herausgegeben von Peter Petersen-Jena. 7. Band.)

„wie die ländliche Erziehungsarbeit zu gestalten ist, damit sie den Anforderungen, die das heutige Dorfleben an sie stellt, gerecht werden kann".

Damit ist beachtlicherweise der enge Rahmen der reinen Schulpädagogik gesprengt und die gesamte Lebenswirklichkeit als bedeutsam für alle bewußte Erziehung erkannt. Aber es wird auch sofort deutlich, wie sehr dadurch die Aufgabe, die die Arbeit zu lösen sucht, erweitert wird, und die Schwierigkeiten, sie jetzt in vollem Umfang bewältigen zu können, sich vermehren. Der Verfasser ist sich selbst dessen bewußt. Gerade weil wir den Ausgangspunkt, den der Verfasser eingenommen hat, heute für den allein richtigen halten, sei es gestattet, schon hier Bedenken in bezug auf die Durchführbarkeit anzumelden.

Der Verfasser schränkt nun allerdings selbst ein. Zunächst sollen sich seine Darlegungen nur auf das kleinbäuerliche Dorf (mit einer Besitzgröße von etwa 2—10 ha) beziehen; dann scheidet der Verfasser alle sozial gemischten Gemeinden, also die Dörfer, in denen gerade auch für die Bildungsarbeit besondere Probleme und Aufgaben sich ergeben, aus, und schließlich gelten seine Beobachtungen auch nur für ein bestimmtes, landschaftlich abgegrenztes Gebiet, für die kleinbäuerlichen Dörfer des schwäbisch-fränkischen Unterlandes (die Gegend zwischen Heilbronn, Marbach, Ellwangen und Mergentheim).

Damit ist die für eine ertragreiche Durchführung notwendige Beschränkung geschaffen. In diesem Rahmen darf ein konkretes, durch Einzelbeobachtungen und Tatsachen gestütztes Bild der Lebens- und Arbeitswelt des Kleinbauerntums in dieser Gegend erwartet werden. Von hier aus könnten dann auch die Bildungsaufgaben und -formen — mindestens wieder für dieses Gebiet oder Gegenden mit ähnlicher Struktur — aufgezeigt werden. Auf diese Weise würde zwar nicht, wie das Vorwort es meint, das gesamte Landproblem vom Standpunkt der Erziehung aus betrachtet sein, es würde auch noch nicht — wie der Waschzettel mitteilt — „auf Grund der gesamten volkskundlichen und soziologischen Forschungen ein brauchbares Bild des bäuerlichen Geistes und Seelenlebens" und damit die unentbehrliche — in L'Houets Werk nicht mehr gegebene — Psychologie des Bauerntums unserer Zeit geschaffen sein. Aber wir könnten für ein bestimmtes Gebiet und einen bestimmten Typ des Dorfes die notwendigen sozialpsychologischen und pädagogischen Untersuchungen haben. Zusammen mit anderen Arbeiten, die etwa denselben Typ in anderen deutschen Landschaften behandelten, oder die die anderen typischen Formen der bäuerlichen und ländlichen Gesellschaft untersuchten (ich habe in

der schon genannten Besprechung versucht, eine Anzahl solcher Typen anzugeben), würden wir dann allmählich zu der Psychologie des Bauerntums, zu der Bevölkerungskunde des Dorfes und des flachen Landes kommen.

*

Es muß gesagt werden, daß die vorliegende Arbeit diesen Erwartungen nicht entspricht. Die Anlage des Buches verspricht zwar das Beste. Der Darstellung des dörflichen Erziehungswesens wird eine Schilderung der Dorfwelt und des dörflichen Menschen vorangestellt. In diesen beiden Hauptabschnitten werden dann auch alle wichtigen Faktoren des ländlichen Lebens: die Gemeinschaftsformen in Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, Altersverband, Dorfgemeinschaft erwähnt; es werden die bedeutsamsten Gebiete der Dorfkultur: Wirtschaft, Religion, Sitte, sowie der Wandel der Dorfkultur behandelt. Es werden dann auch die einzelnen Gruppen der dörflichen Bevölkerung, der Bauer (seine Stellung zur Natur, zum Staat, zur Bildung), der Dorfhandwerker, der Beamte im Dorf geschildert, und besondere Abschnitte gelten dem Landkind und dem Jugendlichen auf dem Dorf. So ist nach Aufbau und Anlage durchaus der Versuch gemacht, die ganze Lebenswelt des kleinbäuerlichen Dorfes zu erfassen. Aber schon ein Blick auf den Umfang des Buches — 175 Seiten, von denen ein Drittel dem letzten Abschnitt „Das dörfliche Erziehungswesen“ zufällt — zeigt, daß alle die angedeuteten Fragen nur gerade erwähnt werden können! Es ist denn auch m. E. der größte Nachteil des Buches, daß seine Anlage nicht im Verhältnis zu seinem Umfang, falls dieser aus irgendwelchen Gründen nicht überschritten werden durfte, oder sein Umfang nicht im Verhältnis zu seiner Anlage steht! Dadurch ist es dann natürlich nahezu unvermeidlich, daß die Schilderung und Darstellung der Dorfwelt und des dörflichen Menschen sich auf allgemeine, farblose, ja vielfach platte Wendungen beschränkt! Was kann man auch von 19 (!) Zeilen über „Die Religiosität des Landkindes“ anders erwarten (S. 90/91). Das ist verfehlt. Dieser Mangel haftet aber dem ganzen Werk an.

Es fehlen konkrete Tatsachen, Einzelzüge und Beobachtungen, die das allgemeine Urteil begründen oder wenigstens veranschaulichen. Diesen Mangel teilt das vorliegende Werk mit anderen Versuchen auf diesem Gebiete. Und daher scheint es mir wichtig, mit aller Deutlichkeit zu sagen: Uns fehlt heute für die Zwecke des gesamten ländlichen Bildungswesens geordnetes Tatsachenmaterial. Wir wollen nicht zum soundsovielten Male die allgemeinen Wendungen hören von dem Leben des Bauern in Herkommen und Sitte, von der Gebundenheit

in Familie und Dorfgemeinschaft, von der traditionalistischen Art seiner Wirtschaft (oder auch von dem Wandel und den Erschütterungen all dieser Formen), sondern wir wollen die Tatsachen wissen: wollen die Ergebnisse der großen reichs- und landesstatistischen Untersuchungen für unsere Zwecke nutzbar machen, wollen die Kenntnisse und Anschauungen der landwirtschaftlichen und der agrarpolitischen Fachleute, der Männer und Frauen der Landschule, der Dorfkirche und Dorfkaritas für uns verwerten. Nicht allgemeine — letzten Endes nichtssagende Wendungen, sondern Zahlen und Tatsachen über die Bevölkerungsvorgänge, über das Schicksal einzelner Familien und Dörfer in den letzten Generationen, über Abwanderung und Neuansiedlung, über den Wandel der Arbeitsformen (Zahl der landwirtschaftlichen Maschinen), über die verkehrstechnische Erschließung des Landes (Zahl und Verteilung der öffentlichen und privaten Kraftwagenlinien), über die Zeitungen, die in den Dörfern gelesen werden, die Wahlergebnisse, die Kirchenaustritte, die Kinos und Gastwirtschaften, den Sport auf dem Dorf u. a. m. Die Entwicklung des ländlichen Schul- und Fortbildungsschulwesens, des landwirtschaftlichen Unterrichts, die Ausbreitung der Landbund-, Bauern- und Landarbeiterorganisationen und -gewerkschaften interessieren uns[1].

Das alles und noch vieles mehr ist heute notwendig zu einem konkreten, tatsachengesättigten Bild des Bauerntums und der ländlichen Bevölkerung, zu einer Sozialkunde und Psychologie des Bauerntums, die nicht ins Allgemeine abgleiten soll und so wieder allzuleicht dem Vorwurf der „Romantik" sich aussetzen wird. Dabei ist der Verfasser im Ansatz weit davon entfernt, das Bauerntum zu idealisieren, aber eben weil keine Tatsachen gegeben werden, wird die Darstellung vielfach idyllisch und poetisierend.

In den Arbeiten Georg Kochs[2] haben wir in einer heute sonst nicht erreichten Vollendung eine Wesensschau des Bauerntums; in ihnen sind die inneren Kräfte, die bäuerliches Sein gestalten, aufgezeigt. Wir wissen, wie alles, was Georg Koch auch in dieser zusammenschauenden Weise über das Bauerntum schreibt, in allen Einzelheiten auf einer sehr in-

[1] Ohne hier näher darauf eingehen zu können seien zwei Schriften genannt, die solches Material in sehr brauchbarer Zusammenfassung bringen: L. Löffler, Das deutsche Fortbildungs-(Berufs-)Schulwesen nach Reichs- und Landesrecht. Düsseldorf 1928. Verlag der katholischen Schulorganisation Deutschlands. 165 Seiten. — Ferner Das landwirtschaftliche Bildungswesen in Preußen. Denkschrift des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. 2. Ausgabe 1929. Im Buchhandel durch P. Parey, Berlin SW 11. 168 Seiten.

[2] Vgl. Hefte für Büchereiwesen XII. Bd. 1928, S. 93ff.

timen Kenntnis des Dorfes und des Bauern beruht. Wenn neben diese Untersuchungen andere treten, dann dürfen sie nicht das, was Georg Koch uns schon gegeben hat, in einer unzulänglicheren Form wiederholen, sondern sie müssen — etwa so wie das oben angedeutet ist, Einzelstudien mit zuverlässiger und nachprüfbarer Materialdarbietung geben. Das ist notwendig in jedem Fall, sei es, daß noch bäuerlich feste Formen geschildert werden, sei es, daß die Auflösung des bäuerlichen Dorfes und seine Umwandlung zum Arbeiterdorf, oder rein proletarische Siedlungen auf dem Lande dargestellt werden. Es wäre sehr verdienstvoll, wenn Arbeiten dieser Art in der nächsten Zeit uns vorgelegt würden.

*

Der dritte Teil der Dietzschen Schrift ist dem dörflichen Erziehungswesen gewidmet, im besonderen der Schulfrage. Hier muß es den Fachleuten überlassen bleiben, zu beurteilen, inwieweit die Anschauungen und Vorschläge des Verfassers im Rahmen der heute schon sehr ausgedehnten Diskussion über die Landschulfrage von Bedeutung sind. Hier sind eine Reihe beachtlicher, wenn auch vielleicht nicht gerade mehr neuer Gesichtspunkte enthalten. Aber vieles wird auch hier durch die Kürze, in der es erwähnt wird, mangelhaft und unzulänglich, das gilt z. B. für das, was über die dörfliche Erwachsenenbildung (S. 135/136 — eine Seite!), die Dorfbücherei (24 Zeilen!), die dörfliche Jugendpflege (S. 134f. = 18 Zeilen, S. 165 = 44 Zeilen) gesagt wird. Aber auch die längeren Ausführungen über das dörfliche Bildungsziel, über die Ausbildung des Landlehrers und den Aufbau der Landschule kommen doch über das, was heute schon fast selbstverständlich ist, nicht heraus. Daher bieten sie auch bei der für eine Besprechung gebotenen Kürze wenig Anhaltspunkte zu einer kritischen Behandlung. Hingewiesen sei hier nur auf die Forderungen, die der Verfasser für die Schulung der Landlehrer aufstellt; werden sie einmal Wirklichkeit, dann ist auch manche Schwierigkeit, die uns heute im ländlichen Büchereiwesen begegnet, behoben. Von hier aus können diese Forderungen daher nur mit allem Nachdruck unterstützt werden! — Ein ausführliches Literaturverzeichnis, das für eine weitere Beschäftigung von Nutzen ist, schließt die Schrift ab.

Worin liegt der Wert dieser Arbeit für uns? Die Aufgabe als solche ist richtig erkannt. Die Anlage ist umfassend. Aber der Verfasser ist sich bei der Bearbeitung selbst nicht bewußt geworden, in welcher Form und inwieweit diese Aufgabe heute schon durchführbar ist. So gleitet er fast überall ab in die oben beschriebene wenig ertragreiche, im All-

gemeinen verbleibende Art der Darstellung; der weitgespannte Rahmen wird nicht ausgefüllt. Hier hilft m. E. nur eine konsequente Änderung der Methode. Es wäre zu begrüßen, wenn gerade bei den jetzt vielfach in Universitätsseminaren und Instituten getriebenen Arbeiten einmal Versuche nach dieser Richtung gemacht würden.

III.

Als ein zweites Beispiel bevölkerungskundlicher Arbeiten sei aus einer Reihe von Veröffentlichungen der letzten Zeit noch ein kleines Heft herausgegriffen, das bei geringem Umfange doch in sehr glücklicher Weise eine Anzahl der oben aufgestellten Forderungen erfüllt, und das daher methodisch als ein aufschlußreiches Gegenstück angesehen werden kann. Die Schrift „Das deutsche Landvolk" von Egidius Schneider aus der Staatsbürgerbibliothek des Volksvereins-Verlags M.-Gladbach ist eine sehr brauchbare Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse der letzten Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom Jahre 1925[1]. Entscheidend ist, wie der Verfasser es versteht, dieses in „Wirtschaft und Statistik" und anderen Fachblättern bereits veröffentlichte Material zu ordnen und darzubieten. Und zwar ohne den Zahlen Gewalt anzutun. Der Verfasser hat es sich lediglich zur Aufgabe gemacht, das für den Laien unübersichtliche, stark zusammengepreßte, tote Zahlenmaterial auseinanderzulegen, zu gliedern, durch kurze textliche Hinweise zu erklären, durch Heranziehung von ergänzenden Zahlen früherer Jahre zu veranschaulichen und lesbar und lebendig zu machen, so daß die großen Wandlungen im Aufbau der deutschen Landbevölkerung (nicht nur der Bauern) hinter der Welt der Zahlen sichtbar werden. Es sind einige wenige Fragen — aber die Hauptfragen, die heute jeden angehen im deutschen Volk —, die der Verfasser zuverlässig und nüchtern beantworten will: Wie viele Menschen wohnen heute noch auf dem Lande? Wie viele sind in der Landwirtschaft tätig? Wie ist der deutsche Boden auf Groß-, Klein- und Mittelbetriebe verteilt? Wie ist das Verhältnis zwischen Eigentum und Pacht? Wie wird der deutsche Boden genutzt? Welche Aufgaben ergeben sich aus diesen Feststellungen? — So zurückhaltend der Verfasser in der Deutung und Bewertung der Zahlen ist, so klar und ent-

[1] Egidius Schneider, Das deutsche Landvolk im Lichte der jüngsten Volks-, Berufs- und Betriebszählung. 1928. M.-Gladbach Volksvereins-Verlag. 70 Seiten. Preis —.60. (Staatsbürgerbibliothek Nr. 168.) Von demselben Verfasser ist eine größere Arbeit „Bauernnot und Bauernrettung" ebenfalls im Volksvereins-Verlag erschienen, in die das kleine Heft in weitem Umfange aufgenommen ist. Eine Besprechung dieser Arbeit wird noch erfolgen.

schieden weist er auf die großen sachlichen Probleme hin, die heute in Bauerntum und Landwirtschaft zu lösen sind. Diese Probleme — und das ist ein weiterer entscheidender Vorzug dieser Schrift — werden nicht einseitig vom Bauerntum oder von der Landwirtschaft her gesehen, sondern in die Gesamtsituation des deutschen Volkes, ja der weltwirtschaftlichen Verknüpfung der Völker überhaupt hineingestellt. Ferner wird auch die verschiedene politische Beurteilung der Agrarfrage durch die einzelnen Parteien aufgezeigt und der Versuch, eine internationale Regelung der Agrarprobleme herbeizuführen, erwähnt. Dies alles immer so, daß trotz der Kürze erstaunlich konkret und lebendig die Fragen herausgearbeitet werden und sogar auf das wichtigste Material an Literatur, Gesetzen, Zahlen hingewiesen wird. Fertige Lösungen sind meist mit Absicht nicht gegeben; nur gelegentlich ist die Anschauung des Verfassers angedeutet. — Nicht unwichtig zu erwähnen ist, daß der Verfasser bewußt das Landproblem als ein übergreifendes ansieht und sowohl nach der wirtschaftlichen wie politischen und kulturell-pädagogischen Seite hin zur Darstellung bringt. Tritt in der Beantwortung der allgemeinen Fragen der Standpunkt des Verfassers durchaus hinter der zuverlässigen Berichterstattung zurück (ohne verleugnet zu werden), so ist in dem letzten Abschnitt, der die Aufgaben für die Zukunft behandelt, soweit die kulturpädagogische Seite in Betracht kommt, fast nur von der katholischen Junglandbundbewegung, ihren Zielen und Arbeitsformen die Rede. Aber auch hier werden zunächst wirtschaftliche Stärkung des Bauerntums — planmäßige Siedlung — systematische ländliche Volksbildung als die allgemeinen Aufgaben einer deutschen Agrarpolitik herausgearbeitet, und auch innerhalb der besonderen katholischen ländlichen Bildungsarbeit ist mit Glück allem Romantisch-Rückwärtsgewandten abgesagt.

Dieses kleine Heft, das in erster Linie für die Arbeit des katholischen Volksvereins gedacht war, ist infolge der dargestellten Eigenschaften auch für uns ein sehr brauchbares bevölkerungskundliches Hilfsmittel, das — ganz im Sinne der oben aufgestellten Forderungen — geordnetes Tatsachenmaterial bringt, dessen Kenntnis uns dringend not tut, wenn unsere Bildungsarbeit nicht an der Wirklichkeit vorbeigehen soll. Denn es wäre der Tod der lebendigen Büchereiarbeit, wenn wir nicht ständig bestrebt blieben, mit wachen Augen und wachem Gewissen die Welt der Menschen in ihrer mannigfachen Gliederung und Gestaltung zu erforschen und zu erkennen.

Hans Hofmann

Die Büchereiarbeit an Kindern und Jugendlichen und die Ausbildungsfrage

Wissenschaftliche Bibliothek und volkstümliche Bücherei sind in den Erörterungen über die Ausbildungsfrage klar gegeneinander abgegrenzt worden. Beruf und Aufgabe des Volksbibliothekars und des wissenschaftlichen Bibliothekars haben ihre scharf unterscheidende Charakteristik erfahren[1]. Man sollte meinen, daß nach soviel überzeugenden Worten nur ein Schritt übrigbliebe: Trennung der Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken von der Ausbildung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien. Leider sind wir noch nicht so weit; wir müssen immer noch um die Verwirklichung des Selbstverständlichen kämpfen. Das verpflichtet uns, an Argumenten unermüdlich alles heranzuholen, was unserem Ziel dienlich sein kann. Unter diesem Gesichtspunkt sei hier auf eine Seite der Angelegenheit hingewiesen, die in der bisherigen Erörterung über die Ausbildungsfrage noch nicht berührt worden ist.

Vergleicht man die Leserschaft der wissenschaftlichen Bibliothek und der volkstümlichen Bücherei, so fällt, von allen anderen Unterschieden abgesehen, auf, daß eine Leserschicht, die in der Volksbücherei eine ganz hervorragende Rolle spielt, in der wissenschaftlichen Bibliothek völlig fehlt: die Kinder und die Jugendlichen. Für eine genaue Statistik über den Prozentsatz, den sie innerhalb der Leserschaft unserer Büchereien ausmachen, fehlen uns die Unterlagen. Daß sie in manchen Büchereien ein Drittel, ja mehr als ein Drittel der Leserschaft betragen, darf als sicher gelten. Es kommt aber nicht auf die Prozentzahl, sondern auf die Wichtigkeit und Bedeutung dieser Leserschaft im Rahmen der Gesamtleserschaft an. Und da muß gesagt werden, daß vom bildungspfleglichen Standpunkt aus diese Leserschicht eine der wichtigsten unter allen Lesergruppen ist, und daß in ihrer literarischen Betreuung eine ganz spezifische Aufgabe der Volksbücherei liegt.

Die wissenschaftliche Bibliothek stellt Bücher bereit für die Menschen, für die die Beziehung zum Buch gegeben ist, denen es als Handwerkszeug unentbehrlich ist. Für die öffentliche Bücherei handelt es sich im wesentlichen darum, den Menschen erst in Beziehung zum Schrifttum

---

[1] Siehe vor allem Adolf Waas „Wissenschaftliche Bibliotheken und volkstümliche Büchereien“ sowie Walter Hofmann „Die volkstümliche Bücherei, ihr Sinn, ihr Buch und ihre Bibliothekare“. In: Der Volksbibliothekar. Herausgegeben von Hans Hofmann. 1927.

zu bringen. Die Volksbücherei hat also werbende Aufgaben; diese kann sie am besten erfüllen, wenn sie mit ihrer Werbung frühzeitig, wenn sie bei den Kindern und Jugendlichen anfängt. Denn diese Altersstufe steht allen Einflüssen, guten wie schlechten, leichter offen, sie ist bildsamer als spätere Lebensalter. Die Praxis unserer Büchereien lehrt, daß ältere Menschen nach jahrelanger Gewohnheit an seichte Unterhaltungsliteratur nur sehr schwer für gehaltvollere Lektüre zu gewinnen sind. Sie führt uns immer wieder vor Augen, wie die Tretmühle der Arbeit jede Beziehung zum Buch erschwert, ja vielfach überhaupt verhindert. Namentlich der ältere Arbeiter findet, vom harten Tagewerk zermürbt, in seinen Mußestunden durch die Familie oder die Partei genug in Anspruch genommen, sehr selten noch den Weg in die Bücherei. Ähnlich ist es mit dem Geschäftsmann und manchem anderen, den ganzen Tag angespannten Berufsmenschen. Auf der einen Seite die außerordentlichen Anforderungen des Berufs- und Arbeitslebens, auf der anderen Seite der Wirbel von Zerstreuung und Unterhaltung, in den die Großstadt den Menschen hineinzieht. Wie sollen da Beziehungen zum Schrifttum entstehen, wie sollen sie bestehen bleiben, wenn sie nicht frühzeitig hergestellt und sorgfältig gepflegt werden? Bestrebungen in dieser Richtung sind, wie wir beobachten können, von Erfolg begleitet. Ein guter Teil von den Kindern, die unsere Jugendbüchereien und Kinderlesehallen besuchen, bleibt uns treu und geht in unsere Büchereien über. Bei diesen Kindern dürfen wir hoffen, daß ihnen die Schundliteratur unbekannt bleibt oder daß sie zum mindesten spurlos an ihnen vorübergeht. Wir engen also durch unsere Jugendbüchereien und Kinderlesehallen den Wirkungsbereich der Schundliteratur ein, wir leisten mit ihnen wertvolle Vorarbeit für die Erwachsenenbildung.

Die literarische Betreuung der Kinder bis zum vierzehnten Jahre ist eine Aufgabe, die nicht von den Büchereien allein getragen werden kann. An ihrer Lösung ist die Schule in hohem Maße interessiert und mitbeteiligt, auch die Jugendämter haben in den letzten Jahren durch Einrichtung von Kinderlesehallen verschiedentlich mitzuwirken versucht. Bei so viel Eifer von verschiedenen Seiten ist nur zu wünschen, daß die dringend erforderliche Zusammenarbeit nicht außer acht gelassen wird. Vorläufig begegnen wir häufig einem planlosen Nebeneinander, ja ab und zu einer unerfreulichen Konkurrenz. Diese Mißstände sollten durch ein ersprießliches Miteinander abgelöst werden; auch in der Praxis müßte eine deutliche Abgrenzung der Arbeitssphären möglich sein, wie sie Johanna Mühlenfeld in ihrer Schrift über die Kinderlesehallen in sehr glücklicher Weise für diesen Arbeitszweig

vollzogen hat[1]. Hier wird jedem der bestehenden drei Typen, der sozialen Kinderlesehalle, der Schullesehalle, der bibliothekarischen Kinderlesehalle, die Berechtigung zugestanden, die besondere Bedeutung der letzteren aber mit Nachdruck hervorgehoben. Wenn wir diese besondere Bedeutung, wenn wir die unbedingte Notwendigkeit unserer Mitarbeit an der vorliegenden Aufgabe vor der Öffentlichkeit klar erweisen wollen, so werden wir dem Aufbau und Ausbau unserer Jugendbüchereien und Kinderlesehallen die größte Aufmerksamkeit zuwenden müssen; daher ist die Frage wichtig: „Was ist bisher in dieser Hinsicht geschehen? Was muß in Zukunft geschehen?“ Viele deutsche Büchereien haben sich dieser Aufgabe mit großer Liebe angenommen, aber es kann nicht geleugnet werden, daß sie oft mehr nebenbei erledigt wurde und wird, weil ja die Fülle der Aufgaben übergroß ist. Wenn manche Büchereien sie bisher gar nicht in Angriff genommen haben, so in der Hauptsache deshalb, weil sie das Schwergewicht der Sache zu drückend empfanden, um sie eben nur nebenbei zu erledigen. Handelt es sich doch hier um eine Literatur und eine Leserschaft von besonderer Prägung. Diese Literatur ist dank der ihr eigenen Problematik Gegenstand lebhafter theoretischer Auseinandersetzungen geworden. Jeder, der sich ernsthaft mit der literarischen Jugendpflege befassen will, wird sich nicht nur mit den Jugendschriften selbst, sondern mit der leider schon ziemlich angewachsenen theoretischen Literatur zur Jugendschriftenfrage beschäftigen müssen. Zur Kenntnis der Bücher muß die lebendige Vorstellung von der Eigenart der kindlichen Leserschaft hinzutreten. Sie kann ganz bestimmt nicht allein durch theoretische Studien erworben werden. Aber ebenso wie zur Vorbereitung für die Arbeit in der Erwachsenenbücherei Einführung in die Bevölkerungskunde dringend nötig ist, um die soziologische Bedingtheit der Leserinteressen zu verstehen, ebenso ist zur Arbeit in der Jugendbücherei eingehende Bekanntschaft mit der geistig-seelischen Entwicklung des Kindes nötig. Denn beim kindlichen Interesse tritt der soziologische Faktor stark zurück, und bestimmend ist hier neben dem Geschlecht die Altersstufe. In der kindlichen Entwicklung spielen ein, zwei Jahre eine große Rolle. Wir sprechen ja heute von einer Psychologie der Altersstufen. Jede Altersstufe hat ihr eigenes Verhältnis zum Buch, ihre eigenen Wünsche, Neigungen und Interessen. An diese vorhandenen Wünsche und Interessen muß angeknüpft, es muß der Versuch gemacht werden, sie mit guten Büchern zu befriedigen. Daß das bei dem Stand unserer Jugendliteratur ein schwieriges Unter-

[1] Johanna Mühlenfeld, Kinderlesehallen. Ihre Einrichtung und ihre Verwaltung. 1928. Stettin 1928. Verlag der Bücherei und Bildungspflege.

nehmen ist, weiß jeder Eingeweihte. Ganz besondere Sorgfalt, ganz besonderes Geschick erfordert aber die Arbeit in den Kinderlesehallen. Hier kommt es darauf an, die unruhigen, abwechslungslustigen Geister bei der Stange zu halten, ihre Neigung, möglichst viele Bücher anzulesen und durchzublättern, zu bekämpfen. Das wird nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn gleich das erste Buch, das das Kind bekommt, ein Treffer ist und Fehlschläge möglichst vermieden werden. Soll nicht nur Betrieb gemacht, soll wirklich fruchtbar gearbeitet werden, so werden sowohl in der Kinderlesehalle wie in der Jugendbücherei sehr gut geschulte Kräfte nötig sein.

In den Lehrplan der Kindergärtnerinnen- und Jugendleiterinnenseminare ist Volks- und Jugendliteratur als Unterrichtsfach aufgenommen worden; im Kindergärtnerinnenseminar wird während dreier Schulhalbjahre eine Wochenstunde, im Jugendleiterinnenseminar während zweier Schulhalbjahre eine Wochenstunde darauf verwendet[1]. Welche Aufmerksamkeit die Lehrerschaft der Jugendschriftenfrage widmet, wissen wir; wir brauchen nur an die Jugendschriften-Prüfungsausschüsse zu denken. Und was tun wir? Jugendschriftenliteratur war bisher nicht Prüfungsfach. Sie ist in der Ausbildung wenig oder gar nicht berücksichtigt, jedenfalls nicht systematisch gepflegt worden. Je nachdem die einzelne Anwärterin Gelegenheit hatte, im praktischen Jahr in einer Jugendbücherei oder Kinderlesehalle zu arbeiten, brachte sie mehr oder weniger umfangreiche Kenntnisse auf diesem Gebiet mit. Hier muß Wandel geschaffen werden; das wird nicht leicht sein, da die Ausbildung ohnehin schon überlastet ist, und es wäre sicher am besten, wenn eine Spezialisierung einträte. Absurd aber ist es, daß für wesentliche Erfordernisse innerhalb der Ausbildung kein Raum geschaffen werden kann, während an dem praktischen Jahre in der wissenschaftlichen Bibliothek mit Zähigkeit festgehalten wird.

Unsere Anwärterinnen müssen für die Arbeit in den Jugendbüchereien und Kinderlesehallen gerüstet sein, wenngleich die Beschäftigung in der Bücherei diese Arbeit zurzeit nicht immer und überall einschließt. Kinderlesehallen gibt es vorläufig nicht allzu viele, Jugendbüchereien sind wesentlich häufiger; es ist jedoch damit zu rechnen, daß dieser Zweig der bibliothekarischen Arbeit sich in den nächsten Jahren stark entwickeln wird. Ganz selbstverständlich aber hat jeder, der sich der Tätigkeit in der Bücherei widmet, mit jugendlichen Lesern zwischen 14 und

[1] Siehe hierzu den Aufsatz von Irma Merseburg-Buek „Kinderbüchereien und Ausbildung zur Kindergärtnerin und zur Jugendleiterin“ in „Bücherei und Bildungspflege“ 8. Jahrg. 1928, S. 384 ff..

18 Jahren zu rechnen. Der besonderen Verantwortung und Verpflichtung, die dem Bibliothekar damit erwächst, sollten wir uns auch bei der Ausbildung unseres Nachwuchses bewußt sein. Die Lebenswelt der Jugend, die Seele des Jugendlichen, das sind heute beliebte Themen geworden. Auf das Zeitalter des Kindes scheint das Zeitalter des Jugendlichen gefolgt zu sein. Man ist den feinsten Seelenregungen, man ist allen Schwankungen im Gefühlsleben dieser empfindsamen Altersstufe nachgegangen; man hat ihr starkes Eigenleben festgestellt. Wie verhält sich diese Altersstufe zum Buch? Die soziologische, geschlechtliche und psychologische Differenziertheit des Leseinteresses tritt auf dieser Stufe schon bedeutend stärker hervor als beim Kinde; eine Fülle verschiedener Typen ließe sich aufzählen; doch darauf kommt es in diesem Zusammenhange nicht an. Hier handelt es sich darum, zu zeigen, aus welchen Gründen die zweckmäßige Befriedigung dieser Leserschaft besonders schwierig ist und welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit sie erreicht werden kann. An der Notwendigkeit, die jungen Menschen vom 14. Jahre ab in die Büchereien für Erwachsene aufzunehmen und sie nicht mehr auf die Jugendbüchereien zu beschränken, scheint mir kein Zweifel zu bestehen. Wenn die Praxis in manchen deutschen Büchereien noch anders ist, so halte ich das für verfehlt. Gerade auf dieser Altersstufe, in der Zeit der Reife ist der Wunsch, kein Kind mehr zu sein, als Erwachsener behandelt zu werden, ganz dringend. Wollen wir uns das Vertrauen der Jugend erwerben, so werden wir diesem Wunsch Rechnung tragen müssen. Aber bei allem Entgegenkommen können wir doch den Jugendlichen den Bestand unserer Büchereien nicht in seiner ganzen Breite, in seinem vollen Umfang zur Verfügung stellen. Die Bestände unserer Büchereien enthalten zwar auch Bücher für Jugendliche, aber sie enthalten viel, was dem Jugendlichen nicht gemäß ist. Und was ist ihm nicht gemäß? Was er aus Mangel an Lebensvoraussetzungen nicht erfassen, nicht nacherleben, nicht bewältigen kann, was er hinnimmt, ohne Stellung nehmen zu können, was ihn verwirrt, anstatt ihn zu klären. Die Anschauungen über das, was der Jugend an Lektüre gemäß ist, haben sich sehr gewandelt. Man mag heute alte Vorurteile über Bord werfen, man mag von der früheren Überängstlichkeit weit abrücken, man mag die bisher in den Büchereien übliche Altersgrenze für Jugendliche von 18 auf 16 Jahre herabsetzen, aber man wird der Bücherei nicht zumuten können, daß sie allen Wünschen der Jugendlichen nachgibt. Denn die Jugend, namentlich die Jugend der Großstädte, drängt vielfach nach einer Literatur, die ihre nicht immer gesunde Neugier nach den Ge-

heimnissen des Lebens befriedigen soll; wir kennen die Wunschzettel, die mit Tolstoi „Kreutzersonate“, Dostojewski „Aus dem Dunkel der Großstadt“ beginnen. Zugegeben, daß unsere Großstadtjugend, die soviel sieht und hört, aus den Büchern, die wir ihr vorenthalten, nichts Neues erfahren würde, daß sie ihr kaum mehr schaden könnten. Aber die Bücherei darf sich, wenn sie sich als Bildungsinstitut nicht selbst aufgeben will, von solchen Gesichtspunkten nicht leiten lassen. Sie muß immer fragen, was das Buch dem Leser nützen kann, und dieser positive Gesichtspunkt allein darf für sie maßgebend sein. Es ist ja aber nicht nur so, daß wir unberechtigtes Verlangen abwehren müssen; sehr häufig können wir berechtigte Wünsche nicht erfüllen, weil es in dieser Zeit erschütterter literarischer Werte mehr denn je an geeigneten Büchern für die Jugendlichen fehlt. So hat die Bibliothekarin oder der Bibliothekar keinen leichten Stand. Selbständig, selbstbewußt, frühreif tritt ihnen die Großstadtjugend — wenigstens in ihren typischen Erscheinungen — am Schalter der Bücherei gegenüber. Sie müssen imstande sein, ihr manches zu versagen, und dürfen doch ihr Vertrauen nicht verscherzen, sie müssen Distanz und doch Nähe haben. Das können sie nur, wenn sie Verständnis für die Nöte und Schmerzen der Jugend haben, wenn sie Einsicht in ihre geistig-seelische und ihre soziologische Lage haben. Sie müssen sich im klaren darüber sein, daß der proletarische Jugendliche eine ganz andere Haltung zur Welt, ein ganz anderes Wissen vom Leben hat als der bürgerliche Jugendliche; sie müssen wissen, wie sich das in seinem Verhältnis zum Buch auswirkt. Wenn sie so mitwissend und mitfühlend die sachliche Überlegenheit der gereiften Persönlichkeit einsetzen, wird sich der Jugendliche von ihnen führen lassen. Daß für diese Aufgabe ein Mensch, der selbst noch sehr jung ist und die Krisen, in denen der Jugendliche steht, eben oder noch gar nicht überwunden hat, nicht in Frage kommt, ist selbstverständlich und sollte bei der Auslese unseres Nachwuchses endlich berücksichtigt werden.

Die Jugendlichen, die in die Bücherei kommen, sind, von geringen Ausnahmen abgesehen, entweder berufstätig oder Schüler. Beide Lesergruppen haben ihre besonderen Bedürfnisse. Der Schüler, der durch den Arbeitsunterricht der modernen Schule auf Selbsterarbeiten des Stoffes angewiesen ist, beansprucht die Mithilfe der Bibliothekarin bei der Buchauswahl für die Bearbeitung seiner mündlichen und schriftlichen Themen in hohem Maße. Für den Umgang mit diesen Schülern, für ihre zweckmäßige Beratung wird es von größtem Vorteil sein, wenn die Bibliothekare über das Leben der neuen Schule, über ihren Geist,

ihre Arbeitsformen unterrichtet sind. Für die Durchführung des Arbeitsunterrichtes kann die Bücherei, wenn sie dieser Aufgabe entsprechendes Interesse zuwendet, Wesentliches leisten. Nicht weniger, ja vielleicht mehr noch als der Schüler, braucht der berufstätige Jugendliche bei seiner Lektüre Rat und Hilfe. Er hat die Schule mit 14 Jahren verlassen und steht nun ohne Führung einem uferlosen Schrifttum gegenüber. Für seine literarische Betreuung ist keine andere Stelle da als die Bücherei; hier liegt also eine spezifische, eine besonders schöne und lohnende Aufgabe vor. So bedeutungsvoll und lohnend diese Aufgabe aber auch ist, so schwierig ist sie, denn es fehlt an geeigneter Literatur gerade für diese Leserschicht. Namentlich die Lektüre der weiblichen Jugend ist ein Problem, mit dem wir uns seit Jahren abmühen. Die Bibliothekarin und der Bibliothekar, die in der volkstümlichen Bücherei arbeiten wollen, müssen mit der Literatur, die für die Jugendlichen in Frage kommt, völlig vertraut sein. Denn nur wenn sie über ausreichende Kenntnisse auf diesem Gebiet verfügen, werden sie aus den Schwierigkeiten, die die Befriedigung jugendlicher Leser oft macht, den rechten Ausweg finden.

Von all diesen Fragen, die für den in der Praxis stehenden Volksbibliothekar zu den Alltagssorgen gehören, weiß die wissenschaftliche Bibliothek nichts. Wie er mit ihnen fertig werden soll, kann er in der wissenschaftlichen Bibliothek nicht lernen. Um so verwunderlicher erscheint es gerade unter diesem Gesichtspunkt, daß man immer noch an der gemeinsamen Ausbildung festhält. Was unseren Anwärtern im Hinblick auf die Leserschicht der Kinder und Jugendlichen not tut, Kinder- und Jugendpsychologie, Beschäftigung mit der Jugendschriftenfrage, Einblick in das moderne Schulwesen, Kenntnis der Lebensbedingungen der proletarischen Jugend, all das kann bei der bisherigen Ausbildung gar nicht oder nicht ausreichend berücksichtigt werden, weil ein Drittel oder — bei Abiturientinnen — die Hälfte der Zeit auf praktische Ausbildung in der wissenschaftlichen Bibliothek verwendet wird. Dieses Praktikantenjahr mag ihnen noch so nützliche Einblicke gewähren, für ihre zukünftige Berufstätigkeit in der Volksbücherei kann es nicht im entferntesten von der Bedeutung sein wie die Beschäftigung mit den obenerwähnten Lebens- und Wissensgebieten. Bestärkt durch den Gedanken an die Kinder und Jugendlichen in der Volksbücherei, fordern wir daher erneut: Trennung der Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken von der Ausbildung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien.

Dr. Helene Nathan

Die Westdeutsche Volksbüchereischule

Aus einem Referat
gehalten auf der Jahresversammlung Münster 1928
der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung[1]

Am 15. Mai haben wir in Köln die Westdeutsche Volksbüchereischule eröffnet (vgl. „Hefte für Büchereiwesen“, XII. Bd. 1928, S. 169) und den Unterricht am folgenden Tage aufgenommen. Träger der Schule ist die Preußische Volksbücherei-Vereinigung in Verbindung mit der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und der Stadt Köln.

Für die Neugründung waren folgende Gründe bestimmend: Die Deutsche Volksbüchereischule in Leipzig war seit Jahren genötigt, eine Anzahl von Bewerbern zurückzuweisen, und zwar nicht, weil diese den von der Schule gestellten Anforderungen nicht genügt hätten, sondern weil die Schule ihren bisherigen Charakter dann unter Verzicht auf das Prinzip der sorgfältigen Durchbildung der Schüler in kleinen Kursen von etwa 20 Schülern hätte aufgeben müssen. An sich wäre die Einrichtung von Parallelkursen als Ausweg denkbar gewesen. Allein gegen eine zu starke Zentralisierung der Ausbildung von Volksbibliothekaren sprach die für die volksbildnerische Arbeit sehr bedeutsame landschaftliche Verschiedenheit innerhalb des Deutschen Reiches; insbesondere der volksbildnerisch sehr rege Westen schien einen inneren Anspruch auf eine eigene Volksbibliothekarschule zu haben. Hierzu kam noch der Wunsch, in Preußen eine Ausbildungsstätte zu schaffen, in der die von fachbibliothekarischer Seite so oft verlangte Trennung zwischen der Ausbildung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien und an wissenschaftlichen Bibliotheken durchgeführt war, ohne daß damit der Anspruch erhoben werden sollte, der schwebenden Regelung der Ausbildungsfrage von seiten des preußischen Ministeriums vorzugreifen.

Es bestand nun in Köln die Möglichkeit, eine solche Schule zu errichten. Hier gab es bereits eine volksbibliothekarische Ausbildung für den Bedarf der Kölner Büchereien, die jedoch den Anforderungen, die an eine solche Fachausbildung gestellt werden müssen, nicht voll zu ge-

[1] Der Gesamtbericht über die Jahresversammlung Münster 1928 der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung findet sich in diesem Band der „Hefte“ S. 67ff. Vgl. dazu auch die Entschließungen auf S. 208 dieses Heftes. D. S.

nügen vermochte. Die neue Gründung der Westdeutschen Volksbüchereischule stellte daher auch in den besonderen Kölner Verhältnissen eine befriedigende Regelung dar.

In bezug auf Alter, Vorbildung und Dauer der Ausbildung schließt sich die Westdeutsche Volksbüchereischule den Forderungen an, die in Leipzig gestellt werden.

Für die Aufnahme wird ein Mindestalter von 20 Jahren verlangt. In dieser Hinsicht steht die Volksbüchereischule neben den Wohlfahrts- und sozialen Frauenschulen, die ihre Schülerinnen sogar erst mit 21 Jahren aufnehmen. Hier wie dort handelt es sich um einen Beruf, der nicht bloß bestimmte Kenntnisse, sondern auch ein besonderes Maß an innerer Reife und Einsicht in den Ernst dieser Tätigkeit voraussetzt und der sich daher in keiner Weise nur zu einer vorübergehenden „nützlichen“ Beschäftigung junger Mädchen eignet.

Als Vorbildung wird entweder das Abiturium oder eine gleichwertige soziale oder pädagogische Ausbildung gefordert. Die höhere Schule mit dem Abschluß des Abiturs gibt dem Menschen noch immer die Grundlagen jener Allgemeinbildung, die gerade für den volksbibliothekarischen Beruf verlangt werden muß. Daneben ist aber doch zu sagen, daß auch eine soziale oder pädagogische Vorbildung und Tätigkeit Voraussetzungen schafft, die für jede Volksbildungsarbeit nicht minder notwendig sind, so daß also beide Arten von Vorbildung in Frage kommen. Beide aber bedürfen während der Ausbildung der jeweiligen Ergänzung, da der Beruf des Volksbibliothekars eben eine kulturelle und soziale Tätigkeit darstellt. Grundsätzlich bleibt daneben immer die Möglichkeit offen, geeignete Menschen ohne eine bestimmte Vorbildung bei besonderer Eignung für den Beruf in die Schule aufzunehmen.

Die Dauer der Ausbildung erstreckt sich auf zwei Jahre, zunächst ein theoretisches und dann ein praktisches Jahr. Zwei Monate werden im Verlauf des theoretischen Jahres in Verbindung mit der Deutschen Volksbüchereischule in Leipzig absolviert. Die Gesamtausbildung gilt jedoch erst nach vier Jahren als abgeschlossen, d. h. nach Ablauf einer zweijährigen (bezahlten) Probezeit im praktischen Büchereidienst. Eine zweijährige schulmäßige Ausbildung für diesen Beruf stellt an sich ein Minimum dar; es lassen sich jedoch so am leichtesten die Schwierigkeiten lösen, die sich aus der verschiedenen Vorbildung und den oft beträchtlichen Altersunterschieden ergeben. In zweifelhaften Fällen besteht immer die Möglichkeit, die Ausbildungszeit zu verlängern.

*

Die wichtigste Frage bei dem Neuaufbau der Schule war die nach dem Lehrplan. In seinen Grundlagen und Umrissen ist er bestimmt durch das Ziel der Schule. Die Schule setzt es sich zur Aufgabe, die Schüler und Schülerinnen zu tüchtigen und verantwortungsbewußten Volksbibliothekaren heranzubilden und sie für die technischen, geistigen und pädagogischen Anforderungen der Büchereiarbeit zu schulen. — Der Lehrplan lehnt sich im ganzen an den Leipziger Lehrplan an, ohne jedoch dessen Kopie zu sein. Der Lehrstoff gliedert sich in drei große Gebiete:

1. Die Volksbücherei- und Volksbildungskunde.
2. Die Buch- und Bücherkunde.
3. Die Leser- und Bevölkerungskunde.

Die Volksbücherei- und Volksbildungskunde behandelt die Stellung der Büchereiarbeit im Ganzen des Volksbildungswesens und ihre Abgrenzung gegenüber der wissenschaftlichen Bibliothek; ferner (als Hauptgebiete) die Technik der Bücherei sowie die Organisation der volkstümlichen Bücherei nach ihrer technischen und geistigen Seite; das bedeutet einerseits die Übermittlung der rein technischen und verwaltungsmäßigen Kenntnisse, andererseits die Einführung in die inneren Zusammenhänge zwischen Organisation und geistig-pädagogischer Arbeit, d. h. also auch in die ganzen Fragen des Aufbaues, der Auswahl und der Vermittlung des Bestandes an die Leser.

Das zweite Gebiet teilt sich in die Buchkunde und die Bücherkunde. Die Buchkunde erstreckt sich auf das Äußere des Buches: Geschichte, Herstellung, Buchhandel. Die Bücherkunde setzt es sich zur Aufgabe, die tatsächliche Kenntnis der für die Ausleihe notwendigsten Bücher zu vermitteln und die Schüler zur Erfassung und Beurteilung der literarischen Werke vom ästhetischen und volksbildnerischen Standpunkt aus anzuleiten. Die Bücherkunde erstreckt sich sowohl auf die schöne, als auch auf die belehrende Literatur. Die Methode wird in beiden Fällen sehr verschieden sein. Die Bücherkunde der schönen Literatur wird in der Form der gemeinsamen Besprechung im Unterricht möglichst alle Gruppen von Büchern heranziehen und aus ihnen solche Werke auswählen, die in besonderem Maße stellvertretend für die betreffende Gruppe sind. Hierbei sind jeweils Längs- bzw. Querschnitte durch die Literaturgeschichte zu ziehen, durch die auch die nicht eigens besprochenen Werke ihren Ort erhalten. Durch diese Besprechungen soll dann ferner das Interesse und die Selbsttätigkeit der

Schüler angeregt werden für die Bücher, die nicht besprochen werden können. Die Hauslektüre, die von Anfang an einen breiten Raum einzunehmen hat, wird von Zeit zu Zeit durch Proben nachgeprüft.

Die Bücherkunde der belehrenden Literatur soll die Kenntnis der wichtigsten und meistgelesenen Werke in den einzelnen Gebieten vermitteln, vor allem in denen, die für die volkstümliche Bücherei eine besondere Bedeutung besitzen (Lebensbilder, soziale Literatur, Heimatkunde u. a. m.). In den Wissenschaftsgebieten ist es jedoch mit einer mehr oder weniger oberflächlichen Kenntnis einzelner Werke nicht getan, sondern es muß schon eine Einführung in das betreffende Sachgebiet selbst, d. h. in seine gegenwärtige Fragestellung, seine Systematik und Bedeutung geboten werden. Alles muß, wenn auch Überblick, so doch gründlich sein. Man wird eine solche belehrende Bücherkunde, die die fachwissenschaftliche Einführung mit den Gesichtspunkten der Volksbüchereiarbeit verbindet, nicht für alle Gebiete durchführen können; doch ist darauf zu sehen, daß die wichtigsten Gebiete während der Ausbildung oder der ersten praktischen Tätigkeit behandelt werden.

Grundlage der Leserkunde ist die Bevölkerungskunde, die Überblicke über den Gesamtaufbau unserer Bevölkerung gibt. Hierauf baut dann die eigentliche Leserkunde weiter, die zunächst das Verhältnis von Typus und Individualität klären, dann eine deskriptive Psychologie der Lesertypen geben und schließlich versuchen soll, mit Hilfe der Statistik die Interessenrichtungen der Lesertypen festzustellen.

*

Die Methode des Unterrichts wird in den meisten Fällen die seminaristische, stellenweise die rein akademische sein. Es wird versucht, die Schüler in weitestem Maße zu selbständiger Mitarbeit anzuregen. Der theoretische Unterricht im ersten Jahr wird soviel wie möglich mit praktischen Arbeiten durchsetzt.

Der systematische Aufriß der Lehrgegenstände gibt noch kein eindeutiges Bild der Schule; erst die Verteilung der Akzente innerhalb des Lehrplans läßt den eigentlichen Charakter der Schule klarer hervortreten.

Das Schuljahr ist in Trimester eingeteilt; in jeder Woche werden durchschnittlich 18—20 Stunden Unterricht erteilt. Hierzu kommen noch Besichtigungen und Universitätsvorlesungen; ferner noch praktische Übungen und Hausarbeiten.

Durch alle Trimester ziehen sich folgende Gebiete:

1. Technik und Organisation der Bücherei (einschließlich Katalogisieren) mit 8—10 Stunden wöchentlich,
2. Bücherkunde der schönen Literatur mit 4 Stunden wöchentlich,
3. Volksbildungsfragen mit zwei Stunden wöchentlich,
4. Leser- und Bevölkerungskunde mit zwei Stunden wöchentlich.

Durch zwei Trimester erstreckt sich das Gebiet der Bücherkunde der belehrenden Literatur mit zwei Stunden wöchentlich.

Nur auf ein Trimester erstreckt sich das Gebiet der Buchkunde mit zwei Stunden wöchentlich.

Die praktische Tätigkeit der Westdeutschen Volksbüchereischule umfaßt bis jetzt den ersten Lehrgang, der am 15. Mai 1928 mit 1 Schüler und 13 Schülerinnen eröffnet wurde. Von diesen 14 stammen 6 aus Köln, 3 aus der Umgegend von Köln (Bonn und Leverkusen), 2 aus Hannover, 2 aus Baden, 1 aus der Schweiz. 9 sind katholisch, 5 evangelisch. Das Durchschnittsalter beträgt 25 Jahre.

Den Lehrkörper der Schule bilden Bibliotheksdirektor Dr. Reuter, der Leiter der Schule ist, Dr. Angermann, Direktor der Stadtbücherei Hagen, und Dr. Maria Steinhoff als hauptamtliche Lehrkraft. Ferner werden gelegentlich die älteren Bibliothekarinnen der Kölner Büchereien und einige andere Referenten hinzugezogen.

Die Schule erhebt in keiner Weise den Anspruch, etwas Fertiges zu sein; das, was geplant ist, läßt sich erst im Lauf der Zeit voll verwirklichen. Wenn wir trotzdem unser Wollen dem Kreis der Fachgenossen unterbreiten, so tun wir das in der Hoffnung, daß die so brennende Frage der Berufsausbildung, die so weitgehendes Interesse findet, nicht zuletzt auch durch praktische Versuche der Lösung näher gebracht werden muß, und in der Überzeugung, daß diese Frage gerade durch den Austausch der bei diesen Versuchen gemachten Erfahrungen geklärt werden kann.

Dr. Maria Steinhoff

Zur Einführung in das volkswirtschaftliche Denken

Im Zusammenhang mit den im folgenden besprochenen wichtigen Einzelwerken der volkswirtschaftlichen Literatur bringen wir hier eine Zusammenstellung von Werken, die „zur Einführung" geeignet sind und daher auch schon für kleine und mittlere Büchereien in Betracht kommen. Die folgende Bücherliste wurde von der Schriftleitung zusammengestellt unter z. T. wörtlicher Verwendung einer Arbeit, die der Referent für Sozialwissenschaften, Erich Thier, in der Leserzeitschrift der Städtischen Bücherhallen veröffentlicht hat. Die Anregungen und Vorschläge zur Lektüre, die im folgenden gekürzt den Gruppen vorangestellt sind, sind dort ausführlicher gehalten. Die Arbeit ist in der „Bücherhalle", Jg. 1928/29, S. 52 ff. erschienen.

Die Schriftleitung

I.

Die folgende Bücherliste nennt die Werke, die für eine fruchtbare Erörterung volkswirtschaftlicher Fragen wichtig und die zugleich geeignet sind, allmählich ein eigenes Urteil in volkswirtschaftlichen Angelegenheiten zu gewinnen. Wenn auch sichere Mittel, dies Ziel zu erreichen, natürlich nicht allgemein angegeben werden können, so ist es doch empfehlenswert, den folgenden Weg, der sich in drei Abschnitte gliedert, zu versuchen.

Zuerst ist Klärung der wichtigsten Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre nötig. Eng damit verbunden muß die Anschauung von den Vorgängen der Wirtschaft selbst sein. Folgende Bücher sollen diese Kenntnisse vermitteln:

Charles Gide, Anfangsgründe der Volkswirtschaftslehre. Übersetzt von Blach. 91 Seiten.

In einfacher, aber zuverlässiger Weise werden einige wichtige Grundbegriffe erläutert. Es empfiehlt sich, die Lektüre mit dieser Schrift zu beginnen.

Willi Wygodzinski, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. 149 Seiten. (Wissenschaft und Bildung.)

Das gut geschriebene Buch bringt viele anschauliche Beispiele und versucht einen ersten Überblick über das gesamte Gebiet zu geben.

Karl Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Aufsätze. Zwei Bände. 475 und 482 Seiten.

Die beiden Bände enthalten Aufsätze über verschiedene Gegenstände. Sie sind wegen ihrer Gründlichkeit und Zuverlässigkeit besonders geeignet, sowohl lebendige Anschauung von den verschiedenen Formen und Stufen der Volkswirtschaft zu vermitteln, als auch volkswirtschaftlich denken zu lernen. Daher sollte die Lektüre dieser Aufsätze, die auch einzeln gelesen werden können, von keinem unterlassen werden.

Alwin Oppel, Allgemeine Wirtschaftskunde. Zwei Teile. 352 und 458 Seiten.

Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde. Abteilung 2: Wirtschaftskunde. 2 Bände in 11 Heften. Zusammen 970 Seiten.

Das Buch von Oppel und Teubners Handbuch versuchen vor allem Anschauung zu vermitteln. Das Oppelsche Werk ist erzählend, ganz einfach, sehr stark geschichtlich gehalten und mit zahlreichen, wenn auch in der Reproduktion nicht immer glücklichen Abbildungen versehen. Das Teubnersche Handbuch vermittelt vor allem eine Kenntnis der heutigen Wirtschaft. Die darin enthaltene Wirtschaftslehre von Liefmann eignet sich zum ersten Eindringen allerdings weniger.

II.

Bei der Lektüre volkswirtschaftlicher Werke wird der Leser sehr bald finden, daß dieselben Begriffe von zwei Schriftstellern oft in ganz verschiedener Weise gebraucht werden. Es gibt mehrere Gründe für diese Erscheinung. Die persönlichen Eigenarten und Fähigkeiten des Schriftstellers und Forschers spielen eine nicht geringe Rolle. Die verschiedenen geschichtlichen Verhältnisse und Zustände, die nicht alle restlos verschwunden sind, sondern teilweise heute noch neben ganz neuen sich finden, erhalten auch Begriffe vergangener historischer Epochen noch am Leben. Dazu vermag sich auch der politische Standpunkt des Verfassers entscheidend bei Bildung und Verwendung der Begriffe auszuwirken. — Weil dieses schwierige Durcheinander der Begriffe, Anschauungen und Lehren besteht, ist es notwendig, sich einen Überblick über die verschiedenen Lehrmeinungen — Theorien —, die jetzt oder früher in der Volkswirtschaftslehre von Bedeutung sind oder waren, zu verschaffen. Diese Aufgabe ist nicht leicht; die folgenden Bücher sind aber geeignet, sie zu bewältigen und neben den Begriffen und Theorien auch die notwendige Anschauung zu bringen.

Othmar Spann, Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre auf lehrgeschichtlicher Grundlage. 225 Seiten. (Wissenschaft und Bildung.)

Diese Geschichte der Volkswirtschaftslehre erfreut sich berechtigten Ansehens. Sie gibt zahlreiche praktische Hinweise für ein weiteres Studium. Die Darstellung der sozialistischen Anschauungen ist sehr anfechtbar. Hier ist besser das unten aufgeführte Buch von Wilbrandt heranzuziehen.

Wolfgang Heller, Die Entwicklung der Grundprobleme der volkswirtschaftlichen Theorie. 164 Seiten. (Wissenschaft und Bildung.)

Im Unterschied zu Spann und dem folgenden Buch von Wilbrandt gibt Heller nur die Entwicklung der Grundprobleme selbst, losgelöst von der geschichtlichen Folge und den in den verschiedenen Epochen auftretenden Denkern.

Robert Wilbrandt, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. 146 S.

Wilbrandt ist Sozialist, aber nicht Marxist, sondern er betont das genossenschaftlich-sozialistische Ideal. Er gibt wie Spann, aber von einem ganz andern Standpunkt, eine Geschichte der Volkswirtschaftslehre.

Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts. 352 Seiten.

Willi Wygodzinski, Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. 201 Seiten.

Die Werke von Sombart und Wygodzinski vermitteln die Anschauung von dem Verlauf und den Vorgängen der Volkswirtschaft in den letzten 120 Jahren. Ohne solche Anschauung müssen die Begriffe und Lehren tot und unfruchtbar bleiben. Das Buch von Wygodzinski ist in der Darstellung einfacher und übersichtlicher als das selbständigere von Sombart.

III.

Bei Beginn volkswirtschaftlicher Studien ist oft die Ansicht vorhanden, als gebe es die eine volkswirtschaftliche Theorie, zu der alle Einführungen — die eine leichter, die andere schwerer — hinführen. Eingehendes Studium läßt dies fraglich erscheinen. Es zeigt eine Fülle verschiedener, ja entgegengesetzter Theorien. In der dritten Gruppe sind — wie z. T. auch schon in der zweiten Gruppe — einige Werke genannt von Verfassern, die auf sehr verschiedenem Standpunkt stehen. Die Werke dieser Gruppe stellen schon größere Anforderungen an den Leser. Wer sich aber ernsthaft einarbeiten will, muß solche verschiedenen Anschauungen kennenlernen und sich mit ihnen immer erneut auseinandersetzen. Das Ziel wird dann sein, mit Hilfe der Theorie, die er für sich als fruchtbar und zutreffend gefunden hat, im praktischen Zusammenwirken mit Gleichgesinnten zu versuchen, die Welt nicht nur zu erkennen, sondern auch — in Anlehnung an das bekannte Marxwort — zu verändern und umzugestalten.

Robert Wilbrandt, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Band 3: Theorie der Wirtschaft. 228 Seiten.

Rosa Luxemburg, Einführung in die Nationalökonomie. 293 Seiten.

Karl Renner, Die Wirtschaft als Gesamtprozeß und die Sozialisierung. 382 Seiten.

Diese drei Werke sind vom sozialistischen Standpunkt aus geschrieben. Wilbrandts geschickte und brauchbare Darstellung gibt besonders Hinweise auf den genossenschaftlichen Sozialismus. Rosa Luxemburgs schwierige, leider unvollendete Schrift lehrt vor allem begrifflich denken. Renners Werk fußt schon der Anlage nach auf dem Marxschen „Kapital" und kann so zugleich als Einführung in dieses gelten.

*

Karl Jentsch, Volkswirtschaftliche Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. 402 Seiten.

Dies Werk und die folgenden sind nicht sozialistisch. Das Buch von Jentsch ist sogar von einer etwas überbetonten Bürgerlichkeit, ist aber geschickt angelegt und daher weit verbreitet.

Robert Liefmann, Allgemeine Volkswirtschaftslehre. 95 Seiten.

Der kaufmännisch Vorgebildete wird besonderes Interesse an dieser Schrift finden. Sie betrachtet die Volkswirtschaftslehre gewissermaßen unter privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten. Eine ergänzende Lektüre andersgerichteter Schriften ist daher nötig.

J. Conrad, Leitfaden zum Studium der politischen Ökonomie. Zwei Bände. 154 und 148 Seiten.

Dieser Leitfaden ist seiner ganzen Anlage nach mehr zum Gebrauch für den Weiterarbeitenden bestimmt. Er findet darin nach schneller Orientierung auch über Teilprobleme weitere Buchangaben.

Adolf Weber, Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Eine Einführung. 526 Seiten.

Das Werk von Weber geht dem Umfange nach weit über die sonst hier vermerkten Bücher hinaus. Es wurde aber doch aufgenommen, einmal weil es verhältnismäßig leicht zu lesen ist, dann aber auch, weil es die neueste Zusammenfassung des ganzen Gebietes enthält. Daher macht es mit dem heutigen Stande der Wissenschaft in ähnlicher Weise bekannt, wie das zu ihrer Zeit die Lehrbücher von Schmoller, Conrad und Philippovich taten. Diese verlieren dadurch freilich nicht an Wert, sondern bleiben als erprobte Einführungen weiterhin bedeutsam.

Volkswirtschaftslehre

Charles Gide, Anfangsgründe der Volkswirtschaftslehre. Übersetzt von Blach. Halberstadt 1925, H. Meyers Buchdruckerei. 91 Seiten. Preis geb. 2.50 RM.

Volkswirtschaftslehre ist eine theoretische Wissenschaft, und wer ihr naht, muß die Anstrengung des Begriffes auf sich nehmen. Die meisten Einführungen in diese Wissenschaft setzen aber bereits eine zu hohe Stufe der Abstraktion voraus und schrecken so den Anfänger ab. Und unter diesen Anfängern sind solche, die bei vorsichtiger Führung durchaus in dieses wahrhaftig zu Unrecht oft gering geachtete Gebiet eindringen würden.

Das vorliegende schmale Bändchen umgeht diese Gefahr sehr geschickt. Es werden darin nur wenige, aber wichtige und tragende Begriffe erläutert. Dabei ist die Darstellung ziemlich zuverlässig, so einfach sie dem Gedankengang und dem sprachlichen Ausdruck nach ist. Daß die Ideen der Solidarität und der Genossenschaftlichkeit besondere und begeisterte Betonung erhalten, darf wohl vor allem dem Arbeiterleser gegenüber als bedeutungsvoll erwähnt werden. Stehenbleiben darf der Leser bei dieser Einführung natürlich nicht. Er wird es aber auch nicht tun, wenn sein Interesse ein echtes ist; denn Gide versetzt ihn nicht in die Selbsttäuschung, zu der manche andere Einleitung führt, als habe er nun bereits den ganzen Umfang des Gebietes erkannt. Zur Fortführung sind vielleicht Büchers „Entstehung der Volkswirtschaft" überschriebene Aufsatzsammlungen mehr geeignet als eine größere systematische Darstellung. Bücher verlangt bereits eine gewisse Begriffskenntnis. Er gibt dem, der sie mitbringt (eben dem Leser des besprochenen Buches), dann aber eine deutliche und eindringliche Vorstellung davon, wie volkswirtschaftliches Denken verfährt und was seinen Wert ausmacht.

Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde. Unter Mitwirkung von G. Bäumer, O. Baumgarten, H. Heller u. a. Abteilung 2: Wirtschaftskunde. 2 Bände in 11 Heften. Leipzig 1924—1928, B. G. Teubner. Zusammen 970 Seiten. Preis: Band I geb. 16.— RM.; Band II geb. 26.— RM.

Am Teubnerschen Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde haben eine große Anzahl von Gelehrten in der Weise mitgearbeitet, daß ein jeder sein Gebiet oder einen Ausschnitt daraus so darstellt, daß der Laie einen Begriff von seinem Umfang, seinem Wesen und dem heutigen Stande desselben erhält. Dadurch ist ein Nachschlage- und Übersichtswerk entstanden, wie es in ähnlicher Vielseitigkeit, Zuverlässigkeit und leichter Zugänglichkeit bisher noch nicht bestand, aber gerade von der volkstümlichen Bücherei vermißt wurde. Mit seiner Hilfe kann ein großer Teil der Fragen beantwortet werden, die von Schülern, Kursteilnehmern, Beamtenanwärtern usw. häufig gestellt werden, wenn diese ein Referat über ein in die genannten Gebiete fallendes Thema zu halten oder auch in einer Prüfung dahin gehende Fragen zu erwarten haben. Da solche Anfragen in den letzten Jahren an Häufigkeit sehr zugenommen haben, empfiehlt sich die Anschaffung des Handbuches schon für kleinere Büchereien. Dabei wird es ratsam sein, die einzelnen Hefte für die Ausleihe gesondert binden zu lassen, das Werk aber in einige Bände gebunden auch nochmals im Lesesaal aufzustellen, wenn ein solcher vorhanden ist.

Othmar Spann, Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre auf lehrgeschichtlicher Grundlage. Mit einem Anhang: Wie studiert man Volkswirtschaftslehre? Achtzehnte, durchgesehene Auflage. Mit fünf Bildnissen. Leipzig 1928, Quelle & Meyer. 225 Seiten. Preis 3.60 RM. (Wissenschaft und Bildung.)

Othmar Spanns „Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre“ liegen jetzt in achtzehnter Auflage vor. Dies gibt Gelegenheit, nochmals auf die schöne und brauchbare Schrift hinzuweisen. Von Spanns Bedeutung als Volkswirtschaftler, Soziologe und Gesellschaftsphilosoph kann dabei nicht gesprochen werden. Dies wird bei der Besprechung seiner „Gesellschaftslehre“ mehr am Platze sein. Es genügt zu sagen, daß seine Grundhaltung ihn befähigt, die Geschichte der volkswirtschaftlichen Theorien unter sehr fruchtbaren Gesichtspunkten darzustellen, daß sie ihn allerdings einer sehr wichtigen, der marxistischen, gegenüber ungerecht macht, ja ihn zu einer sehr anfechtbaren Darstellung derselben verleitet.

Angefügt ist dem Buche eine Anleitung zu wissenschaftlicher Arbeit überhaupt. Nicht jeder wird in der von Spann vorgeschlagenen Weise arbeiten. Wer überhaupt dazu befähigt ist, wird sich auf jeden Fall seine eigene Methode suchen müssen. Dem Anfänger kann aber diese Anleitung, auch wenn er sie später verwirft, unter Umständen große Dienste leisten.

Zusammenfassend darf über die Verwendung des Buches gesagt werden, daß es nicht für den in Frage kommt, der eine erste Einführung sucht. Wer aber mit den grundlegenden Begriffen der Volkswirtschaftslehre vertraut ist und sich dem in dieser Wissenschaft unumgänglichen Studium der Geschichte ihrer Theorien zuwendet, wird auf jeden Fall Gewinn von der Lektüre davontragen. Und nochmals: Zur Einführung in den Sozialismus liest man Spann am besten nicht, wenigstens nicht an erster Stelle.

Wolfgang Heller, Die Entwicklung der Grundprobleme der volkswirtschaftlichen Theorie. Dritte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Leipzig 1928, Quelle & Meyer. 164 Seiten. Preis geb. 1.80 RM. (Wissenschaft und Bildung.)

Diese gründlich und sauber gearbeitete Schrift kann als eine wichtige Ergänzung von Othmar Spanns „Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen" angesehen werden, wie jene umgekehrt sie ergänzt. Spann gibt in der Hauptsache eine Darstellung der einzelnen Epochen wirtschaftlichen Denkens (Merkantilismus, klassische Nationalökonomie, Romantik usw.) und darin der einzelnen Denker (Smith, Adam Müller, List usw.). Heller greift die einzelnen Probleme auf (Wertfrage, Preislehre, Geldproblem usw.) und untersucht ihre gewissermaßen eigengesetzliche Entwicklung. Beide Betrachtungsweisen sind berechtigt, beide haben auch ihre eigentümlichen Vorzüge. Zu bedenken ist nur, daß die problemgeschichtliche Darstellung, wie Heller sie gibt, schwieriger ist. Bei der anderen hilft das Verflochtensein der Theorien mit der Person des Theoretikers selbst und seiner Lebensansicht über manche Schwierigkeit hinweg und macht das Lesen lebendiger. Entbehrt werden kann die Problemgeschichte deshalb nicht, ihre logischere und strengere Schulung ist notwendig.

Für die Ausleihe bedeuten diese Hinweise, daß das vorliegende Buch gut zu verwenden ist, daß es sich ganz fruchtbar aber erst dann erweist, wenn es nach Spanns erwähnter Schrift ausgeliehen wird. Für den ersten Anfänger kommt es genau so wenig wie jenes in Frage.

Enrico Barone, Grundzüge der theoretischen Nationalökonomie. Übersetzt und mit einem Anhang versehen von Hans Staehle. Mit einer Einführung von Joseph Schumpeter. Bonn 1927, Kurt Schroeder. 275 Seiten mit Figuren. Preis 5.30 RM.

„Ein kleines Meisterwerk" nennt Schumpeter, selbst einer der bedeutendsten Nationalökonomen unserer Zeit, diese Schrift eines italienischen Theoretikers. Es läßt sich auch kaum eine geschicktere und prägnantere Fassung der Probleme der Nationalökonomie denken, als sie hier erreicht wird. Dabei steht die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der einzelnen Formulierungen gar nicht so sehr im Vordergrunde wie die Form derselben. Die ist so, daß daran eigenes Denken sofort anknüpfen kann, ja beinahe muß.

Für den Laien freilich ist das Buch nicht geeignet. Es setzt bereits eine nicht unerhebliche Schulung voraus. Darum wird es auch nur die Bücherei einstellen dürfen, die über einen größeren Bestand nationalökonomischer Werke verfügt. In ihr ist es aber berechtigt, auch aus dem Grunde, weil es zugleich ein Zeugnis ausländischer Gedankenarbeit auf einem Gebiete ist, dessen Bedeutung über den Umkreis der Sorgen und Fragen des eigenen Volkes hinausführt, aber gerade durch eine universale Betrachtung diesem wieder dient.

Erich Thier

Entschließungen der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung

(*Vgl. „Hefte" XI. Bd., S. 139 und XIII. Bd., S. 67 und 197*)

I. Zum Ausbau des Beratungswesens

Die Preußische Volksbücherei-Vereinigung hat auf ihrer Jahresversammlung am 14. und 15. Oktober 1928 in Münster in Berichten und Besprechungen sich erneut eingehend mit der Lage des Büchereiwesens auf dem Lande und in der Kleinstadt sowie mit der Tätigkeit der Beratungsstellen beschäftigt. Die PVV ist der Auffassung, daß ein wirklicher Ausbau des ländlichen und kleinstädtischen Büchereiwesens und eine durchgreifende Förderung der bereits vorhandenen Büchereien nur dann möglich ist, wenn die Gemeinden, Kreisverwaltungen (Kommunalverbände) und staatlichen Regierungsstellen mehr noch als bisher sich zu planmäßiger sachlicher und finanzieller Unterstützung zusammenfinden.

Besonders dringend ist nach wie vor der schon lange von allen Seiten geforderte Ausbau des Beratungswesens. Die Preußische Volksbücherei-Vereinigung unterstützt hier nachdrücklichst die bereits 1927 auf einer Arbeitskonferenz von Leitern von Beratungsstellen aufgestellten Forderungen. Insbesondere weist die Preußische Volksbücherei-Vereinigung erneut eindringlich darauf hin, daß die allenthalben in den verschiedenen Provinzen so verheißungsvoll einsetzende Entwicklung des Büchereiwesens nur dann von Dauer sein kann, wenn den Beratungsstellen rechtzeitig erhöhte Mittel bewilligt werden für Unterstützung beim Ausbau einzelner Büchereien und ganz besonders für die Anstellung von bibliothekarischem Personal bei den Beratungsstellen.

II. Zur Ausbidungs- und Prüfungsfrage.

Die Preußische Volksbücherei-Vereinigung hat auf ihrer Jahresversammlung am 14. und 15. Oktober 1928 in Münster sich wiederum mit der volksbibliothekarischen Ausbildungsfrage befaßt. Sie stellt erneut die gleichen Forderungen auf, die auf der Versammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Kassel 1922, in Erfurt 1924, in Berlin 1926, auf der Jahresversammlung der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen Leipzig 1925 und auf der Jahresversammlung der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung Goslar 1926 zum Ausdruck gebracht wurden:

1. Trennung der Prüfung für die wissenschaftlichen Bibliotheken und die volkstümlichen Büchereien;
2. Regelung einer spezifisch volksbibliothekarischen schulmäßigen Ausbildung.

Preußische Volksbücherei-Vereinigung

Mitarbeiter dieses Heftes

Dieses Heft enthält Beiträge von: Bibliotheksdirektor Dr. Rudolf Angermann, Hagen (Westf.), Badstraße 5; Heinrich Becker, Erster Geschäftsführer der Deutschen Zentralstelle, Leipzig; Ministerialrat Dr. Robert v. Erdberg, Berlin NW 40, Alexanderufer 7; Bibliothekar Hans Hofmann, Leipzig; Universitätsprofessor Dr. Anton Lampa, Wien VIII, Albertstraße 35; Stadtbibliotheksrat Dr. Helene Nathan, Berlin-Neukölln, Finowstraße 18; Bibliothekar Dr. Bernhard Rang, Gera, Goethestraße 1a; Studienrat Dr. Wilhelm Renken, Leiter der Städtischen Bücherei, Hameln, Deisterstraße 68; Bibliotheksdirektor Dr. Rudolf Reuter, Köln a. Rh., Andreaskloster 5; Bibliothekarin Dr. Maria Steinhoff, Köln-Deutz, Adolfstraße 29; Bibliothekar Erich Thier, Studienrat Christian Tränckner, Referenten bei den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E.V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig


Stadt
Bücherei
Elbing



Dr. R. v. Erdberg

ROBERT VON ERDBERG

ZUM GEDÄCHTNIS

Am 3. April 1929 ist der Vorsitzende unseres Vorstandes

Dr. ROBERT VON ERDBERG

Ministerialrat im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung

im Alter von 62 Jahren verstorben. Der Verstorbene war nicht allein ein Förderer unserer Büchereiarbeit; er war der deutschen Volksbildungs- und Büchereibewegung Führer und Mahner. Sein Leben und Werk werden verpflichtend unsere Arbeit bestimmen.

Deutsche Zentralstelle
für volkstümliches Büchereiwesen E. V.

Worte bei der Trauerfeier für

ROBERT VON ERDBERG

Gesprochen von Ministerialdirektor Paul Kaestner
am 9. April 1929

Die Freunde aus dem großen deutschen Arbeitskreis, in dessen Mittelpunkt ROBERT VON ERDBERG kreisbildend stand, sammeln sich am Feiertag um ihn, wie sie im Werktag des Lebens um ihn standen.

Wir wollen ihm keine Worte des Abschieds sagen. Denn er bleibt bei uns, wie wir bei ihm bleiben. Seit wir die für das Arbeitsleben jedes einzelnen von uns im Kreis entscheidende Stunde seines Heimgehens aus der Arbeit erlebten, wissen wir ganz klar und ganz gewiß, daß er unter uns bleibt. Mahnend, fördernd, Maßstab bildend wird er weiter schaffen in uns und in denen, die nach uns im Kreis der Volksbildungsarbeit stehen, die mit ihm, mit uns Volksbildungsdienst sehen werden als Dienst am Heiligen.

Wir wollen auch keine Worte des Rühmens sprechen. Denn es wäre unziemlicher Protest gegen das, was ROBERT VON ERDBERG gewesen, gegen die echte und stille, jedem Betrieb abgewandte, jeder Gesinnung nachfühlend zugewandte Schlichtheit seines Lebens, die sich solchen Reden mit erfolgreichem Ernst zu entziehen gewußt hätte.

Aber was wir ihm heute sagen dürfen ohne Verstoß gegen seine in ihrer Strenge so schöne Lebensform ist dies: Wir hatten und wir behalten ihn so lieb, wie sich in bildender Arbeit verbundene Männer liebhaben können. Dies muß dem äußerlich so sprö-

den Manne heute gesagt sein, weil es ihm, dessen innerstes Wesen opfernde Liebe war, im Leben so sehr schwer beizubringen war. Und: Wir sind und wir bleiben ihm in tiefem Dank verbunden, weil er durch die dauernd wirkenden Ergebnisse seines arbeitsreichen Lebens unserer Arbeit an Menschen und mit Menschen, die sich zum Volk bilden wollen, sichere Richtung gab. Hab Dank, lieber Freund, daß Du durch die siegende Kraft Deines alle kämpfenden Menschen gewinnenden Wertes in uns lebst und weiter in uns schwingst als nicht ruhendes Gewissen, vor dem wir weiter wie unter Deinen Augen Echtheit und Gehalt volksbildnerischer Arbeit zu prüfen und zu verantworten haben werden.

Es war die letzte große Freude Deines Lebens, daß in der Richtung Deiner Gedankenführung junger Nachwuchs, mit dem Du ernster Mann so köstlich jung und heiter zu sein wußtest, Deine Wege der Menschenbildung weiter ausbaut. Unsere dankbare Liebe wollen wir dadurch beweisen, daß wir dieser Jugend bei der Weiterführung Deiner Wege zur Höhe helfen, in Deiner Art und in Deiner Kraft und in Deinem Geiste, wie Du es uns vorgelebt hast.

Niemals warst Du so glücklich wie in der klaren Luft einsamer Bergeshöhen, die zu gewinnen Du keine Anstrengung scheutest. Mit Dir sammeln wir uns im Geiste wieder auf der Höhe von Hohenrodt, zu der Du unser Führer warst, die Du so geliebt hast, und bitten, in Verbundenheit mit Dir über unser Arbeitsland schauend:

Laß die Wurzel unsres Handelns Liebe sein,
Senke sie in unser Wesen tief hinein,
Laß doch alles hier auf Erden Liebe werden!

Buchpolitik

Hier ist der Vortrag von Walter Hofmann bei der Vorfeier zum Tage des Buches, die am 17. März 1929 unter Förderung des Rates der Stadt Leipzig im Alten Theater veranstaltet wurde. Dem Vortrag ging die aufrüttelnde Ansprache Rudolf G. Bindings voran, die in der Frankfurter Zeitung vom 19. März. 73. Jg.. Nr. 208. wiedergegeben ist. Diese Ansprache und dieser Vortrag, beide voll tiefer Skepsis dem „Tag des Buches" gegenüber, sind erfreuliche Beweise dafür, wie ernsthaft auch offizielle Veranstaltungen, wenn vielleicht auch nicht allen erwünscht, den sachlichen Problemen, die ein Tag des Buches aufwirft, auf den Leib rücken können. Wir behalten uns vor, auf diese Fragen später nochmals einzugehen. Die Leitgedanken der folgenden Ausführungen lagen auch dem Vortrag zugrunde. den Walter Hofmann als Vertreter des deutschen volkstümlichen Büchereiwesens auf der Reichsveranstaltung des Buchtages am 22. März in Berlin hielt. Die Schriftleitung.

Meine Damen und Herren! Weder durch Festreden, noch durch Bußpredigten wird eine Not gewendet. Also auch nicht die Buchnot, die Buchkrise, die Anlaß ist des Tages des Buches, der in dieser Woche im ganzen Reiche veranstaltet wird. Gewendet wird die Not nur durch die Tat, in unserem Falle durch weitausgreifende, unermüdliche, sich Tag für Tag erneuernde praktische Arbeit. Einer solchen Arbeit aber vorausgehen muß die Besinnung, — die Besinnung auf das Wesen der Not, die Erwägung der Mittel und Wege, die ihrer Behebung dienen sollen. Einige solcher Erwägungen möchte ich Ihnen vortragen. Das freilich ist ein reichlich nüchternes Geschäft, stillos beinahe angesichts dieses festlich erleuchteten Hauses und vor einer so großen Versammlung. Aber es ist das eine der Situationen des Lebens, wo die Sache von ihren Vertretern fordert, um der Sache willen stillos zu sein.

Wollen wir Klarheit haben, dann ist an erster Stelle die Frage unerläßlich: Haben wir denn eine Buchkrise, in welchem Sinne haben wir sie? Darauf ist mit Ja und mit Nein zugleich zu antworten. Mit gutem Recht kann das Vorhandensein einer Buchkrise geleugnet werden. Allerdings: die bloße Behauptung, der anderslautenden Behauptung gegenübergestellt, bringt uns nicht weiter. Wir müssen den Beweis antreten. Das ist hier im vollen Umfange selbstverständlich nicht möglich, — wohl aber kann ich Ihre Aufmerksamkeit in bestimmte Richtung lenken, indem ich Ihnen einige illustrierende Beispiele aus dem tatsächlichen deutschen Buchleben der Gegenwart

vortrage. Zunächst aus dem Bereich des Buchhandels. Unter den großen deutschen Erzählern des 19. Jahrhunderts einer der strengsten und sprödesten ist Conrad Ferdinand Meyer. Im vergangenen Jahre sind seine Werke in einen neuen Verlag übergegangen, — und hier bis heute in über einer Million von Exemplaren herausgebracht. Dieses in dem angeblich buchfeindlichen Deutschland. Oder denken Sie an den Erfolg eines in seinem letzten Wert wohl umstrittenen, aber eines so schwierigen, hohe Anforderungen stellenden Werkes wie Thomas Manns tausendseitiger Roman Zauberberg. Oder von einer ganz anderen Seite her: seit vielen Jahren schon übt ein so großer Menschenkünder wie Martin Andersen-Nexö, eine immer erneute tiefe Wirkung auf die deutsche Leserschaft, insbesondere auf die Leserschaft aus Arbeiterkreisen aus, und jetzt, nachdem seine Werke in Zehntausenden von Exemplaren in Deutschland verbreitet sind, erscheinen sie zugleich in zwei Verlagen in Gesamtausgaben. — Es wird Ihnen keine Mühe machen, diese Beispiele eines sehr erfreulichen, eines sehr ehrenvollen Buchlebens der Gegenwart um weitere beträchtliche Stücke zu vermehren.

Aber — so werden Sie fragen — werden diese Bücher auch gelesen? Ist es nicht eine Mode, die zum Kaufe treibt, stehen die Bücher dann nicht doch ungelesen auf den Bücherborden ihrer Besitzer? War der fabelhafte Erfolg der neuen C. F. Meyer-Ausgabe nicht nur ein Konfirmationsgeschäft, dem bei den Besitzern dieser Bücher nun kein Bucherlebnis folgt? Berechtige Fragen; sicher ist hier nicht alles Gold, was im Goldschnitt glänzt. So viel wir aber auch von diesen stolzen Zahlen im Sinne unserer Fragestellung streichen wollen, — einfach wegstreichen, als gleichgültig für die Beurteilung des deutschen Buchlebens der Gegenwart können wir sie nicht.

Aber verlassen wir den Buchhandel, gehen wir dorthin, wo die Bücher tatsächlich gelesen werden, in unsere öffentlichen kommunalen Büchereien, deren Benutzung ohne jeden Zweifel nicht auf Mode und nicht auf Prestigebedürfnis beruht. Zur Illustration wähle ich unsere Städtischen Bücherhallen zu Leipzig. Ich gebe aus ihrem Betriebe zunächst die wichtigsten Zahlen. Sie zählen im Jahre rund 18—20000 verschiedene Leser. Der größte Teil dieser Masse gehört der breiten werktätigen Bevölkerung an. Etwa die Hälfte der handarbeitenden Bevölkerung. Etwa 30 Prozent dem sog. neuen Mittelstand, etwa 20 Prozent den bürgerlichen Schichten, die durch Gymnasium und Universität gegangen sind oder noch gehen. Diese so gesund gemischte Leserschaft entleiht nun im Jahre einige hunderttausend Bände. Was für Bücher sind es aber, die gelesen werden? Das selbstverständlich ist die ent-

scheidende Frage. Die Antwort hierauf gibt Ihnen am Beispiel eines einzigen Ausleihtages die Liste, die ich Ihnen zur Abkürzung des Verfahrens habe überreichen lassen[1]. Ich glaube nicht Gefahr zu laufen, durch Ihre nachfolgende Prüfung dieser Liste Lügen gestraft zu werden, wenn ich sage: diese Buchbenutzung eines einzigen Tages ist fast so etwas wie ein Querschnitt durch die nationale deutsche Bildung, ist fast ein Querschnitt durch die Weltliteratur, ist fast ein Querschnitt durch das Geistesleben der Gegenwart. Und das an einem Tage. An 300 Tagen aber werden unsere Bücherhallen benutzt, und in den Wintermonaten sind Tag für Tag außer dem Hause, in den Händen der Leser 12—16000 Bände. Auf diese Breite der Buchbewegung müssen Sie den inneren Reichtum und die Qualität der Lesebewegung beziehen, die Ihnen die Liste für einen einzigen Tag zeigt.

Aber weiter: Unsere Leipziger Bücherhallen sind ja durchaus noch ein Torso, noch fehlt uns die Halle im großen Arbeiterviertel, im Westen, noch fehlen uns die Zweigbüchereien in den entlegeneren Stadtteilen, schon ist deutlich, daß eine Hauptbücherei in jedem der vier Hauptstadtteile nicht ausreicht, das vorhandene Bedürfnis zu befriedigen. Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß auf gleichem Niveau der Umfang der Buchbewegung in unseren Bücherhallen verdoppelt werden könnte, — wenn die Organisation entsprechend ausgebaut würde. Davon später noch ein paar Worte.

Und nun weiter. Wenn die Leipziger auch, selbstverständlich, eine besonders begabte Rasse sind, so würden ähnliche Resultate auch in allen anderen deutschen Groß- und Mittelstädten möglich sein. Und alle Erfahrungen beweisen es, daß auf dem flachen Lande, in Kleinstadt und Dorf, dort wo die Arbeit richtig angepackt wird, die Buchbereitschaft fast noch größer ist als in den Großstädten.

Also ein Millionenvolk, wenigstens drei, vier, fünf Millionen Menschen, die heute noch von innerer Bereitschaft zum Buche, zum gediegenen Buche, zum kernhaften Buche, zum edlen Buche, zum bedeutenden Buche, zum zeitbewegenden Buche erfüllt sind. Und dazu kommen dann noch alle die, die die großen Bucherfolge der Conrad Ferdinand Meyer, der Thomas Mann, der Martin Andersen-Nexö herbeiführen und die doch, ganz selbstverständlich, nicht nur Bücherkäufer, sondern zumeist auch Leser dieser Bücher sind.

---

[1] Aus Raummangel können wir diese Liste, die die Entleihungen des 13. März nach Literaturgruppen geordnet darstellte, heute nicht zum Abdruck bringen. Wir behalten uns die Veröffentlichung dieses interessanten Materials in einer der nächsten Nummern vor. D. S.

Fassen Sie, meine Damen und Herren, das alles zusammen, dann ist ganz klar, daß das Wort von der Krise des Buches, so absolut wie es zumeist gebraucht wird, eine ungeheure Übertreibung darstellt. Ja, ich bin sogar fest davon überzeugt, daß wir in keiner früheren Epoche unserer nationalen Bildungsgeschichte eine Bereitschaft zum Buche gehabt haben, die in Breite und Wert die Buchbereitschaft unserer Zeit überträfe. Es waren andere Schichten, die vorzugsweise lasen, es waren andere Bücher, die gelesen wurden, die Beziehung bestimmter Schichten zu bestimmten Buchwelten war anders, fester geformt, — aber daß das heute anders ist, sich anders darstellt, daß an Stelle der relativ geschlossenen Buchkultur einer privilegierten Schicht heute Buchleben und Buchinteresse weniger leicht übersehbar an allen Stellen der Gesellschaft hervorbricht, — das berechtigt nicht, von einer Buchkrise zu sprechen.

*

Und doch, meine Damen und Herren, würde es frivol sein, das Bestehen einer Buchnot zu leugnen. Sie wird in dem Augenblick deutlich, in dem wir nicht den Vergleich mit der Vergangenheit anstellen, in dem wir auch nicht das Buchleben der Gegenwart isoliert für sich betrachten, sondern in dem wir es in Beziehung setzen zu dem, was sein sollte. So erfreulich, ja, so beglückend jenes Buchleben ist, von dem wir Zeugnis ablegten, — dieses Volk im Volke, es ist doch noch lange nicht das ganze Volk. Selbstverständlich: niemals werden alle Menschen lesen, niemals alle Menschen Buchfreunde sein. Immer wird es Menschen geben, die für den Aufbau und die Führung ihres Lebens des Buches nicht bedürfen. Und nicht brauchen das die Schlechtesten zu sein! Jeder von uns wird tüchtige Menschen, feine Menschen, ja vielleicht ganz prachtvolle Menschen, geformte Menschen gekannt haben, die nach ihrer Schulzeit wohl kaum jemals wieder ein Buch in der Hand gehabt haben. Hüten wir uns also vor Buchhochmut und Bildungspharisäertum.

Von diesen also sprechen wir nicht. Wir sprechen von den Millionen, die des Wortes bedürfen, die in unserer zivilisatorischen Situation des gedruckten Wortes bedürfen, die, herausgerissen aus den natürlichen Lebensverbänden, abgeschnitten von den ursprünglichen Quellen geistig-seelischer Kraft und Freude, zur rechten Entfaltung ihres Menschentums heute nur kommen können durch den Anschluß an die Geisteswelt des Buches. Die aber diesen Anschluß auch dann nicht finden würden, wenn wir die Zahl unserer Büchereien verhundertfachen würden, wenn wir ihnen die Bücher unentgeltlich ins Haus bringen würden.

Hier ist Buchnot, weil hier Menschennot ist. Und Menschennot ist, weil die Zeit aus den Fugen ist, weil auf diese Menschen eine Last gelegt ist, die sie nicht tragen können und die vermutlich die wenigsten von uns würden tragen können. Ich kann hier kein Bild der zerstörten, an Millionen von Menschen sich tragisch auswirkenden Lebensordnung — Lebens u n ordnung — entwerfen, ich kann nur in Beispielen andeuten. Ich kann nur — beispielsmäßig — die Tatsache der Wohnungsnot in Ihr Gedächtnis rufen, die den Menschen zermürbt, die Tatsache auch der radikalen Arbeitsmechanisierung, auf die wir so stolz sind, und die so, wie sie heute in 99 von 100 Fällen gehandhabt wird, den Menschen verblödet. Immer wieder müssen wir uns die Frage vorlegen: Bleibt denn Millionen von Menschen, Menschen gleich uns, Genossen desselben Volkes, etwas anderes übrig, als das Vergessen im Alkohol, als die Aufpeitschung des letzten dürftigen Lebensrestes in den Sensationen des Schundes, sei es der Schund des Kinos oder sei es der Schund des Buches? Hier sind die wahren Wurzeln nicht unserer Kraft, sondern unserer Schwäche, sind die wahren Wurzeln von Schund und Schmutz, von Kitsch und Surrogat, die wir glauben bekämpfen zu müssen und die wir gar nicht versuchen würden zu bekämpfen, wenn wir uns die wirklichen Zusammenhänge des Lebens immer klar vor Augen halten würden.

Aber weiter. Ein Druck, der die Menschen zu zerbrechen droht, kann nur ertragen werden, wenn die geistig-seelischen, sittlichen Kräfte gepflegt, entfaltet, geformt werden. Mobilisierung der Kräfte, Organisierung des inneren Widerstandes, Volksbildung, längst schon nicht mehr bloße Kindererziehung, Erwachsenenbildung als große dringende gesellschaftliche Aufgabe dieser Zeit, — wie steht es damit in Deutschland? Es steht schlecht damit! Die wenigen, die etwas davon erkannt, stehen hier fast auf verlorenem Posten.

Und schließlich und endlich — die Welt des Buches selbst, ihre innere Beschaffenheit. Läßt das Volk vielleicht das Buch im Stich, weil das Buch das Volk im Stich gelassen hat? Erst in diesen Tagen hatten wir Büchereileute eine Besprechung mit den Leipziger Volkshochschullehrern, und wieder hörten wir die uns aus unserer eigenen Praxis so vertraute Klage: trotz der wahnsinnigen Bücherflut, von der Deutschland heimgesucht wird, haben wir nicht die Bücher, die wir brauchen. Für ganze große Gebiete, die eine überaus reiche Bücherproduktion aufweisen, gibt es nicht zwei, drei Bücher, die etwa dem Werktätigen erlebensnah sind. Immer noch produziert

eine Schicht der Bevölkerung, die unter bestimmten Lebensbedinungen lebt, für diese eine Schicht! Aber sehen wir ab von den Gebieten der Erkenntnis und ihrem Schrifttum! Werfen Sie noch einmal einen Blick auf die Liste, die sich in Ihren Händen befindet. Wie kommt es, daß in einer deutschen öffentlichen Bücherei das ausländische Schrifttum zwar keineswegs dominiert, aber doch einen so breiten Raum in der Benutzung einnimmt? Weil hier von den großen Gegenständen der Menschheit oder aber von den Leiden, Hoffnungen und Nöten unserer Zeit gesprochen wird. Ist demgegenüber unsere Literatur nicht allzu oft Angelegenheit kleiner, exklusiver, esoterischer Zirkel, nicht allzu oft eine Literatur der Privatschmerzen und Privatnöte der Literaten? Muß nicht allzu oft der von den Fragen, Nöten, Hoffnungen unserer Zeit und unseres Volkes bewegte Mensch sich befremdet von dieser Literatur abwenden?

Also meine Damen und Herren, — eine ganze Fülle von hemmenden und störenden Faktoren. Es wäre absolut unbegreiflich, wenn bei dieser Verfassung unseres Soziallebens, bei diesem Zustand unserer Volksbildungsarbeit und bei dem Charakter, den unser Schrifttum selbst weithin trägt, ein volles, breites, das ganze Volk durchflutendes Buchleben bestünde. Und es ist schon fast unbegreiflich, daß trotz alledem jenes Volk im Volke standhält, daß sich das überhaupt vollzieht, was Sie — als stellvertretendes Beispiel genommen — in den Entleihungen unserer Leipziger Bücherhallen, dargestellt in jener Liste, sich vollziehen sehen.

Und hier, meine Damen und Herren, vor dieser fast unbegreiflichen Tatsache, hier liegt unsere Aufgabe. Selbstverständlich: die größte, grundlegendste Aufgabe liegt nicht hier, sie liegt bei jenen zerstörenden und hemmenden Kräften und Mächten unseres sozialen und kulturellen Lebens selbst. Aber das sind Aufgaben auf lange Sicht, den inneren Erfolg der Bemühungen, die hier einsetzen müssen, werden wir alle nicht mehr erleben. Ehe hier Wandel geschaffen ist, kann auch das noch zugrunde gehen, was an geistig-seelischer Volkskraft und was, vom Interesse unserer heutigen Zusammenkunft aus gesehen, noch an Buchbereitschaft in unserer Nation vorhanden ist. Auch ist nicht jedem gegeben, sich in den Strudel dieser Aufgaben zu stürzen, und es soll hier auch nicht der Wert des Menschen darnach abgeschätzt werden, ob und in welchem Umfang er an diesen Arbeiten des Neubaus und des Aufbaus der Gesellschaft sich beteiligt. Was im Blick auf diese Lebenstatsachen und Lebenszusammenhänge zu fordern ist, ist ledig-

lich, daß sie gesehen werden, ist Ehrlichkeit, die weder sich noch andere belügt, wenn von Kulturnot und Buchnot gesprochen wird.

Wenn wir aber, die Freunde des Buches, es nicht nur bei dem Reden bewenden lassen wollen, dann liegen unsere konkreten, unmittelbaren, sofort, heute, morgen zu lösenden Aufgaben dort, wo jene innere Bereitschaft zum Buche, zum Buche, das wir meinen, heute trotz alledem noch da ist. Denn auch dieses rege geistige Leben, von dem ich Zeugnis ablegte, wird sich in zahllosen Fällen nicht vollziehen ohne unser Zutun. Denn nun ist zu sagen, daß jene noch vorhandene Bereitschaft zum Buche noch einmal einer großen Belastungsprobe ausgesetzt ist. In jenem Freiraum, den jene allgemeinen sozialen und geistesgeschichtlichen Störungs- und Hemmungsfaktoren freigelassen haben, wirkt sich ein weiterer Hemmungsfaktor von außerordentlicher Bedeutung aus. Und wenn wir hier nicht Hand anlegen zu einer sachgemäßen und planvollen Arbeit, dann wird auch das heute und morgen noch mögliche Buchleben weithin zum Verkümmern verurteilt sein. Wenn wir es aber dahin kommen lassen wollen, dann verdiente der Tag des Buches und alles, was damit zusammenhängt, nur Spott und Verachtung.

Aber: Welche Aufgaben sind es denn, die uns hier erwachsen? Wiederum können wir sie nur richtig erfassen, wenn wir uns die Lage klarmachen! Eines bedarf nur der Erwähnung, um sofort in seiner Tragweite aufgefaßt zu werden: die rein wirtschaftliche Lage der Massen, keineswegs ja nur der breiten werktätigen Schichten. Der Buchkauf ist in zahllosen Fällen, wo der Wille zum Buche da ist, eine einfache materielle Unmöglichkeit. Hieraus leitet sich die erste dringende Notwendigkeit der Errichtung kommunaler Büchereien ab.

Verhängnisvoll aber würde es sein, die Lage und damit auch die Funktion der öffentlichen Bücherei nur unter diesem einen Gesichtspunkt zu sehen.

Ich formuliere die Situation so: auch wenn jene materielle Hemmung auf dem Wege zum Buche nicht bestünde, bestünde doch dort, wo der Wille zum Buche ist, eine schwere Buchnot. Die Ursache ist dann keine materielle, sondern — vielleicht darf ich sagen: eine geistestechnische. Zunächst die Tatsache: so sehr uns auf der einen Seite die Bücher, die wir brauchen, fehlen, so haben wir, aufs Ganze gesehen, doch nicht zu wenig, sondern wir haben zu viel Bücher. Jahr für Jahr werden 30000 neue Verlagswerke auf den Buchmarkt geworfen, die Ernte weniger Jahre geht in die Hunderttausende, auf dem Gebiet der Schönen Literatur allein schon in die Zehntausende! Und dazu dann

die Werke, die aus früheren Produktionsperioden im Buchhandel noch weiter geführt werden. Das alles zusammen ergibt ganz unvorstellbare Massen von Büchern. Und an dieser Massenhaftigkeit kranken wir. Und wir kranken daran, daß für diese enormen Massen keine neuen Verkehrswege zu den Verbrauchern geschaffen worden sind. Ein Zustand tritt ein, ähnliche Katastrophen wie in unseren Großstädten, in denen sich gleichfalls die ungeheuren Mengen neuer Verkehrsmittel in die alten, aus gänzlich anderen Voraussetzungen erwachsenen Verkehrswege zwängen müssen, — mit dem Erfolge, daß der Verkehr zu erliegen droht! In unserem Falle heißt das: die Buchwelt ist unübersehbar geworden. Und weil sie unübersehbar geworden ist, finden wir den Weg zum Buche, zu unserem Buche nicht mehr. Vor eine unmögliche Aufgabe gestellt, resignieren wir, und unser Wille zum Buche findet keine Erfüllung. Der Großstädter geht wieder zu Fuß, um rasch zu seinem Ziele zu gelangen, und der Buchwillige geht schließlich doch ins Kino, wo alles so unendlich viel leichter ist.

Hier, meine Damen und Herren, liegen neben der Frage der materiellen Buchbeschaffung die größten und dringendsten Aufgaben der deutschen Buchwirtschaft. Was ist zu tun? Fragen wir besser zunächst: Was ist nicht zu tun? Nicht zu tun ist die Reklame für das Buch, das Stimmungmachen für das Bücherlesen. Nicht das ist zu tun, was, wie gemeldet wird, anläßlich des Tages des Buches in einer großen süddeutschen Stadt getan wird, nämlich, daß der Pfarrer von der Kanzel und der Lautsprecher in der Straße, der Ansager im Varieté und der Reklamestreifen im Kino für das Buch und für das Bücherlesen werben sollen und daß darüber hinaus alle Reklamemethoden Anwendung finden sollen[1], die wir von Weißen Wochen, Inventurausverkäufen und ähnlichen Veranstaltungen kennen. Es liegt für den Sehenden vollständig klar, daß durch solches Geräuschmachen um das Buch die Verwirrung nur noch größer wird, die Resignation dem Buche gegenüber nur noch weiter um sich greifen muß. Und genau so, wie der Großstadtverkehr nur dadurch wieder zum Verkehren gebracht werden kann, daß eine neue Verkehrspolitik, mit dem Bau ganz neuer Verkehrswege, mit dem Umbau und der Auflockerung des Stadtbildes, eingeschlagen wird, so kann auch der verfahrenen und verstopften Buchwirtschaft nur durch eine neue Verkehrspolitik

[1] Es ist kein Aprilscherz, daß in Leipzig am Tage des Buches, 22. März — Goethes Todestag — ein Kamel durch die Straßen geführt wurde, das Werbeplakate für das Buch trug! D. S.

geholfen werden. Die Formel aber für diese Politik lautet: Das unübersehbar Gewordene muß wieder übersehbar gemacht werden.

Und hier, meine Damen und Herren, würde nun meine Aufgabe erst recht beginnen. Es wäre meine Aufgabe, Ihnen ein Bild der großen, weitverzweigten und interessanten Arbeit zu geben, die geleistet werden muß, wenn das Unübersehbare wieder übersehbar gemacht werden soll. Ich müßte von dem Geschäft der Auswahl sprechen, von dem Geschäft der Darstellung und Durchleuchtung des Schrifttums, von dem Geschäft der individuellen Erschließung. Aber das alles ist nun heute nicht mehr möglich. So lassen Sie mich zu dieser Buchwirtschaft selbst nur noch das Folgende sagen. Diese Arbeiten sind nicht an eine Institution gebunden! Alle Stellen im sozialen Körper, die verbindend zwischen Buch und Nation stehen, sind hier grundsätzlich zur Mitarbeit berufen; der Buchhandel, die Schule und auch die Presse. Daran halten wir fest. Aber jede dieser Stellen kann die Gesamtaufgabe nur von einer Seite her anpacken. Die Presse kann erfolgreich an dem Geschäft der Auswahl mitarbeiten, nicht aber an dem Geschäft der individuellen Erschließung. Der Buchhandel kann in Richtung der individuellen Erschließung und auch der Darstellung und Durchleuchtung viel leisten, aber in Rücksicht auf die Auswahl wird er stets durch seine Natur als Handelsgeschäft beschränkt sein. Die Möglichkeiten der Schule endlich sind dadurch beschränkt, daß sie eben Schule für Schüler ist.

Wenn also diese Arbeit nicht verkümmern soll, dann bedarf es einer Stätte, die sich ganz und ohne jeden Vorbehalt unter das Gesetz dieser Aufgabe stellen kann, die alle Methoden der Auswahl, der Darstellung, der Durchleuchtung, der individuellen Erschließung entwickelt und von der dann die Anregungen und Normen ausgehen an alle jene anderen Stellen, die an der Lösung dieser Gesamtaufgabe beteiligt sind. Diese Stätte aber ist die öffentliche Bücherei! So verbindet sich in ihr die materielle Buchfürsorge mit der neuen geistesorganisatorischen Wegbereitung für das Buch, und erst, wer das ganz erfaßt, kann diese neue heraufwachsende Institution unseres Bildungslebens in ihrer ganzen Größe und Tragweite sehen. Und auf der Verbindung dieser beiden Aufgaben in einem Institut beruht es, daß diese neue öffentliche Bücherei in weitem Umfange auch von denjenigen aufgesucht wird, deren materielle Lage nicht unmittelbar zu ihrer Benutzung drängt. Weil unter der Unübersehbarkeit der Buchproduktion alle Buchwilligen der Laienwelt leiden, daher wird

die öffentliche Bücherei von allen, wenigstens von den Vertretern aller Bevölkerungsschichten aufgesucht. Und schon spinnen sich in der Tat von unseren Städtischen Bücherhallen die wertvollsten Beziehungen an zu den fortschrittlichen Teilen des Buchhandels, zur Lehrerschaft der verschiedenen Schulgattungen, vor allem auch zu der gesamten Buchwirtschaft der Stadt in den Krankenhäusern, in der Volkshochschule, in den geschlossenen Anstalten aller Art. Schon also geht ihre Arbeit und ihre Wirkung weit über das hinaus, was sie unmittelbar ihren eingeschriebenen Lesern geben.

Und nun, meine Damen und Herren, ein letztes Wort. Und noch ein ernstes Wort. Eine solche Arbeit kostet Geld. Geld frei zu machen für positive Bucharbeit, damit muß die praktische Leistung beginnen. Hier muß sich die Kultur- und Buchgesinnung bewähren. Aber wie steht es damit? Fragen wir jetzt einmal nicht: Wie steht es damit in Deutschland, für das wir hier nicht zu sorgen haben, sondern fragen wir: Wie steht es damit in Leipzig? Ohne Zweifel: Wir haben das große Glück, daß die Stadt Leipzig, daß Rat und Stadtverordnete — soweit ich unterrichtet bin bisher ohne jeden Unterschied der Partei — sich in hohem Maße für unsere Städtischen Bücherhallen eingesetzt haben. Wir haben eine Buchgesinnung, die sich in der Tat bewährt hat. Und so darf Leipzig mit höherem Recht als manche andere deutsche Stadt den Tag des Buches mit einer solchen Kundgebung begehen. Aber noch ist nicht der Zeitpunkt gekommen, um uns Lorbeerkränze zu winden. Denn nun denken Sie, meine Damen und Herren, daran, was ich im ersten Teile meines Vortrages über den torsoartigen Charakter unserer Leipziger Büchereiarbeit sagte! Viel ist getan, noch mehr ist zu tun! Aber es wird den städtischen Kollegien nicht leichtfallen, diesen Ausbau dieser Arbeit in dem erforderlichen Tempo zu vollziehen. Bleiben auch die für diese Arbeit erforderlichen Mittel weit hinter dem zurück, was andere kulturelle Institutionen, vor allem die Schule, auch das Theater erfordern — so ist doch nicht Aufbau, sondern Abbau der Kulturaufgaben die Losung. Es ist Ihnen allen bekannt, welche gewaltigen Mächte gerade in diesen Monaten am Werke sind, den Geldsäckel unserer Gemeinden enger zu schnüren. Hier werden es Rat und Stadtverordnete nicht leicht haben, selbst bei ernstestem Buchwillen, das zu tun, was getan werden muß, wenn der Tag des Buches nicht doch eine leere Geste bleiben soll. Sie werden es nicht leicht haben und werden — daran zweifle ich nicht — es dankbar empfinden, wenn ihnen aus dem Gemeinwesen selbst heraus Unterstützung kommt. Und hier, meine Damen und Herren, wende ich mich an Sie. Wenn Sie die Gedanken und die kon-

kreten Forderungen, die hier vorgetragen wurden, zu den Ihren machen können, wenn Sie dazu beitragen, daß in unserer Stadt sich eine echte, dem leeren Kulturgerede abgewandte Kultur- und Buchgesinnung ausbildet und durchsetzt, wenn Sie, bei jeder Gelegenheit, im engeren Kreise und im größeren Verband, sich schützend und fordernd vor das Werk dieser neuen Bucharbeit stellen und wenn dazu unsere heutige Zusammenkunft einen Anstoß gegeben haben sollte — dann, ja dann erst würde unsere heutige Feier nachträglich ihre volle Rechtfertigung erfahren.

Walter Hofmann

Krieg

Zu den Werken von Remarque — Renn — Ginster — Glaeser

Zehn Jahre sind eine lange Zeit zum Nachdenken. Aber die Völker denken langsam. Und das deutsche stak so tief in Not, war so lange von inneren Kämpfen angespannt, daß es noch später als die anderen zur endlichen Besinnung kommen konnte. Es hatte sich auch intensiver mit den Wirkungen und Folgen des Krieges auseinanderzusetzen; sein Denken mußte den größeren Satz machen. Nach zehn Jahren sind wir nun so weit, daß wir fragen: Was taten wir damals? Was war mit uns geschehen? Wie war es? Es ist keine neue Erfahrung, daß Geschehnisse, die uns bereits zu instinktiven Schlüssen und Handlungen genötigt haben, ihren wahren Sinn oder wenigstens ihr freies Antlitz noch lange Zeit hinter unseren Fiktionen verbergen. Denn die menschliche Natur ist so organisiert, daß sie manche Wirklichkeiten erst nach Jahren und Jahrzehnten (und manche nie) sieht und erkennt. Man braucht sich also nicht zu wundern, daß erst jetzt einige Bücher die wahrhaftige Gestalt des Krieges abbilden. Die Gestalt, welche vermutlich ins Gedächtnis der Nachfolgenden eingehen wird.

Wir begegneten noch vor einem Jahr neben etlichen interessanten Versuchen nur dem einen Binding „Aus dem Kriege", der dem ungeheuren Stoffe gewachsen war[1]. Freilich sublimierte er sein Erleben mit soviel Geist und Kunst, daß es sich dem gemeinen Verstande entrückt. Der Erfolg anderer Bücher hat inzwischen die Verleger überzeugt,

---

[1] Vgl. „Hefte" 12. Jahrgang, 1928, S. 334 ff. — Die Übersicht der hier besprochenen Werke findet sich am Schluß des Beitrages.

daß der Krieg die Menschen noch und wieder beschäftigt. Und mit einem Male erscheinen die Bücher, auf die wir warteten.

Als das eigentliche wahre Kriegsbuch hat man Remarque „Im Westen nichts Neues“ ausgerufen, und eine ungeheure Auflage scheint seine Vorzüge zu beweisen. Fragen wir uns, ob ihm der Rang wirklich zukommt. Es erinnert leicht an den Soldaten Suhren. Der Erzähler auch ein junger, unfertiger Mensch, ein Schüler, der sich freiwillig gemeldet hat. In der Korporalschaft sind Klassenbrüder und ein paar Handwerker und Bauern. Kurz: „Ersatz“ aus dem Jahre 15 oder 16 wie Suhren. Aber dieser „Ersatz“ hat die ganze Wut und Furchtbarkeit der Kämpfe gleichwohl voll auszuhalten. Wo Vrings Soldat nur ahnungslos, unbeteiligt mitspielte, läßt Remarque die Gewalten des Krieges in allen Registern brausen. Er läßt das Untier brüllen, und man sieht die Menschen unter seinen Pranken liegen und zucken. Man hört ihre winzigen Herzen pochen und schaut zu, wie sie, kaum dem Entsetzen entronnen, unbekümmert weitertreiben, als wären sie nur Insekten. Doch heimlich rührt sich der Gedanke. Sich selbst aufgeben um einer größeren Sache willen, das vermag der Soldat Remarque nicht. Dazu mangelt ihm auch der Glaube, das Vertrauen zu dieser Sache. Also wehrt er sich instinktiv gegen den Krieg und seine Organisation. Aber er ist nicht imstande, denkend damit zu Rande zu kommen. Er wurde mit dem Krieg nicht fertig; das ist die deutliche Grenze des Buches, mag es im Augenblick noch soviel Beifall finden.

Was schuld sei an der Halbheit des Helden? Ob das Alter, ob der tiefe Sturz, den der jugendliche Enthusiasmus und Idealismus durch die militaristische Ausbildung erlitt (die Vertauschung des Geistes gegen die Wichsbürste); ob die bürgerliche Gedankenwelt und die Schulbildung, trotz aller Lockerungen, noch zu stark waren, um eine klare Lösung zu erlauben: es nützt wenig, Ursachen und Motive zu erraten. Der Held opponiert gegen den Apparat, er häuft die Berichte von Schikanen, um ihn zu brandmarken. Er verabscheut das sinnlose Morden, und er malt und erfindet Situationen, die unsere ganze menschliche Empfindung mobilisieren, und er trägt in dieser Absicht bisweilen gehörig auf. Die Autorität der Erwachsenen, die ja den Krieg bejahen, versinkt vor ihm: „Wir mußten erkennen, daß unser Alter ehrlicher war als das ihre; sie hatten vor uns nur die Phrase und die Geschicklichkeit voraus. Das erste Trommelfeuer zeigte uns unsern Irrtum und unter ihm stürzte die Weltanschauung zusammen, die sie uns gelehrt hatten.“ Und doch sind sie dem Geist, den sie haßten und schuldig sprechen, selbst verfallen, ohne es freilich zu merken;

so daß sie Mahagonibetten in Unterstände schleppen und die Zubereitung und Verspeisung einer gemausten Gans zu Heldentaten aufputzen und ihren ehemaligen Lehrer genau so schikanieren, wie sie selbst schikaniert wurden und nicht sein wollten. Daß es sich bei der letzten Szene um eine der durchsichtigen Erfindungen handelt, tut weiter nichts zur Sache. Es ist nämlich ganz unmöglich, daß ein Urlauber, ein Gemeiner, als Besucher und Zuschauer neben dem Feldwebel oder Leutnant steht (und sei er tausendmal ein Schulkamerad), wenn dieser die Kompagnie exerziert; denn der Kommiß war immerhin kein Schützenverein. Also es ist so, daß dem Menschen Remarque, seinem Ich, Gewalt geschieht. Er beklagt seine verlorene, gestohlene Jugend, denn er liebt das Leben. Bevor sein Leib fällt, wird das Herz unzählige Male verwundet und zerrissen. Und das ist nun der wirkliche und wesentliche Kern des Buches: so ging ein Geschlecht ungehärteter, ungeprägter, junger Menschen zugrunde. Das waren die Kinderopfer, die man dem Kriege brachte. Ihr Schrei soll wahrhaftig nicht umsonst gewesen sein.

Es ist schwer, einem, der nicht im Felde war, klarzumachen, daß Remarque zwar die Unmenschlichkeit des Krieges beschwört, daß aber die noch ungeheuerlichere Wirklichkeit des Krieges erst bei Ludwig Renn gebannt ist. „Krieg" ist der richtige Name für das Buch. Dort stemmt sich ein junges, lebenshungriges Ich gegen den Krieg. Hier ist es das Geschehen selbst in einer beispiellosen Sachlichkeit. Der Erzähler ist Soldat (er war am Mobilmachungstag Gefreiter geworden), sonst nichts, Soldat wie Millionen. Er wußte, was Krieg bedeutet, denn er hatte die Waffe gelernt. Er hatte sofort gespürt, daß das Leben hinter ihm jetzt etwas Fremdes sein wird, er gibt es auf, — und er hat an irgendeinem kleinen Ort, wo er sein Handwerk gelernt hatte, eine Mutter. Er zieht ins Feld, nicht als ein Landsknecht, der Fortuna sucht, sondern als ein Mann, der vor dem ungeheuerlichen Vorgang verstummt. „Ich kann das Gerede nicht leiden!" Er verschont uns mit Wünschen und Klagen, seine Empfindungen sind nicht so flüchtig, locker, unbeständig wie bei denen, die ihr Herz auf der Zunge tragen. Dieser Soldat handelt — obgleich ihm das Töten keine Freude ist — mit derselben Sachlichkeit, mit der sonst einer an der Werkbank arbeitet oder das Feld bestellt, ja er ist ein Arbeiter des Krieges im Dienste des unbekannten Auftraggebers. Und nun gibt er Bericht über die vier Jahre, und das Ich drückt sich ganz bescheiden an die Seite, und es ist keine Begeisterung dabei und kein Haß, und keine Ideologie. Denn er hat geglaubt, daß das Entsetzliche notwendig und berechtigt sein müsse, und er hat

nach seiner Pflicht getan. Er hat getan, was Ungezählte, die fielen oder davonkamen, in diesen Jahren taten, im gleichen Glauben, mit dem gleichen schmerzlichen Gefühl in der Brust.

Der Krieg des Soldaten, hier ist er wieder. Der Ausmarsch: nichts von allgemeinen Stimmungen und Gefühlen. Der Soldat geht in die Kantine, Briefpapier kaufen. Er liest den Brief, sechs rührende Zeilen von seiner Mutter. Ein paar Worte werden mit einem Kameraden gewechselt. „Ich ging noch einmal auf den Abort und dann die Treppe hinunter zum Antreten.“ Kommandos, Bahnfahrt, Essenempfang, Kommandos, Märsche. Da stehen all die Einzelheiten, die den Soldaten angehen und die allein er erlebt. Sie sind kurz, aber haarscharf eingezeichnet. „Wir gingen in einem Haferfeld vor. Es hatte stark getaut. Die Halme bogen sich um die Beine und ließen knallend los. Meine Hosen waren bis zum Rockschoß durchnäßt.“ Nie verläßt den Erzähler diese enorm klare und unerbittlich sachliche, in ihrer Nüchternheit aufregende Diktion. Aber sie hat nichts gemein mit dem Reporter, der nur beobachtet und beschreibt. Kein Detail wird aufgenommen, das nicht erfahren wäre. Es kommt die erste Patrouille und das erste Gefecht mit seiner Zerfahrenheit, mit seinem Fieber und der Furcht, die keine Feigheit ist. Die Berichte strotzen von unerhörter Wahrheit. Und ob sie von dem großen Vormarsch, von der Marneschlacht, vom Rückzug, vom Stellungskrieg, Trommelfeuer, von Verwundung, von Offensiven erzählen, immer bricht der Augenblick mit Wucht aus den unzerbrechlichen Worten. Die Luft, das Licht, die Erde ist zugegen, die Landschaft als Kampfgelände sichtbar, das Gefecht aus hundert Einzelaufnahmen zusammengesetzt. Und die Soldaten sind Menschen, und man kennt sie wohl wieder: „die Perle“, oder den Läufer Israel, der seinen Tod den Abend vorher weiß und doch nicht sterben will. „Ich legte mich auf mein Lager und weinte bitterlich“, schreibt Renn nieder. Und die biblische Einfachheit erschüttert tiefer als jede Meditation.

Es ist noch zu sagen, daß Renn an keiner Stelle auftrumpft, daß er nirgend den Tatsachen etwas hinzufügt oder wegnimmt, damit eine besondere Wirkung auf den Leser erreicht werde. Er redet nur von dem, was war, was vor seinen Augen war. Er schmeichelt dem Mann so wenig wie dem Offizier. Er straft freilich die unehrliche Phrase Lügen, daß der Offizier die Mannschaft schuftig behandelt habe. Man war aufeinander angewiesen, man wäre ohne Vertrauen überhaupt nicht ausgekommen. Der Schweinehund — mit Verlaub zu sagen — war an der Front stets in der Minderheit, und er gehörte zum Menschen, nicht nur

zum Offizier. Ich meine die Kritik des Krieges muß bei der Wahrheit bleiben, und sie hat wahrlich genügend bessere Ansatzpunkte, daß sie auf eine solche Entstellung verzichten kann.

Renn selbst hat ja keinerlei Verteidigung des Krieges im Sinne. Auch keine Kritik. Er verfolgt überhaupt keine direkte Tendenz. Gerade diese sachliche Haltung gibt seiner Dichtung (einer Dichtung, die nur die Wahrheit verdichtet) den Wert und die Größe. Kritik oder Tendenz folgen aus der Tatsache und auf die Tatsache; wo beides miteinander vermengt wird, gibt es nur Entstellungen. Renn schrie 1914 nicht Hurra, und er korrigiert sein Gedächtnis späterhin nicht an irgendeiner Parteiparole oder an dem Ergebnis. Er ist überhaupt unpolitisch. Ist das ein Ruhm oder eine Schande? Es ist eine Tatsache. Er war so unpolitisch wie fast alle die kämpfenden Soldaten. Oder hat das ganze Volk die Politik gemacht? Nein, die Politik haben wenige gemacht. Von den vielen, vielen Mitschuldigen sei hier nicht geredet; die meisten zogen aus in dem guten Glauben an ein unabänderliches Schicksal. Und diese selben gewannen ihre Erkenntnisse auch zunächst nicht in politischen Gedankengängen, sondern direkt aus dem Kriege selbst. Die Frühjahrsoffensive (1917), meint der Soldat Renn, müsse den Krieg beenden, er könne doch nicht zum Dauerzustand werden, irgendwann müßten sich doch die Völker wieder vertragen! Ach, warum hatten nicht die Diplomaten den sicheren Verstand des Soldaten! Da wollten sie ihn im Aufklärungsunterricht mit dem Gewinne Belgiens trösten. Er aber fragt sich in der gleichen Stunde verwundert: „Was ist denn das Vaterland? Nichts? Eine altgewordene Redensart? Aber es ist doch etwas. Ich liebe es vielleicht auch.“ Nicht eimal das wußten die verantwortlichen Führer. „Aber auch mir wurde der Krieg immer verdächtiger.“ Nur noch zwei- oder dreimal reflektiert Renn ganz kurz über den Krieg. Genau fixiert er wieder die Zeichen der Auflösung, und danach, wie sich der Zusammenbruch bei den Kampftruppen äußert. Das Buch schließt: „Wir waren die letzten deutschen Truppen vor den einrückenden Belgiern und Franzosen. — Am Tage darauf rückten wir auf den Bahnhof und warteten da bei strömendem Regen auf den Zug. Es war längst Nacht geworden, als er eintraf. Es waren alles Viehwagen mit Schiebetüren. Wohin wir fuhren, wußten wir nicht, nur daß es noch nicht gleich nach Hause ging.“

So war der Krieg. Welche Folgerungen die Tatsachen verlangen, was wir aus ihnen lernen — oder nicht; was nun geschehen muß; wo die Verantwortung, wo die Ursachen zu suchen; welche Hintergründe der Krieg hatte; wie er inszeniert wurde; was Ideale oder Idole waren:

— Renn antwortet nicht. Er weiß es nicht, oder er vermißt sich nicht, die richtige, die formulierbare Antwort zu geben. Man werfe ihm darum nicht Blindheit oder Feigheit vor. Wahrscheinlich würde er nicht zögern, seine persönliche Ansicht zu vertreten. Aber vor dem maßlosen Ereignis, das dieser Krieg war, bescheidet er sich. Vielleicht meint er, die Antwort könne nur die Geschichte, d. i. die Menschheit geben. Vielleicht meint er, es sei besser, wenn jeder einzelne die Antwort selbst finde, die er verantworten kann. Jedenfalls zweifle ich nicht daran, daß dieses Buch zu einer tieferen Besinnung zwingt und daß es viel nachdrücklicher gegen den Wahnsinn des modernen Krieges mobilisiert, als es bisher irgendeins, als es selbst eine Tendenzdichtung vermochte.

Zufällig erschien zur gleichen Zeit das Buch vom Drückeberger, „von ihm selbst geschrieben“. Wer den Kontrast liebt, hätte also Gelegenheit, den Krieg von einer anderen Seite anzusehen. Ob man die Lektüre anraten kann, ist freilich eine zweite Frage. „Ginster“ ist nicht der Kriegsgegner, der den Mut aufbringt, für seine moralische Überzeugung einzutreten. Er ist auch nicht einfach der Feigling, der um sein Leben bangt, obgleich er das auch ist; das gäbe wenigstens ein ehrliches Bild. Ginster ist der sentimentale oder, wenn es nötig ist, schnoddrige Intellekt; er besitzt keine wesentliche Charakterstärke, fühlt sich keiner Gemeinschaft verbunden. Der Krieg sagt ihm weder etwas Positives, noch etwas Negatives, der Krieg ist lediglich eine willkürliche komische Angelegenheit der anderen. Und noch dieser Perspektive mangelt Geist und Humor. Dieser Architekt, der untauglich befunden, reklamiert, eingezogen und wieder entlassen wird, bildet sich vergeblich ein, so etwas wie ein deutscher Schwejk zu sein. Ein deutscher Schwejk, ein akademischer Schwejk? Zwei Unmöglichkeiten. Dem ersten fehlt das Milieu, der zweite widerspricht sich selbst; denn die Bildung erstickt natürlich den Witz der Volkstype. Und von den genialen Erfindungen des Hašek, von der Souveränität, mit der er den Stoff anfaßt, keine Spur bei Ginster. Überdies läßt der Autor die ganze Umwelt durch den Helden sehen. So kommt eine mehr ironische als satirische Gestaltung zuwege, eine auf die Dauer unerträgliche Auslaugung aller Erscheinungen. Die Sätze töten ihren Gegenstand, bevor sie ihn haben leben lassen. Im dritten Satz des Buches ist schon alles enthalten: „Der Doktor (die Promotion) wäre überflüssig gewesen, aber Ginster liebte die mit einem Examen verbundene Spannung und wollte im Bewußtsein, den Titel rechtlich erworben zu haben,

später gleichsam inkognito ohne ihn leben." Das ist nun kein Schwejk und auch kein Chaplin, wie auf dem Umschlag behauptet wird. „Sie (die Fabrik) wollte sich der Produktion von Granaten widmen, deren das Heer für die in den Tagesberichten aufgezählten Schlachten bedurfte." Wenn der Witz nicht weiter reicht! Auf die Art läßt sich alles ironisieren. Man kann sich dabei sogar der Produktion von Büchern widmen, deren die Menschen für die in den Tageszeitungen empfohlene Lektüre bedürfen. „In dem Zimmer herrschte ein Elterngeruch, der von zwei kleinen Leuten ausstrahlte, die ihren Sohn mit den Blicken verschlangen. Über dem Bauch des Vaters, der den Rock abgelegt hatte, spannte die Hose, und der Mutterkropf ragte aus einem Hauskleid mit Wellenlinien hervor. . . Durch die Enge des Zimmers wurde das elterliche Fleisch in die nächste Nähe gerückt, es lag unter einer Lupe, seine Poren öffneten sich, und auch die Gefühle bestanden aus Fleisch." Genug. Wer die Erscheinungen ausnahmslos nur ironisch betrachtet, der spricht schließlich nicht mehr von einer Zeit und einer Gesellschaft, sondern von sich.

In unsere Reihe gehört noch das außergewöhnliche Buch Ernst Glaesers, „Jahrgang 1902". Ein Sechsundzwanzigjähriger schreibt die Geschichte seiner Jugend. Man ist gewohnt, „Jugenderinnerungen" nur von alten Männern zu hören. Daß es heute die Jungen tun — Glaeser ist nach Oskar Maria Graf der zweite — hat seinen guten Grund. Die Generation, die während des Krieges noch nicht erwachsen, sagen wir einfach: noch nicht fertig war, hat ihn (im Grunde auch Remarque) völlig anders erlebt als die großen Leute, und von diesem entscheidenden Erlebnis legt sie Zeugnis ab, damit sie auch verstanden werde. Bei Graf kommt das nicht so zur Geltung, weil sein Bekenntnisbuch subjektiv ist, weil er sich mit seinem Ich auch dann herumgeschlagen hätte, wenn kein Krieg gewesen wäre, weil er um die Welteinstellung rang, die seine Triebe und sein Streben beruhigen sollte. Darum hat er auch, wenn ich aus seinen jüngeren Arbeiten die richtige Folgerung ziehe, ein Kompromiß geschlossen. Bei Glaeser liegt der Fall viel klarer. Hier handelt es sich um die Jugend, die bei Kriegsausbruch erst 12 Jahre zählte. Sie waren Kinder während des ganzen Krieges. Sie zählten nicht, sie liefen nur so mit herum, man gab ihnen keinen Wert, man beachtete sie kaum, man verfügte einfach über sie. Diese Generation, die im Schatten der Väter heranwuchs, blieb zumeist energielos, unsicher, unselbständig, wenigstens die bürgerliche. Nur ein Teil hat früh opponiert und seinen eigenen Weg gesucht. Von solchen erzählt Glaeser

mit rühmenswerter Offenheit. Dazu beobachtet er ungewöhnlich scharf und formt sehr sicher. Schon die Partien, die das typische Jugendleben und -treiben, seine Freundschaften, seine Ideale, seine Geheimnisse, seine Sünden, seine Moral, seine Erotik, wiedergeben, würden hinreichen, das Buch lesenswert zu machen; denn die Gestaltung ist nicht nur wahrhaftig, sie ist auch stark und schön. Nun will aber der Jahrgang 1902 viel mehr, als sich selbst zeichnen, er will auch die anderen zeichnen und er will — abrechnen. Die erwachsene Gesellschaft, sonderlich die bürgerliche, in der Glaeser daheim war, forderte die Kritik heraus, sie brachte der Jugend nichts als Unverständnis und Öde und die zweifelhaften „Güter" und „Ideale" ihrer Bildung entgegen, sie übte bei sich eine andere Moral als vor den Kindern, sie beging unverständliche Handlungen, sie offenbarte sich in einem Krieg. Die Jugend aber fühlte sich hundertmal ausgeschlossen und betrogen, sie beobachtete die Erwachsenen mißtrauisch, sie entgötterte sie mit beißender Schärfe. Und da es in einer Kleinstadt war, die alles übersehen läßt, wurde es eine Entlarvung der ganzen Gesellschaft voller Phrasen, Verlogenheiten, Widersprüche, Engherzigkeiten und Bosheiten: da ist die Mutter, die in Rilke und Hofmannsthal lebt statt in der Zeit; der Vater, Amtsrichter und Briefmarkensammler, will seinen Sohn durchs humanistische Gymnasium zum Charakter erziehen; der Jude Silberstein vereint Gemüt, sozialen Geltungstrieb, Patriotismus und Geschäft auf seine Weise; da sind Beamte, Lehrer usw., Phraseure einer plumpen, hohlen Überheblichkeit, — da ist freilich auch der rote Major, ein adeliger Frondeur gegen die kaiserliche Politik und bürgerliche Ahnungslosigkeit, und der Heizer Kremmelhein, der Marxist. Die ausschlaggebende Erschütterung bringt für den Jungen der Krieg: die plötzliche Verbrüderung der Erwachsenen, der Parteien und Klassen nimmt ihm die Fassung. „Früher waren sich die einzelnen Menschen bös, jetzt sind es die Völker", folgert er im stillen. Kraß malt er alle Ausbrüche der Kriegspsychose und deutlich alle Phasen der allmählichen Ernüchterung und Wandlung in der Heimat, das Leid und die Hungerzeit. Und allem entnimmt er das gleiche Erlebnis, das ihm ein französischer Spielkamerad bei Kriegsausbruch mit den Worten sagte: Der Krieg, das sind unsere Eltern.

Es ist nicht zu verkennen, daß Haß und Erbitterung dem Autor öfters zu Verzeichnungen Anlaß gab. Schließlich war die bürgerliche Schicht noch nicht den Erwachsenen gleichzusetzen und waren die Erwachsenen noch nicht der Krieg. Auch dies ist zu bemerken, daß viele Einsichten — mögen die Ahnungen immerhin schon in dem Kinde ge-

steckt haben —, daß eigentlich eine ganze Weltanschauung des jungen Mannes in die Jugend zurückgedichtet wird und mitunter ebenso zu Übertreibungen oder Zuspitzungen verleitet. Wir wollen uns nicht darüber beschweren; es wird dem Autor nicht anders möglich gewesen sein. Und wenn ihn auch sein Fanatismus der Menschlichkeit bisweilen blind macht, wenn sein Verstand neben herrlichen Formulierungen manchmal allzu scharf pointiert und seine poetische Erfindungsgabe beiden allzu willig und dienstbar ist (wenigstens halte ich es für möglich, allerlei Dichtung zwischen der Wahrheit festzustellen): das alles sind geringe Mängel einer großen Gestaltungskraft. Ein erfreulicher Ernst zur Besinnung und Entscheidung, ein anständiges Bemühen um die Weltanschauung Krieg oder Frieden hat ein einzigartiges Dokument der Zeit und eine schöne, klare Dichtung geschaffen.

Übersichtsliste

Erich Maria Remarque, Im Westen nichts Neues. Berlin 1929, Propyläen-Verlag. 288 Seiten. Preis 4.— RM.

Ludwig Renn, Krieg. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei. 415 Seiten. Preis 4.50 RM.

Ginster. Von ihm selbst geschrieben. Berlin 1928, S. Fischer. 359 Seiten. Preis 5.— RM.

Ernst Glaeser, Jahrgang 1902. Potsdam 1928, G. Kiepenheuer. 354 Seiten. Preis 4.— RM.

Dr. Walter Hoyer

Noch ein Wort über Jack London

Zu den letzterschienenen Bänden[1]

Schon haben Londons Bücher so ungewöhnliche Erfolge, daß von einer Überschätzung des Amerikaners gesprochen wird. Einige Bedenkliche sehen sogar eine Gefahr. Es lohnt sich für uns, festzustellen, was daran wahr ist.

Ein Teil der Einwände geht von der Voraussetzung aus, Abenteuerliteratur sei überhaupt minderwertig. Man glaubt, eine Gattung verachten zu müssen, weil sie durch so viele schlechte Beispiele belegt wird und mit ihren Wertansprüchen immer bescheiden auftrat. Aber leben in ihr nicht Elemente, die so alt wie Sage und Märchen, wie epische Kunst überhaupt sind? Gehört die Freude an der zauberischen Ferne, die Anteilnahme an den Taten und Leiden der kühnen Sucher und Wanderer nicht zur menschlichen Natur? Zugegeben, daß London oft nicht maßzuhalten weiß, daß er dicker aufträgt, als billig, daß seine Fabeln gewaltsam, daß seine Phantasie die Grenzen überschreitet — selbst aus seinen Übertreibungen und Sensationen leuchtet noch der Kern einer Wahrheit, und in der Gestaltung der Menschen ist London alles andere als Phantast. Er hat andere Schwächen. Seine großen Kompositionen bekommen in der Mitte, nach einer wilden Übersteigerung der Handlung, einen Bruch, und selten reichen die Mittel der zweiten Hälfte aus, die Spannung weiterzuführen oder zu beruhigen. Wie selten gelingt auch der feste Abschluß! Aber London macht uns das vergessen mit frischen, farbenstrotzenden Schilderungen der wilden oder betäubenden Natur, der Schneewüste, der Wälder, des Meeres und des Urwaldes, mit der Unmenge fesselnder, zärtlicher, rührender, ursprünglicher Beobachtungen.

Andere behaupten, er schreibe nur für das Publikum. Der Erzähler schreibt immer für ein Publikum. Daß aber London nur seinem Publikum zu Gefallen geschrieben habe, läßt sich nicht aufrechterhalten. Er hat manch Unnötiges geschrieben, aber er hat nicht geschludert, sondern immer gearbeitet. Die konventionellen Moralitäten (z. B. bei dem Robinsonpaar im „Seewolf"), die er selbst vermutlich ironisch ansieht, die glücklichen, sentimentalen Ausgänge, die große Scheu vor erotischen Angelegenheiten, das vorgestellte Frauenideal, nach welchem alle seine Frauen schematisch, blutlos, flach geraten sind, all dies hat seinen Grund eher in der intoleranten, prüden amerikanischen Konvention als in bewußten Spekulationen Londons. Er hat gewagt, den „Martin Eden" und die „Eiserne Ferse" zu schreiben, er hat darin Anklagen vorgebracht, Angriffe unternommen, die — für Amerika — damals sehr mutig waren. Schließlich hat ja auch niemand ernstlich behaupten wollen, daß London unter Dichter höchsten Ranges gehöre.

Wenn wir ihn gleichwohl willig aufnehmen, so denken wir an seine unleugbaren Vorzüge. Die Stoffwelt, in der sich London bewegt, kennt er nicht durch bloße Beobachtung, sondern durch Erfahrung, durch die bitter bezahlte Erfahrung des Matrosen, Tramps, Goldgräbers, Arbeiters. Dadurch bekommen seine Erzählungen Qualitäten, die nicht „gemacht", weil nicht erdacht werden können. Im Abenteuer erprobt er die Menschen, wie er sie selbst erfuhr, enthüllt er ihre urmenschlichen Regungen und Instinkte, zeigt er die primitive Moral heroischer Pioniere, malt er großartige Rassentypen, ritterliches Vollblut, und daneben Verbrecher, Wilde und an Leib und Seele verdorbene, unbrauchbare Exemplare der Zivilisation. Wären Londons

[1] Die Liste der besprochenen Werke siehe am Schluß. Werke von Jack London wurden in den „Heften" besprochen. IX. Jg. 1924, S. 82; X. Jg. 1925/26. S. 318; XI. Jg. 1927, S. 348; XII. Jg. 1928, S. 106 ff.

Erzählungen nicht erlebbar von dem Gefühl ungebildeter, unliterarischer Menschen, weshalb sollten sich erwachsene Arbeiter an ihm begeistern, wie sie sich früher am Lederstrumpf und Ähnlichem berauschten! Und London bringt — sogar mit dem exotischen Stoffe — immerhin auch Gegenwart, soziale menschliche Angelegenheiten des 20. Jahrhunderts.

Das gilt für die bisher in den „Heften" besprochenen Bücher Jack Londons.

Es gilt auch für ein neues: Michael, der Bruder Jerrys. Wir können also in Kürze berichten. Zuerst steht ein wunderbares Freundschaftsverhältnis zwischen Herr und Hund in der Mitte, zwischen einem guten, versoffenen Steward und dem Bruder des „Insulaners". Darum herum spielt eine tolle Schatzsucher-Seefahrt, wobei eine goldgierige Gesellschaft von Männern durch einen alten, harmlosen Schwindler an der Nase geführt wird. Schiffbruch — durch die Angriffe einer gereizten Walkuh! — gehört natürlich dazu. Der Steward, von einem Nigger mit der unheilbaren Lepra angesteckt, kommt schließlich ins Pesthaus von San Franzisko, flieht mit Hilfe des erwähnten Seegreises, um in die freiwillige, unwiderrufliche Verbannung nach dem Süden zu gehen. Michael gerät in die Hände der Dresseure. Die abscheulichen Tierquälereien zu brandmarken, welche sich hinter den staunenerregenden öffentlichen Vorführungen verbergen, ist der offenkundige Zweck Londons im zweiten Teil des Buches.

Wie gesagt, dies Buch steht ebenbürtig neben den schon erwähnten. Jetzt liegen zwei weitere Bände vor, die um vieles zu geringer zu bewerten sind: Mondgesicht und Der Rote. Es handelt sich um Kurzgeschichten, meist Variationen zu früher behandelten Motiven, Entwürfe, Fragmente; Abfälle aus alten Arbeiten, die noch zu Geld gemacht wurden. Hier spürt man Londons Mängel noch deutlicher als in den Romanen. Einige gute Stückchen sind zwar vorhanden, etwa „Die Goldschlucht", „Wie vor alters zog die Orgo", „Erinnerungen an Alaska". Aber die meisten sind von einer krampfhaften Konstruktion, überspannt („Mondgesicht", „Die Lieblinge des Midas") — wie London überhaupt gerne der Maßlosigkeit erliegt — oder ohne den gewohnten Reiz in der Durchführung („Lokalkolorit", „Das Frauenzimmer"). Man hat den Eindruck, daß sich der Autor aus dem Bereich seiner Erfahrungen und Fähigkeiten zu weit entfernt („Der Schatten und das Funkeln", „Die Planchette") und daß er bisweilen nur Zeilen schreibt. Seine große Phantasie, seine wunderbare Anschaulichkeit sind wohl noch im Spiel, aber das kann nicht genügen. Es wäre falsch, die zukünftig erscheinenden Bände unbesehen einzustellen.

Seitdem dies geschrieben wurde, sind zwei neue Bände Londons und seine Biographie auf deutsch erschienen.

Menschen der Tiefe ist eine soziale Studie über London-East, das Armenviertel der britischen Hauptstadt. Jack London wohnte eine Zeitlang bei den Ausgestoßenen, verkleidet als einer der ihren, damit ihm kein Zug ihres Lebens verborgen bleiben konnte. Und der ehemalige Tramp, der gewiß genug Verkommenheit kennengelernt hat, ist erschüttert von dem maßlosen Elend, das er jetzt entdeckt. Der Abgrund von London enthüllt sich vor seinen Augen als ein riesiges Schlachthaus, in dem die Untauglichen und die Überflüssigen grausig hinsterben. Erschreckende Reportagen über das Elend der Wohnungen, über die Lohnverhältnisse, über die Obdachlosen, über das traurige Schicksal der Kinder, über den Selbstmord, den Alkohol bei diesen Verlorenen, und vieles andere. Man würde die Beobachtungen des Amerikaners sicher für übertrieben halten, wenn er ihre Wahrheit nicht durch die Statistik erhärtete.

Wie zu erwarten, beruhigt sich Jack London nicht mit der Schilderung. Er fühlt mit den Armen, er stellt tief empört fest, daß die meisten unverschuldet zugrunde gehen, daß sie durch die geheimen Gesetze der Industrie einfach zum Untergang verurteilt sind. Er untersucht die ökonomischen Ursachen dieser Menschenvernichtung, die mehr Opfer fordert als der Krieg. Er fragt, wie es möglich ist, daß zivilisierte Menschen trotz erhöhter Produktion schlimmer als Tiere leben und gar verkommen müssen, und klagt die Schicht der Gesellschaft, die das Land verwaltet, aufs heftigste an. — Daß der Bericht schon 27 Jahre alt ist und gewiß nicht mehr in jedem Punkt zutrifft, mindert seinen Wert nicht. Auch an tausend Plätzen der Gegenwart herrschen noch die gleichen Verhältnisse, und sie können niemals sichtbar genug gemacht werden.

Elf neue Kurzgeschichten aus Alaska vereint der Band Siwash. Mit den bekannten älteren dürfen sie sich in der Erfindung nicht messen. Frauen sind öfter im Spiel, und zumal mit den weißen hat seine Kunst ja wenig Glück. Wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß er mit diesem Band trotzdem gerade den Leserinnen gefällt, so ist dieser Band doch ohne tiefere Bedeutung.

Nun liegt auch das Lebensbild Londons vor. Damit erfährt unsere Vorstellung von dem Autor, die wir aus „König Alkohol“ und „Martin Eden“ entnehmen durften, die notwendige Berichtigung; denn selbstverständlich geht in beiden Romanen der poetische Zweck der Tatsachenwahrheit vor. Und weshalb soll es nicht nützlich sei, den Dichter, wie er war, mit dem zu vergleichen, der er zu sein glaubte oder zu sein wünschte! Übrigens hat London seinen eigenen Typ des Rebellen-Abenteurer-Schriftstellers und unkonventionellen Menschen ganz treffend geschildert. Wir lernen jetzt lediglich eine Reihe neuer Einzelzüge kennen und erfahren, unter welchen heftigen Spannungen seiner durchaus nicht einheitlichen Anlagen er litt. Man kann nicht behaupten, daß die Biographie besonders tief in Wesen oder Werk eindringt. Sie erschöpft sich hauptsächlich in einfachen Tatsachenberichten über Londons Werdegang, literarischen Aufstieg und seine Selbstzerstörung. Denn Selbstzerstörung war die fast ununterbrochene Überanstregung seiner Kräfte; er hat sich totgeschrieben.
Die Verfasserin ist Londons zweite Frau. Man muß aber hervorheben, daß sie von ihrem Gefährten ohne Exaltiertheit, Sentimentalität, Übertreibung und Eitelkeit berichtet. Vielmehr wahrt sie eine erfreuliche Zurückhaltung, ohne darum ihre Liebe und Treue zu verleugnen.

Übersichtsliste

Jack London, Michael, der Bruder Jerrys. 286 Seiten.
— Mondgesicht. Seltsame Geschichten. 256 Seiten.
— Der Rote. 262 Seiten.
— Menschen der Tiefe. 270 Seiten.
— Siwash. 291 Seiten.

Charmian London, Jack London. Sein Leben und Werk, geschildert von seiner Frau. Vorwort von Arthur Holitscher. Mit 20 Bildern. 302 Seiten. Sämtlich Berlin 1928, Universitas Deutsche Verlags-A.G. Preis jedes Bandes 3.— RM. Übersetzt von Erwin Magnus; die Biographie von Karl Hellwig.

Dr. Walter Hoyer

Dokumente der Not

Sozialberichte von Lampel, Jannasch, Jaehn, Koerber und Kern

Jungen in Not. Berichte von Fürsorgezöglingen. Herausgegeben von Peter Martin Lampel. Berlin 1928, J. M. Spaeth. Mit 7 Tafeln. 240 Seiten Preis 6.— RM.

Der Herausgeber ist als Hospitant selbst in der Fürsorge tätig gewesen und hat das Vertrauen der Jungen so weit gewonnen, daß sie ihm Berichte gegeben haben, die unmittelbar ihre Gefühls- und Gedankenwelt wiedergeben. Das Buch enthält außerdem die charakteristischen Typen einer Reihe von Fürsorgezöglingen, die der Verfasser selbst an Ort und Stelle gezeichnet hat. Wer diese ungeschminkten Berichte liest, bekommt ein wachsendes Grauen vor der Methode, nach der auch heute noch unzählige junge lebenskräftige Menschen behandelt werden, die sich irgend etwas, oft ganz Geringfügiges, haben zuschulden kommen lassen — oder auch nur durch die furchtbaren Verhältnisse im Elternhaus dahinein geraten sind. Besonders auffällig daran ist, daß es manchmal nicht so sehr am guten Willen der Erzieher fehlt, als vielmehr an ihrem mangelnden Wissen, was eigentlich ein solcher junger Mensch will und vor allem auch, wie seine Worte zu deuten sind. Immer geht man mit der ganzen Schwere und Mechanik der Erwachsenen an die Kinder und Jugendlichen heran. Da wird zum Beispiel eine Erzieherkonferenz beschrieben, die offenbar ganz dem Leben abgelauscht ist und die ganze hochmütige Blindheit der Erwachsenen zutage bringt. Der Direktor sagt: „Da hat neulich ein Besucher, ein Redakteur, überlegen Sie sich, also ein ernst zu nehmender Herr der Presse mich gefragt: ‚Was täten Sie, Herr Direktor, wenn einer Ihrer bald einundzwanzigjährigen Zöglinge zu Ihnen einträte und sagte: ‚Ich muß ein Weib haben!‘?“ —

„Unerhört“ (murmeln die Erzieher).

„Ich habe ihn mir erst angesehen. Ich war sprachlos. Aber der Herr hat diese Frage wiederholt. Daraufhin habe ich ihm zur Antwort gegeben: ‚Ich kann mir das nicht vorstellen, daß jemals so ein Bengel so etwas zu mir sagen würde.‘ ‚Und wenn der das täte?‘ ‚Dann, mein Herr, sähe ich ihn mir von oben bis unten an — mit einem einzigen Blick —, ich garantiere Ihnen, daß er auf den Hacken kehrtmacht und davonläuft.“

Nach der Konferenz. „Bitte in die Turnhalle.“ Dort warten 248 Jungen... Der Chor beginnt...

„Hört, ihr Herren und Damen schön...“ Flott. Einladung zur Jagd, Parforce und Romantik. Die Jungen überlegen, ob die schönen Herren sie etwas angehen. Die schönen Damen eher. Einer flickt sich den ausgerissenen Hosenboden mit einer Sicherheitsnadel an. Die meisten haben ihre Hosenlätze vorn nicht geschlossen. Sentimental und schwer getragen wälzt der Chor der Erzieher jetzt sein Abendlied: „... Gute Nacht und süße Ruh, Gottes Liebe deckt euch zu.“

Die Jungen stehen mit den Händen in den Hosentaschen und betrachten kritisch die Verrenkungen auf den Mienen ihrer Herren. Verschiedene haben verstörte und blasse Gesichter von der letzten Nacht her.

... „deckt zu

Ein Schwung mit dem Ärmel:

... deckt alles zu.

Der Chor verklingt, befriedigt und ergriffen.“

Diese Probe zeigt, daß hier ein guter Beobachter spricht. Alles, was als Text zwischen den eigentlichen Berichten steht, hat diese schroffe und ironische Sachlichkeit, diesen frechen und scharfen Tonfall, den auch die Jungen selbst in ihren Berichten anschlagen.

Ein Termin vor dem Jugendgericht, zu dem der Verfasser einen jungen Verbrecher hinführen mußte, wird ebenso beschrieben. Aus dem Verlauf der Verhandlungen läßt sich viel entnehmen. Der Junge wird weder gehört noch verstanden, noch glaubt man ihm, noch sieht man ihn überhaupt an. Das alles schildert der Verfasser sachlich und mit wenig Worten in eindrücklichster Weise. Es ist leicht verständlich, daß einer, der sich so auszudrücken versteht, und der außerdem als junger Hospitant radikal die Partei der Jungen ergreift, ihr volles Vertrauen gewinnt, so daß sie ihm dann wirklich ihr Herz ausschütten.

Der zweite, sehr viel größere Teil des Buches ist ganz mit Berichten der Jungen selbst ausgefüllt. Es ist ungestutzte Reportage, keine gefühlsgeschmückte und rührselige Dichtung. Man mag es dem Verfasser glauben, wenn er erklärt, daß er nichts an diesen Niederschriften korrigiert oder auch nur beeinflußt habe. Auch wenn er etwas von sich aus dazu getan hätte, so ist es mit demselben Geist und mit demselben empörten Tonfall der Jungen vorgetragen. Man kann aus diesen Berichten ganz deutlich erkennen: Wie malt sich die Umwelt in den Köpfen dieser Jungen? Was geht in ihren Herzen vor, und wo steckt ihre Not? Für Eltern und Erzieher, die nicht wissen, was in der Jugend vorgeht, hat dies Dokument sicher augenöffnende Wirkung, vielleicht sogar noch mehr als das verwandte, vor einigen Jahren erschienene „Tagebuch des Fürsorgezöglings" Günther Rodegast: „Der Drahtzaun", im Fackelreiter-Verlag, das nur die Darstellung eines einzigen, allerdings tief empfindenden Jungen brachte. Hier wirkt die Fülle der verschiedenartigen Berichte, zeigt, wie groß und wie vielfältig und leider auch wie hoffnungslos die Not und Verwirrung ist. Insbesondere auch die geschlechtliche Not, von der viel und vollkommen offen gesprochen wird.

Allerdings ergibt sich aus der Lektüre des Buches kein Schimmer einer Hoffnung. Kein Weg wird angegeben, was man nun eigentlich anders machen sollte. Klar wird nur eins: Die Einrichtung der Fürsorgeanstalten ist, so wie sie ist, unmöglich. Es gibt ja tatsächlich nur ganz wenige Anstalten, die versuchen, es besser zu machen. Es fehlt ja an geeigenten Erzieherpersönlichkeiten, die bei freieren Verhältnissen mit den Jungen wirklich jugendgemäß umgehen könnten. Diese furchtbare Lage wird ganz klar und macht die Lektüre des Buches für den Wissenden zu einer hoffnungslosen Verdeutlichung dessen, was er schon weiß; dem erst abgeholfen werden kann, wenn wir genug erzogene Erzieher haben, die solchen gewaltigen Aufgaben gewachsen sind. Immerhin auf die weiteren Kreise, die Behörden, die Elternschaft und die Erzieher, die ja wohl meist diese Lage nicht kennen oder geflissentlich daran vorbeisehen, vermag dies Buch, das den Stempel der Wahrheit trägt, sicher tief einzuwirken. Es zeigt spiegeltreu die furchtbare Situation: Jungen in Not.

*

Solche Bücher, deren Wert ganz und gar in der aufrüttelnden Kraft ihres Inhalts und der unaufhaltbar daraus entströmenden sprachlichen Kraft ihrer Darstellung besteht, wirken sehr schnell, aber auch in einer eigentümlich schwankenden Weise auf die öffentliche Meinung. Diese Tatsache muß bei der Empfehlung gerade dieses Buches in öffentlichen Büchereien mit berücksichtigt werden. Man konnte beobachten, daß die Presse gleich nach Erscheinen dieses Buches sich sehr günstig darüber aussprach.

Sensationsfrohe Blätter, wie das Berliner Acht-Uhr-Abendblatt, brachten beispielsweise unmittelbar nach Erscheinen des Buches eine höchst begeisterte Besprechung. Bald danach besann man sich offenbar, hatte Erkundigungen eingezogen und erkannte die „destruktiven Elemente“ in der Darstellung. Das Buch wurde mehr und mehr von der radikalen Linken als Ausdruck „ihrer Anschauung“ über die Mißstände in der Fürsorgeerziehung sozusagen beschlagnahmt. Und die bürgerliche Presse erhob ihre warnende Stimme dagegen. Charakteristisch dafür war eine gemäßigt ablehnende Besprechung in der „Vossischen Zeitung“. Daß mit dieser offiziellen Kritik keineswegs die tatsächliche Bedeutung des Buches für die Leserschaft der bürgerlichen Presse zum Ausdruck gebracht wurde, zeigte sich in sehr interessanter Weise in den „Briefen aus der Leserschaft“, die, ohne daß die Redaktion die Gewähr dafür übernimmt, in der „Vossischen Zeitung“ regelmäßig zum Abdruck kommen. Darin wurde das Buch von Lampel bei verschiedenen Gelegenheiten in enthusiastischer Weise erwähnt, so daß man sich daraus ein deutliches Bild machen konnte, wie das Buch tatsächlich wochenlang weite Kreise erregt und aufgerüttelt hat. Ein derartiges Buch wirkt eben auf den unvoreingenommenen naiven Leser so stark, daß er ohne Nachdenken sofort und uneingeschränkt ja dazu sagt, auch dann, wenn er bei nachträglicher Besinnung, etwa auf seine parteipolitische Stellung, eigentlich nein dazu hätte sagen müssen. Die Presse in Voraussicht solcher höchst unwillkommenen Naivität und parteipolitischen Tolpatschigkeit ihrer Leserschaft versucht, einem solchen „Unheil“ vorzubeugen. In diesem Fall war das aber zu spät geschehen.

Diese typische Geschichte der aktuellen Wirkung eines solchen Buches und seiner Einpassung in „die öffentliche Meinung“ hat noch einen sehr interessanten Abschluß. Ganz zuletzt meldete sich auch noch die für den Fall zuständige Behörde, das Preußische Landesjugendamt. Und zwar sehr viel zu spät, monatelang nach dem Erscheinen des Buches, außerdem in der psychologisch für eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung sehr ungünstigen Vorweihnachtszeit, in der erfahrungsgemäß die privat-bürgerlichen Instinkte im Mittelpunkt stehen. Es spricht für die Bedeutung des Buches, daß das Landesjugendamt die destruktive Wirkung des Buches in der Öffentlichkeit so sehr fürchtet, daß es eine offizielle, breitgedruckte Erklärung dagegen in der Presse abgab. Darin wurde dem Verfasser jede Berechtigung zu einer so herben Kritik der Verhältnisse in der Jugendfürsorge abgesprochen. Als wichtigstes Argument gegen ihn wurde darin hervorgehoben, daß er nur ganz kurze Zeit Hospitant gewesen sei und durch die weitherzige Art der Behörde selbst überhaupt erst Einblick in die Verhältnisse erhalten habe. Diese Tatsache sagt nun allerdings nichts Triftiges dagegen aus, daß der Verfasser mit außerordentlich guten Augen und einem für die Jugend sehr empfindsamen Herzen begabt, eben doch in der kurzen Zeit sehr viele und sehr schlimme Dinge gesehen hat und vor allem, daß er die heute sehr seltene sprachliche Fähigkeit besitzt, diese Beobachtungen verteufelt gut zu formulieren. Recht hatte die Behörde aber zweifellos damit, daß sie darauf hinwies, daß in dem Buch kein einziger positiver Weg zur Besserung der Verhältnisse angegeben werde.

Diese verspätete und etwas schwerfällige Gegenmaßnahme der Behörde war zum Teil wohl hervorgerufen durch das verstärkte Ärgernis, das ein weiterer Schritt des Verfassers hervorgerufen hatte. Er hat nämlich inzwischen seine „Jungen in Not“ dramatisiert, und das Stück „Revolte im Erziehungshaus“ war, von jugendlichen Schauspielern in bester Form gespielt, zu einem sehr zugkräftigen Theatererfolg geworden.

Hans Windekilde Jannasch, Alarm des Herzens. Aus den Papieren eines Helfers. Stuttgart 1928, G. Merian. 118 Seiten. Preis 2.40 RM.

Das Buch enthält Aufzeichnungen und Erlebnisse aus der sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost, aus dem Ende der Kriegszeit, als sie Siegmund-Schultze leitete. Jede der kleinen Geschichten ist in sich abgerundet und meisterhaft erzählt, und man merkt, daß sie herausgegriffen sind aus einer Fülle von unerzählt gebliebenen. Was sie alle verbindet, ist durch den ausnehmend guten Titel des Buches „Alarm des Herzens" bezeichnet. Das Buch hat deutlich die Tendenz, der Verbeamtung des sozialen Berufes das wirkliche Leben aus der Tiefe der Großstadt entgegenzustellen, das es sozialpädagogisch zu erleben, zu erleiden und zu gestalten gilt. Der Verfasser befürchtet sicherlich mit Recht, daß die „umfassenden fürsorgerischen Maßnahmen eine moralische Knochenerweichung zur Folge haben, indem sie das natürliche Verantwortungsbewußtsein untergraben".

Die „Atmosphäre dieses Buches" und der Gruppe, mit der zusammen der Verfasser diese Arbeit tat, ist so bedeutsam, daß man in der Tat, wie der Verfasser, wünschen müßte, „jeden Menschen, besonders jeden Sozialbeamten, in sie hineinzutauchen".

Gleich die erste Geschichte „In der Gastwirtschaft der S. A. G." führt in den so hochbedeutsamen Ausgangsort der S. A. G., die „Kaffeeklappe", später die Gaststätte, und zeigt, wie wahre soziale Arbeit absichtslos aus dem täglichen Nachbarschaftsverhältnis von Mensch zu Mensch sich entwickeln kann. In den weiteren Geschichten wird dann die unregistrierbare Tätigkeit des wirklich mitfühlenden und mitwissenden sozialen Helfers geschildert. Die Echtheit und wahrhaft an das Herz greifende Tragik dieser Großstadtkurzgeschichten steigert sich in der Mitte des Buches mit den Erzählungen „Einer Mutter Sohn", „Bin ich Verräter?", „Wer trägt die Schuld?" Man spürt hier durch die Sachlichkeit dieser Berichterstattung doch die erschütternde Wahrheit des Selbsterlebten, die gerade heute, in einer Zeit der organisierten Abstumpfung aller Gefühle, so wichtig ist zu betonen. Man wird dadurch bestärkt in der Gewißheit, daß es darauf ankommt, sich eben gerade nicht „durch die grauenhafte Trostlosigkeit des Großstadtelends abstumpfen zu lassen, sondern das alles immer wieder auf sich wirken zu lassen, also wirklich mitzuleiden". „Wer dauernd in dieser Welt litt, verlernt das Reden." Diese Kurzgeschichten zeichnen sich dadurch aus, daß in ihnen tatsächlich gar nicht geredet oder gepredigt wird. Es ist reine Bildgebung der alltäglichen Schicksalsverkettung einer solchen Riesenstadt.

Willibald Jaehn, Wer wirft den ersten Stein? Mädchenschicksale unserer Zeit nach den Wahrnehmungen in der weiblichen Wohlfahrtspflege. Stuttgart 1927, W. Haedecke. 160 Seiten. Preis 2.60 RM.

Lenka v. Koerber, Meine Erlebnisse unter Strafgefangenen. Mit 8 Abbildungen. Stuttgart 1928, W. Haedecke. 149 Seiten. Preis 3.20 RM.

Elga Kern, Wie sie dazu kamen. 35 Lebensfragmente bordellierter Mädchen nach Untersuchungen in badischen Bordellen. München 1928, E. Reinhardt. 182 Seiten mit eingedruckten Faksimiles. Preis 4.50 RM.

Die drei oben genannten Bücher, die inhaltlich gemeinsam haben, daß sie persönliche Erlebnisse aus dem Gebiet der Fürsorge verarbeiten, sind in der Art, wie sie das tun, nach drei Seiten hin typisch verschieden, so daß

eine gemeinsame Besprechung hier lohnend ist. Außerdem soll diese Besprechung gegenübergestellt werden den beiden vorhergehenden Besprechungen von Lampel: „Jungen in Not“ und von Jannasch: „Alarm des Herzens“. Diese beiden Bücher gehören inhaltlich zu den oben genannten, stehen ihnen aber in der geistigen Auffassung des Stoffes als Gruppe gegenüber. Eine solche Gegenüberstellung dieser typisch verschiedenen geistigen Haltung zu dem annähernd gleichen Thema scheint mir deswegen volksbildnerisch und volksbüchereimäßig von Bedeutung, weil man bei der Leserberatung in ähnlicher Weise bei gemeinsamem Interesse für den Stoff eine ähnlich verschiedene geistige Haltung der Leser wird voraussetzen dürfen.

Lampel und Jannasch stehen ihrem Gegenstand, den fürsorgebedürftigen Menschen, in erster Linie pädagogisch gegenüber, während die drei erstgenannten Verfasser gemeinsam haben, daß sie dem gleichen Gegenstand in erster Linie sachlich-fachlich gegenüberstehen. Dieser entscheidende Haltungsgegensatz zeigt sich zunächst und vor allem in der grundsätzlich verschiedenen sprachlichen Form der beiden Gruppen. Für Lampel und Jannasch ist die Berichterstattung eine zugleich notwendig künstlerische Aufgabe. Und zwar versucht Lampel, diese Aufgabe in der Form der künstlerischen Reportage zu lösen, eine Form, die heute von bedeutenden Journalisten ja glänzend gehandhabt wird, während Jannasch die novellistische Form der Kurzgeschichte anwendet. Dabei muß aber beachtet werden, daß diese künstlerische Form weder in den „Jungen in Not“ noch in dem „Alarm des Herzens“ Selbstzweck wird. In beiden Fällen wenden sprachlich hervorragend begabte Schriftsteller ihre Fähigkeit an, um eine tiefliegende pädagogische Neigung zum Ausdruck zu bringen und zugleich die Öffentlichkeit damit aufzurütteln. Aus Lampel spricht eine pädagogische Natur, die ganz deutlich aus dem Wohlgefallen, und zwar aus dem physisch bedingten und zum Teil ästhetischen Wohlgefallen an der Jugend dazu kommt. Jannaschs pädagogische Behandlung der seiner Fürsorge anvertrauten Personen (die keineswegs nur aus der Jugend bestehen) ist zweifellos auch aus einem natürlichen pädagogischen Trieb zur Jugend erwachsen, der aber nicht im gleichen Sinn physisch bedingt und ästhetisch erfaßbar ist, sondern sehr viel mehr als bei Lampel auf eine geistige Führung der fürsorgebedürftigen Jugend aus ist. Diese Verschiedenheit des pädagogischen Antriebs macht den in sich wieder entscheidenden Gegensatz dieser beiden Bücher aus. Lampel setzt sich bedingungslos und blind für seine Zöglinge ein, er kämpft für sie. Er ist grundsätzlich feindlich gegen jeden, in dem die Jungen selbst einen Feind sehen. Jannasch dagegen ist zwar ebenso deutlich ein Freund seiner Jungen, aber an anderen Stellen tritt er ihnen auch entgegen, wenn er damit führende Absicht verbindet.

Dieser sich recht verschieden auswirkenden pädagogischen Haltung, die sich aber in beiden Fällen infolge ihrer Intensität in der starken künstlerischen Form der beiden Bücher äußert, steht gegenüber die Gruppe der drei sachlich berichtenden Bücher von Jaehn, Koerber, Kern. Der sachliche Ton in diesen drei Büchern ist nicht auf das Künstlerische abgestimmt. Es liegt viel eher wissenschaftliche Neigung vor, die sich nun allerdings höchst verschieden ausgedrückt zeigt. Alle drei Verfasser kennen ihre Fürsorgeobjekte aus der Erfahrung sehr genau. W. Jaehn ist Direktor des „Vereins Wohlfahrt“ und steht dem Gegenstand seiner Fürsorge christlich wohlwollend, im übrigen aber mit dem großen Abstand des in geordneten Verhältnissen lebenden rechtgläubigen Christen gegenüber. Er sieht darin die asozialen Elemente des Staates, die bei geeigneter Fürsorge gebessert werden können. Wenn sich die Objekte seiner Fürsorge besserungswillig

und in irgendeinem Sinn reuig erweisen, hilft er ihnen gern. Andererseits bei entgegengesetztem Verhalten zeigt er sich ziemlich hilflos. Er sucht dann zwar immer noch nach Gründen, die es zu einer solchen „Verstocktheit", wie er das christlich fürsorgend nennt, habe kommen lassen. Er ist sogar noch bereit, der „Gesellschaft" einen Teil der Schuld zuzuschieben, weil sie die Verantwortung für ihre ethisch gefährdeten und schwachen Glieder von sich abwälzt. Soweit stellt er sich auf den Standpunkt Christi, der ja die Ehebrecherin mit dem im Titel seines Buches angedeuteten Spruch gegen die Pharisäer verteidigte. Aber in seiner radikalen Tiefe faßt er den christlichen Schuldbegriff keineswegs. Dazu ist er viel zu sicher von der Güte seiner fürsorgerischen Maßnahmen und der Durchführbarkeit der christlichen Moral in jedem Fall überzeugt. Im übrigen beschreibt er seine „Fälle" in der üblichen sachlichen Weise, die bei psychologischer Vorschulung heute zur aktenmäßigen Berichterstattung gehört. Nur daß er sich bei allen tunlichen Gelegenheiten auf die Unmoral der „heutigen Zeit" und auf die unchristliche Gesinnung der „unteren Volksschichten", auch auf die schlimmen Wirkungen von „ungesunder Lektüre" „wie Nietzsche" und vor allem auf die unleidliche „Leichtfertigkeit und Gleichgültigkeit" „unserer Jugend von heute" einen Seitenhieb gestattet.

Dieser Haltung eines direktorialen und durchschnittlich wohlwollenden Vorgesetzten gegenüber steht die sachliche Haltung der praktisch arbeitenden Fürsorgerin, die das Buch der Lenka von Koerber so typisch und lesenswert macht. Ihre Darstellung der fürsorgerischen Arbeit, die ein hohes Maß von täglicher Schwungkraft verlangt, ist von einer harten, fast spröden Sachlichkeit. Ihre scheinbare Teilnahmslosigkeit bei der trockenen Darstellung des fürsorgebedürftigen Elends läßt doch sogleich eine hilfsbereite Hand vermuten, die das Möglichste tut. Die Verfasserin gliedert ihren Stoff nach fachbezeichnenden Gesichtspunkten; sie schildert der Reihe nach Haftbestrafte, Meineidige, Diebe, Betrüger, Einbrecher usw. bis zu den Mördern, während jener „Direktor des Vereins Wohlfahrt der weiblichen Jugend" sein Buch gliedert in Kapitel, die überschrieben sind: „Leichtsinnige Vögelchen", „Das Sehnen nach Mutterschaft", „Bräutliche Hingebung", „Gewerbsmäßige Unsittlichkeit". (Er sagt moralisch urteilend „Unsittlichkeit" statt einfach sachbezeichnend „Unzucht"!)

Schließlich das dritte Buch dieser Gruppe von Elga Kern „Wie sie dazu kamen". Es ist das Beispiel einer rein von wissenschaftlich-psychologischer Seite vorgehenden Betrachtungsweise des Stoffes. Die Verfasserin arbeitet nach der experimental-psychologischen Schulweise. Sie hat den 35 bordellierten Mädchen, die sie schildert, ein bestimmtes vorher nach allen Regeln der Psychologie ausgearbeitetes Frageschema vorgelegt, das sie in durchaus geschickter Weise aus den Einzelnen herausfragt. Sie gliedert ihre Arbeit überhaupt nicht. Sie gibt nur „Material". Sie schildert von Nummer 1 bis 35 ihre Mädchen, soweit sie sich ihr eben eröffnet haben. Da wo die Mädchen auf eine bestimmte Frage ihres Schemas die Antwort verweigert haben, gibt sie das an. Man kann übrigens aus dem Schweigen manchmal sehr viel schließen. Ja einige Mädchen erweisen sich sogar gerade durch die Verweigerung der Antwort dem ganzen experimental-psychologischen System seelisch überlegen. Die Befunde werden völlig unverarbeitet gegeben. Die Verfasserin stellt übrigens die Verarbeitung des Materials in einem weiteren Buch in Aussicht. Jedenfalls ist das Buch das Beispiel einer wissenschaftlich-sach-

lichen Bearbeitung der „Fälle“, das typisch gegenübersteht den in praktischer Fürsorgearbeit erlebten „Fällen“ der Lenka von Koerber.

*

Von den fünf hier miteinander verglichenen Büchern scheinen mir die von Lampel und Jannasch und die von Koerber und Kern wertvoll zu sein, die ersten beiden wegen ihrer menschlich-pädagogischen Wärme und künstlerischen Gestaltungskraft, die beiden letzten wegen ihrer sachlichen Treue und wissenschaftlich ordentlichen Behandlung des gleichen Stoffes. Aber auch das Buch von Jaehn, das ich in seinem Wert negativer beurteilen muß, scheint mir in diesem Zusammenhang lesenswert. Es ist ein Buch, das in seinem Titel mehr verspricht als es hält. Die Titelpsychologie auch eines erfahrenen Büchereileiters dürfte möglicherweise aus dem interessanten Titel „Wer wirft den ersten Stein? Mädchenschicksale unserer Zeit“ auf eine andere geistige Haltung des Verfassers schließen, als sie in dem Buch vorherrscht. Die vier anderen Versuche, das heute aktuelle Fürsorgethema von jeweils ganz verschiedener geistiger Stellung aus zu behandeln, dürften aber, wenn sie dem richtigen Leser angeboten werden, in jedem Fall sehr positiv wirken.

Dr. Fritz Klatt

Neuerscheinungen aus verschiedenen Gebieten

Franz Běhounek, Sieben Wochen auf der Eisscholle. Der Untergang der Nobile-Expedition. Mit 57 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig 1929, F. A. Brockhaus. 263 Seiten. Preis 6.— RM.

Otto Katz, Neun Männer im Eis. Dokumente einer Polartragödie. Mit 62 Abbildungen. Berlin 1929, Neuer Deutscher Verlag. 204 Seiten. Preis 3.50 RM.

In den Berichten über den Untergang der Nobile-Expedition und über die Rettungsversuche, mit denen die Weltpresse ihre Leserschaft im Sommer 1928 in Atem hielt, haben Sensationsgier, Geldmacherei und politische Tendenzen eine erhebliche Rolle gespielt. Auch die Expedition selber ging nicht nur auf wissenschaftliche, sondern auch auf starke politische Beweggründe zurück. Im Hinblick auf diese Umstände und die Schweigepflicht, welche die italienische Regierung ihren geretteten Untertanen auferlegte, wird man dem Bericht des einzigen überlebenden nichtitalienischen Teilnehmers, des tschechischen Professors Běhounek, besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Běhounek schreibt gut, ohne Effekthascherei, so besonnen wie möglich und darum vertrauenerweckend. Er gibt seine Erlebnisse wieder mit scharfem Gedächtnis für Einzelheiten. Im Urteil, besonders in der Verurteilung ist er zurückhaltend. Für Nobile bringt er einige Entschuldigungen und An-

erkennungen vor, ohne dessen Verhalten in allen Teilen zu billigen. Diejenigen, die an Nobile, auch abgesehen von seinem Verhalten nach der Katastrophe, kein gutes Haar lassen wollen, übersehen ganz, daß Nobile von seinen internationalen Fachgenossen auf der zweiten Tagung der Gesellschaft „Aeroarctic" in Leningrad zum Vizepräsidenten gewählt wurde. Trotz der Zurückhaltung Běhouneks ist sein Buch ungemein spannend und so geladen mit der erschütternden Schwere dieses Unglücks, daß es in der ersten Reihe der an Hiobsnachrichten reichen Polarliteratur auch dann noch seinen Platz behaupten wird, wenn das Bedürfnis der an den Tagesereignissen haftenden Menschen befriedigt ist.

Das Buch von Běhounek ist ein Dokument; das Buch von Katz soll, dem Untertitel entsprechend, eins sein, kann aber nur mit starken Einschränkungen und unter sorgfältiger Beachtung einiger Besonderheiten als solches angesehen werden. Zuerst: Katz ist nicht in irgendeiner Weise an der Expedition oder den Rettungsversuchen beteiligt gewesen. Er stellt sein Buch aus verschiedenen Materialien zusammen. Zweitens: diese Materialien sind in ihrem Wert äußerst unterschiedlich. Er benutzt die nicht nachkontrollierbaren Meldungen der in- und ausländischen Zeitungen, die Mitteilungen, die ihm „ein Teilnehmer der Nobile-Expedition machte"[1] (wer, wird nicht gesagt) und schließlich die Aufzeichnungen der Schiffstagebücher der Krassin- und Malygin-Expedition und Äußerungen von einigen mit Namen genannten Teilnehmern derselben[2]. Drittens: dieses sehr ungleichwertige Material wird nun — hier liegt ein schwerer Mangel des Buches und des Autors — außerordentlich unbedenklich verarbeitet[3]. Ja es ist nicht anders als leichtsinnig zu nennen, daß Katz sich auf Grund dieses Materials fähig und berufen glaubt, „die Vorkommnisse zu klären, Schuld und Unschuld — soweit Unzulänglichkeit des Einzelnen darüber befinden kann — gegeneinander abzuwägen". Er beurteilt sie — das ist ein vierter wichtiger Gesichtspunkt — in unverhohlener Sympathie für die Russen, in ihrer Eigenschaft als tapfere Helfer und als Vertreter der Sowjetunion, und in politischer Antipathie gegen den Faschismus und dessen General Nobile. Bei dieser Sachlage ist es nicht zu verwundern, daß die Darstellungen in den Büchern von Katz und Běhounek sich oft stark widersprechen. Dafür ein Beispiel. Katz schreibt: „Übereinstimmend konnte man der Darstellung der Viglieri-Leute entnehmen, daß sie das Drängen Nobiles, der Malmgreen förmlich auf den Marsch hetzte, mißbilligten"[4]. Běhounek schreibt über den Abmarsch der Malmgreen-Gruppe: „Es wurde nun endgültig beschlossen, daß Malmgreen, Mariano und Zappi gehen sollten. Der General sträubte sich gegen diese Wahl nicht, obwohl der Weggang Marianos und Malmgreens ihn sichtlich bedrückte"[5]. Abgesehen von den oben aufgeführten Gründen für diese Widersprüche weist Běhounek auch noch auf einen Umstand hin, der Anlaß zu vielen Mißverständnissen gab. Er sagt, daß sich Retter und Gerettete auf dem „Krassin" nur schwierig verständigen konnten. Er lehnt es daher ab, die Verantwortung zu übernehmen „für alles, was über uns in dieser Zeit auf dem ‚Krassin' geschrieben und in die Welt gefunkt wurde"[6]. Katz nimmt dagegen alle Nachrichten auf, die das Ansehen der italienischen Expedition, ja auch des schwedischen Fliegers Lundborg schädigen könnten, und verbreitet sie, ohne zu prüfen, in politisch tendenziöser Weise. Hier liegen die Punkte, die bei der Beurteilung und Verwendung des

[1] Seite 7. — [2] Im Vorwort.
[3] Die Karte, die den Weg der „Italia" anzeigen soll, ist ein Phantasieprodukt. Auch sie zeugt davon, wie flüchtig das Buch gemacht ist. Im Text gibt Katz nämlich die Route richtig an!
[4] Seite 178. — [5] Seite 138. — [6] Seite 250.

Katzschen Buches unbedingt zu beachten sind. Sicher ist auch Běhounek nicht frei von Tendenzen, die allerdings nicht so offen zutage treten wie bei Katz; vielleicht ist es auch menschlich verständlich und sympathisch an ihm, daß er für eine gerechtere Beurteilung Nobiles einzutreten sucht. Fest steht, daß es heute völlig unmöglich ist, etwas über die Hauptstreitfragen: über die Ursachen des Unglücks und den Fall Malmgreen auszumachen. Die Werke von Katz und Běhounek sind aber die ersten deutschen Berichte in Buchform. Dem Inhalte nach ergänzen sie sich insofern, als nur Katz ausführlich über die Fahrten der Eisbrecher Malygin und Krassin und die Erkundungsflüge der russischen Flieger berichtet. Die Bücher sind, wie gesagt, nach Art und Wert sehr verschieden. Als Material für die Leserschaft, die auch heute noch an dieser letzten unglücklichen Polarexpedition lebhaft Anteil nimmt,werden sie, ehe weitere Berichte kommen, zu verwenden sein; sofern man nach dem über Katz Ausgeführten nicht lieber warten will, bis man sich über die hervorragenden Taten der Russen aus einwandfreierer Quelle unterrichten kann.

Dröscher

Colin Roß, Mit Kamera, Kind und Kegel durch Afrika. Mit 32 Abbildungen. Leipzig 1928, F. A. Brockhaus. 175 Seiten. Preis 3.25 RM.

In seinen früheren Büchern gab Colin Roß die Ergebnisse seiner Reisen, aber nicht die persönlichen Erlebnisse, unter denen jene gewonnen wurden. In dem vorliegenden Buch ist er nicht so zurückhaltend, und wir erfahren auf diese Weise, daß er seit 1919 mit Frau und Kindern durch die Welt reist. Er schafft sich also gewissermaßen in der Ferne ein Heim, auf das er nicht verzichten mag. Menschlich wird er uns dadurch sympathisch. Allerdings traut er seiner tapferen Frau und seinen forschen Kindern — der Junge ist erst drei Jahre alt — allerhand zu. Andererseits gibt er sich dem Abenteuer nicht so rückhaltlos hin wie etwa Heye. Wenn er trotzdem gern gelesen wird, so mag das daran liegen, daß er jedenfalls in das Leben hineingreift, flott schreibt und nicht in die Tiefe geht. Er bleibt der Journalist, der schnell fertig werden muß mit seiner Arbeit. Für anspruchsvolle Leser sind seine Bücher etwas dürftig. Das vorliegende Buch muß hauptsächlich als Kinojagd auf Löwen und Elefanten gewertet werden. Daneben sind beachtlich seine Erlebnisse bei den Diamantengräbern in Südafrika und bei einem Negervolk am Viktoria-See. Die Abbildungen zeigen keine Tieraufnahmen.

Dröscher

Alfred Aloysius Horn, Abenteuer an der Elfenbeinküste. Übertragen von Helen Fanta-Stutz. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 304 Seiten und eine Karte. Preis geb. 7.— RM.

Es ist die Jugendgeschichte eines siebzigjährigen Mannes, teils von ihm niedergeschrieben, teils ergänzt durch Gespräche, die die Herausgeberin des Buches, Ethelreda Lewis, mit ihm führte. Diese Abenteuer an der Elfenbeinküste zeigen noch das wilde Afrika vor mehr als 50 Jahren, Elefantenjagden mit primitiven Mitteln, die Methoden der Händler, Elfenbein und Gummi gegen schlechte Waren zu tauschen u. dgl. Die Darstellungsweise steht in starkem Gegensatz zu den modernen Reisebeschreibungen. Die Erlebnisse werden ganz naiv eins nach dem andern erzählt. Es ist nichts Überstürztes oder Wildbewegtes in der Erzählung. Vielmehr die Lebensweisheit und der gütige Humor des Alten machen die Erzählung so wertvoll, daß sie Galsworthy mit einer empfehlenden Einleitung versehen hat. Man wird erinnert an alte

Abenteuerbücher und Reisebeschreibungen aus großväterlichen Bücherschränken. Ein wesentlicher Unterschied zu modernen Reiseschilderungen besteht darin, daß hier noch die übermächtige Natur in ihrer ganzen Fülle wirkt. Den Höhepunkt der Geschichte bildet die Entführung der „weißen Göttin" Lola, die, als Tochter eines Engländers mit ganz jungen Jahren geraubt, in einem Negerheiligtum als Priesterin weilt. Das Buch ist gehaltvoll und lesenswert als die Lebensgeschichte eines ungewöhnlich tiefblickenden und doch sehr einfachen Geistes, dessen Worte ungekünstelt und allgemein verständlich sind, ohne daß freilich die dargestellten geographischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse heute noch Gültigkeit hätten.

Klatt

Bengt Berg, Tookern, der See der wilden Schwäne. Berlin 1928, Dietrich Reimer. 222 Seiten mit 135 Abbildungen. Preis geb. 10.50 RM.

In diesen Heften ist bereits wiederholt auf Bengt Berg hingewiesen, so daß wir uns heute kurz fassen können. Sein neues Tierbuch wird die gleiche Freude auslösen wie „Mit den Zugvögeln nach Afrika", „Mein Freund der Regenpfeifer", „Abu Markub" und „Die letzten Adler". Einem solchen Menschen wie Berg immer wieder zuzuhören und zuzusehen, das ermüdet nicht. Diesmal führt er uns an den schwedischen See Tookern. Wir belauschen und beobachten mit ihm die Sänger im Schilf, den räubernden Rohrweih, die Kiebitze, die meckernden Himmelsziegen, die streitenden Bleßhühner, die Scharen der Wildenten, die zierlichen Taucher, die wachsamen Brachvögel und namentlich die herrlichen Wildschwäne. Es ist erstaunlich, was Berg im Fluge in seine Kamera zwingt, was er im richtigen Augenblick am Nest erhascht. Man vernimmt gespannt, wie er das anstellt. Wieviel Geduld und Geschick gehört dazu, welch eine tief gefaßte Liebe zur Vogelwelt!

Dröscher

Paul Eipper, Tiere sehen dich an. Mit 32 Bildnisstudien nach Originalaufnahmen von Hedda Walther. Berlin 1928, Dietrich Reimer. 163 Seiten. Preis geb. 8.50 RM.

Von dem, was Eipper in mehr als dreißig Jahren an Tieren in der Gefangenschaft beobachten konnte, erzählt er hier schlicht und doch voll starken Glücksempfindens. In rückhaltloser Hingabe an das Lebendige hat er ein Zutrauen gewonnen, in dem sich die Tiere zeigen, wie sie ohne Abwehrstellung gegenüber dem Menschen sind. Eipper betrachtet ihre Formen, Bewegungen, empfindet ihren Ausdruck. Er füttert sie, hilft ihnen, er geht ein auf ihr Werben um Zärtlichkeit und ist besonders zugetan dem frohen Treiben der Jungen. Er sieht die großen Tiere trauern und lachen, ist Zeuge ihrer Leidenschaften im Kampf- und Liebesspiel. Aus der Fülle der Erlebnisse, die oft innig und erschütternd eindringlich sind, seien nur hervorgehoben: Der Gesang der Menschenaffen, der Schlaf der Elefanten und die Fütterung der Riesenschlangen. Ebenso packend wie der Text sind die Aufnahmen von Hedda Walther. Selten gibt sie das ganze Tier. Meistens beschränkt sie sich auf den Kopf mit den kindlichen oder klugen, ernsten, grimmigen, wilden, tückischen und gespenstischen Gesichtern, aus denen seelenverbindend oder abschreckend, immer jedoch magisch anziehend, Wesen einer anderen Welt herausblicken. In Bild und Wort ein ungewöhnliches Buch!

Dröscher

Eine Jubiläumsausgabe des Brehm

Brehms Tierleben. Jubiläumsausgabe in acht Bänden. Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft bearbeitet und in Auswahl herausgegeben von Carl W. Neumann. Mit 64 Farbentafeln und 160 schweren Doppel-Bildtafeln. Leipzig, Philipp Reclam jun. Preis des Bandes geb. je 6.— RM.

In der ausgezeichneten Arbeit Wilkes (diese Zeitschrift, 10. Bd., 1925, S. 198), „Zur Brehmfrage", wird der Wunsch nach einer Neubearbeitung des alten Werkes ausgesprochen, die trotz der erforderlichen Änderungen dem Werk das ursprüngliche Gepräge erhält. Bereits in jener Arbeit wurde die von Carl W. Neumann herausgegebene Ausgabe als diejenige bezeichnet, die den Bedürfnissen der Bücherei am meisten entspricht und den Absichten und Anschauungen Brehms am nächsten steht. In Fortführung dieser ersten Auswahlausgabe (vom Jahre 1924) und unter Berücksichtigung der gerade auch in jenem Aufsatz erhobenen Forderung haben Bearbeiter und Verlag zur hundertsten Wiederkehr von Brehms Geburtstag nun eine neue größere Ausgabe geschaffen. Auch bei dieser Ausgabe kam es ihnen in erster Linie darauf an, die unvergleichlichen lebensvollen Schilderungen Brehms zu erhalten, das Werk im Geiste Brehms weiterzuführen.

Dem Referenten liegen von dem auf acht Bände berechneten Gesamtwerk die Bände I bis VI — Säugetiere, Vögel, Kriechtiere, Lurche, Fische — vor. Brehm hatte die Tierwelt gegliedert in Reihen, Ordnungen, Familien, Sippen und die Anordnung dieser nach einem seinerzeit geltenden wissenschaftlichen System getroffen. Neumann löst diese Anordnung auf und stellt die Tiere in verwandtschaftlich zusammengehörende Gruppen nebeneinander, ohne irgendeine Bezeichnung der wissenschaftlichen Systematik, wie Stamm, Reihe usw. anzuwenden. Diesem Verfahren Neumanns kann ohne Bedenken zugestimmt werden, denn diese Dinge sind für den Tierfreund und Tierliebhaber, für den das Werk bestimmt ist und in dessen Hände es vor allem gehört, zumeist ganz unwesentlich. Aber auch der wissenschaftliche Zoologe kann bei dieser Eigenart des Werkes nicht beanstanden, daß der Bearbeiter die Reihe der Tiere mit den Affen eröffnet; niemand braucht und darf hier entwicklungsgeschichtliche Gewissensbisse empfinden.

Die wunderbaren Tierschilderungen Brehms, seine lebendige, anschauliche Schreibweise sind dieser Ausgabe erhalten geblieben; weggeblieben sind tierkundlich veraltete und persönliche Bemerkungen Brehms, die nur aus der Zeit heraus verstanden werden können, in der sie geschrieben worden sind. Richtigstellungen und Weiterführungen des ursprünglichen Textes sind als solche deutlich kennbar gemacht. Sie fügen sich dem alten Text sehr gut ein. Die Abbildungen, zum Teil dem Urbrehm entnommen, zum Teil neu, sind durchweg gut und schön.

Man darf also diese Brehmausgabe bzw. Bearbeitung mit Anerkennung begrüßen. Wir tun dies gern und freuen uns, in ihr nun die Ausgabe zu besitzen, die unseren Wünschen am meisten entspricht.

Allerdings läßt auch sie einen Wunsch unbefriedigt, dessen Erfüllung so ganz in den Rahmen hineingepaßt hätte: die Beachtung des Naturschutzgedankens. Brehm spricht häufig von nützlichen und schädlichen Tieren, vom Nutzen, der den Schaden überwiegt, oder umgekehrt. Er steht damit auf dem Boden seiner Zeit. Heute aber müssen wir die Sache anders betrachten. Der Kampf zwischen Mensch und Tier hat sich heute ganz

zum Nachteil des Tieres verschoben. Es gibt heute kein Tiere mehr, mag es auch der gewaltigste Riese oder das wildeste Raubtier sein, das den Kampf mit den Menschen mit Aussicht auf seinen Sieg aufnehmen kann. Die durch die Technik errungene bedingungslose Überlegenheit legt aber den Menschen eine moralische Verpflichtung gegen das Tier auf. Ein Tierbuch soll dies betonen, und auch der der Natur entfremdete Mensch soll hier das Lebendige achten lernen — ganz ohne Beziehung auf den Nützlichkeitsstandpunkt. Brehm kannte und liebte die Tiere. Er fühlte ihre Eigengesetzlichkeit, und darum versperrte ihm der utilitaristische Standpunkt nicht den Weg zur Naturverbundenheit. Heute ist es anders. Es tut not, daß geläuterte Erkenntnis des Selbstzweckes eines jeden lebenden Wesens die utilitaristische Denkweise korrigiert, wenn unsere Zeit, die den Raum spielend überwindet und ungeheure Energien in den Dienst ihrer Zwecke stellen kann, nicht zur Zeit der Vernichtung des Lebendigen und der „natürlichen" Natur überhaupt werden soll. Wenn der große Tierfreund Brehm heute noch lebte, hätte er den utilitaristischen Standpunkt gewißlich aufgegeben und den Naturschutzgedanken zu seinem eigenen gemacht. Und darum würde dieser Gedanke in einer Neuausgabe des Brehm nicht als dem Werk wesensfremd erscheinen. Wir möchten dem Wunsch Ausdruck geben, daß der Herausgeber und Bearbeiter der vorliegenden Ausgabe bei einer Neuauflage eine entsprechende Ausführung an geeigneter Stelle einfügt.

Lampa

Julie Schlosser, Wir beide. Zweiter Band von: Aus dem Leben meiner Mutter. Berlin 1928, Furche-Verlag. 244 Seiten. Preis 5.50 RM.

Dem ersten Band der Lebensbeschreibung ihrer Mutter Lilla Rehbinder hat Julie Schlosser nun den zweiten, abschließenden Teil folgen lassen. Im ersten Band sahen wir einen wunderbaren Aufstieg: Das zarte adlige Kind des Nordens findet durch schwerste äußere Hemmungen und Hindernisse den Weg zu einer großen, Hunderte von Menschen erfassenden Lebens- und Erziehungsarbeit, wird heimisch im deutschen Südwesten und wird von einem Kreise von Menschen verehrt und geliebt, der sich weit über die deutschen Grenzen erstreckt. Und dann geht es von dieser Weite in die selbstgewählte Beschränkung. Zuerst vertauscht sie den Erzieherberuf mit der Stellung einer Pfarrfrau in Frankfurt a. M. an der Seite eines Mannes, der durch sie sein verödetes Haus wieder aufblühen, seine sechs Kinder wieder gehegt und gehütet sieht und der ihr eine neue Lebenserfüllung als Frau und Mutter eines eigenen Kindes schenkt. Nach kurzer Ehe verliert sie den Gatten, neue Kämpfe, neue Sorgen, neue Aufgaben erwachsen ihr und nicht die geringsten in ihrem eigenen Kind, das mit ihr so unsagbar eng verbunden ist, und dem sie doch Freiheit und Selbständigkeit schenkt mit der Zartheit, der Demut und dem Takte der Liebe, den nur ganz große Erzieherpersönlichkeiten besitzen. Äußerlich wird das Leben dieser Frau immer mehr in die Enge geführt, bis es zuletzt fast im Dunkel aushaucht — im Dunkel eines Kriegswinters. — „Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen, allein im Innern leuchtet hellres Licht." Wunderbar ist es, im Lesen mitzuerleben, wie sie von einer Klarheit zur anderen fortschreitet; wie sie wächst in der Teilnahme an den sozialen Gestaltungen der Gegenwart, wie sie

durch die Tochter Verständnis gewinnt für die Persönlichkeit Friedrich Naumanns, für die Bestrebungen der sozialen Arbeitsgemeinschaft von Siegmund-Schultze, wie sie im Krieg den Krieg überwindet. Ihr Lebenswerk wurde gekrönt, sie hatte den Sieg gewonnen, ihr tiefstes Anliegen war erfüllt: die Seele, die sie am liebsten hatte, machte sich auf zu Gott. Das alles muß man in den Schilderungen der Tochter lesen, die ein großes und reiches Erbe mit künstlerischem Feingefühl im Sinne ihrer Mutter verwaltet, die durch dieses Buch fortwirkt, „um neue Aufträge Gottes zu erfüllen in der gestauten Kraft, welche die Entsagung und Überwindung des Lebens in ihr geschaffen hat“.

Agnes von Zahn-Harnack

Emil Ludwig, Der Menschensohn. Geschichte eines Propheten. Mit 15 Zeichnungen von Rembrandt. Berlin 1928, E. Rowohlt. 275 Seiten. Preis 6.50 RM.

An diesem Buch erweist sich die lächerliche und zugleich furchtbare Macht des Journalistentums, das heute jeden Stoff beliebig ergreift, um daraus eine Folge interessanter Bilder zu machen. Ludwig hat die Geschichte Christi gewissermaßen gefilmt in die Worte der heutigen Umgangssprache hinein. Er zeigt sich dabei als durchaus tüchtiger Bildregisseur. Er packt seinen Stoff völlig kunstgerecht an, zerlegt ihn und teilt ihn in seine spannendsten Momente ein.

Erst Milieu, Zeit und Jugend. Dann einige Zeugen aus der Frühzeit des „Hirtenknaben“ Jesus. Und dann den Hauptstoff: das Leben des dreißigjährigen Jesus sorgfältig zerteilt in vier Teile, die jedesmal die entscheidende Berührung mit dem Vorläufer, Johannes dem Täufer, zum Mittelpunkt haben. Erstens: Jesus wird seit der Taufe am Jordan sich seines Prophetentums bewußt. Zweitens: Durch die Verhaftung des Johannes verstärkt sich sein Glaube. Drittens: Durch die Frage der Abgesandten des Johannes, wer er sei, wird er, ohne zu wollen, in die letzte Konsequenz des Prophetentums gestoßen. Schließlich viertens: Durch den Tod des Johannes wird er auf die Notwendigkeit des eigenen Kreuzestodes verwiesen.

So rollt der Film „eines“ Prophetenlebens ab aus der dumpfen Unbewußtheit seiner selbst zur letzten klaren Bewußtheit des Leidens und Sterbens. Bis völlige Einsamkeit ihn umgibt und er, verlassen von den Menschen, und schließlich auch von Gott, einen sinnlosen Tod stirbt.

Dies alles wird durchaus „verständlicher“ als etwa beim Lesen der vier Evangelien. Warum? Weil eben alles Unverständliche und Schwererklärbare fortgelassen wird von diesem geschickt mit der Schere arbeitenden Regisseur der Worte. Die Wunderheilungen werden, wo es nötig ist, „natürlich“ erklärt, einmal aus der „Suggestivkraft“ des großen Propheten und dann aus der „Glaubenskraft“ jener „Zeitgenossen“, insbesondere der Frauen, die für den Propheten „schwärmen“. Die Widersprüche der vier Evangelien werden hier „psychologisch geordnet“, wie Ludwig in seinem Vorwort schreibt. „So wird alles logisch“ behauptet er. So werden die beiden großen Perioden im Leben Jesu verständlich: die demütige, heiter beharrende und die messianisch selbstbewußte. In Wahrheit aber hat die Folge von Bildern aus dem Leben „eines Propheten“ wie sie hier abrollt, wenig zu tun mit dem Christus, wie er seit zweitausend Jahren in Geist und Herzen seiner Anhänger lebt und die Geschichte des Abendlandes bestimmt. Sogar restlos nichts zu tun.

Um dem Buch und seinem Verfasser gerecht zu werden, muß man aller-

dings sagen, daß diese typisch liberale Absicht, die vier Evangelien auf das moderne psychologische Verständnis umzuredigieren, in einer durchaus bescheidenen Weise von vornherein als das Ziel des Buches im Vorwort hingestellt ist. So weiß der Leser schon vorher, was ihn erwartet. Aber eine solche Verfilmung der „heiligen" Schrift in die Umgangssprache mit ihrer restlosen und billigen Deutlichkeit muß doch schroff abgelehnt werden als geisteswidrig und ihrem Wesen nach irreligiös.

Die wirkliche Verfilmung des Lebens Christi wirkt tatsächlich weniger schädlich — der vor einiger Zeit hergestellte Christusfilm bewies das —, weil da eben doch wenigstens die Worte Christi unangetastet bleiben.

Gegenüber der Umgangssprache, die einfach und eindeutig klar sein muß, bleibt heute wie stets notwendig die hieratische Sprache bestehen, die keineswegs allen Menschen in gleicher Weise verständlich werden darf, weil sie der Ausdruck der überlieferten Wahrheit ist und somit immer nur stückweise und stufenweise und jedenfalls nur mit letzter Mühewaltung ausgedeutet werden kann. Eine leichtfertige Verdeutlichung solcher Worte zerstört den Sinn für Wahrheit. Der Gehalt der Weltreligionen und die hohe Kunst aller Völker ist niemals in die jeweilige Umgangssprache zu übersetzen. Sprache hat nicht nur die Aufgabe, die Wahrheit aufzuklären und verständlich zu machen, sondern außerdem auch noch die entgegengesetzte, heute fast vergessene Aufgabe, die Wahrheit zu umhüllen und zu schützen, damit sie ja nicht etwa zu billig verkauft und verschleudert wird. Dieses Buch von Ludwig reizt dazu an. Es ist an einem Sonntagnachmittag, während man in einem Lehnstuhl liegt, bequem zu Ende zu lesen. Es liest sich spannend, ja es liest sich sogar „historisch echt". Es sind ja eine Menge bekannter Bibelworte geschickt hineingeflochten.

Aber mit den Worten der vier Evangelien in ihrem immer wieder dunklen Urtext kommt man an einem einzigen Nachmittag eben keinesfalls zu Ende. Vielleicht gerät man sogar in Widerspruch mit diesen Worten, in Zwiespalt, Zweifel und Kampf. Und entzündet sich gerade daran. Und diese eigene und höchst wichtige geistige Wegbahnung dessen, der Schritt für Schritt durch dunkle Worte vordringen muß, wird hier gauklerisch leicht durch die geschickte Regie überflüssig gemacht[1].

Aus Protest zu diesem Buch könnte sich selbst ein entschiedener Gegner des Christentums wieder zu Christus bekehren.

Klatt

---

[1] Siehe hierzu auch den Hinweis „Historische Belletristik" auf S. 251 dieses Bandes.

Zur Frage der Kinderlesezimmer

Ein Gutachten über ihre Verbindung mit den Volksschulen und den kommunalen Büchereien

Vorbemerkung. Kinderlesezimmer oder Kinderlesehallen sind keine Einrichtungen der Fürsorge, sondern des Bildungswesens und haben den Teil der Erziehung zum Schrifttum zu übernehmen, den die Schule aus organisatorischen und das Elternhaus aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen nicht mehr durchführen können. Sie werden um so notwendiger, als die heutige Schule ihre Aufgabe nicht mehr in erster Linie in der Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten, sondern in der Erziehung zum selbständigen Erwerb der Bildungsgüter sieht. Während sie aber bei ihrer Arbeit sich immer der gebundenen Methoden des Massenunterrichts bedienen muß, kann und soll die Kinderlesehalle ihre Arbeitsweise freier gestalten und damit eine wesentliche Ergänzung der Bildungsarbeit der Schule bilden. Somit sind die Kinderlesehallen ihrer Organisation nach ein Teil des freien Volksbildungswesens und stellen als solcher insbesondere die Verbindung zwischen Schule und öffentlichem Büchereiwesen her. Von welcher der beiden Seiten aus ihre Einrichtung auch getroffen wird, immer wird es im Sinne einer einheitlichen Bildungsarbeit unbedingt notwendig sein, nicht gegen-, sondern mit- und nebeneinander am gemeinsamen Ziele zu arbeiten und diesen inneren Zusammenhang auch im Organisatorischen sinnvoll zum Ausdruck zu bringen. Daß die Eingliederung der Kinderlesehallen in das öffentliche Büchereiwesen nach allen Seiten hin sachgemäß und wirtschaftlich zweckmäßig erfolgen kann, und in welcher Weise die Zusammenarbeit mit der Schule möglich ist, möge aus folgendem Gutachten, das von der Leitung der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig ausgearbeitet ist und zunächst die besonderen Verhältnisse in Leipzig zugrunde legt, deutlich werden. Wie aus der Literatur der letzten Zeit hervorgeht, wird die Frage jetzt von allen Seiten lebhaft erörtert. Wir nennen in der Fußnote[1] die wichtigsten Beiträge dazu und werden sowohl auf die organisatorische Seite wie auf die pädagogischen und literarischen Fragen dieser Angelegenheit in weiteren Beiträgen eingehen.

Die Schriftleitung

---

[1] Johanna Mühlenfeld, Kinderlesehallen. Ihre Einrichtung und ihre Verwaltung. Stettin 1928, Verlag Bücherei und Bildungspflege. Dazu: Mennerich, Besprechung dieser Schrift in: Jugendschriftenwarte, 34. Jg., 1929, Nr. 2, S. 20. Vgl auch die Aufsätze in: Jugendschriftenwarte, 32. Jg., 1927, Nr. 11.

Helene Nathan, Die Büchereiarbeit an Kindern und Jugendlichen und die Ausbildungsfrage. In: „Hefte“, XIII. Bd., 1929, S. 190ff.

Rudolf Reuter, Literaturpflege an Kindern. Ein Beitrag zur Frage der Kinderlesehalle und Kinderbücherei. In: Die geistesbiologischen Grundlagen des Lesegutes der Kinder und Jugendlichen. Augsburg, Filser. (Erscheint im Sommer).

Irma Merseburg-Buek, Kinderbüchereien und Ausbildung zur Kindergärtnerin und Jugendleiterin. In: „Bücherei und Bildungspflege“, 8. Jg., 1928, S. 384ff.

Elisabeth Lippert, Jugendliteratur als Unterrichtsfach im Sozialpädagogischen Frauenseminar. In: „Jugendschriftenwarte“, 34. Jg., 1929, Nr. 2, S. 14ff.

Wilhelm Fronemann, Reichsgesetz über die Errichtung und Unterhaltung von Jugendbüchereien und Kinderlesehallen. Ein Entwurf. In: „Jugendschriftenwarte“, 34. Jg., 1929, Nr. 3, S. 28.

I.

Städtische öffentliche Lesezimmer, soweit sie nicht Wärmstuben sind, sondern der Hinführung zum Schrifttum, der geistigen Ausbildung und der gemütischen Erquickung dienen, könnnen nach allen Seiten hin sachgemäß und wirtschaftlich zweckmäßig nur als organischer Bestandteil des öffentlichen städtischen Büchereiwesens geführt werden. Dies gilt sowohl in bezug auf Lesezimmer für Erwachsene als auch für Jugendliche und Kinder. (Vergleiche die Entwicklung in den angelsächsischen Ländern, aber auch in Berlin, Köln, München, Frankfurt a. M. und andere). Bei der Einrichtung und dem Betrieb von Kinderlesezimmern wirkt sich das besonders an folgenden Punkten aus:

1. In den Büchereien stehen für die Kinderlesezimmer geeignete, allein diesen Zwecken dienende und dafür ausgestattete Räume zur Verfügung — ein Moment, das von allen pädagogisch Erfahrenen für besonders wichtig gehalten wird.

2. Bei Verbindung mit der Bücherei können die Verwaltung, die Ausleihorganisation und insbesondere auch die Buchpflege nach den neuzeitlichen Arbeitsformen bei einem Mindestaufwand an Material und Arbeitszeit in Verbindung mit dem bibliothekarischen Gesamtbetrieb durchgeführt werden.

3. Das bibliothekarische Personal der öffentlichen Bücherei, das oft aus dem Lehrerstand oder aus sozialer Arbeit herkommt, ist in allen Fragen der neuzeitlichen Literaturpädagogik und der Büchereiarbeit geschult und erfahren, so daß sowohl in pädagogisch-sozialer Hinsicht wie im Blick auf moderne rationelle Bibliothekorganisation und -verwaltung alle Voraussetzungen für eine befriedigende Arbeit gegeben sind.

4. Nur bei Verbindung der Kinderlesezimmer mit den öffentlichen Büchereien kann in bezug auf Bestandsauswahl und -aufbau wie in bezug auf Öffnungszeiten und allgemeine Benutzungsbestimmungen die Gewöhnung der Kinder an die öffentliche Bücherei sich ergeben, die im Interesse einer positiven Literaturpädagogik heute von allen Seiten gewünscht wird.

5. Bei der Verbindung der Kinderlesezimmer mit den öffentlichen Büchereien ist es möglich, in demKinderlesezimmer sich auf den durchschnittlichen Bedarf zu beschränken und Bücher, die über diesen Rahmen hinausgehen, aber von entwickelteren älteren Kindern gebraucht werden, von Fall zu Fall aus der Jugendlichen-Abteilung der öffentlichen Bücherei zu entnehmen. Es können also Doppelanschaffungen aus städtischen Mitteln vermieden werden, und es kann doch den berechtigten Bedürfnissen entwickelterer Zwölf-, Dreizehn- und Vierzehnjähriger Rechnung getragen werden.

II.

In Leipzig besteht seit einer Reihe von Jahren an jeder Volksschule eine Schullesehalle, die von der Lehrerschaft und dem Schulamt in Verbindung mit den neuzeitlichen Unterrichtsformen und mit dem Ausbau der Schülerbüchereien geschaffen sind. So wichtig und bedeutsam diese Einrichtung für die Schule ist, so kann dadurch die oben umrissene Aufgabe der öffentlichen Bücherei nicht gelöst werden.

Die Schullesehallen in den Volksschulen und die geplanten Kinderlesezimmer in den neu zu errichtenden Bücherhallen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Diese Unterschiede zeigen sich besonders in bezug auf Unterbringung und Ausstattung (auch wenn man annimmt, daß hier in den Volksschulen künftig noch Verbesserungen erreicht werden), sowie in bezug auf die Ver-

waltung, die Bestandspflege, die Betriebszeiten. (Die Leipziger Schullesehallen sind nur im Winter und nur an zwei Wochentagen geöffnet; die Lesezimmer der Städtischen Bücherhallen würden an allen Wochentagen geöffnet sein. Außerdem würden die Kinderlesezimmer bei den Bücherhallen über ausgedehntere tägliche Öffnungszeiten verfügen können, würden also auch so sich den Lebensverhältnissen der Bevölkerung besser anpassen und damit zu einer rationelleren Ausnutzung ihres Büchermaterials kommen können.) Damit soll die Arbeit in den Schullesehallen keineswegs abfällig beurteilt werden, im Gegenteil: ihre Bedeutung für die Schularbeit und die literarpädagogische Erziehung der Kinder muß nachdrücklichst hervorgehoben werden. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß die Einzelziele, die Arbeitsformen und die Arbeitsmöglichkeiten der Schullesehallen — bei weitestgehender Übereinstimmung im Grundsätzlichen — andere sind und sein müssen als die der Kinderlesezimmer in den Bücherhallen. Siehe dazu die Ausführungen vom 7. Juni 1928, Akten Bl. 2a:

> „Nicht allein auf die Bücher kommt es hier (in den Kinderlesezimmern der städtischen Bücherei) an, sondern auf die Stätte, die hier Buch und Kind bereitet ist, auf die Pflege dieser Stätte, auf ihren Ausbau zu einem Heim, in dem das Kind lernt, sich gerade außerhalb der Schule in das öffentliche Kulturleben der Zeit und in die kulturellen Institutionen einzufügen. Durch diese Kinderlesezimmer sollen die Kinder in die öffentliche Bücherei gewöhnt werden, dergestalt, daß sie die Bücherei auch aufsuchen nach Entlassung aus der Volksschule. Dieses Kinderlesezimmer ist die unterste Stufe im Aufbau des öffentlichen Büchereiwesens der Stadt und daher aus der Bücherei nicht loszulösen.“

III.

Bei den Leipziger Städtischen Bücherhallen besteht nun keineswegs die Absicht, die Schullesehallen in den Volksschulen zu beseitigen. Andererseits können die Bücherhallen auf die Dauer aber **nicht** auf die Kinderlesezimmer als wichtigste unterste Stufe eines organischen öffentlichen Büchereiwesens verzichten. Es ist also eine vernünftige Arbeitsabgrenzung zwischen beiden Instituten notwendig. Diese scheint uns in folgender Weise möglich:

1. Kinderlesezimmer werden von den Städtischen Bücherhallen stets nur in Verbindung mit Büchereien (Haupt- oder Peripheriebüchereien) errichtet. Bei den bisher bestehenden drei Hauptbüchereien und der einen Peripheriebücherei Leutzsch konnten Kinderlesezimmer noch nicht errichtet werden, obwohl es der Wunsch der Bücherhallen und der Stadtverordneten war. Vorgesehen sind Kinderlesezimmer bei der im Bau befindlichen IV. Städtischen Bücherhalle im Westen und bei den projektierten Peripheriebüchereien.

2. Die Kinderlesezimmer der Städtischen Bücherhallen werden in erster Linie für die älteren Kinder etwa von 10—14 Jahren gedacht sein, deren soziale und literarpädagogische Betreuung, wie allgemein bekannt, besondere Schwierigkeit macht und daher auch besondere Maßnahmen rechtfertigt. Bei dieser Altersgruppe, vor allem bei den 12—14jährigen, ist unter den heutigen Verhältnissen auch die allmähliche Gewöhnung und Überführung in die öffentlichen kulturellen Institutionen besonders notwendig und erwünscht. (Nach allen uns gewordenen Auskünften liegt der Schwerpunkt der Tätigkeit der in Leipzig bestehenden Schullesehallen bei den jüngeren Altersklassen. Die Bücherhallen dürfen hoffen, auf Grund ihrer täglichen Öffnung, ihrer längeren täglichen Öffnungszeiten und ihrer organischen Verbindung mit den Bücherbeständen der Hauptbücherei die älteren Altersklassen besser erfassen zu können.)

Demnach werden die Schullesehallen dauernd die weitaus zahlreicheren Anstalten sein und vor allem diejenigen Kinder an sich fesseln, die noch im engeren Verband der Volksschule stehen. Die Kinderlesezimmer der Bücherhallen werden nur verhältnismäßig wenige Anstalten sein, die besonders den geistig regsameren älteren Kindern — und zwar aus allen Schulen, auch den höheren — zur Verfügung stehen und hier den Übergang zur öffentlichen Bücherei anbahnen sollen. Daß das rechtzeitig und erfolgreich geschieht, ist ein dringendes Erfordernis einer weiterblickenden Jugendpflege.

Auf diese Weise bleibt die bisherige Arbeit der Schullesehallen, deren Bedeutung für die Schule von den Bücherhallen nie verkannt ist, erhalten. Die Städtischen Bücherhallen andererseits können die Kinderlesezimmer als bedeutsame Unterstufe eines organisch aufgebauten kommunalen Büchereiwesens durchführen, ohne daß Kollisionen zwischen Lehrerschaft und Volksbibliothekaren, deren Arbeit weithin gemeinsame literar- und sozialpädagogische Grundlagen und Ziele aufweist, entstehen.

Für die Durchführung einer solchen gedeihlichen Zusammenarbeit beider Institutionen würde sich die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft zwischen Lehrerschaft und Mitarbeiterschaft der Städtischen Bücherhallen empfehlen. Die Bücherhallen könnten den Leitern von Schullesehallen aus ihren allgemeinen organisatorischen und büchereipädagogischen Erfahrungen mitteilen, die Lehrerschaft könnte die Bücherhallen bei der Auswahl der Bücherbestände in den von den Bücherhallen zu führenden Kinderlesezimmern beraten. Alle Erfahrungen, die in den beiden Typen von Kinderlesezimmern gewonnen werden, könnten gemeinsam besprochen werden.

Städtische Bücherhallen zu Leipzig

Historische Belletristik

Unter diesem Titel gibt die Schriftleitung der Historischen Zeitschrift (bei R. Oldenbourg, München, 1928) als „kritischen Literaturbericht" die Besprechungen ihrer Mitarbeiter zu den bekannten Werken von Emil Ludwig, Werner Hegemann, Herbert Eulenberg heraus. Besprochen werden von Emil Ludwig das Napoleonbuch (durch Univ.-Prof. Heinrich Ritter von Srbik), das Bismarckbuch (durch Univ.-Prof. Wilhelm Mommsen), das Buch über Wilhelm II. (durch Univ.-Prof. Hans Delbrück), während von Hegemann die Werke über Napoleon (durch Srbik) und über Fridericus (durch Staatsarchivrat Ernst Posner) und von P. Wiegler das Buch über Wilhelm I. (durch Univ.-Prof. Fritz Hartung) sowie das Hohenzollernbuch von Herbert Eulenberg (durch Univ.-Prof. Wilhelm Schüßler) behandelt werden. Es ist also wissenschaftliche Fachkritik, die hier an diesen Werken geübt wird, und die Bezeichnung „historische Belletristik" — „ein buntes Gemisch von plumpster politischer Tendenzmacherei, Feuilletonismus und bodenlosester Kritiklosigkeit" (W. Schüßler in der Einleitung S. 7) — ist durchaus nicht als Ruhmestitel gedacht. Kein Zweifel, daß wertvolle sachliche Richtigstellungen und keinesfalls leicht zu nehmende Einwände aus den Kreisen so anerkannter Fachgelehrter, denen wir auch für unsere Arbeit bedeutsame Werke verdanken, in diesen Kritiken vorgebracht werden. Aber es ist doch eben die Fachkritik (zum Teil auch politisch entgegengesetzt Orientierter), und wir können uns die Auseinandersetzung mit den Proble-

men, die die Literaturgattung der Emil-Ludwig-Werke gerade für unsere Arbeit aufwirft, nicht so leicht machen, daß wir einfach mit den von dieser Seite vorgebrachten Argumenten unsere Zurückhaltung oder Ablehnung dieser Werke begründen.

Allerdings glaubt auch Emil Ludwig seinerseits in einem mehr blendenden als tiefgehenden Beitrag in der Neuen Rundschau[1] aller gegen ihn vorgebrachten Kritik von vornherein mit der Gegenüberstellung „Historie und Dichtung" begegnen zu können. Dabei nimmt er — selbstverständlich ist das nur zwischen den Zeilen zu lesen — für sich natürlich in Anspruch, zur Gattung der „Dichter" gezählt zu werden.

Beide Beiträge bieten interessantes Material nicht nur für uns Volksbibliothekare selbst, sondern auch für unsere Leser, die ja an der Erörterung über die Bedeutung und den Wert dieser Werke vielfach lebhaften Anteil nehmen.

H. H.

Zeitschriften

Bereits seit Januar dieses Jahres ist die „Bücherwarte", das Organ des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit, Berlin, umgestaltet und erweitert worden. Sie erscheint nunmehr unter dem Titel: Sozialistische Bildung (J. H. W. Dietz Nachf., Berlin. Jährlich 12 Hefte. Bezugspreis 6.— RM.) und soll in erster Linie der zusammenfassenden Darstellung der kulturellen Bestrebungen der Arbeiterschaft, der Erörterung der Probleme der Arbeiterbildung und der Auseinandersetzung mit den Fragen der Erwachsenenbildung überhaupt dienen. Die besonderen Bedürfnisse des Arbeiter-Büchereiwesens und der sozialistischen Kinder- und Schularbeit werden in den beiden Beilagen „Bücherwarte. Zeitschrift für sozialistische Buchkritik, Organ der Zentralstelle für das Arbeiterbüchereiwesen" und „Sozialistische Erziehung. Organ der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde und der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer und Lehrerinnen Deutschlands" berücksichtigt. — Die Märznummer enthält u. a. einen Beitrag von Josef Setzer über „Arbeiterbüchereien und Volksbibliotheken". Dort wird der sehr beachtliche Hinweis für die Ausbildung der Volksbibliothekare gegeben: „Der Bibliothekar als Sozialpädagoge muß mit dem Proletarier, den er schulen soll, gemeinsam fühlen und denken; er muß dessen Nöte aus eigener Lebenserfahrung kennen, muß also proletarischen Kreisen entstammen. Der Arbeiterleser muß in der Bücherei vom Arbeiterbibliothekar bedient werden. Dazu müssen noch Wege gefunden werden, die es auch dem befähigten Proletarier ermöglichen, Volksbibliothekar zu werden" (S. 84). — Hier ist ein Punkt, der in der Tat bei der allgemeinen Tendenz in der Ausbildungsfrage allzu leicht übersehen wird, obwohl sich einsichtige Fachstellen seit jeher dafür eingesetzt haben. Auch das, was Anna Siemsen in derselben Nummer über „Frauenberufe und Frauenberechtigungen", besonders im Blick auf die soziale Arbeit ausführt, verdiente bei unserer Ausbildungsdiskussion immer wieder hervorgehoben zu werden[2].

---

[1] Emil Ludwig, Historie und Dichtung. Die Neue Rundschau, XXXX. Jg., 1929, Nr. 3 (März) S. 358ff.

[2] Unverständlich bleibt, wie der Aufsatz von Hans Freyer in Nr. 1 der „Hefte" so mißverstanden werden kann (oder soll?) wie durch das Zitat in der Februarnummer der „Sozialistischen Bildung".

„Volkstum und Volksbildung. Katholische Zeitschrift für die gesamte Erwachsenenbildung“ ist der neue Titel für die bisher in 16 Jahrgängen erschienene, von Emil Ritter herausgegebene Zeitschrift: Volkskunst (Volksvereinsverlag G. m. b. H., M.-Gladbach. Jährlich 6 Hefte. Bezugspreis 6.— RM.). Schon der Wandel des Titels ist, wie Emil Ritter den neuen Jahrgang einleitend darlegt, ein Ausdruck für die Entwicklung der katholischen Volksbildungsarbeit und ihre verschiedenen Standorte in den letzten Jahrzehnten. Waren früher der Aufgabenkreis und die Leserschaft auf bestimmte Einzelfragen beschränkt, so soll jetzt die Zeitschrift der Zusammenfassung der verschiedenen Arbeitsgebiete innerhalb der katholischen Volksbildung dienen und darüber hinaus der Verbindung und Auseinandersetzung mit der „freien Volksbildung“. „Wir haben unsere bestimmte Aufgabe“ — so heißt es in dieser „Rechenschaft“ — „in der Bildung zum Volke, wir haben unsere ernste Verantwortung für die Volkskultur, nicht nur für die geistigen Ansprüche der Katholiken oder gar bloß für die der organisierten Katholiken. Es geht nicht allein um katholische Volksbildung, sondern um deutsche Volksbildung. Wir müssen dementsprechend die Aufgaben und Möglichkeiten der Erwachsenenbildung, der Bildung zum Volk im Zusammenhang der geistigen Zeitlage untersuchen. Grundsätzliche Behandlung des Themas Volksbildung ist heute, ob man will oder nicht, ein Stück Kulturpolitik. Es muß auch, da wir Katholiken den Bedingtheiten und Fragwürdigkeiten der Gegenwartskultur verhaftet sind, zu einem Teil katholische Selbstkritik sein. So wird uns die Anteilnahme der Katholiken an der deutschen Kulturgestaltung beschäftigen müssen, wenn wir unseren Platz in der Volksbildungsbewegung suchen.“ (S. 5.)

Der erste Aufsatz dieser Nummer, „Das literarische Erbe der Katholiken aus dem 19. Jahrhundert“ von Robert Grosche, der selbst als „Beispiel für die Haltung, in der die Zeitschrift an das Gesamtgebiet der Volksbildung herangehen will“, gewertet werden will, läßt eine tiefgehende und fruchtbare Behandlung dieser allgemein bedeutsamen Fragen erhoffen. Den Volksbibliothekar wird gerade dieser Beitrag anregen, diese aufschlußreiche Betrachtungsweise auf die allgemeine Literaturbewegung anzuwenden. — Der Direktor des Zentralbildungsausschusses der katholischen Verbände, Bernhard Marschall, gibt einen Überblick über dessen Tätigkeit im Jahre 1928. — Die Zeitschrift wird herausgegeben von Emil Ritter in Verbindung mit Robert Grosche und Bernhard Marschall.

H. H.

Erster internationaler Bibliothekskongreß

Vom 15.—30. Juni findet in Rom und Venedig ein internationaler Bibliothekskongreß statt. Es liegt im Interesse des deutschen Büchereiwesens, daß zahlreiche Volksbibliothekare und Volksbibliothekarinnen an ihm teilnehmen. Das Programm sieht neben den Generalversammlungen hauptsächlich Sektionssitzungen vor. Außerdem werden in Rom und verschiedenen anderen italienischen Städten Bibliothekausstellungen stattfinden. Ermäßigungen werden auf den italienischen Eisenbahnen und für Hotels, Theater sowie die staatlichen Museen gewährt.

Der VDV. bereitet eine Ausstellung von Bücherverzeichnissen, Grundrissen und Photographien von Büchereien vor. Offiziell wird der Verband durch Dr. Ackerknecht, Stettin, Dr. Reuter, Köln, Dr. Schuster, Berlin und Fräulein Schwenke, Berlin-Charlottenburg, vertreten sein, die sämtlich gleichzeitig Referate zu übernehmen haben. Die Liste der weiteren Mitglieder, die ihre

Teilnahme angemeldet haben und noch anmelden, soll im nächsten Heft veröffentlicht werden. Prospekte mit näheren Angaben über die Tagung versendet auf Verlangen die Geschäftsstelle des VDV., Berlin C 2, Breite Straße 37 (Stadtbibliothek).

Internationale Konferenzen

Der „Weltbund für Erwachsenenbildung" (World Association for Adult Education) veranstaltet vom 22.—26. August 1929 eine Weltkonferenz für Erwachsenenbildung in Cambridge. Die Themen der vier Hauptsitzungen sind: Grundlagen und Aufgaben der Erwachsenenbildung / Extensive und intensive Erwachsenenbildung / Erwachsenenbildung und Industriearbeiterschaft / Menschenbildung und Berufsbildung. In Sondersitzungen werden u. a. behandelt: Ländliche Erwachsenenbildung, Frauenfragen, Öffentliche Büchereien, Rundfunk u. a.

Das ausführliche Programm ist durch die Deutsche Arbeitsstelle des Weltbundes, Leipzig N 22, Richterstr. 8, zu erhalten. Eine zahlreiche Teilnahme aus den Kreisen der deutschen Volksbildungs- und Büchereibewegung ist sehr erwünscht.

Vom 25. Juli bis 4. August 1929 findet in Genf der nächste Internationale Erziehungskongreß statt. Einladungen durch das Internationale Erziehungsbüro (Leitung Paul Bovet) in Genf, 44 rue des Maraîchers.

Vom 8.—21. August 1929 hält der „Weltbund für Erneuerung der Erziehung" seine V. Internationale Konferenz in Helsingör ab. Näheres durch die Deutsche Mittelstelle des Weltbundes, die von Dr. Elisabeth Rotten und Dr. Karl Wilker geleitet wird (Kohlgraben bei Vacha/Rhön), oder durch das Organ des Weltbundes „Das werdende Zeitalter".

Der „Weltverband der Völkerbundgesellschaften" hält seine diesjährige Generalversammlung, bei der auch Erziehungs- und Bildungsfragen behandelt werden, in Madrid vom 18.—24. Mai ab. Anschrift der Deutschen Liga für Völkerbund Berlin W 35, Potsdamerstr. 103a (Vorsitzende des Erziehungsausschusses Gräfin Dohna).

Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V.

Der von der Mitgliederversammlung 1928 gewählte neue Vorstand hat die Erledigung der Angelegenheiten Walter Hofmann/Löckle und Walter Hofmann/Naumann übernommen. Die Mitgliederversammlung 1928 hat beschlossen, daß derartige Angelegenheiten auf Antrag durch ein Ehrengericht geregelt werden sollen. Unter gleichzeitiger Bekanntgabe dieses Beschlusses hat der Gesamtvorstand den genannten Herren anheimgestellt, die Einsetzung eines Ehrengerichtes zu beantragen. Da nach Ablauf einer angemessenen Frist von keinem der Herren ein dahingehender Antrag gestellt worden ist, erklärt der Gesamtvorstand, daß jene Angelegenheiten für ihn damit erledigt sind, und daß der vor dem Streitfall bestehende Zustand wieder hergestellt ist.

Der Gesamtvorstand
des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare E. V.
i. A. (gez.) Dr. Wilhelm Schuster, Erster Vorsitzender.

Bücherei-Bedarf G. m. b. H.

Abteilung der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Wie bereits durch Rundschreiben mitgeteilt, ist die bisherige Abteilung für technischen Büchereibedarf der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen aus organisatorischen Gründen in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung unter dem Namen Bücherei-Bedarf G. m. b. H. umgewandelt worden. Die enge Verbindung zur Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen bleibt auch weiterhin bestehen.

Die wichtigste Aufgabe der Abteilung ist, wie bisher, die Beschaffung von technischem Büchereimaterial. Auf diesem Gebiete ist die Abteilung im letzten Jahre in immer steigendem Maße von den Büchereien in Anspruch genommen worden, so daß die bisherigen Räume in der Richterstraße den erhöhten Anforderungen nicht mehr genügten. Am 1. April ds. J. wurden deshalb neue Betriebsräume bezogen. In diesen wurde jetzt auch eine eigene Buchbinderei eingerichtet.

In der Abwicklung der Geschäfte hat sich nichts geändert. Sämtliche Zuschriften sind — wie bisher — nach Leipzig N 22 Richterstr. 8 zu richten. Insbesondere bleiben auch die Vergünstigungen für die Teilnehmer der Deutschen Zentralstelle bestehen. Am 1. April ist ein neues, bedeutend erweitertes Lagerverzeichnis erschienen, welches allen Büchereien kostenlos zur Verfügung steht.

Mitteilungen

Der bisherige Leiter der Beratungsstelle im Regierungsbezirk Merseburg, Büchereileiter Willy Sénéchal-Wolfen, hat die Tätigkeit in der Beratungsstelle am 31. März 1929 aufgegeben. Der Herr Regierungspräsident zu Merseburg hat unter Zustimmung des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen beauftragt, die Führung des Beratungswesens im Regierungsbezirk Merseburg zu übernehmen. Zuschriften sind zu richten an die Beratungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen im Regierungsbezirk Merseburg, Regierung Merseburg.

Unter dem 1. Oktober 1928 wurde vom Sächsischen Ministerium für Volksbildung in Verbindung mit der Kreishauptmannschaft Bautzen eine Amtliche Sächsische Kreisberatungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen gegründet. Die Beratungsstelle wurde den Städtischen Büchereien Bautzen angegliedert. Leiter der Beratungsstelle ist der Direktor der Städtischen Büchereien Bautzen Studienrat Kurt Marx, der vom genannten Zeitpunkt an die Büchereiarbeit in den Städtischen Büchereien und in der Beratungsstelle vollamtlich übernahm.

Der Braunschweigische Minister für Volksbildung hat aus Anlaß des Tages des Buches an eine größere Anzahl von Büchereien des Freistaates Braunschweig eine besondere Bücherspende aus staatlichen Mitteln verfügt. Jede Bücherei erhält etwa sechs Werke lebender Schriftsteller im Werte von etwa 40.— RM. Die Auswahl und Verteilung der Werke ist in Verbindung mit den Büchereien der Beratungsstelle für volkstümliches Büchereiwesen im Freistaat Braunschweig übertragen worden.

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare hat eine kurze Denkschrift über die „Besoldung der Büchereibeamten im städtischen Dienst" ausgearbeitet, die im März den Magistraten und vor kurzem allen Mitgliedern zugesandt worden ist. Da dies Heft bei Eingang der Denkschrift bereits nahezu fertig vorlag, bringen wir dieselbe erst demnächst zum Abdruck.

Herr Professor Lampa bittet uns mitzuteilen, daß sich in dem Reindruck seines Aufsatzes „Die exakten Wissenschaften und die Volksbildung" „Hefte" XIII. Band, Seite 117, Zeile 1 oben ein Druckfehler eingeschlichen hat. Das Pseudonym Holbachs ist, abweichend von der Angabe im Manuskript Professor Lampas, als Mira**beau** angeführt. Es lautet nicht Mirabeau, sondern Mira**baud**.

Die Bibliothekarinnen der Frankfurter Volksbüchereien haben sich Ende April ein Landheim (Wochenendhaus) eingerichtet. Es liegt über Seeheim an den Hängen der Bergstraße, mit weitem Blick in die Rheinebene hinaus. Freundliche Spenden von Frankfurter Freunden und Gönnern haben es ermöglicht, die Einrichtung des Häuschens zu ergänzen. W.

Lehrer **Paul Wagner**, Vorsitzender des Leipziger Prüfungsausschusses für Jugendschriften, wurde auf Antrag der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen vom Sächsischen Ministerium für Volksbildung von der Hälfte seiner Schulstunden zur Bearbeitung des Schülerbüchereiwesens beurlaubt.

Bibliothekarin **Else Schaeffer**, die in der Beratungs- und Aufbauabteilung der Deutschen Zentralstelle tätig ist, wurde zum Mitglied des Geschäftsführenden Direktoriums der Deutschen Zentralstelle ernannt.

Bibliothekar Dr. **Bernhard Rang**, bisher an der Freien öffentlichen Bücherei Gera, wurde als Bibliothekar an die Städtischen Büchereien und Lesehallen zu Köln gewählt.

Was Dr. Robert von Erdberg unserem Arbeitskreis, der deutschen Büchereibewegung und dem deutschen Volksbildungswesen gewesen ist, konnten wir in diesem Heft noch nicht sagen. Frau Dr. von Erdberg danken wir für das Bild und Herrn Ministerialdirektor Paul Kaestner für die Worte bei der Trauerfeier, die auf diese Weise dem großen Kreis der Freunde und Mitarbeiter zugänglich werden. D. S.

Mitarbeiter dieses Heftes

Dieses Heft enthält Beiträge von Ministerialdirektor Paul Kaestner, Neubabelsberg bei Berlin, Odinstraße 5; Dr. Agnes von Zahn-Harnack, Berlin-Grunewald, Kunz-Buntschuh-Straße 2, sowie folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Dr. Gustav Dröscher, Hans Hofmann, Walter Hofmann, Dr. Walter Hoyer, Dr. Fritz Klatt (Prerow-Darß), Universitätsprofessor Dr. Anton Lampa, Wien VIII, Albertgasse 35 I.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E.V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Die öffentliche Bücherei und die Kunst unserer Zeit[1]

1. Die Kunst unserer Zeit

Die Kunst unserer Zeit trägt vieler Zeiten Gesichter. Das Alterswerk Max Liebermanns, Gerhart Hauptmanns und Richard Strauß', das reiche Manneswerk Pfitzners und Slevogts, Thomas Manns und Wilhelm Schäfers — um nur wenige illustrierende Namen zu nennen —, aber auch die Bauten Bruno Tauts und Gropius', die Musik Hindemiths und Strawinskys, die Dramen Bronnens und Brechts — alles das, vieler Zwischenstufen nicht zu gedenken, fällt in unsere Zeit. Vertreter weit auseinanderliegender Generationen, Repräsentanten der gegensätzlichsten geistigen Tendenzen wirken nebeneinander auf der Bühne dieser unserer Zeit. Wenn wir der Reihe unserer Bücherverzeichnisse heute eines mit dem Titel „Kunst unserer Zeit" einfügen, so kann „unsere Zeit" nicht in diesem Sinne gemeint sein. Denn wem wäre mit einem Verzeichnis gedient, in dem Zeit chronologische Abfolge bedeutet und alles, was an Werken der bildenden Kunst, der Musik und der Dichtung in den gegenwärtigen chronologischen Abschnitt fällt, die Kunst dieser Zeit ist. Das Unübersehbare würde durch eine solche rein formale Zusammenfassung der heterogensten Bestrebungen nicht übersehbar, und sachliche geistige Zusammenhänge, tief in vergangene Zeiten hineinreichend, würden sinnlos auseinandergerissen. Ein Sonderverzeichnis hat aber nur dann Sinn, wenn es das, was unter einem wichtigen, d. h. hier für den Leser fruchtbaren Gesichtspunkt zusammengehört, zusammengefaßt darbietet, als ein charaktervolles geistiges Gebilde herausstellt, vom klar Unterschiedenen klar trennt

---

[1] Diese Darlegungen waren ursprünglich bestimmt für den Katalog „Die Kunst unserer Zeit", der im letzten Jahre unter Leitung von Walter Hofmann in der Deutschen Zentralstelle ausgearbeitet wurde und der in diesen Tagen veröffentlicht wird. Dem Katalog selbst ist jetzt eine kürzere Vorbemerkung vorangestellt; wir glauben aber, die nachstehenden sehr aktuellen Darlegungen zur Kenntnis unserer Leser bringen zu sollen. Siehe hierzu auch das Nachwort auf Seite 282.
D. S.

und damit erst der Leserschaft der öffentlichen Bücherei wirklich erschließt.

Also nicht einen chronologischen Begriff, sondern ein sachliches Prinzip, das bedeutet hier „unsere Zeit“. Das Zeitalter der gestürzten Götter und der entthronten Könige, das Zeitalter der glänzenden Riesenstädte und des dunkelsten Massenelends, das Zeitalter der Sexualanarchie und der Auflösung der Familie, das Zeitalter der Rekorde und der Seelendürrheit, das Zeitalter der stolzesten technischen Erfindungen und der Amerikanisierung und Rationalisierung, das Zeitalter immer kühnerer materieller Weltbezwingung und immer größerer ungelöster Probleme des Soziallebens, diese in ihrem gewaltigen Rhythmus so fortreißende Zeit und diese in ihrem Geistes- und Seelengehalt so fragwürdige Zeit — das ist „unsere Zeit“.

Freilich würde der uns mißverstehen, der Kunst unserer Zeit nun schon dort sehen würde, wo die Welt dieser neuen Lebenstatsachen den äußeren Gegenstand des künstlerischen Schaffens bildet. Entscheidend ist, daß diese neue soziologische Welt als Schicksal erlebt und erkannt wird, als Schicksal, das man bejaht oder gegen das man ankämpft, aber das man verstehen muß und das man nicht ignorieren kann. Schon an dieser Stelle wird deutlich, warum z. B. der Impressionismus, der eine solche auf seine Gegenstände bezogene Lebenshaltung nicht kannte, auch dann nicht zu dieser Kunst unserer Zeit zu zählen sein würde, wenn er Luftschiffe, Kliniken, Schlachtfelder der Arbeit und des Krieges in den „Kreis seiner Darstellung ziehen“ würde. Die Kunst unserer Zeit zieht nicht diese oder jene Gegenstände in den Kreis der Darstellung, sondern unsere Zeit zwingt die Kunst zur Aussprache und Kündung.

Ja, noch mehr! Nicht nur braucht Kunst unserer Zeit nicht dort zu sein, wo charakteristische soziologische Zeittatsachen den Gegenstand der Kunst bilden, es kann sogar umgekehrt Kunst unserer Zeit dort sein, wo diese charakteristischen Zeitgegenstände fehlen. Vielleicht darf das Verhältnis, um das es sich hier handelt, so umschrieben werden: Auch die zuerst gemeinte Kunst unserer Zeit ist nur Kunst unserer Zeit, wenn sie über Darstellung neuer Stoffe und Themen, ja wenn sie sogar über die geistige verantwortungsbewußte Auseinandersetzung mit diesen Stoffen und Themen — die ja auch der Kultur- und Sozialkritiker vollziehen kann — zu der Schicht des unbewußten Gefühls- und Empfindungslebens durchstößt, wenn eine bestimmte Rhythmisierung der Empfindungen, wenn bestimmte Spannungen, Erschütterungen des

Gefühls das ganze Werk durchbluten und so neue Formen bilden. So wächst über neuem Stoff und neuem geistigen Gehalt eine neue Gefühls- und Empfindungswelt in neuen Kunstformen auf — und erst wo das der Fall ist, ist neue Kunst, ist Kunst unserer Zeit. Da aber in dem Verhältnis bestimmter Rhythmen, Spannungen, Erschütterungen der Gefühls- und Empfindungssphäre zur Sphäre der Kunstformen das eigentlich Kunstmäßige liegt, deshalb kann Kunst und kann dann auch neue Kunst auch dort sein, wo der neue soziologische Gegenstand und das neue Thema der Kunst und damit auch die geistige Auseinandersetzung mit diesen Gegenständen und Themen fehlen. Dort aber, wo Zeittendenz, Zeitreportage, Zeitdiskussion ist, kann zwar gegenwärtigste Kunst sein, sie braucht aber nicht dort zu sein, — sie ist nicht dort, wenn nicht zugleich aus gewandelter Gefühls- und Empfindungslage eine gewandelte künstlerische Formenwelt hervorgegangen ist. Ja, wenn die Auffassung richtig sein sollte, daß der Wandel unseres Gefühls- und Empfindungslebens keineswegs nur ein Echo der Veränderungen in der Sphäre des Denk- und Tatlebens ist, sondern daß alle die Veränderungen in unserer Bewußtseinswelt und alle Verschiebungen in der Welt des sozialen Tuns und der sozialen Ereignisse auf neue Lagerungen und Spannungen unserer Gefühls- und Empfindungswelt zurückgehen, — dann würde echtere und unmittelbarere Kunst sogar dort sein, wo vom Wandel dieser innersten Innenwelt der Weg zur Wandlung der Kunstformen direkt, nicht aber auf dem Umwege über eine gewandelte Stoff- und Themenwelt geht.

Will man nun für diese vom Gegenstand aus nicht zu definierende und zu umschreibende Kunst eine allgemeine Vorstellung bilden, von der aus sich die Abgrenzung dieses Kataloges rechtfertigen und begreifen ließe, dann wird man am besten tun, wieder an die Kunst des Impressionismus anzuknüpfen, der wir so unvergeßliche Beglückung verdanken, die wir aber ganz ausgesprochen nicht mehr als Kunst unserer Zeit empfinden. Selbstverständlich wurzelt auch die Kunst des Impressionismus in einer bestimmten Gefühls- und Empfindungslage, aber eben in einer ganz anderen als der, die wir als charakteristisch für unsere Zeit empfinden. War der Impressionismus die kultivierte Kunst der Sinne, bei der die Welt ganz nur „Erscheinung“ ist und als solche liebevoll „genossen“ wird, so wächst nun aus der anderen Gefühls- und Empfindungslage eine andere Offenbarung der Welt hervor — der Welt, die nun nicht mehr nur Erscheinung, sondern „Welt“ in einem viel elementareren Sinne ist. Und wenn nun ein Maler unserer Zeit sich an die traditionellen Gegenstände seiner Kunst hält

und Landschaften, Tiere, Blumen malt, wie nur ein Impressionist, so sind Berg und Ackerfeld, Tier und Blume selbst etwas anderes geworden, und das Bild leuchtet in neuen Farben, spricht in neuen Gliederungen, in neuen Rhythmen.

Damit dürfte die geistig-künstlerische Welt umrissen sein, der unser neues Verzeichnis gewidmet ist. Es dürfte zugleich einleuchtend geworden sein, wie weit zeitlich das Verzeichnis zurückgehen muß. Diese Kunst unserer Zeit beginnt mit dem Expressionismus. Wollte man sie später beginnen lassen, würde eine in entscheidender Hinsicht einheitliche Epoche willkürlich zerrissen werden, wollte man den Beginn früher setzen, so würde man für einen Katalog der Kunst unserer Zeit einen sinnvollen Punkt des Anfangs überhaupt nicht finden. So wie wir aber an diesem Punkt den Beginn des Geschehens setzen dürfen, von dem die Bücher dieses Kataloges sprechen, so dürfen wir auch die gesamten Künste, die in diesem Geschehen stehen, in einem einheitlichen Verzeichnis zusammenfassen. So verschieden sich auch dieses Geschehen in den einzelnen Künsten darstellt, so verschieden Kunsthöhe und dauernder Wert der auf diesem ganzen Kunstfeld auftretenden Gestaltungen ist, — das, was sie geistig verbindet, empfinden wir heute stärker als das, was sie nach Material und spezieller gesellschaftlicher Funktion trennt, und auch als das, was die einzelne Kunst mit den Schöpfungen ihrer früheren Epochen verbindet. Sehr viele Menschen werden von den Bildern Otto Dix' leichter zu den Dramen Bronnens und Brechts oder auch zu der Musik Hindemiths übergehen können als zu den Bildern Liebermanns und Renoirs.

Wenn die Kunst, auf die sich heute wieder die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in erhöhtem Maße richtet, wenn die Architektur den bisher angestellten Betrachtungen nicht ohne weiteres untergeordnet werden kann, so liegt das nicht an dem besonderen Charakter der modernen Architektur, sondern an der Stellung der Architektur innerhalb des Ganzen der Kunst überhaupt. Die Baukunst hat keine Gegenstände, die sie darstellt, und keine Themen, die sie behandelt, sondern Aufgaben, Zwecke, denen sie dient. Und ihre Formen werden primär bestimmt durch die Zwecke und weiterhin durch die Natur des Materiales, das zur Verfügung steht, und durch die konstruktiven Möglichkeiten, die die Zeit bietet. An die festen Gegebenheiten des Zweckes, des Materiales, der konstruktiven Möglichkeiten ist der Baukünstler gebunden, hier sind Grenzen, über die er nicht hinaus kann, — Grenzen, die in dieser Strenge die anderen Künste nicht kennen. Und doch

werden dann zwei Baumeister bei gleicher Zweckstellung, gleichem Material und gleicher konstruktiver Möglichkeit zu zwei ganz verschiedenen Bauschöpfungen kommen können: die objektiven Gegebenheiten lassen es zu, daß sich ganz verschiedene Raumgefühle auswirken und zu ganz verschiedenen Raumgestaltungen führen. Die besondere Art des Raumgefühls aber steht wieder im Zusammenhang mit dem Gesamtlebensgefühl, mit Spannkraft, Spannweite, Rhythmus des Gefühls- und Empfindungslebens des Baukünstlers.

Wenn also auch das Verhältnis der Baukunst zur Zeit ein anderes ist als in den anderen Künsten, wenn auch das Verhältnis der Innenwelt der Schaffenden zu der Formenwelt ihrer Kunst sich hier anders darstellt als etwa in Dichtung und Malerei, so ist nach dem Gesagten doch klar, daß gerade in der Architektur die Zeit von den verschiedensten Seiten her sich auswirken kann: von der zeitgemäßen Bauaufgabe, von dem zeitgemäßen Baumaterial und der zeitgemäßen Baukonstruktion und von dem Lebensgefühl der Zeit, von dem der einzelne Baumeister sich erfüllt sieht. Und so erklärt sich, daß gerade die Architektur heute als stärkster Exponent unserer Zeit erscheint. Diese Zeit hat Aufgaben gestellt, die keine Zeit vorher kannte, sie hat in Material und Konstruktion ganz neue Möglichkeiten geboten, und sie hat die Baumeister gefunden, die aus dem Lebensgefühl der Gegenwart heraus die objektiven neuen Bauformen durchbluteten. Und während neue Aufgaben und neues Material und neue Konstruktion schon in der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegeben waren — man denke an die Bahnhofsbauten —, erwächst auf dieser Grundlage eine neue Baukunst, eine charakteristische künstlerische Formenwelt erst von jenem Zeitpunkt ab, in dem auch in den anderen Künsten die große Revolution einsetzt, nur daß in der Architektur, sicher bestimmt durch die objektiven Gegebenheiten und deren immer mehr anwachsendes Schwergewicht, die Ausbildung dieser Formenwelt viel gleichmäßiger und mit viel größerem Erfolge sich vollzieht als etwa in der Malerei oder in der Dichtung.

Bettet sich so auch die Architektur trotz ihres anderen Grundcharakters in das Gesamtbild der Kunst unserer Zeit ein, so nimmt sie doch zugleich eine deutliche Ausnahmestellung ein. Auf allen anderen Kunstgebieten bedeutet die Kunst unserer Zeit im Vergleich mit der vorangegangenen Periode nur eine andere Kunst, aber keinesfalls die stärkere Leistung. Ja, selbst mancher der Kunst unserer Zeit nicht abgeneigte Beurteiler wird sogar zweifeln, ob sie — etwa in der Malerei oder in der Musik — auch nur gleich starke Leistungen aufzuweisen hat

wie etwa der vorangehende Impressionismus in der Malerei oder die vorangehende Romantik in der Musik. Ganz anders in der Architektur. Was hier der Kunst unserer Zeit voranging, war ödestes Epigonentum, in dessen Umkreis es sogar möglich war, spezifisch moderne Bauaufgaben mißzuverstehen und Bahnhöfe, Geschäftshäuser und Fabriken mit den erborgten Stilformen vergangener Kunstperioden so einzukleiden, daß die darunterliegenden Zweck- und Konstruktionsformen kaum noch zu erkennen waren. Und hier bedeutet die Baukunst unserer Zeit seit Generationen zum ersten Male wieder den Durchbruch echter Baugesinnung und, in einer ganzen Reihe moderner Architekten, echten Bauvermögens. Und gerade in dieser neuen Stellung und Bedeutung der Baukunst innerhalb des Ganzen der Künste liegt ein bezeichnender Zug für die Kunst unserer Zeit im Vergleich mit der Kunstwelt des 19. Jahrhunderts. Daher es auch richtig ist, wenn wir die neue Baukunst an die Spitze unseres Verzeichnisses stellen.

*

Die Dichtung unserer Zeit — sowohl in Roman wie in Lyrik und Drama — ist in diesem Katalog nur mit den Werken über Dichtung und Dichter vertreten. Damit ist für diese Abteilung die Übereinstimmung mit den Abschnitten Bildende Kunst und Musik gewahrt und der Katalog hat einen übersehbaren Umfang behalten. Die moderne Dichtung selbst wird in einem besonderen Verzeichnis zusammengestellt werden, doch stehen große Reihen dieser Bestände jetzt schon zur Verfügung unserer Leser.

2. Die Kunst unserer Zeit in der öffentlichen Bücherei

Daß ein so begrenztes Verzeichnis berechtigt, ja notwendig ist, wenn die öffentliche Bücherei die hier zusammengestellte Literatur führt und wenn sie im Sinne moderner Büchereiführung versucht, die Vielheit des geistigen Lebens in charaktervollen Sonderverzeichnissen zur Anschauung ihrer Leser zu bringen, daran kann wohl kaum gezweifelt werden. Eine andere Frage freilich ist die, ob die öffentliche Bücherei denn überhaupt diese Literatur führen soll. Die Beantwortung dieser Frage hängt fürs erste nicht von dem Charakter dieser Literatur, sondern davon ab, welche Stellung der öffentlichen Bücherei im Leben der Nation zuerkannt wird. Wir betrachten in diesem Zusammenhang die Bücherei als den Sprechsaal der Nation, der die in Zeit und Raum getrennten Menschen zum geistigen Austausch zusammenführt, der ver-

hindert, daß die Verbindung zwischen denen, die der Menschheit — im Großen oder im Kleinen, im Ewigen oder im Alltäglichen — wirklich etwas zu sagen haben, und denen, für die es gesagt wird und die zu hören willig sind, unterbrochen wird. Warum es hierzu heute der allgemeinen öffentlichen Bücherei, also einer besonderen Institution bedarf, wieso es kommt, daß Schrift und Buch ohne diese Institution ihre eigene gesellschaftliche Funktion, Sprachträger zu sein, längst nicht mehr ausreichend erfüllen können, davon kann hier nicht noch einmal gesprochen werden. Einige Andeutungen hierzu werden im vierten Abschnitt dieser Darlegungen gemacht werden. Wer aber mit uns in der öffentlichen Bücherei den allgemeinen, für alle Kreise der Gesellschaft bestimmten Sprechsaal erblickt, der kann nicht daran zweifeln, daß in diese Bücherei auch die Kunst unserer Zeit, soweit sie im Schrifttum überhaupt in Erscheinung tritt, gehört. Ihm würde es ein Unding sein, von dieser Stätte die Schaffenden auszuschließen, die aus dem Schicksal und aus dem eigentümlichen Lebensgefühl unserer Zeit heraus zu den Zeitgenossen sprechen wollen. Und selbst wenn ihm, in Verkennung der geistigen Lebenszusammenhänge, an dem Schicksal der Schaffenden nichts liegen sollte, so könnte er doch nicht wünschen, von der Benutzung der allgemeinen öffentlichen Bücherei gerade den geistig-seelischen Typ ausgeschlossen zu sehen, der sich selbst von dem Schicksal der Zeit getragen oder betroffen fühlt und der des Wortes der schaffenden Zeitgenossen bedarf, wenn er nicht in geistige Vereinsamung fallen und sich schließlich vom Leben im Geiste — wie so viele schon — gänzlich abwenden soll. Vieles und Großes könnte die öffentliche Bücherei auch bei diesem Ausschluß noch leisten, aber, gemessen an ihrer Idee und ihrer gesellschaftlichen Aufgabe, würde sie ein Torso bleiben, eine einseitige Angelegenheit für bestimmte, dem unmittelbaren Zeitleben und Zeitwollen fernerstehende Typen. Und damit eben würde sie aus der zentralen Stellung gedrängt werden, die ihr im geistigen Leben der modernen Kulturvölker gebührt.

Wir können uns wohl vorstellen, daß mancher Freund der öffentlichen Bücherei das alles zugibt und sich doch von dem Bestand, der in diesem Katalog verzeichnet ist, mit Befremden, ja vielleicht sogar mit Entrüstung abwendet. Vielleicht nicht von dem gesamten Bestand, z. B. nicht von dem Kapitel Baukunst, wohl aber von den Hervorbringungen, in denen nicht nur die neue extreme Kunstform — die man vielleicht noch gelten läßt —, sondern auch die ganze Brutalität unserer Zeit, ihre Verleugnung aller, gestern noch als ewig geglaubter Werte, ihre Skepsis, ja ihre Zynik zutage tritt. Wir verstehen die Be-

sorgnisse, die sich an diesen Teil des Bestandes der öffentlichen Bücherei knüpfen können, wir sind weit davon entfernt, denen, die solches Tun für die öffentliche Bücherei für falsch halten, beschränktes Muckertum vorzuwerfen, — aber ihrer Einstellung können wir nicht folgen. Die Zeit selbst ist da, so, wie sie ist, und es gehört zum Charakteristikum dieser Zeit, daß sie in einem Maße, das früheren Zeiten unerhört gewesen wäre, alle Lebensvorgänge veröffentlicht. Es gibt heute, zum mindesten in der Großstadt, weithin aber auch in der Mittel- und Kleinstadt, keinen erwachsenen Menschen mehr, der um die Zeit nicht Bescheid wüßte, mag er ihre charakteristischen Züge als tiefe Gebrechen oder als Fortschritt der Menschheit empfinden. Die Dämme der Zucht, der Sitte, der behütenden Fürsorge sind längst gebrochen, kaum beschützen sie noch das Land der jüngsten Jugend. Solange die Dämme noch stehen, mag man sie stützen, — wenn sie geborsten sind und die Sturmflut über das Land rast, gilt es anderes zu tun. Vor allem gilt es, die Kräfte zu entfalten, die dem einzelnen ermöglichen, sich auf der tobenden Flut oben zu halten. Einmal verlaufen sich auch diese Wasser wieder, und auf dem verwüsteten, vielleicht aber auch befruchteten Boden wird dann ein neues und härteres Geschlecht neue Formen des Lebens gestalten und neue Dämme der Zucht und Ordnung aufrichten. Sobald wir aber „so tun, als ob", nämlich als ob die alten Dämme noch stünden, hinter denen erwachsene Menschen unserer Tage vor dem tobenden Zeitmeere geborgen sitzen könnten, — sobald wir das tun, werden wir die Kraftentfaltung des einzelnen nicht fördern, sondern unterbinden, und gerade damit dem Untergange in die Hand arbeiten. Aussprechen, was ist, die geistige Auseinandersetzung mit der Zeit unterstützen, darauf kommt es an. Dieser Auseinandersetzung aber dient auch die Kunst der Zeit, für die durchaus auch gilt, was Rudolf Borchardt zunächst nur von der Dichtung sagte, daß sie auf der Bildungstendenz, der Willens- und Leidenslage ihres Zeitalters aufsitze wie das Juwel auf dem Mineral seines Vorkommens. Daß die Auseinandersetzung mit der Zeit auch noch von ganz anderen Seiten her geführt, gefördert und unterstützt werden muß, ist auch uns selbstverständlich, hier aber nicht zu erörtern.

Aber noch ein anderes ist zu sagen. Erst indem die Zeit in der Kunst ihre Kündung findet, gestaltet und vollendet sich die Zeit. Das gilt nicht nur für unsere, es gilt für alle Zeiten. Kunst ist nicht Schmuck, sondern ist Organ des Lebens. Daß dieses Organ nicht abstirbt, daß das Geschlecht derer, die zu künden willig sind, nicht untergeht, ist eine Grundforderung des Lebens und aller künftigen Zeiten, welches

auch ihr Lebensgehalt sein mag. So ist es auch für jede Zeit eine Grundforderung der menschlichen Gesellschaft, daß die Teilnahme an den Kündern und ihren Werken wacherhalten werde. Eine Zeit, die ihren eigenen Kündern gleichgültig den Rücken kehrt — wie das heute sich vielfach schon vollzieht —, versündigt sich damit an sich selbst, und indem sie das Künden von der Not und dem Glück der Zeit zu einer überlebten Angelegenheit macht, versündigt sie sich auch an allen künftigen Geschlechtern und Zeiten. Auf dem Boden der Zeit, die gegeben ist, Künder und Hörende zusammenzuführen, ist also auch von dieser Seite her eine unaufhebbare Aufgabe der öffentlichen Bücherei, welches auch der Inhalt der Zeit und der Kündung sei.

3. Das Verzeichnis „Kunst unserer Zeit" als Glied eines Ganzen

Ein anderes ist, einer als notwendig erkannten Aufgabe zu dienen, wieder ein anderes ist, diese Aufgabe zu verabsolutieren und alle anderen gleich wichtigen Aufgaben darüber zu vernachlässigen. Das erste ist für die öffentliche Bücherei Erfordernis, das zweite würde ihr Ruin sein. Wenn es so ist, wie wir eingangs sagten, daß unsere Zeit vieler Zeiten Gesichter trägt, daß in der chronologischen Gegenwart die Generationen und die verschiedenartigsten, ja gegensätzlichsten geistigen Typen und Tendenzen nebeneinander stehen, dann müssen sie auch in der öffentlichen Bücherei Heimatrecht haben. Anders wäre diese Bücherei wiederum nicht Sprechsaal der Nation, sondern Versammlungshaus einer Richtung. Es bedürfte dann vieler solcher verschiedenen Versammlungshäuser, und jede geistige Richtung bei sich selbst eingesperrt, würde keine zur geistigen Berührung mit der anderen kommen.

Ja, mehr noch! Es wäre ein lächerlicher Wahn, zu glauben, daß eine Nation und ihre geistige Kultur nur aus den jeweils lebenden Individuen und aus den aus ihrer Mitte erwachsenen Werken bestünde. Nur als ein Ganzes, das über die jeweils Lebenden sich in die Tiefe der Zeiten erstreckt, besteht eine Nation. Und nur indem die, die waren, zu denen sprechen, die sind und die sein werden, lebt eine biologisch und soziologisch zusammenhängende Menschenmasse als Nation. Hierin wiederum beruht die ungeheure Bedeutung von Schrift und Buch, die das Wort, so wie über den Raum, über die Zeiten tragen. Wenn es aber heute, damit Schrift und Buch ihre Mission erfüllen können, der öffentlichen Bücherei bedarf, dann müssen in diesem Sprechsaal der Nation auch die großen Gestalter unseres Geisteslebens zu Worte kommen, die vor uns

waren, die aber zu der Nation, zu der sich durch die Zeiten erstreckenden, ebenso gehören, wie die heute lebenden, und deren Wort nicht untergehen darf, wenn die Nation nicht in ein unverbundenes Nebeneinander einzelner Zeit- und Geistesschichten zerfallen soll.

Das alles ist schließlich selbstverständlich und ist der öffentlichen Bücherei immer selbstverständlich gewesen. Aber auch das Selbstverständliche muß noch einmal gesagt werden in dem Augenblick, in dem die öffentliche Bücherei einen Schritt tut, der vielen ihrer Freunde vielleicht nicht selbstverständlich ist, nämlich in scharfer Betonung neben die Meister der Kunst und neben die traditionellen Werte unserer Kultur auch die Revolutionäre im geistigen und künstlerischen Lager zu stellen. Und es darf dann auch nicht nur bei der nochmaligen Wiederholung des Selbstverständlichen bleiben. Denn wenn der Einzug der Revolutionäre nicht so geschieht, daß in die üblichen, dem Leser meist gleichgültigen systematischen Gruppen der traditionellen Literaturgliederung auch eine Anzahl moderner Autoren eingestreut werden — was die öffentliche Bücherei mehr oder weniger umfassend ja schon immer getan hat —, sondern wenn diese ganze Kunst als eine eigenartige geistige Welt in einem besonderen Verzeichnis geschlossen dargestellt und zum Bewußtsein der Leserschaft gebracht wird, dann muß dieses Gestaltungsprinzip auf den gesamten geistigen Raum der Bücherei ausgedehnt werden. Das Verzeichnis „Kunst unserer Zeit" ist planvoll in das Gesamtwerk der Büchereiverzeichnisse einzubauen, ebenso eindrucksvoll wie die Neuen und die Revolutionäre müssen die „Meister", ja auch die Bewahrer und Fortführer echter geistiger Traditionen in sorgfältig durchgestalteten Sonderverzeichnissen in Erscheinung treten. Daß dies für das Katalogwerk, in dessen Rahmen das vorliegende Verzeichnis erscheint, nicht nur ein „Programm", sondern selbstverständliche Gestaltungstendenz ist, belegen wir durch eine Reihe von Verzeichnissen, die in diesem Rahmen schon erschienen sind, soeben erscheinen oder deren Erscheinen vorbereitet wird. Insbesondere weisen wir hin auf das Verzeichnis „Bücher des Lebens", das von zahlreichen deutschen Büchereien schon übernommen wurde, auf das Heft „Meister der Musik", das zugleich mit dem vorliegenden herauskommt, und auf den Führer „Meisterwerke deutscher Geschichtsschreibung", dessen Drucklegung vorbereitet wird.

Freilich kann es sich bei diesem Aufbau des Katalogwerkes der öffentlichen Bücherei nicht darum handeln, die Wirkung des einen Verzeichnisses durch die Wirkung der anderen gewissermaßen zu paralysieren, zu dem Gift das Gegengift zu reichen, so daß in der Mi-

schung aller Werte ein fades, jedes Interesse tötendes Grau herauskommt. Gerade, weil wir diese gegenseitige Aufhebung der Werte vermeiden wollen — wie sie leicht eintritt, wenn im Katalog die Bücher gegensätzlichster geistiger Herkunft durcheinandergemischt sind —, gerade aus diesem Grunde kommen wir ja zum Aufbau unseres Katalogwesens. Darum handelt es sich, die Kraftlinien herauszustellen, die den Kosmos der geistigen Welt, ihn bauend und gliedernd, durchwalten, scheinbar Ungeformtes zum sichtbaren Ausdruck seiner Ordnung zu bringen und vor diese Ordnung den Benutzer der Bücherei zu stellen. Erst damit wird er vor die Notwendigkeit geistiger Entscheidung gestellt und jeder Schritt auf der dann von ihm selbst gewählten geistigen Bahn wird zugleich ein Schritt in diese gestaltete geistige Welt hinein. Und wenn auch, wie in den meisten Fällen, der Leser sich keineswegs nach allen Seiten wenden, keineswegs alle Sonderverzeichnisse in Anspruch nehmen wird, wenn er sich vielmehr für lange Zeit nur auf der einen geistigen Kraftlinie bewegen wird, so wird ihm doch bei der so aufgebauten Bücherei eine Ahnung davon, daß sein Schritt zum Besonderen — mit Hilfe eben dieses oder jenes Sonderverzeichnisses — zugleich auch den Eintritt in das große Ganze der geistigen Welt bedeutet, das er selbst nicht ausmessen kann, das aber jedem einzelnen seiner Schritte erst die höhere Würde verleiht. Und wenn diese Ahnung dann bei den mit tieferer Verantwortung Ausgerüsteten zu der Verpflichtung führt, den geistigen Kosmos nicht nur auf der einen Kraftlinie zu durchlaufen, sondern ihn auch noch nach anderen Dimensionen zu durchmessen, so wird mit dieser Erweiterung nicht eine Aufhebung der zuerst gewonnenen Weltansicht, sondern eine echte Steigerung des geistigen Lebens erreicht werden. Aber alle diese Wirkungen werden bei einer Leserschaft, die nicht schon tief in der geistigen Welt lebt, eben nur dann möglich, wenn sich vor ihren Augen im Katalogwerk der Bücherei die geistige Welt als ein gegliedertes Ganzes aufbaut. Und aus dem Zusammenhange eines so gegliederten Ganzen heraus muß auch das vorliegende Verzeichnis „Kunst unserer Zeit“ beurteilt werden.

4. Gesichtspunkte der Auswahl

Bei allem bisher Gesagten ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß es sich bei dem Bezirk geistigen Lebens, dem dieses Verzeichnis gewidmet ist, um Kunst handelt. In einem Sinne ist das bei einem Kunstkatalog selbstverständlich: von Malern, Bildhauern und Architekten, von Musikern und Dichtern, nicht von Wirtschaftlern, Poli-

tikern, Technikern, Pädagogen, Philosophen u. a. ist hier die Rede. Aber innerhalb dieses Schaffensgebietes erhebt sich noch einmal die Frage: Kunst oder Nichtkunst? Daß innerhalb des technischen und gesellschaftlichen Arbeitsgebietes Kunst zwischen Kunst und Nichtkunst, zwischen echter Leistung und Mache unterschieden werden kann, darauf beruht ja die eigentliche Problematik des Kunstlebens jeder Zeit. In diese Problematik ist auch die öffentliche Bücherei hineingestellt. Wie trifft sie hier ihre Entscheidungen, wie haben wir sie im Falle des vorliegenden Verzeichnisses getroffen, das eine besonders problematische Sphäre der Kunst zur Darstellung bringt?

Wenn wir das Schrifttum als das großartige Mittel auffassen, dem Menschen gegeben, um über Zeit und Raum hinweg mit dem Menschen zu sprechen, so ist dieses Mittel nur dann eine große menschliche Angelegenheit, wenn es von denen gehandhabt wird, die „etwas zu sagen haben". Wenn aber in diese Aussage, in diese Kündung, die mit hineinreden und hineinlärmen, die nichts zu sagen haben, die das Mittel der Schrift industrialisieren wie die Herstellung von Schönheitsmitteln oder von Rauschgiften, dann wird eine der großen Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts preisgegeben. Das würde praktisch vielleicht nur von geringer Bedeutung sein, solange die literarische Produktion wenig umfangreich, also leicht übersehbar ist, und solange dieser übersehbaren Produktion nur Menschen ausgebildeter Hellhörigkeit gegenüberstehen, Menschen, die von sich aus echtes Wort und unechte Rede mit Sicherheit unterscheiden können. Sobald aber diese Voraussetzungen nicht mehr zutreffen, sobald vor allem, wie in unserer Zeit, die literarische Produktion ins Endlose anschwillt und damit selbst für den Geschulten unübersehbar und undurchdringlich wird, — sobald dieses eintritt, werden besondere Maßnahmen erforderlich, die der Schrift ihre Würde zurückgeben und öffentlich unmißverständlich aus der Menge des Gemachten das Echte herausheben. Die beiden großen Maßnahmen, die hier in Betracht kommen, sind die literarische Kritik und die öffentliche Bücherei. Die literarische Kritik allein — wie man wohl lange Zeit geglaubt hat — tut es nicht. Sie tut es nicht, weil sie sozusagen nur theoretischen Charakter hat, weil sie an die eigentlichen Konsumenten in der Laienwelt nicht herankommt, weil sie stark in Negationen lebt (während es für die Praxis des literarischen Konsums viel mehr auf die immer erneute Herausstellung des Positiven ankommt), sie tut es schließlich aber auch nicht, weil sie selbst tief von den Schäden ergriffen ist, die die literarische Produktion verderben. Das, was Gervinus (in seiner Denkrede auf Schlosser)

schon vor einigen Menschenaltern von dem Zustande der literarischen Kritik sagte, gilt auch heute noch; ja, nach dem Eindringen kapitalistischer Produktionsweisen in Verlags- und Zeitschriftenwesen wäre den Worten Gervinus' heute noch manches hinzuzufügen, was das düstere Bild nicht freundlicher gestalten würde. Die öffentliche Bücherei nun kann alle Ergebnisse der ernsthaften literarischen Kritik in den Dienst ihrer eigenen Bestrebungen stellen, sie kann darüber hinaus aber alles das leisten, was der reinen Kritik entweder durch zeitliche Mängel oder durch die Natur und durch den Standpunkt ihres Geschäftes versagt ist. Die öffentliche Bücherei spricht nicht vor diesem oder jenem Kreis von echt oder unecht, von Kunst oder Nichtkunst, sondern sie gibt denen, die etwas zu sagen haben, praktisch die Möglichkeit, gehört zu werden, indem sie deren Werke aus der ungeheuren Flut des Gemachten, des Gleichgültigen, des Unsinnigen heraushebt und jedem, der guten Willens ist zu hören, auch wirklich zugänglich macht.

Die Auswahl also ist das wahre Grundgeschäft der öffentlichen Bücherei. Durch die Auswahl sollen die wirklichen Sprecher der Menschheit und der Nationen wieder in ihr Recht eingesetzt werden gegenüber dem endlosen Heer der bloßen Mitmacher, der Schreier und Spekulanten. Die öffentliche Bücherei gibt sich selbst auf, wenn sie diesen Grundsatz aufgibt.

So gilt in der öffentlichen Bücherei dieser Grundsatz auch für das ganze Gebiet der Kunst, soweit es überhaupt nach der Natur seines Materiales in der öffentlichen Bücherei gepflegt werden kann. Grundsätzlich ist Kunst von Unkunst zu scheiden. Wohlverstanden: nicht darauf kommt es an, daß diese Kunst „groß" ist (obwohl wir innerhalb der Kunst das Große mehr lieben als das Kleine), nicht darauf, daß sie „Ewigkeitsbedeutung" hat (obwohl wir das Ewige über das Vergängliche stellen), nicht darauf, daß sie „vollkommen" ist (obwohl wir das Vollkommene höher schätzen als das Unvollkommene), sondern darauf kommt es in der Grundentscheidung der öffentlichen Bücherei an, daß eine echte, d. h. eine originale Lebensregung (jeder echte Lebensvorgang ist zugleich original, einmalig, einzigartig, so nicht wiederholbar) sich so weit im künstlerischen Mittel, in der Sprache, im Ton, in der Farbe, darstellt, daß sie von anderen Menschen, wenn vielleicht auch nur andeutungsweise und bruchstückweise, nacherlebt werden kann. Das ist das „Echte", das allein wir zu pflegen haben, weil nur hier der Strom des Lebens auf- und in unser Leben hineinbricht, der Strom des Lebens, der allein neues Leben zeugen kann.

Dieser Grundsatz gilt als Grundsatz für die öffentliche Bücherei absolut. Durch keine Erwägung einer psychologisierenden pädagogischen Methode kann er erschüttert werden. Pädagogische Gesichtspunkte haben sich nur innerhalb der Grenze, die mit diesem Grundsatz gezogen ist, auszuwirken, nicht aber haben sie den Grundsatz selbst in Frage zu stellen. Sie würden damit wie an das sittliche Fundament so auch an den gesellschaftlichen Sinn der öffentlichen Bücherei rühren.

*

Das Verzeichnis, das wir jetzt unseren Lesern vorlegen, machte es notwendig, diese Grundauffassung noch einmal mit aller Deutlichkeit und mit aller Entschiedenheit auszusprechen. Denn nun ist, gerade im Zusammenhang mit dem neuen Verzeichnis, zu sagen, daß der Anwendung des hier dargestellten Auswahlgrundsatzes in vielen Fällen Grenzen, in manchen Fällen sogar sehr enge Grenzen gezogen sind. Diese Grenzen liegen in der Unvollkommenheit des menschlichen Erkenntnisvermögens. Es gibt kein Instrument, mit dem wir exakt feststellen könnten, ob sich der geheimnisvolle Vorgang der Leibwerdung originaler geistiger Lebensbewegung tatsächlich vollzogen hat, oder ob nur ein Sprachleib, ein Tonleib, ein Farben- und Formleib von außen her „gemacht" worden ist. Die Instrumente, mit denen wir hier untersuchen können, sind geschulter Instinkt, geübte Feinfühligkeit, Feinhörigkeit, Fingerspitzengefühl. Und diese Instrumente arbeiten eben nicht exakt wie ein Instrument der physikalischen Technik. Das heißt aber, daß Fehlurteile hier ganz unvermeidlich sind. Mancher, dem diese Wahrheit aufgegangen ist, ist geneigt, deshalb auf die Auswahl unter dem Gesichtspunkt der Echtheit ganz zu verzichten. Nichts wäre törichter als das! Berechtigt wäre ein solcher Verzicht nur, wenn ein Urteil über echt und unecht überhaupt nicht möglich wäre. Das aber wäre der Urteilsspruch über menschliches geistiges Streben und Wirken überhaupt. Alle literarische und künstlerische Kritik wäre dann vollkommene Narretei. Nein, — aus der erlebten Erfahrung wissen wir, daß es echt und unecht im literarischen und künstlerischen Schaffen gibt. Und so, wie die geistige Welt nicht auf dem Wege der Spekulation, sondern auf dem der Erfahrung zu der Erkenntnis von echt und unecht gekommen ist, so ist diese Unterscheidung auch immer wieder, immer neuem künstlerischen Erfahrungsstoff gegenüber anwendbar. So gibt es auf jedem Gebiete geistigen und künstlerischen Schaffens weite Zonen, die mit einem hohen, für das praktische geistige Lebensbedürfnis ausreichenden Grade von Sicherheit als echt oder unecht bestimmt

werden können. Aber auf jedem solchen Schaffensgebiet gibt es zwischen den beiden bestimmbaren Zonen auch eine „Schwankungszone", wo die durchdringende Kraft unseres Urteils nicht zureicht, wo wir im höheren oder auch im höchsten Maße der Gefahr der Täuschung ausgesetzt sind.

Wie wir uns dieser Schwankungszone gegenüber verhalten sollen, das ist die Frage, die mit der Berufung auf den Grundsatz der Auswahl des Echten nicht beantwortet werden kann.

Die öffentliche Bücherei wird in den meisten Fällen gut daran tun, die undurchsichtigen, also die in der Schwankungszone liegenden literarischen Erscheinungen mit größter Zurückhaltung zu behandeln. Die Mittel einer jeden Bücherei sind begrenzt; auch bei rigoroser Beschränkung auf die unzweifelhaft echten Werke werden die meisten öffentlichen Büchereien nicht in der Lage sein, alles das anschaffen zu können, was von ihnen ernst genommen wird. Und gerade durch eine strenge und klare Umgrenzungslinie wird die öffentliche Bücherei am ehesten den Einfluß auf das Geistesleben der Nation erlangen, den zu erlangen ihre Aufgabe ist.

Also: Beschränkung auf das Zweifelsfreie in Zweifelsfällen — das dürfte der der öffentlichen Bücherei angemessene Grundsatz sein. Aber auch dieser Grundsatz kann nicht schematisch angewandt werden. Denn jene „Schwankungszone" hat auf den verschiedenen Gebieten des Schrifttums verschiedene Breite und auch verschiedene Bedeutung. Es kann vorkommen, daß innerhalb einer Sphäre des Geisteslebens fast die gesamte Produktion abgelehnt werden müßte, wenn man die Werke konsequent ablehnen wollte, denen gegenüber der kritische Beurteiler nicht endgültig ins reine kommen kann. Ob man so vorgehen soll, hängt von der allgemeinen Bedeutung des betreffenden Gebietes, bzw. der betreffenden Geistessphäre für das Geistesleben der Gegenwart ab. Am deutlichsten wird diese Haltung gegenüber dem einzelnen Autor, in dessen Schaffen neben den sicher zu bestimmenden Werten auch solche stehen, die in die Schwankungszone fallen. Ist der Autor in seiner Gesamterscheinung für die öffentliche Bücherei von geringer Bedeutung, dann würde es töricht sein, um dieses Autors willen das Gesicht der Bücherei zu verunklaren; es werden also hier nur die ganz unzweifelhaft echten Werke Aufnahme finden. Handelt es sich aber um einen Autor, dessen Gesamterscheinung positiv zu werten ist, dann wird es berechtigt sein, auch die seiner Werke mit aufzunehmen, denen gegenüber die Sicherheit unseres Urteils aussetzt. Dem wertvollen Manne wird also im Zweifelsfalle das größere Ver-

trauen entgegengebracht, der größere Anspruch eingeräumt. Das kann — und muß — dann so weit gehen, daß den großen literarischen und künstlerischen Erscheinungen gegenüber die Bücherei auf Auswahl unter dem Gesichtspunkt der Echtheit überhaupt verzichtet. Sie verzichtet damit keineswegs auf den Grundsatz der Auswahl und auf seine Anwendung überhaupt, sie tritt hier nur hinter den bedeutenden Schaffenden zurück, legt gewissermaßen in dessen Hand selbst das Urteil. Wenn ein Gerhart Hauptmann es verantworten kann, den Roman „Die Insel der großen Mutter“ zu veröffentlichen, dann kann sich die öffentliche Bücherei zwar mit dem Werke kritisch auseinandersetzen, nicht aber steht es ihr zu, das Werk von der Aufnahme in die öffentliche Bücherei auszuschließen[1]. Nimmt ein späteres, geläutertes Zeiturteil dann doch endgültige Abstriche am Werke des Dichters vor, so kann die öffentliche Bücherei, die ja, Gott sei Dank, nicht auf die Archivalisierung und Mumifizierung des einmal Eingestellten angewiesen ist, immer noch sich diesem Urteil anschließen.

Und ähnlich müssen wir ganze Komplexe des Schrifttums behandeln, die uns als eine Einheit gegenübertreten, deren einzelne Erzeugnisse aber für uns auf ihren Echtheitswert hin zum Teil nicht zu durchschauen sind. Können wir dem Komplex im ganzen kein besonderes Schwergewicht zubilligen — wie etwa dem Kriminalroman —, dann werden wir allen seinen Erzeugnissen, die nicht ganz deutlich den Stempel geistesechter Schöpfung tragen (wie etwa der Michael Kohlhaas), getrost das Tor der öffentlichen Bücherei verschließen. Ist aber ein Gebiet literarischen oder künstlerischen Schaffens von erheblicher Bedeutung für das Geistesleben unserer Zeit und damit auch für die öffentliche Bücherei, dann werden wir um der Bedeutung der Gattung willen auch die ihrer Repräsentanten mit aufnehmen, über deren Eigenwert im Sinne der Echtheitsforderung wir das letzte Wort mit Sicherheit nicht zu sprechen vermögen.

Und dieser Fall liegt nun in besonderer Drastik bei der geistigen Welt vor, der unser neues Verzeichnis gewidmet ist. Immer wird die Zone der in ihrer Echtheit schwer bestimmbaren Werke um so breiter, je näher die Produktion, die zu beurteilen ist, der Gegenwart liegt und je stärker dabei auch wirklich neue, ja vielleicht sogar revolutionäre künstlerische Tendenzen auftreten. Daß Wilhelm Schäfer und Erwin Guido Kolbenheyer echte Gestalter echten Lebens sind, das festzustellen ist bei dem im besten Sinne außerzeitlichen Charakter dieser Kunst eben-

[1] Vgl. die Besprechung im X. Bd. 1925/26 der „Hefte“ S. 5 und die damals getroffene Entscheidung. D. V.

sowenig schwer, wie es leicht ist, die Mache der Rudolf Herzog und Ludwig Wolff zu durchschauen. Aber wie steht es mit Zeiterscheinungen wie Werfel und Toller, wie Sternheim und Kaiser, wie Bronnen und Brecht? Sind wir selbst der Zeit geöffnet, dann stehen wir ständig in der Gefahr, die Erregung der Zeit und unsere eigene zeitbedingte Erregung mit der vom Kunstwerk gestalteten zu verwechseln; wollen wir diese Gefahr vermeiden und uns zur Zeitproduktion gewissermaßen künstlich in jene Distanz setzen, die die allgemeine geistige und künstlerische Entwicklung noch nicht geschaffen hat, dann macht die Gewaltsamkeit und Künstlichkeit des Verfahrens jedes fruchtbare Verhältnis zu der Kunstwelt, die beurteilt werden soll, zunichte. So bleibt uns gar nichts anderes übrig, als die „Kunst unserer Zeit" als Ganzes zu nehmen: das, was diese Kunstwelt selbst von ihren eigenen Produktionen ernst genommen hat und ernst nimmt, müssen auch wir selbst ernst nehmen, nur die offenkundigen Mitläufer und Scharlatane müssen sich den Ausschluß gefallen lassen. Über alles andere hat die fortschreitende Zeit selbst zu Gericht zu sitzen. Selbstverständlich können wir so, in Unterwerfung unter ihr eigenes Urteil, ihre einzelnen problematischen Erscheinungen nur dann ernst nehmen, wenn wir die „Kunst unserer Zeit" als Ganzes ernst nehmen können. Diese Frage aber ist schon beantwortet: die Gattung als Ganzes gehört unbedingt in die öffentliche Bücherei, denn es ist, wenn auch nicht unser ganzes und tiefstes, doch unser eigenstes Leben, es sind unsere eigensten Nöte, von denen hier gekündet wird. Mögen auch die Nöte nicht in ihrer ganzen Tiefe erfaßt sein, mag die Kraft der Kündung gering sein, mag selbst Echtes und Unechtes in dieser Kunstwelt sich durchdringen: hier noch einmal zu scheiden, ist nicht unseres Amtes. Es ist nicht unseres Amtes, weil die Ausübung dieses Amtes über unsere Kraft gehen würde. Und so kommt es, daß selbst solche Erscheinungen, denen wir mit tiefen Zweifeln gegenüberstehen, in diesem Verzeichnis mit einer Reihe ihrer charakteristischen Werke vertreten sind. Daß das nicht Laxheit ist, sondern auf Einsicht in die Grenzen menschlicher Urteilskraft beruht, sollte durch die vorstehenden Ausführungen bezeugt werden.

Walter Hofmann

Bücherei und neue Jugend

Im Januarheft der „Erziehung“ schreibt der Oberstudiendirektor des Werner-Siemens-Realgymnasiums zu Berlin Dr. Walter Schönbrunn über „Die Not des Literaturunterrichts in der großstädtischen Schule“[1]. Kein Volksbibliothekar, der mit der Jugend Fühlung hat oder sucht, sollte an diesem Artikel vorübergehen; keiner, der in einer Großstadtbücherei arbeitet, wird ihn aus der Hand legen, ohne sich zu sagen: tua res agitur. Tag für Tag spüren wir dieselben Nöte, die hier aufgezeigt werden, am Schalter unserer Großstadtbüchereien. Es wird gut sein, sie von der Bücherei aus einmal mit derselben Rückhaltlosigkeit auszusprechen wie Schönbrunn das vom Standpunkt der Schule aus getan hat[2].

Worin bestehen diese Nöte? Schönbrunn formuliert, um es kurz zusammenzufassen, etwa so: Der Versenkung in die deutsche Literatur, in bisher selbstverständliche und unumstrittene Werte, steht der neue Geist unserer heutigen Jugend entgegen. Er schildert diese Jugend in ihrer unromantischen, traditionsfeindlichen, aktivistisch-kritischen Art, und er empfiehlt angesichts der Tatsache, daß diese Jugend den literarischen Werten der Vergangenheit im allgemeinen fremd und verständnislos gegenübersteht, „verlorene Posten aufzugeben“. D. h. im Schulunterricht soll zum alten Eisen geworfen werden, was ehedem hoch und heilig gehalten wurde: die Nibelungen, Walther von der Vogelweide, vieles von den Klassikern, Eichendorff, Gottfried Keller, Storm, Raabe und anderes mehr. Was bleibt dann? Die Moderne. Von der Moderne zurückgreifen in die Vergangenheit, veränderte Literaturbetrachtung, Betrachtung der Literatur unter soziologischen Gesichtspunkten, Verbindung der Literatur mit dem Leben, Literatur als Kampfmittel im Dasein, in diesen Stichworten ließe sich zusammendrängen, was Schönbrunn als Ausweg aus den von ihm geschilderten Nöten an-

---

[1] In „Die Erziehung. Monatsschrift für den Zusammenhang von Kultur und Erziehung in Wissenschaft und Leben“, 4. Jg. 1929, S. 252 ff. Siehe dazu auch die Entgegnung von H. A. Korff auf S. 301 ff. und die weiteren Beiträge zu dieser Frage „Der Literaturstreik der männlichen Jugend“ von Dr. Julius Frankenberger und „Schule und Leben im Literaturunterricht“ von Dr. Friedrich Neumann auf S. 420 ff. und S. 443 ff. desselben Jahrgangs.

[2] Der engere Arbeitskreis der Zentralstelle, den diese Frage seit Jahren beschäftigt, hatte sie zum Gegenstand einer Arbeitsbesprechung im November 1928 gemacht. Ebenso wurden damals die Fragen behandelt, die bei der Bearbeitung des Katalogs „Die Kunst unserer Zeit“ sich ergaben und die z. T. in dem ersten Beitrag dieses Heftes dargestellt sind. D. S.

sieht. Wenn die Beobachtungen, die Schönbrunn über das Verhalten der neuen Jugend zur deutschen Literatur der Vergangenheit gemacht hat, stimmen, wenn sich unsere Beobachtungen in der Bücherei mit den seinen decken, so entsteht die Frage: Welche Konsequenzen hat die Bücherei daraus zu ziehen? Muß sie ihren bisherigen Standpunkt der Jugend gegenüber ebenso revidieren, wie Schönbrunn das für die Schule empfiehlt, und wie es die Schule mehr oder minder getan hat?

Vergegenwärtigen wir uns einmal die bisherige Stellung der Jugendlichen in der Bücherei. Unter Jugendlichen haben wir in unseren Büchereien im allgemeinen den Jugendlichen im Sinne des Gesetzes, d. h. den Jugendlichen im Alter von 14 bis 18 Jahren verstanden. In der Vorkriegszeit wurden die Jugendlichen meistens nicht vor dem 16. Jahr, hier und da auch erst vom 18. Jahre an zur Benutzung der Erwachsenenbüchereien zugelassen; sie blieben bis dahin auf gesonderte Jugendbüchereien oder auf Jugendabteilungen innerhalb der Erwachsenenbüchereien beschränkt. Daß dieser Standpunkt, der übrigens schon vor dem Kriege von einer Reihe von Büchereien (u. a. Dresden-Plauen, Leipzig) nicht geteilt wurde, sofern er jetzt nicht schon aufgegeben ist, unbedingt aufgegeben werden muß, und warum das geschehen muß, habe ich an anderer Stelle bereits ausgeführt[1]. Ich habe hier auch die Schwierigkeiten nicht verschwiegen, die daraus entstehen, daß wir die Jugendlichen schon mit 14 Jahren zur Benutzung der Erwachsenenbüchereien zulassen, ohne ihnen doch ihre Bestände in ganzem Umfang zugänglich machen zu können.

Wo immer die Praxis des Vorenthaltens[2] der für Jugendliche „ungeeignet“ erscheinenden Bücher geübt wurde und wird, da ist die aus bester Absicht hervorgegangene Tendenz des Bewahrens und Verhütens maßgebend. Man will der Jugend die Illusionen bewahren, man will verhüten, daß sie vorzeitig aus Büchern die Nachtseiten des Daseins, die Geheimnisse des Lebens kennenlernt. In dieser Tendenz spiegelt sich die von der bürgerlichen Gesellschaft in Elternhaus und Schule früher allgemein geübte, fürsorglich behütende, auf Bewahrung und Verheimlichung gerichtete Erziehungspraxis wider. Sie war dem proletarischen Jugendlichen gegenüber immer verfehlt; sie ist es heute mehr denn je. In der häuslichen Enge, in der Fabrik, die er mit 14 Jahren betritt,

[1] „Hefte für Büchereiwesen“, XIII. Bd. 1929, S. 194. — [2] Damit nicht zu verwechseln sind die aus berechtigten literarpädagogischen Überlegungen hervorgehenden Maßnahmen, den Jugendlichen zunächst die ihnen gemäßen Werke zuzuführen, auf die die Verfasserin an mehreren Stellen dieses und des früheren Beitrages hinweist. D. S.

genießt der jugendliche Proletarier einen Anschauungsunterricht, der ihm die Tatsachen, die treibenden Mächte des Lebens unverhüllt vor Augen führt und der nachdrücklich auf seine ganze Lebenseinstellung wirkt. Hier kann das Buch nicht allzuviel mehr enthüllen und zerstören, als das „rauhe Leben“ schon enthüllt und zerstört hat.

Und die bürgerliche Jugend? Gewiß besteht der Milieuunterschied nach wie vor, und er bedingt wesentliche Unterschiede in der Haltung der bürgerlichen und der proletarischen Jugend. Aber hat sich die bürgerliche Jugend nicht sehr geändert? Hat sie nicht gelernt, den Tatsachen in ganz anderer Weise ins Auge zu sehen als früher? Und läßt sich nicht hinweg über alle Differenzierung zwischen bürgerlich und proletarisch eine Veränderung in der Haltung unserer gesamten Jugend überhaupt feststellen?

Es ist sicher, daß hier wie in anderer Beziehung jede Verallgemeinerung gefährlich und von Übel ist. Wenn hier von moderner Jugend und von dem neuen Geist, der in ihr lebt, die Rede ist, so ist dabei immer an die Großstadtjugend gedacht; wie es um die Jugend der Mittel- und Kleinstädte, wie es um die Landjugend bestellt ist, weiß ich nicht. Und es ist ausschließlich von dem Typus moderne Jugend die Rede. Ausdrücklich sei betont, daß es von diesem Typus auch in Großstädten manche Ausnahmen und Abweichungen gibt. Aber diese sollen im Zusammenhang unserer Erörterungen unberücksichtigt bleiben.

Für diese neue Jugend ist unter anderem als besonders charakteristisch das starke Selbstbewußtsein und die große Selbständigkeit anzusehen. In Elternhaus und Schule ist die Situation gegen früher verändert; alte Autoritäten sind erschüttert, alte Bindungen gelöst, ohne daß überall neue an ihre Stelle getreten wären. Die Jugend will ja ihr Leben „aus eigener Verantwortung“ leben, sie fühlt sich mehr, nimmt sich weit wichtiger als die Jugend früherer Generationen. Und warum? Weil ihr viel größere Bedeutung zugemessen wird. Wenn der Jugend in der Zusammenbruchspsychose andauernd vorgepredigt wurde, daß auf ihr allein die Zukunft und alle Hoffnung beruhe, so konnte das nicht ohne Wirkung bleiben, und so dürfen wir uns heute über den Typus des Jugendlichen nicht wundern, der Jungsein für ein ausschlaggebendes Verdienst hält und von Selbstgefühl überschwillt. Und wie dieses Selbstgefühl zu erklären ist aus der Zeitlage, aus den Verhältnissen, so auch die große Selbständigkeit. Sie wird gefördert durch die Entwicklung der modernen Großstadt, die schon von dem Kind verlangt, daß es dauernd die Augen offen hält, sich durch Verkehrsschwierigkeiten aller Art durchhilft; sie wird gefördert durch die

Auflösung aller patriarchalischen Verhältnisse und die wachsende Industrialisierung, die den Jugendlichen anstatt unter die Aufsicht des Lehrherrn in den Hexenkessel der Fabrik zwingt, wo er auf sich angewiesen ist. Sie ist wesentliche Forderung des Erziehungsideals, das mit der neuen Staatsform geboren ist. Der Volksstaat verlangt Staatsbürger und nicht Untertanen. Daher nicht Gängeln und Behüten wie früher, sondern von klein auf Erziehung zur Selbständigkeit. Mit Selbsttätigkeit im frühen Kindesalter nach der Montessori-Methode fängt diese Erziehung an, mit dem Prinzip des Arbeitsunterrichts in der modernen Schule wird sie fortgesetzt. Die Forderung nach staatsbürgerlicher Erziehung schließt das Vertrautmachen der Jugend mit dem Leben der Gegenwart in sich. Während früher in den Schulen die Literatur mit Goethes Tod und die Geschichte mit 1870 aufhörte, werden jetzt die aktuellsten Probleme behandelt. Teils mit, teils ohne Unterstützung der Schule hat eine Politisierung der Jugend eingesetzt, von der sich die vorige Generation nichts träumen ließ. Vielfach sind die Schüler durch politische Schülervereinigungen erfaßt, und um die Jugendlichen, die nach dem 14. Jahre nicht mehr die Schule besuchen, werben stürmisch die Parteien, die sich ihren Nachwuchs durch Jugendorganisationen rechtzeitig sichern wollen. Die Mitgliedschaft in diesen Organisationen, die Funktionen und die Ämter, die sie hier haben, alles das trägt natürlich auch dazu bei, das Selbstgefühl der Jugendlichen zu heben.

So bedeutsam auch die bisher erwähnten Wandlungen des Erziehungsideals in ihrer Auswirkung auf die Jugendlichen sein mögen, vielleicht noch einschneidender macht sich der Wandel der Anschauungen auf sexuellem Gebiet in der Stellungnahme und Haltung der Jugendlichen bemerkbar. Es ist hier nicht der Ort, auf die soviel besprochene sexuelle Not unserer Jugendlichen einzugehen. Festzustellen ist nur eins: Die bisher geltenden Anschauungen auf sexuellem Gebiet sind in weiten Kreisen der Bevölkerung erschüttert. In der Jugenderziehung ist mit der Methode der Verheimlichung gebrochen worden; sexuelle Aufklärung heißt die Losung.

*

Wie verhält sich diese neue selbstbewußte, selbständige und aufgeklärte Jugend zur Bücherei, und wie verhält sich die Bücherei zu ihr? Schon eingangs sagte ich, daß wir am Schalter unserer öffentlichen Bücherei bei den höheren Schülern dieselbe Haltung zur Literatur beobachten können, wie Schönbrunn sie festgestellt hat. Die Richtigkeit seiner Behauptungen läßt sich nicht nur von hier aus,

sondern auch von anderer Seite her bestätigen. Wir kennen die trotzige Ablehnung Schillers, wir kennen die erzwungene Beschäftigung mit dem Nibelungenlied und der mittelalterlichen Literatur. Wir hören von dem Schüler des humanistischen Gymnasiums, daß er zwar gern Griechisch lernt, aber mit dem Homer nichts anzufangen weiß. Wir erfahren, daß die „Iphigenie" kühler, ja ironischer Ablehnung begegnet. Das für die Schülerbücherei der Oberstufe eines humanistischen Gymnasiums eingerichtete Wunschbuch, das mir neulich in die Hand kam, spricht Bände: Zweig, Sergeant Grischa; Werfel, Abituriententag; Wassermann, Der Fall Mauritius; Leonhard Frank, Karl und Anna; Thomas Mann, Der Zauberberg; Feuchtwanger, Jud Süß; solche und ähnliche Wünsche kehren — natürlich unter anderen — immer wieder. Es sind dieselben Wünsche, die wir am Schalter der öffentlichen Bücherei von den höheren Schülern wieder und wieder hören. Ausschließliche Hinneigung zum Modernen und Modernsten, Abkehr von aller Romantik, kühler Wirklichkeitssinn wird offenbar. Als Beispiel für den Sachlichkeitsfanatismus mag u. a. angeführt werden, daß, als wir kürzlich einen Lesesaal für Jugendliche von 14 bis 16 Jahren einrichteten, am meisten Freude über das Vorhandensein von Woytinsky „Die Welt in Zahlen" herrschte.

Steht die Jugend, die nicht die höheren Schulen besucht, die mit 14 Jahren in den Beruf eintritt oder sich vom 14. Jahr an in Berufsvorbereitung befindet, wesentlich anders zur Literatur? In unseren Büchereien können wir feststellen, daß unter dieser Jugend der naive Typus, der nur Abenteuer liest, viel häufiger ist als unter den höheren Schülern. Diese Gruppe ist im großen und ganzen natürlicher, undifferenzierter, sie findet auch eher noch als die höheren Schüler an der harmlos-einfachen Dorfgeschichte Gefallen. Aber neben diesem Typ steht doch auch hier der bewußt moderne mit dem starken Tatsachensinn, mit dem Wunsch, im Buch das wirkliche Leben, das Leben der Gegenwart ungeschminkt geschildert zu finden. Er fragt nicht nach Werfel, nach Zweig und Thomas Mann, aber er fragt nach Gorki, Zola, Sinclair.

Mögen es nun Schüler, mögen es Arbeitsburschen, Lehrlinge, Lehrmädchen sein, wir begegnen in unseren Büchereien bei den Jugendlichen sehr häufig Wünschen, die wir abweisen müßten, wenn wir bei der Haltung blieben, die in den Büchereien in der Zeit vor Krieg und Revolution im allgemeinen der Jugend gegenüber eingenommen wurde. Diese Haltung bedarf dringend einer Überprüfung. Wir müssen der Tatsache Rechnung tragen, daß die heutige Jugend der wirklichen

Welt und der Welt des Buches anders gegenübersteht als die Vorkriegsgeneration. Mag uns das gefallen oder nicht, wir haben hier ein Faktum vor uns, mit dem wir uns auf jeden Fall auf das ernsthafteste auseinanderzusetzen haben. Verschließen wir die Augen davor, weigern wir uns, die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen, so werden wir damit rechnen müssen, daß ein bestimmter Teil der Jugend mehr und mehr der Bücherei den Rücken kehrt. Die moderne Schule kommt weithin der Eigenart der neuen Jugend entgegen. Man braucht ihre Tendenzen nicht in jeder Hinsicht restlos zu bejahen, muß sich aber doch fragen, ob es nicht auf die Dauer unhaltbar ist, daß zwischen der Einstellung der Schule und der Einstellung der Bücherei zur Jugend ein so klaffender Unterschied besteht.

*

Was soll die Bücherei in dieser Situation tun? Zunächst und vor allem: der Auseinandersetzung mit diesen Fragen nicht aus dem Wege gehen; gemeinsam mit all denen, die in der Jugendarbeit stehen, der großen Fülle von Fragen und Aufgaben zu Leibe rücken. Ferner müssen wir in unserer besonderen Lage noch sorgfältiger als bisher versuchen, die Jugend in ihrer Vielgestaltigkeit zu erkennen. Schon eingangs sagte ich, daß das hier gezeichnete Bild der Jugend nur für einen bestimmten Teil der Jugend zutrifft, daß daneben gewiß große Gruppen von Jugendlichen — in derselben Stadt, in derselben Bücherei — vorhanden sind, für die diese Merkmale nicht gelten. Es wäre von entscheidender Wichtigkeit, die Beobachtungen unter und an den Jugendlichen nach dieser Richtung hin stark zu erweitern. Die vielfachen Bemühungen auf dem Gebiet der Jugendkunde, wie sie von anderer Seite her in Angriff genommen werden, können uns da sicher wichtige Anhaltspunkte geben.

Für unsere Großstadtbüchereien ergibt sich m. E. als praktische Maßnahme mit zwingender Notwendigkeit zunächst eins: Herabsetzung der Altersgrenze für die Jugendlichen von 18 auf 16 Jahre. Von Einschränkungen und Vorbehalten kann gegenüber den Jugendlichen vom 16. Jahr an nicht mehr viel die Rede sein. Dabei ist freilich zwischen dem, was die Bücherei dem Jugendlichen über sechzehn von sich aus anbietet, und zwischen dem, was er auf Verlangen erhält, zu unterscheiden. Schlimm ist bei solchen Grenzsetzungen immer, daß sie etwas Schematisches an sich haben. Der eine ist mit 15 Jahren reifer als der andere mit 17. Die Individualitäten sind verschieden, und jeder Fall möchte besonders behandelt werden. Das ist in einem Groß-

betrieb nur innerhalb gewisser Grenzen möglich, und je feinfühliger und teilnehmender der Bibliothekar ist, desto schwerer wird er die Verantwortung empfinden. Aber mehr als bisher wird er sich von dem Glauben freimachen müssen, als könne durch das Versagen dieses oder jenes Buches die Jugend vor sittlicher Schädigung bewahrt werden. Im allgemeinen würden auch die Jugendlichen unter 16 Jahren durch die Werke der schönen Literatur, die wir in unseren sorgfältig ausgewählten modernen Bildungsbüchereien haben, kaum gefährdet werden. Gleichwohl dürfte die Revision unseres bisherigen Standpunktes nicht so weit gehen, daß wir dieser Altersstufe die Bestände unserer Büchereien restlos zur Verfügung stellen. Denn viele von den modernen Romanen, nach denen die Jugendlichen oft schon in diesem Alter Verlangen tragen, schaden ihnen vielleicht nichts, aber ganz gewiß nützen sie ihnen auch nicht. Sie tragen nicht zu ihrer Klärung bei, sie bleiben ohne tiefere Bedeutung oder verwirren sie nur, weil ihnen die zur Erfassung der behandelten Probleme nötigen Lebensvoraussetzungen fehlen. Die Bücherei sollte aber, wie ich an anderer Stelle bereits hervorhob[1], nur von dem Gesichtspunkt ausgehen: Was gewinnt der Leser durch das Buch? Sie würde sich sonst als Bildungsinstitut aufgeben.

Und hier scheiden sich unsere Wege von denen, die die moderne Schule manchmal geht. Sie bringt nach meiner Ansicht vieles an moderner Literatur zu früh und deshalb ohne Gewinn an die Jugend heran. Ich verweise auf den Artikel, den der Brandenburger Oberstudiendirektor Ziehen unter der Überschrift „Das Problem der Verfrühung" im Philologenblatt vom 13. Januar 1926 veröffentlicht hat. Auch er hat gegen die Literaturübermittlung der modernen (höheren) Schule manche Bedenken, und er betont sehr mit Recht, daß die Dinge dem jungen Menschen nicht schon dann gemäß sind, wenn er fähig ist, sie rein verstandesmäßig zu erfassen, sondern, wenn er inneres Verständnis dafür hat, wenn er fähig ist, sie nachzuerleben. Soll die so wünschenswerte Zusammenarbeit zwischen Schule und Bücherei wirklich fruchtbar werden, so wird es einmal zu einer Auseinandersetzung über die Frage der Lektüre der Jugendlichen kommen müssen. Die Lehrerschaft wird sich die Situation der Bücherei gegenüber dem Jugendlichen klarmachen müssen; sie ist von der der Schule wesentlich verschieden. Der Bibliothekar kennt ja seine Leser nicht so, wie der Lehrer seine Schüler kennt; er kann die Wirkung des Buches auf den einzelnen keineswegs bemessen, er kann sie auch nicht ausgleichen, wie das der Lehrer kann. Deshalb muß er vorsichtiger, zurückhaltender sein als der Lehrer.

[1] „Hefte für Büchereiwesen", XIII. Bd. 1929, S. 195.

Andererseits muß der Bibliothekar die Situation des Lehrers würdigen und ihm in manchen Fällen die Verantwortung überlassen. Gerade die Vorsicht und Zurückhaltung, die ihm seine Situation auferlegt, läßt den Bibliothekar den literarischen Notstand gegenüber den Jugendlichen besonders schwer empfinden. Er sieht ihr sehr berechtigtes Verlangen nach Gestaltung modernen Lebens im Roman; er weiß, daß das, was früher zum ehernen Bestand einer Abteilung für Jugendliche gehörte — ich denke da etwa an Otto Ludwig, an Immermanns Oberhof —, der heutigen Jugend vielfach nichts mehr bedeutet, ihr gar nicht nahezubringen ist. Wenigstens von der Bücherei aus ist das kaum möglich. Sie hat hier und nicht nur hier, sondern auch bei den ganz großen Werten der Vergangenheit nicht im entferntesten die Möglichkeiten der Verlebendigung, wie sie der Lehrer hat, der allein schon durch Hineinstellen in die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge das Interesse wecken und fördern könnte. Wir sind ohnmächtiger, als es der Lehrer ist. Wir können zur Pflege klassischer Werte im Verhältnis weniger tun als er und müssen in der Heranbringung des Neuen weit zurückhaltender sein.

Nach allem, was über die veränderte Stellung der Bücherei zu den Jugendlichen gesagt worden ist, ergibt sich ohne weiteres, daß auch in einem der wichtigsten Hilfsmittel der Bücherei, in den Verzeichnissen, diese Veränderung zum Ausdruck kommen muß. Wenn wir mit der modernen Jugendpsychologie zwischen der Stufe der Pubertät und der Stufe der Adoleszenz unterscheiden, die etwa mit dem 16. Jahr beginnt und auch in der literarischen Entwicklung des Jugendlichen einen tiefen Einschnitt bedeutet, so kommt ein gemeinsames Verzeichnis für Jugendliche von vierzehn bis achtzehn nicht mehr in Frage.

Aber nicht einmal für die Vierzehn- bis Sechzehnjährigen ist ein Verzeichnis, das allen Jugendlichen dieser Altersstufe gerecht werden kann, möglich. Das zeigt sich z. B. ganz deutlich auch an dem im Jahre 1920 von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen herausgegebenen Auswahlverzeichnis. So, wie es jetzt ist, kommt es eigentlich nur noch für einen bestimmten Typus der Vierzehn- bis Sechzehnjährigen in Betracht, für den weniger differenzierten Volksschulentlassenen dieser Altersstufe, bei dem das zentrale Interesse auf das Abenteuerlich-Wunderbare, in Raum und Zeit Ferne gerichtet ist. Den bewußt modernen Typ dieser Schulentlassenen mit seinem starken Bedürfnis nach Erfassung der Wirklichkeit, insbesondere auch der sozialen Wirklichkeit, kann es nicht befriedigen. Setzt man sich aber an die Arbeit und bemüht man sich um eine ent-

sprechende Ergänzung und Erneuerung des Verzeichnisses, so stößt man schnell auf große Schwierigkeiten. Geeignete Werke zur literarischen Befriedigung der neuen Jugend gibt es nur in bescheidenem Umfang.

Das ist die Not, unter der wir in unseren Büchereien leiden: auf der einen Seite berechtigte Wünsche, auf der anderen Seite keine geeigneten Möglichkeiten der Erfüllung. Es ist die Not der Übergangszeit, in der alte Werte verblaßt oder gestürzt und neue noch nicht an ihre Stelle getreten sind.

Dr. Helene Nathan

Nachwort der Schriftleitung

Die vorstehenden Beiträge sowie der auf Seite 289 folgende dienen der Erörterung der Fragen, vor die die öffentliche Bücherei durch die heutige Zeit- und Gesellschaftslage gestellt ist. Soll sie die rechte Stellung zu den neuen Aufgaben und Problemen finden, so muß die Auseinandersetzung von den verschiedensten Seiten her erfolgen. Die Bereitstellung der neuen und neusten politischen, zeitgeschichtlichen und gesellschaftlichen Literatur und ihre wirkungsvolle Erschließung ist eine Möglichkeit, dieser Aufgabe gerecht zu werden. (Vergleiche dazu die Berichte und Bücherlisten im XI. und XII. Bande der „Hefte".)

Der Beitrag von Dr. Helene Nathan, „Bücherei und neue Jugend", macht diese Probleme an einem bestimmten Lebenskreis sichtbar und ist ein erstes Beispiel für weitere, dringend erforderliche Untersuchungen über die Veränderungen in den verschiedenen Lebenskreisen.

Im Zusammenhang mit den Arbeiten an dem Katalog „Kunst unserer Zeit"[1] sind der Beitrag von Christian Tränckner und die Ausführungen von Walter Hofmann über „Die öffentliche Bücherei und die Kunst unserer Zeit" entstanden. Auf Wunsch des Verfassers weisen wir ausdrücklich darauf hin, daß diese Darlegungen, die in einem früheren Stadium der Katalogarbeit als Einleitung zu dem Katalog gedacht waren, keineswegs den Anspruch auf endgültige Durcharbeitung und Klärung der angeschnittenen Fragen erheben. Besonders gilt das für die außerordentlich weitreichende und schwierige Frage: „Wie kann die öffentliche Bücherei das aktuelle Schrifttum, besonders der Schönen Literatur, pflegen und fördern, ohne jene auf das Wesentliche und Echte gerichteten Grundsätze der Buchauswahl preiszugeben oder zu gefährden?" Dieses Problem, das u. E. bei der weiteren Erörterung das entscheidende sein dürfte, wird hier zunächst nur gestreift.

Dennoch möchten wir schon mit diesen Beiträgen das für die ganze Büchereiarbeit so bedeutsame Fragengebiet in den „Heften" zur Diskussion stellen, bei der gerade auch die ihre Stimme erheben mögen, die den hier eingenommenen Standpunkt nicht teilen.

---

[1] In Verbindung mit den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. 1929. 112 Seiten. Preis 2 RM. Siehe auch die Anzeige auf der zweiten Umschlagseite.

Martin Andersen Nexö
Zu seinem 60. Geburtstag

Der große dänische Arbeiterdichter ist uns kein Fremder mehr. Gerade in unseren Büchereien nimmt er eine besondere und hervorragende Stellung ein; besitzen wir doch wenige Bücher, die vom Arbeiter her, von seiner ihm eigenen und nicht leicht begreifbaren Welt her geschaffen sind, die darüber hinaus aber das Leben selbst in seiner ganzen Größe und Tiefe erfassen und erfüllt sind von echter Menschlichkeit und dem starken Glauben an den Sieg des Guten im Menschen. Noch ist es unmöglich, die tiefe Wirkung zu überschauen, die von diesen echten Dichtungen auf die verschiedensten Menschen ausgegangen ist und ständig ausgeht. Nun aber, da Andersen Nexö auf sein so schweres und reiches Leben und das aus ihm entstandene Lebenswerk zurückblicken darf, scheint es auch für uns angebracht zu sein, in einer kurzen Übersicht Wesen und Wert dieses Geschaffenen uns vor Augen zu stellen.

Martin Andersen Nexö stammt aus dem Volke. Als Vierter unter elf Geschwistern ist er vor nunmehr 60 Jahren am 26. Juni 1869 im ärmsten Arbeiterviertel Kopenhagens, zu Kristianshavn, geboren. Schon früh, „fast, seit er kriechen konnte“, faßt ihn das Leben rauh an: er muß mithelfen, für die Familie zu verdienen, indem er Zeitungen austrägt, auf den Bauplätzen Späne aufsammelt, um sie als Brennholz zu verkaufen. Der Vater, aus einem Bornholmer Bauerngeschlecht stammend, siedelte nach dem Tode der Mutter mit den Kindern von Kopenhagen nach Nexö um, einer kleinen Stadt auf der Insel Bornholm. Hier, am Meer, dessen Leben dem Jungen vertrauter wird, wie er einmal selbst sagt, als seiner Mutter Stube, verbringt Andersen Nexö eine Kindheit und Jugend, die ebenso reich an wunderbaren und unvergeßlichen Erlebnissen, Träumen und Taten, wie auch schwer und kaum ertragbar für einen körperlich nicht allzu gesunden jungen Menschen an Arbeit, Not und Armut war. Schon früh ritzt das Leben dem Armen seine Runen ein, gesteht Nexö in einer autobiographischen Skizze, die er dem schönen Novellenband Die Küste der Kindheit vorangeschickt. Diese Kindheit und Jugend taucht immer wieder im Bewußtsein des Dichters auf. Sie wird zur tiefsten und schöpferischsten Quelle seines Schaffens. Von hier gewinnt er immer neu jenes verborgene Mitwissen um die Gründe, Abgründe und Untergründe des menschlichen Lebens, des wirklichen

und harten Daseins, Einsichten des Blutes und des Schicksals, die nicht künstlich und mit Absicht gewonnen werden können. Und er wird damit zu einem Kenner und Künder der Kindesseele und ihrer das Geheimnis der Dinge noch ganz umschließenden, hellen und traurigen, tief innerlichen Welt. Hier erweist sich die große Menschlichkeit des Dichters am stärksten. Sie erst gewinnt seiner Kunst die Tiefe und Weite, die sie über bloße Tendenz- oder Parteiliteratur hinaushebt in die Bezirke echter menschlicher Gestaltung, wirklicher Künstlerschaft. Man kann Nexös besondere Beziehung zur Kindheit, zum Kinde überhaupt geradezu als den Angelpunkt seines inneren Wesens begreifen. Denn wer das Kind kennt, weiß vom „Reiche Gottes", vom Wesen des Lebens. Und so ist es eine besondere Gabe Andersen Nexös, instinktiv und sicher überall, vor allem im Menschen des Volkes, im Arbeiter, im Armen und Verkommenen jene Stelle wiederzufinden und zu erkennen, wo auch dieser durch die Not des Lebens roh, zynisch und verbittert gewordene, dieser so niedergetretene und fast entartete Mensch noch Kind ist, nur Mensch, schuldig-unschuldig, wo auch dieser das Gute will, nicht mehr als ein wenig Licht, ein wenig Sonne. Alle seine schönsten und ergreifenden Gestalten tragen dieses Kindhafte irgendwo verborgen, und es befähigt sie, immer wieder Leid und Not zu überwinden in einer so schlichten und aufrichtigen Fröhlichkeit und Gläubigkeit, wie sie nur den im Herzen wirklich guten Menschen zu eigen ist. Und das ist das Andere, Große: Nexö glaubt an das Gute, glaubt wirklich, nicht aus Optimismus oder Schwärmerei, sondern aus einem letzten Muß heraus, aus der Tiefe seiner ganzen Natur, seiner Menschenhaftigkeit. Hier wird echt religiöser Glaube sichtbar in seinem ganzen verzweifelten Mute und seiner unbedingten Kraft und Sicherheit. Am stärksten, ja erschütterndsten bezeugen dies Nexös Hauptwerke, die seinen Namen weit über die Grenzen Dänemarks tragen ließen, die Romane Pelle der Eroberer (Insel-Verlag, Leipzig) und Stine Menschenkind (A. Langen, München). Er, der wohl in jeder Frau auch immer die Mutter sah, konnte neben das Bild des Mannes, des in Not und Einsamkeit hart gewordenen Arbeiterführers, des „Eroberers" Pelle das weibliche Gegenbild stellen, das er so einfach und umfasssend-symbolisch „Stine Menschenkind" genannt hat, das urewige Menschen- und Proletarierkind, das hier der Dichter vom Grunde des Lebens heraufgeholt hat, ihm nichts mitgebend als sein nacktes, gesundes Menschenleben und jenen Paria-Stempel, den die Kinder der Armut, der Not, die unerwünschten und unehelichen Kinder des Volkes zu tragen haben. Über alle

Widerwärtigkeiten und alle erdrückende Schwere des Lebens hinweg führt der gläubige Dichter sein so armes Geschöpf bis zu den Sternen. Gibt es im Umkreis der Weltliteratur eine Dichtung, die ein solch erschütterndes und doch auch erhebendes Lebensschicksal, eben des „Menschenkindes", wie die Sprache selbst so vieldeutend und schön sagt, in seiner abgründigen Tiefe, Leidens- und Freudenstiefe so unmittelbar wahr und dicht geschaut und geschildert hat? Nun, es kommt nicht darauf an, irgendwelche Beispiele und Parallelen hier zu ziehen. Es kommt bei Nexö überhaupt nicht darauf an, ihn literarisch einreihen zu wollen. Dort, wo er sich auf seinem eigenen Grund, dem Grund des Arbeitervolkes bewegt, hat er durch sein Wort hineingestoßen in die Wirklichkeit, und niemand, der noch auf ein echtes Wort, auf eine wirkliche Menschensprache hinhört, vermag sich dem Eindruck dieses großen und einmaligen Werkes zu entziehen. —

Kehren wir noch einmal zu Leben und Werk unseres Dichters zurück. Wie er zum Dichter wurde, nachdem er, von seinen Freunden fast ganz aufgegeben, jahrelang zwischen Leben und Tod geschwebt hatte und endlich im Süden von seiner Lungenkrankheit langsam genesen war, hat er selbst beschrieben. Dort, in Spanien, entstanden seine ersten Erzählungen, vortreffliche kleine Arbeiten, die das Leben des spanischen Proletariats anschaulich-knapp wiedergeben und bereits die scharfe Beobachtungsgabe Nexös, sein revolutionäres, dem Volk zugewandtes Herz und eine verblüffend sichere Darstellungskraft verraten. Sie bilden jetzt mit der Frauen- und Kinderleid ergreifend wiedergebenden größeren Erzählung „Der Lotterieschwede" den Eingang zu der Sammlung von Proletariernovellen (A. Langen, München). Hier wie auch in der zweiten Novellensammlung desselben Verlages — Bauernnovellen — finden sich bereits alle Elemente der großen Künstlerschaft Nexös: Die Menschen des Volkes sind mit einer Wucht und Schärfe, die das Wesen trifft, in ihren Schwächen und Stärken, Leidenschaften und Absonderlichkeiten gesehen und gezeichnet worden, die Geschichten selbst kurz und oft von sonnigstem Humor durchstrahlt (wie etwa in „Bigum Stelzfuß", „Jakobs Fahrt"), bildhaft bis zur erschreckenden Intensität und Schicksalsgröße — man denke an „Fränke", die aus Rache und Schicksalszwang zur Brandstifterin des Hofes ihres Bruders wird —, immer aber ohne jedes äußere Pathos, sondern stets geschrieben aus wirklicher Anteilnahme an den tragischen oder lächerlich-grotesken Geschöpfen, die der Dichter geschaut und gestaltet hat. Weil er das Volk, den Arbeiter kennt, nicht aus bloßer Beobachtung, sondern vom Blut her, aus eigenem

Erleben, wirken alle diese Geschichten so stark und so unliterarisch wie möglich. Von seinen früheren Romanen kann dies durchaus lobend gemeinte Urteil nicht immer gesagt werden. So bleibt im Schlußteil seines ersten Romanes Sühne (Dietz-Verlag, Berlin) eben die Wirkung schwächer, weil die Gestalten und Erlebnisse hier nicht aus der innersten Notwendigkeit echten Lebens gesehen sind. Doch enthält der Roman im ersten Teil so viel echt-realistische Beobachtungen, daß wir in den Büchereien durchaus nicht auf dieses Buch verzichten sollten. Es erzählt von dem Schicksal eines aufwachsenden Knaben, in dessen unschuldigem Kindergemüt sich die Wirrnisse, Schlechtigkeiten und Unzulänglichkeiten eines Elternhauses erschütternd widerspiegeln. Düster und in Einzelheiten (z. B. in der Szene, wie das idiotische Mädchen auf dem Speicher ein Kind gebiert) so brutal-realistisch, daß man es kaum erträgt, wirkt der von Pessimismus und Bitterkeit durchtränkte Roman Überfluß (A. Langen, München). Die Hauptgestalt, der lebensuntüchtige „überflüssige" Student Bauder, erschiene mit seinen ewigen Selbstbetrachtungen unwichtig, ja sinnlos, wenn er nicht in eine durchaus harte und konkret gesehene Wirklichkeit gestellt wäre, eine Welt der Not, des Elends und der Vergeudung echter und reiner Triebe und Kräfte. Nexö hat mit diesem Roman wohl erst ganz sich selbst gefunden, ihn, der das Leben in seiner schrecklichsten Tiefe kennt und der dennoch ja sagt zu diesem Leben und an das Gute im Menschen glaubt. Einer seiner Novellenausgaben, darin er besonders stark das Antlitz des Elends zu zeichnen versuchte, gab er den so bezeichnenden Titel Lobgesang aus der Tiefe (Dietz-Verlag, Berlin). Vielleicht trifft dieses Wort, das sowohl in seiner bitteren Ironie, seinem sieghaften Humor wie auch in seiner idealen Wahrheit und seiner mitreißenden, begeisternden Kraft verstanden werden muß, den Kern seines gesamten epischen Schaffens. Daß neben düsterem Ernst alle Lichter eines herrlichen Humors bei Nexö aufleuchten können, beweist außer so manchen kleineren Erzählungen, außer den vielen Episoden aus seinen Hauptwerken „Pelle" und „Stine", besonders noch der Roman Die Familie Frank (Albert Langen, München), eine Schilderung Bornholmer Volkslebens. Wie hier das Familienleben dreier Menschen, des Vaters, eines trunksüchtigen, aber fein empfindenden Schneidermeisters, der rauhbeinigen, aber herzensguten Mutter und tüchtigen Waschfrau und des Wildfanges von Sohn, der aber zu einem tüchtigen Menschen und Arbeiter heranwächst, auf dem Hintergrund engen kleinstädtischen Lebens und seiner tragisch-grotesken Spießbürgerlichkeit geschildert ist, gehört zu

den prächtigsten Erfindungen unseres Dichters, bleibt es doch von Anfang bis Ende eine immer lebendige, von überlegenem und liebevollstem Spott durchwirkte Beschreibung echten Volkslebens. Aber alle diese Romane — anders als die Erzählungen, z. B. die schönen Bornholmer Novellen — können doch nur als Vorstufe gewertet werden zu den beiden letzten und größten epischen Werken des Dichters, zu Stine Menschenkind und Pelle, der Eroberer. Braucht es für uns noch vieler Worte, um diese beiden Dichtungen in ihrer einmaligen und unerreichbaren Stärke und Größe herauszustellen? „Pelle“ bezeugt besonders stark Andersen Nexös politische Sendung, gibt dieser Roman in seinem zweiten Teil doch in großen und packenden Bildern die Arbeiterbewegung wieder, das Erheben des Proletariats, den großen Streik, die ungeheure Spannung, unter der die Massen, von ihrem Führer Pelle immer wieder vorangerissen, gemeinsam ihren Aufstieg zu bahnen versuchen. Wie immer man politisch sich zu diesem Bekenntnisse Nexös stellen mag, man wird unbedingt und ohne jede Einschränkung das große menschliche Ethos bejahen müssen, das ihn hier erfüllt, und die vollendete, aus der Arbeiterseele unmittelbar geschöpfte Darstellung dieser Szenen proletarischer Erhebung. Und auch der fast utopisch wirkende Schluß des Romans, da Pelle, der sozialistische Führer, nach Jahren des Gefängnisses ein anderer, ein tieferer Mensch geworden, nicht mehr das stürmische Echo der Massen findet, aber dennoch seine Kampfnatur nicht gebrochen ist, da er zurückfindet zu seiner Frau, zu seinen Kindern (und welche Gestalt ist diese stille, tapfere Ellen!) und im engsten Kreise der Seinen eine neue Freiheit und Morgenröte sich erobert, wie ist es kein Ende, sondern wirkliche und wirkende Verheißung, ein großer und glühender Marschruf an alle zum Lichte strebenden Menschen. Diesen politisch-sozialen Kampfwillen des Dichters bezeugen noch zwei nicht im eigentlichen Sinne erzählende Bücher, zwei Reiseberichte. Das eine, den Süden Spaniens schildernd, Sonnentage (Dietz, Berlin), Reisebilder aus Andalusien, überrascht durch seine farbigen und plastischen Bilder spanischen Volkslebens, der sonnigen Plätze, Städte und Landschaften. Nexö hat auf dieser Reise auch das niedere Volk kennengelernt, seine Fabriken, Gefängnisse und Spitäler, die elenden Arbeiterviertel, die Stätten der Zigeuner und Anarchisten. Dies alles sieht er, eingebettet in die südlich-heitere Natur, mit ungetrübtem Blick und sicherem Urteil, so daß hier ein selten lehrreiches und fesselndes Reisebuch entstanden ist. Das zweite Reisebuch — Dem jungen Morgen zu! (Seeverlag, Konstanz), Schilderungen von einer Rußlandreise, die

Nexö 1923 unternahm — wirkt ein wenig zu enthusiastisch und bleibt an einigen Stellen nicht ganz sachlich. Und doch: wie groß der Eindruck des neuen Rußlands gerade auf den Arbeiter sein mußte, konnte niemand eindringlicher und zutreffender schildern als Andersen Nexö. Köstlich bereits der Eingang: hintenherum, über Norwegen-Murmansk dringt der Dichter in das neue russische Reich ein und erreicht damit in der Tat, daß es keine „Potemkinsche" Reise wird, sondern ein wirkliches Sehen und Kennenlernen des russischen Volkes an seiner Arbeit, im täglichen Lebenskampf. —

Aber es ist schon gesagt: Das Menschliche zeichnet unsern Dichter am stärksten aus. Die proletarische Bewegung wird ein jeder anders sehen, und auch die Zeiten werden hier anders urteilen lernen. Aber unvergänglich bleibt die Güte des Menschenherzens, die Demut, die Opferkraft, wie sie das „Menschenkind" zu allen Zeiten offenbart, das arme und im Innern doch so reiche Kind dieser harten Erde. Unvergänglich bleiben Gestalten wie der Vater Pelles, der alte Lasse, wie das „Großchen", Stines treue Großmutter, wie Lars Peter, der geduldige, allzeit fröhliche und an das Gute glaubende Mann aus dem Volke, unvergänglich Pelle selbst, Nexös Ur- und Eigenbild, das Proletarierkind, wie es unter harten Entbehrungen heranwuchs zum Manne, wie dieser Mann zum Führer wird und endlich, trotz Tod und Tränen, ungebrochen als Sieger das Leben bezwingt. Gerade in diese Gestalt (das fühlt der Arbeiter wohl) hat Nexö den ganzen Glauben und die ganze Sehnsucht der leidenden Menschheit nach Licht und Befreiung wunderbar wahr und echt niedergelegt. Vielleicht kommt es gar nicht auf ein literarisches Urteil angesichts dieser Dichtungen an. Worauf es ankommt bei Nexö, das hat besser als ich oder andere ein schlichter schwäbischer Bergmann gesagt, dessen Worte ich hierhersetzen will: „Den Nexö habe ich vor langen Jahren in den Gewerkschaftsblättern angezeigt gefunden. Jetzt habe ich die beiden Bände schon klapprig gelesen wie eine alte Bibel. Warum? Da setzt uns Trotteln einmal einer den Kopf auf. Wir müssen doch von etwas leben, die schönen Gedichte klingen unten im Pütt verdammt fahl. Es muß doch etwas zum Zugreifen geben, neben der Arbeit, die doch immer dieselbe bleibt. Da bin ich mit dem Pelle vorwärtsgegangen. Der Kerl ist von uns, und da ist einer von uns, der das Leben malt, wie wir es sehen. Und da steht doch eine ganze Masse Hoffnung zwischen den Zeilen." Nexö selbst aber schließt sein Lebensbuch von „Stine Menschenkind" mit der Frage: „Gelang es ihr, Herzen zu erweichen?"

Dr. Bernhard Rang

Die Bühne des Jahres 1928 und die öffentliche Bücherei

Aus der Fülle der Uraufführungen des verflossenen Jahres — es sind etwa 250 — sind hier einige bekanntere und bedeutsamere Werke herausgestellt. Es sind sieben, die Politik als Schicksal darstellen (Colerus, Gurk, Neumann, Blume, Feuchtwanger, Kamare), und sechs, in denen die natürliche Gebundenheit des Menschen an Sinnlichkeit und Tod sein Schicksal bestimmt (Kaiser, Lauckner, Bruckner, Menzel, Billinger). Die Charakteristiken wollen keine literarischen Kritiken sein, sondern Versuche, den Leser zur Dramenlektüre anzuregen und kurz auf das betreffende Stück vorzubereiten. — Auch hier im Drama tritt uns ein wesentliches Stück Zeitdiskussion entgegen. Die öffentliche Bücherei wird daher zu entscheiden haben, ob sie auch dann, wenn der Wert eines Werkes noch nicht mit Sicherheit zu erkennen ist, nicht verpflichtet ist, um der Auseinandersetzung mit den Zeitproblemen willen ein solches Werk der Leserschaft bereitzustellen. — Die vorliegende Arbeit ist entstanden im Zusammenhang mit der Prüfung der modernen dramatischen und lyrischen Literatur, die im Anschluß an den Katalog „Die Kunst unserer Zeit“ in einem besonderen Verzeichnis zusammengefaßt werden soll. Vergleiche hierzu auch die Ausführungen über Drama und Bücherei und Öffentliche Bücherei und Theatergemeinden auf S. 125ff. und S. 133ff. dieses Bandes. Chr. Tr.

Egmont Colerus, Politik. Drama in sechs Bildern. Wien 1927, P. Zsolnay. 181 Seiten. Preis 3.— RM. (Uraufführung in Wien.)

Politik ist Schicksal der Menschen und Völker: nicht Recht und Gerechtigkeit, sondern Gesetz und Staatswohl müssen herrschen; „die von oben“, die hohen Führer des Volkes, müssen für ihre Person auf Freiheit, Menschenrecht, Sicherheit in Besitz und Liebe verzichten, diese menschlichen Güter können nur „die von unten“, die im Dunkel der Masse, haben. Das ist die furchtbare Weisheit, die der „Rat der Drei“ im Venedig der Renaissance vertritt. Anafesto, der Jüngste der Drei, vor die Entscheidung „unten oder oben“ gestellt, zerbricht im Konflikt zwischen Liebe und Politik.

Ein Historienbild von großer Leuchtkraft und Geistesfülle trotz der Grellheit der Farben und Schärfe der Konturenzeichnungen. Colerus hat das Zeitalter der Renaissance, seine staatsbildenden, welterobernden, kunstschöpferischen Tendenzen, Kräfte und Leistungen in ihrer ganzen Größe nicht bloß geschaut, sondern es auch durchschaut in seiner korrupten, superkultivierten Geistesart. Und er erschüttert noch tiefer, indem er leise Lichter des politisch aufgewühlten, geschäftlich rücksichtslosen Heute hineinspielen läßt und die Politik auf allen Gebieten als den Dämon Luzifer des Lebens überhaupt begreifen lehrt.

Kein eigentliches Lesedrama, aber mit der romantischen Fabel wie dem geistvollen Dialog eine tief anregende Lektüre für den zeitinteressierten Menschen.

Paul Gurk, Wallenstein und Ferdinand II. Tragödie in fünf Akten. Lübeck 1927, O. Quitzow. 124 Seiten. Preis 3.80 RM. (Uraufführung in Lübeck.)

Politik ist Schicksal wie der Völker so der Führer. Zwei Männer, die Politik machen und Politik erleben, stehen sich hier gegenüber, Wallenstein,

der Einsame, das Horn Gottes, und Ferdinand, der Kaiser, das „schwache Rohr“ inmitten der Masse und Macht des Gewordenen. Gegensätzlich ist ihre Idee der Politik. Wallenstein sagt: „Dumpf Fühlen (des Volks) ist Gesetz des Kosmos. Politik ist Gabe, solch Gesetz leuchten zu machen, Harmonie zu stellen in die Verworrenheit.“ Kosmischer Politiker von Gottes Gnaden ist er selber. Die andere Idee: „Politik ist die Kunst, Völkern als stürmisch Gefühl und Forderung einzugeben, was das Kabinett wünscht“, die Richelieus und des französischen Ludwig, wird am kaiserlichen Hofe verkehrt in: „die Kunst, dem Kaiser einzugeben, was Hofpfaffenrat und Hofkriegsrat wünschen“. Aber da der Kaiser größer ist als seine Ratgeber, Wallenstein näher stehend, so wird ihm Politik die Kunst, Gott durch Sorge für die anvertrauten Völker zu dienen. Und hier, mitten zwischen seinem Hof und seinem Feldherrn stehend, gerät er in einen unheilvollen Zwiespalt. Wallenstein selber, der sich nach dem Sieg von Steinau, getragen von der großen Jupiterstunde, nicht mehr als Werkzeug der kosmischen Bewegung, sondern als Wissender empfindet und darum rücksichtslos seinen Willen einsetzt und durchsetzt (Thurns Freilassung, unmenschliche Vernichtung des schwedischen Obersten), stößt damit den Kaiser endgültig von sich weg, die Pfaffen siegen, Wallenstein muß fallen und fällt. Aber er fällt hingegeben an die kosmischen Notwendigkeiten (der Komet!). Auch Ferdinand zerbricht, weil er sein höheres Menschentum verleugnet hat: „Als ich ihn haßte, liebte ich ihn, als ich ihn liebte, haßte ich ihn; wer füget meine Brust wieder zusammen.“

Ein Werk voll tiefer Tragik und dramatischer Kraft, verzichtend auf äußeres Geschehen zugunsten innerer Handlung. Trotz des gleichen Stoffs grundverschieden von Schillers „Wallenstein“, menschlicher, psychologischer, stiller und verhaltener (auch im Dialog, daher Prosa statt Vers).

Alfred Neumann, Königsmaske. Drama in fünf Akten. Stuttgart 1928, Deutsche Verlagsanstalt. 98 Seiten. Preis 2.50 RM. (Uraufführung in Berlin.)

Ein Stoff, der zu dramatischer Gestaltung lockt: eine monarchische Bewegung (im Frankreich Louis-Philipps 1831), gespalten in eine Legitimistenintrige und eine demokratische Bauernrevolte; zwischen beiden der Kronprätendent Charles-Louis, angeblich Ludwigs XVI. Sohn. Im Kampf um die Herrschaft stehen ihm zur Seite die liebende Frau aus der Adelsschicht und der religiöse Führer der Volksschicht, der Bauernprophet Martin; ihm gegenüber der kalte, berechnende Mensch der Macht, Risquet, der Polizeipräfekt, und der kirchliche Volksführer Pfarrer Appert, der brutale Fanatiker. Er unterliegt, weil er (einerlei, ob aus edlem Geblüt oder nicht) kein König von Natur, sondern nur „Königsmaske“ ist. Trotz vieler künstlerischen Schwächen (romantische Motive, epische Komposition, journalistischer Ausdruck, kolportagehafte Szenen) interessant, vielleicht sogar eben um ihrer willen zum Lesen geeignet.

Bernhard Blume, Treibjagd. Ein Stück in drei Akten. Berlin 1928, Oesterheld & Co. 77 Seiten. Preis 2.50 RM. (Uraufführung in Hamburg.)

Treibjagd im revolutionären Rußland. Ogan, der rote Polizeichef, jagt die Weißen in Petersburg. Eine einzige Nacht voll von Stimmung der dumpfen Enge und Angst. Und das durch drei lange Akte hindurch, die stimmungüberfüllt sind.

Es ist der dunkle Oktober 1919. Rote und weiße Armee stehen voreinander, die Entscheidung naht. Spione haben die Pläne der Roten in Petersburg entwendet und wollen sie den Weißen vor der Stadt zutragen. Ogan, der Jäger, umstellt alles, was irgend verdächtig ist. Gogolin, der Fuchs, dem Angst, Gefahr, Tollkühnheit, List Lebenselement sind, opfert zu seiner Rettung kaltblütig selbst Genossen und Freunde und entkommt. Die übrigen Gejagten werden umzingelt, gehetzt, fallen. Die Tänzerin Balbanowa, durch Zwang und Überredung von beiden Parteien aus in die Sache verwickelt, will die Umzingelung durchbrechen und sich ins Land einfacher menschlicher Ruhe und Freiheit retten; sie versucht, sich aus der Verbindung mit den von Ordnungs- oder Freiheitswahn Besessenen zu lösen, und liefert freiwillig die bei ihr versteckten Papiere aus. Als sie sieht, daß alles vergebens ist, verschafft sie sich Freiheit und Ruhe, indem sie sich tötet.

Die Jagd ist aus, der Morgen graut, zwei sind übrig, zwei Arme und Elende, Wankin und Olga: — „aber wir gehen immer noch, immer noch aufrecht in die Zukunft!“ Das Leben ist stärker als Haß, Nacht und Tod.

Ein starkes Bild, grau in grau, aber der gedämpfte, fein verflochtene Dialog schwer zu lesen — besonders noch infolge der sehr kleinen Drucktype auf großer Seite.

Lion Feuchtwanger, Die Petroleuminseln. Ein Stück in drei Akten. 108 Seiten. In: Feuchtwanger, Drei angelsächsische Stücke. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 310 Seiten. Preis 4.50 RM. (Uraufführung in Berlin.)

Feuchtwanger erinnert in einigem an Lessing. Er besitzt denkerische Klarheit. Er ist ein Literat von Qualität, der das journalistische Handwerkszeug meistert. Er ist frei von Empfindsamkeit und hat einen sachlich-trockenen Humor. Das alles kommt seinen Dramen zugute. Sie sind klar, spannend, reich an Antithesen, auch gut lesbar.

Hier (wie in seinem Roman Margarethe Maultasch) behandelt er die Tragik der häßlichen Frau. Irgendwo bei Amerika liegen die Petroleuminseln. Ihre geniale Königin ist die häßliche Äffin. Sie beherrscht Börse, Politik, Industrie und ist dadurch allen Männern überlegen, auch dem allergerissensten, dem Sowjetagenten Ingram. Aber da sie dabei ganz Frau ist mit starken und tiefen weiblichen Instinkten und Bedürfnissen, befriedigt diese Betätigung sie nicht. Sie bleibt innerlich tief zwiespältig und unglücklich. Was nützt es ihr, daß sie sich Männer kaufen kann, die sie nicht lieben? daß sie sie davonjagt, wenn sie das geringe Fünklein Treue, dessen sie als Frau bedarf, nicht aufbringen können — so auch Ingram? daß sie die schöne Peruchacha, die verhaßte Konkurrentin, tötet, die das in vollem Maß besitzt, was ihr fehlt? In eisiger Einsamkeit thront sie am Schluß, Königin der Welt und doch in sich selbst verneint und vernichtet.

Lion Feuchtwanger und Bert Brecht, Kalkutta, 4. Mai. Vier Akte Kolonialgeschichte. 104 Seiten. In: Drei angelsächsische Stücke. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 310 Seiten. Preis 4.50 RM. (Uraufführung in Berlin.)

Politik ist auch in dem Sinne Schicksal, als es angeborene Genialität eines Einzelnen, prädestinierter Geist und Wille ist, Schicksal seines Lebens und durch ihn Schicksal der Völker, auf die und für die und durch die er wirkt. Er selber gehört dann zu den Revolutionären der Menschheit, die weltgeschichtlich neue Perioden heraufführen, herrschende Stände, Maße, Zu-

stände und Ideen stürzen und dadurch Zorn und Haß, Verfolgung und zuweilen Vernichtung über sich heraufbeschwören. Jedes Jahrhundert hat seine Politiker in diesem universalen Sinn gehabt, in den letzten Jahrhunderten sind immer Engländer darunter gewesen. Macaulay hat mehrere von ihnen zum Gegenstand seiner geistvollen „Essays“ gemacht, u. a. auch Lord Clive und Warren Hastings, die im 18. Jahrhundert das Schicksal Indiens und ungezählter Millionen Menschen in Süd- und Ostasien bis in die Gegenwart hinein bestimmt haben. Hastings ist der „Held“ dieses Dramas. Er, dessen Bild, „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt“, wird hier in seinem Recht jenseits von Gut und Böse dargestellt. Die große Idee seines Genius heißt: Rettung eines Volkes von eigener Schwäche, von traditioneller Herrschaft unfähiger Fürsten und vom Krämergeist ferner und fremder Händler — vom indischen Hunger: „Die haben nicht die 5000 Körper gesehen, die täglich allein dieser eine Fluß vor die Häuser spült, Bündel aus Haar, Haut und Knochen mit entfernter Menschenähnlichkeit“ — vom sinnlosen Machtwillen der indischen Radschas und der Londoner Handelskompanie: „Man kann den besten Mann mit den gerechtesten Gesetzen in den tiefsten Kerker bringen.“ Die Vertreter Londons versuchen mit moralischer Unmoral den Revolutionär zu überwältigen, indem sie seine scheinbar unmoralische Moral und Politik wider ihn zu wenden suchen. Aber Politik und Moral, in den Wurzeln eins, in den Ausstrahlungen differierend: „Eine unmoralische Sache setzt sich allein durch; aber wenn Sie eine ideale Sache starten wollen, dürfen Sie nicht davor zurückschrecken, sorgfältig die dreckigsten Mittel auszuwählen“, — werden vom Genius als Schild des Geistes erhoben, an dem der Schlag abprallt. Die Londoner Mächtigen kehren geschlagen zurück. Das ist von dem Verfasserpaar mit intellektueller Schärfe und geistbeseelter Sachlichkeit so dargestellt, daß es auf den Leser wie ein spannender Roman wirkt, auch weil es mehr episch als dramatisch erdacht und aufgebaut ist.

Stephan Kamare, Leinen aus Irland. Ein Lustspiel aus dem alten Österreich in vier Akten. Berlin 1928, S. Fischer. 108 Seiten. Preis 3.— RM. (Uraufführung in München.)

Ein fröhliches Stück, lustig anzusehen, leichtflüssig zu lesen. Soll „Leinen aus Irland“ im „alten Österreich“ eingeführt werden oder nicht? Darüber entbrennt ein wirtschaftspolitischer Kampf zwischen Ministerium und Großindustrie, und natürlich siegt diese; denn was sind Minister und Ministerialräte gegenüber einem mächtigen, klugen Kommerzialrat und seinem gerissenen Allerweltsmakler Schlesinger? Es entbrennt aber auch ein Liebesstreit zwischen Ministerialsekretär Goll und der Kommerzialratstochter Lilly, und hier siegt das Ministerium, denn Goll hat Charakter. So ist denn das Gleichgewicht aufs schönste hergestellt. Zwar keine große, keine Tragikomödie, wozu der Konfliktstoff wohl gereicht hätte, aber doch gute, bürgerliche Produktion, gute Tradition im Schatten Lessings und Freytags.

*

Georg Kaiser, Oktobertag. Schauspiel in drei Akten. Potsdam 1928, G. Kiepenheuer. 131 Seiten. Preis 2.— RM. (Uraufführung in Hamburg.)

Ein unschuldiges Mädchen aus gutem Hause gewinnt in plötzlicher mystischer Wallung einen fremden Leutnant lieb. Sie glaubt, nachts in mysti-

scher Hochzeit ihn zu umarmen, es ist aber ein Schlächtergeselle. Als nun in Irrung und Verwirrung der Vater des Kindes gesucht wird, erkennt plötzlich der Leutnant, daß er der ist, der Wandel und Wirrung in ihr geweckt hat. Der Funke der Liebe springt zurück auf ihn, und um sie samt dem Kinde ganz sich zu gewinnen, tötet er den Unwürdigen, der zwischen ihnen steht.

Mit bewundernswerter Technik verschleiert Kaiser die vielen Unwahrscheinlichkeiten der Fabel und das Quälende der Motive, die Kleist in seiner „Marquise von O" und Hebbel im „Gyges" tiefer erfaßt haben. Er ahnt wohl das Grundgeheimnis in der unbefleckten Empfängnis und der unio mystica und bejaht es spekulativ denkend, aber ist doch im tiefsten Grunde glaubenslos. So reißt er durch seine große Formkunst auf der Bühne mit, beim Lesen aber werden wir leer und kalt gelassen.

Rolf Lauckner, Krisis. Schauspiel in drei Akten. Stuttgart 1928, J. G. Cotta. 145 Seiten. Preis geb. 4.50 RM. (Uraufführung in Stuttgart.)

Drei Personen: Mann, Frau, Freundin. Zwischen dem Mann und den beiden Frauen spielt sich die „Krisis" ab. Der Kampf um den Sinn und die Möglichkeit der Ehe wird verschärft durch eine zeitweilige Rivalität der beiden Frauen. Die Ehe zwischen Mann und Frau war durch seine Schuld zerbrochen. Die Freundin, mitschuldig, will helfen und heilen und gibt sich mit Wissen der Frau dem Manne hin. Wohl steigert das die Verwirrung und das Leid der Frau; aber aus der Liebe und der Kraft der Freundin gewinnt sie die Kraft, sich von dem Unwürdigen zu scheiden, wird sie nun auch Siegerin über sich selbst. Im Kinde der Freundin sehen beide Frauen den Anfang eines neuen Geschlechts, in dem sich die Frau von der unwürdigen und rechtlosen Abhängigkeit vom Manne befreien wird. Wäre der Mann des Stückes nicht ein weichlicher, anmaßender Genüßling, hätte das so brennende Problem der Gegenwart eine tragische Vertiefung erfahren und der Ausgang ein Ausblick auf künftig mögliche Lösungen werden können. Nun bleibt auch der Dialog nur eine geistvolle Konversation und steigert sich nicht zum dramatischen Kampfgespräch. Immerhin als Diskussion einer Zeitfrage lesenswert.

Ferdinand Bruckner, Krankheit der Jugend. Schauspiel in drei Akten. Berlin 1928, S. Fischer. 102 Seiten. Preis 3.— RM. (Uraufführung in Berlin.)

Den Inhalt kann man nicht wiedergeben. Vier junge Mädchen und drei junge Männer leben zusammen, und in diesem Kreise rast sich der Sexualtrieb bis zum Lustmord aus.

Als Bronnen, Brust, Jahnn, Unruh u. a. das sexuelle Problem dramatisch behandelten, geschah es aus Not der Persönlichkeit und der Zeit. Dies Stück hat kein wilder Jugendlicher geschrieben, sondern ein kühl aus Wissenschaft Wissender mit der Technik eines Bühnenroutiniers. Das Thema heißt: Jugend ist Krankheit an sich, sexueller Wahnwitz. In der Materie ist das Stück Psychopathie, in der Methode Psychoanalyse, in der Form Theater. Ein Drama ist es nicht, ohne dramatische Handlung, ohne dramatischen Dialog, ein Krankheitsbild aus der medizinischen Literatur; auch seine Wirkung beim Lesen ist keine ästhetisch-ausgleichende, sondern zerrüttende Aufwühlung wie die einer gewissen Aufklärungsliteratur.

Ferdinand Bruckner, Die Verbrecher. Schauspiel in drei Akten. Berlin 1929, S. Fischer. 142 Seiten. Preis 3.— RM. (Uraufführung in Berlin.)

Fast alle auftretenden Personen sind in irgendeiner Weise strafschuldig, und die Vergehen und Verbrechen treten gleich haufenweise auf: Veruntreuung, Kindesunterschiebung, Diebstahl, Abtreibung, Erpressung, Vergewaltigung, Mord, Homosexualität, Meineid usw. Vor dem Gericht werden die Unschuldigen verurteilt und hart bestraft, die Schuldigen freigesprochen, beides im Namen des Staates und des Rechts, der Moral und der Menschlichkeit. So erscheinen auch die Richter als Verbrecher. Um dieses Problem geht es im Stück: „Recht ist nur eine vereinbarte Festlegung, darum zweideutig, wider die Natur und wider die Gemeinschaft. Gericht ist eine lebensfeindliche, in sich gekapselte und erstarrte Welt, die nur darum Gewalt über uns hat, weil ein viel strengerer Richter in uns, dem wir entfliehen wollen, sie erwartet, weil sie uns das Gewissen abnehmen und unsere Seele einschläfern soll in der Angst vor sich selber.“ So ist das Stück Zeitkritik, durchaus Tendenzstück aus sachkundiger Feder. Wie jedes Tendenzstück übertreibt es, die Häufung von Verbrechen und Verbrechern macht es zu einem dramatisch frisierten und ein wenig poetisierten Ausschnitt aus der Kriminalstatistik mit angehängtem rechtsphilosophischen Kommentar. Es erinnert in der Energie der Tendenz an Poperts Harringa, nur ist es nicht mit so warmem Herzen, sondern mehr mit Berechnung geschrieben, es läßt kühl. Künstlerisch zu sein, erstrebt der Verfasser nicht; dafür würde, wie in Kleists Michael Kohlhaas, ein tragischer Einzelfall sich besser geeignet haben. Hier muß die schlagfertige Reportage dichterische Tiefe ersetzen.

Ob man es in die Bücherei einstellen soll? Vielleicht eher bei der Abteilung: Zur Justizkrise als bei der Schönen Literatur. Die komplizierte Szenerie: sieben Schauplätze nebeneinander, auf der Bühne möglich, erschwert das Lesen, besonders wenn die verschiedenen Personen durcheinanderreden.

Gerhard Menzel, Toboggan. Drama. Potsdam 1928, G. Kiepenheuer. 111 Seiten. Preis 2.— RM. (Uraufführung in Dresden.)

Den schmalen First zwischen Traum und Wachen kennen wir alle. Der steilere schmale First zwischen Tod und Leben, das ungeheuerliche Balancieren darauf ist das Motiv dieses Stückes. Hauptmann Toboggan wird im Artilleriekampf schwer verwundet. Der Arzt gibt ihm nur noch wenige Minuten. Er reißt sich auf zum Kampf mit dem Allüberwinder Tod, zur Flucht vor dem Allsieger im Rennen. Es scheint, als gewinne der dahinrasende Toboggan Boden, im Auto, im Expreß, endlich im Kabinett der Geliebten. Vor ihrer Treulosigkeit versagen die Spannkräfte, unter weißem Winterbusch sinkt der Schatten Toboggan hinweg, stürzt von dem First in den ewigen Abgrund.

Eine beachtenswerte Leistung. Menzel stellt sich stilistisch zwischen zwei poetische Welten. Hier Maeterlinck, Traumspiel, Musik — dort amerikanischer Sketch, Kino. Ohne Bühnenbild ist das Wort unzureichend, erst im Wechsel zwischen Wort und Szene wächst die Idee dem Zuschauer und Leser entgegen. Wer das Stück liest, muß daher Klang- und Bildphantasie dauernd anspannen, die szenische Anweisung ist ein wesentlicher Bestandteil der Lektüre. Auch gelesen wirksam.

Richard Billinger, Das Perchtenspiel. Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen, in einem Akte. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 68 Seiten. Preis 2.— RM. (Uraufführung im Rahmen der Salzburger Festspiele.)

Ein Stück, halb Spiel, halb Drama. Ein Spiel mit Verwendung von Elementargeistern und Heiligen, den Perchten und den vierzehn Nothelfern, und mit lyrisch-märchenhaftem Sprachstil. Dramatisch kräftig ist der Gang der Fabel: der törichte Bauer und sein Weib, beide erdverhaftet, er in sinnlicher Lust, sie in dumpfer Sorge, fallen den fressenden Erdgewalten, den schönen und den schiechen Perchten, zum Opfer. Dramatisch bewegt ist der Kampf zwischen Percht und Mensch, Mann und Weib, Jugend und Alter. Der Ahn erschlägt den Bauern, aber ein Kindlein verbleibt als Keim eines neuen Geschlechts, gesegnet von den himmlischen Nothelfern. Als Mär und Legende voller Poesie, gut zu lesen, Max Mell einerseits, Ernst Barlach andererseits verwandt.

Christian Tränckner

Sozialpolitik. Arbeitsrecht[1]

Paul Mombert, Soziale und wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1928, Quelle & Meyer. 131 Seiten. Preis geb. 1.80 RM. (Wissenschaft und Bildung.)

Die ansprechende Schrift behandelt in einer Reihe von Abschnitten den Wandel der sozialen und wirtschaftspolitischen Anschauungen in Deutschland etwa von 1800 an bis zur unmittelbaren Gegenwart. Sie hält sich zu ihrem Vorteil nicht streng an ihr Programm, sondern zieht reichlich Beispiele aus den übrigen Lebensbereichen zur Verdeutlichung und zur Verlebendigung heran, wahrt dabei aber die eingeschlagene Linie geschickt. Es kann gewiß zu den einzelnen Abschnitten viel an Kritik und Erweiterung beigebracht werden. Das weiß aber der Autor selbst, und insofern ist die Auslassung nicht als Mangel, sondern eher als pädagogische Leistung zu werten. Die beste Charakteristik, die das Buch erfahren kann, ist die Aussage, daß es im Leser das Verlangen erregt, über ihn besonders interessierende Epochen, Personen oder Theorien Ausführlicheres und Weiteres zu vernehmen.

Ernst Nölting, Grundlegung und Geschichte der Sozialpolitik. Berlin 1927, Carl Heymann. 128 Seiten. Preis 3.60 RM.

Die kleine Schrift bringt in kurzen Kapiteln, ohne alles gelehrte Beiwerk und in wohltuend sachlicher Weise das Wichtigste aus Geschichte und Theorie der Sozialpolitik. Der Verfasser versteht klar zu schreiben und das Gemeinte durch gut erläuternde Beispiele zu verdeutlichen. Seine Schrift vermag daher dem, der aus beruflichen oder allgemeinen Gründen einen Überblick über die Zusammenhänge in diesem Gebiet sucht, ein guter Führer

[1] Soweit nicht anders angegeben, sind die Besprechungen von dem Referenten für Sozialwissenschaften, Bibliothekar Erich Thier, verfaßt.

zu sein. Auch als Vorbereitung zum Studium der Spezialwerke von Heyde[1] Herkner, Brauer, Oppenheimer, Ad. Weber u. a. kann sie benutzt werden. Da Sozialpolitik neuerdings auch Prüfungsgegenstand bei Beamtenprüfungen usw. ist, wird sie auch denen willkommen sein, die sich einer solchen Prüfung unterziehen müssen. Die größere Bücherei wird neben der Schrift zum mindesten den „Abriß der Sozialpolitik" von Heyde einstellen, für die kleinere wird aber das besprochene Buch genügen.

Ludwig Heyde, Abriß der Sozialpolitik. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig 1928, Quelle & Meyer. 159 Seiten. Preis geb. 1.80 RM. (Wissenschaft und Bildung.)

Die „Grundlegung und Geschichte der Sozialpolitik" von Nölting kann mit Recht als eine erste Einführung in dieses Gebiet bezeichnet werden. Heydes verbreiteter und bekannter „Abriß" stellt bereits größere Anforderungen an den Leser. Eigentlich fordert er schon eine gewisse sozialpolitische Erfahrung, und mindestens verlangt er eine auf die Praxis selbst ausgerichtete Haltung, um ganz fruchtbar zu wirken. Sind diese Voraussetzungen aber gegeben, dann vermag er durch seine Klarheit und Materialfülle sowohl dem zu helfen, der in einer bestimmten sozialpolitischen Arbeit selbst steht, als auch dem, den politische oder sonstige Tätigkeit nötigt, das Ganze der Sozialpolitik ständig im Auge zu behalten. Wichtig wird er besonders dem ersteren sein, der durch das Buch instand gesetzt wird, die Zusammenhänge zu erkennen, in denen sich seine notwendigerweise begrenzte Arbeit auswirkt.

Schon aus diesen Bemerkungen ist zu erkennen, daß das Buch — obwohl es gerade von Studierenden viel benutzt wird — seine größere Bedeutung für den Praktiker hat, dem es durch seine verantwortliche Haltung auch vorzüglich zu dienen befähigt ist.

Franz Oppenheimer, Der Arbeitslohn. Kritische Studie. Jena 1926, G. Fischer. 74 Seiten. Preis 3.50 RM.

Karl Massar, Die volkswirtschaftliche Funktion hoher Löhne. Ein Beitrag zu den Lösungsversuchen des Volkswohlstandsproblems. Neudruck. Berlin 1927, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 78 Seiten. Preis 2.50 RM.

In den sozialen Kämpfen der letzten Zeit ist immer wieder die Frage gestellt worden, ob hohe Löhne die Volkswirtschaft belasten und Preissteigerungen herbeiführen, oder ob sie den Markt beleben, die Nachfrage vergrößern und so die Konjunktur bessern und gesunden lassen. Die Fragestellung ist so wichtig, daß auch die öffentliche Bücherei das ihre zur Klärung beisteuern, d. h. zuverlässige und bedeutsame Schriften über das Thema bereitstellen muß. Mit der Befürwortung der beiden vorstehenden Schriften ist damit ein Anfang gemacht. Dabei kommt Oppenheimers Darlegungen mehr theoretische, grundsätzliche, denen Massars mehr unmittelbare, prak-

[1] Die Werke von Heyde und Oppenheimer sind unten besprochen. Von den übrigen erwähnten Werken seien hier wenigstens in bibliographischen Angaben genannt: H. Herkner, Die Arbeiterfrage. Achte Auflage. Berlin 1922, W. de Gruyter. Zwei Bände. 616 und 696 Seiten. Preis 18.— RM. — Adolf Weber, Caritätspolitik. Theodor Brauer, Mittelstandspolitik. (Beide Artikel in: Grundriß der Sozialökonomik. IX, 2. Tübingen 1927, J. C. B. Mohr. 526 Seiten. Preis 25.— RM.)

tische Bedeutung zu. Oppenheimers Lohntheorie hängt eng zusammen mit seiner hier nicht zu erörternden Gesamttheorie, nach der die Lösung der sozialen Frage von einer Regelung der landwirtschaftlichen Verfassung ausgehen muß. Sie ist aber ohne jene und trotz der eingeflochtenen Polemik gegen Dietzel zu verstehen. Wichtig ist sie ihres großen, teils eingestandenen (Nölting), mehr aber noch uneingestandenen, unterirdischen Einflusses wegen. Massars scharfsinnige Darlegungen führen in ihrem Ergebnis zu einer Rechtfertigung der Lohnpolitik der Gewerkschaften.

*

Heinz Potthoff, Was muß jeder Arbeitnehmer von der Sozialversicherung wissen? Ein Überblick über das gesamte deutsche Sozialversicherungswesen. Dresden 1927, Genfer Verband der Hotel- und Restaurant-Angestellten Deutschlands. 36 Seiten. Preis —.75 RM.

Der Titel der kleinen Schrift erläutert ihren Inhalt hinlänglich. Sie ist wirklich in knappster Form und größter Übersichtlichkeit ein Ratgeber, wie er praktischer kaum zu denken ist. Die größere Bücherei kann das Heft neben ihren weiteren Werken über Sozialversicherung führen, die kleinere und kleinste, die jene vielleicht nicht besitzt, muß es als Ersatz für diese haben.

Rudolf Wissell, Die Sozialpolitik nach dem Kriege. Berlin 1929, Zentral-Verlag. 30 Seiten. Preis 1.50 RM.

Gustav Hartz, Irrwege der deutschen Sozialpolitik und der Weg zur sozialen Freiheit. Mit 8 Abbildungen. Berlin 1928, August Scherl. 229 Seiten. Preis 3.— RM.

Reichsarbeitsminister Rudolf Wissell gibt in seiner Schrift nach einer kurzen historischen Betrachtung einen gedrängten, anschaulichen Überblick über den Stand der einzelnen Zweige der Sozialversicherung (Kranken-, Invaliden-, Angestellten-, Arbeitslosenversicherung usw.). Aufschlußreiche Tabellen erhöhen den Wert der Zusammenstellung. Im Gegensatz zu Wissell, der das heutige System der sozialen Fürsorge festigen und ausbauen möchte, ist Hartz grundsätzlicher Gegner derselben. Hartz entwirft einen Plan, nach dem die soziale Fürsorge so aufgebaut werden soll, daß sie zum „Eigenbesitz für jeden Deutschen" führt. Er schlägt also eine Art Sparsystem vor, dessen Träger nicht der Staat, sondern die Gewerkschaften sein sollen. Das Buch steht im Mittelpunkt einer lebhaften Auseinandersetzung; von der Linken wird es heftig bekämpft, auf der Rechten findet es oft Zustimmung, wohl mehr wegen der Kritik am heutigen System als wegen der positiven Vorschläge. Aber auch auf der Rechten hat Hartz entschiedene Gegner; so wendet sich der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband besonders scharf gegen das Buch.

P. L.

*

Heinrich Kreil, Einst und jetzt in der wirtschaftlichen und sozialen Lage der deutschen Arbeiterschaft. Zweite, erweiterte Auflage. Berlin-Wilmersdorf 1928, Christlicher Gewerkschaftsverlag. 90 Seiten. Preis 1.20 RM.

Der christliche Gewerkschaftsführer Kreil will — vor allem der jungen Generation — zeigen, welche Aufgaben die christlichen Gewerkschaften

haben. Er entwirft ein Bild von den Kämpfen, welche die christlichen Gewerkschaften vor und nach dem Kriege geführt haben, und von den Erfolgen, die errungen sind. Kreil ist unbedingter Anhänger der heutigen Sozialversicherung und wendet sich scharf gegen die „Gelben“.

P. L.

Die wirtschaftlichen Unternehmungen der Arbeiterbewegung. Ein Blick in die Gemeinwirtschaft. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin 1928, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 119 Seiten. Preis 5.— RM.

In der Geschichte der Arbeiterbewegung wie bei der Beurteilung der aktuellen sozialpolitischen Probleme spielen die von der Arbeiterschaft aus eigener Kraft geschaffenen wirtschaftlichen und sozialen Hilfsmaßnahmen eine bedeutende ideelle und praktische Rolle. Das vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund herausgegebene Werk unterrichtet u. a. über: Konsumgenossenschaften, die sozialen Baubetriebe, Volksfürsorge, Arbeiterbank und andere Wirtschaftsunternehmungen der Arbeiterschaft, insbesondere der Gewerkschaften, und gibt ein anschauliches Bild von den hier erreichten Leistungen.

P. L.

*

Kurt Nadel, Die deutsche Wohnungspolitik der letzten Jahre und die Bekämpfung des Wohnungsmangels. Berlin 1927, Carl Heymann. 115 Seiten. Preis 5.— RM. (Schriften des Deutschen Vereins für Wohnungsreform.)

In sehr sachlicher und besonnener Weise werden von Nadel die Ursachen der Wohnungsnot, der Umfang derselben und die Auswirkungen, die sie in wirtschaftlicher und sozialpolitischer Hinsicht hat, besprochen. Dazu führt er alle die Bestimmungen und gesetzlichen Vorschriften an, welche zur Regelung der Zwangsbewirtschaftung der Wohnungen erlassen wurden und für Mieter und Hausbesitzer gleich wichtig sind. Da wir nach den sehr vorsichtigen Berechnungen des Verfassers mindestens bis zum Jahre 1935 mit Wohnungsnot zu rechnen haben, in welcher Zeit erst der durch den Krieg verursachte Bevölkerungsausfall die Nachfrage mindern wird, wird auch das Bedürfnis nach Orientierung auf diesem Gebiete noch lange bestehen bleiben. Ich schlage deshalb vor, die Schrift zunächst im Lesesaal auszulegen, sie dann aber auch in den Ausleihbestand der Bücherhallen aufzunehmen.

Bruno Schwan, Die Wohnungsnot und das Wohnungselend in Deutschland. Berlin 1929, Carl Heymann. 387 Seiten. Preis 5.— RM.

Die Schrift beginnt mit einer Übersicht über die heutige Wohnungsnot und bringt dann deren geschichtliche Ableitung. Dabei wird besonders hingewiesen auf den Zusammenhang von Wohnungsnot und Tuberkuloseerkrankungen. Den zweiten Teil bildet der Bericht über Besichtigungsfahrten ins niederschlesische Kohlenrevier, ins Moselgebiet, in die Eifel und nach Berlin. Der Berichterstatter hat über das Gesehene Aufzeichnungen gemacht und zahlreiche photographische Aufnahmen der besuchten Wohnungen hergestellt, die in dem Buch abgedruckt sind.

Ist schon der erste Teil des Buches erschütternd, so ist der zweite Teil so, daß der Leser sich eines Gefühls der Verzweiflung nicht erwehren kann; besonders dann nicht, wenn er von der relativen Geringfügigkeit der Ab-

wehrmaßnahmen erfährt und sich fragt, ob hier wirklich alles, was zu tun möglich ist, getan wird.

Es ist dringend nötig, die Öffentlichkeit wieder und wieder auf diese Wunde des Volkskörpers hinzuweisen. Auch die öffentliche Bücherei wird dieser Pflicht durch Bereitstellen des Buches dienen müssen. Die darin geschilderten Tatsachen sprechen deutlich und eindringlich genug.

Arbeitsrecht

Grundfragen des Arbeitsrechts. Herausgegeben von Gertrud Hermes. Berlin 1927, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 56 Seiten. Preis 1.80 RM.

Wilhelm Groh, Deutsches Arbeitsrecht. Breslau 1924, Ferdinand Hirt. 116 Seiten. Preis geb. 3.— RM. (Jedermanns Bücherei.)

Lutz Richter, Grundverhältnisse des Arbeitsrechts. Einführende Darstellung des gesamten Arbeitsrechts. Berlin 1928, Reimar Hobbing. 153 Seiten mit 1 Tafel. Preis 4.80 RM.

*

Erwin Jacobi, Grundlehren des Arbeitsrechts. Leipzig 1927, A. Deichert. 494 Seiten. Preis 21.— RM.

Hugo Sinzheimer, Grundzüge des Arbeitsrechts. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Jena 1927, G. Fischer. 324 Seiten. Preis 11.— RM.

Walter Kaskel, Arbeitsrecht. Dritte Auflage. Berlin 1928, Julius Springer. 454 Seiten. Preis 18.80 RM.

Die arbeitsrechtliche Literatur ist so sehr angewachsen, daß einmal in Zusammenarbeit mit einem Fachmann eine Auswahl für die Bedürfnisse der volkstümlichen Bücherei getroffen werden muß.

Das von Gertrud Hermes herausgegebene Heft enthält eine Reihe von Vorträgen von Fachleuten (Sinzheimer, Potthoff, Flatow und Richter), die sich kritisch zu den Problemen dieses wichtigen Gebietes äußern. Groh und Richter führen ein in das geltende Arbeitsrecht. Dabei ist das Buch von Groh zwar schematischer, aber auch elementarer als das von Richter, welches — obwohl auch auf in der freien Volksbildungsarbeit gewonnenen Erfahrungen beruhend — doch bereits ein erhebliches Maß juristischer Schulung zur Bewältigung verlangt. Die drei weiteren Werke — Jacobi, Sinzheimer, Kaskel — sind große und bekannte Darstellungen dieses wichtigen Gebietes. Sie inhaltlich zu würdigen, muß dem Fachmann vorbehalten bleiben.

Die mittlere Bücherei wird bereits die beiden, möglichst aber die drei erstgenannten Werke einstellen müssen. Die große Bücherei ist bei der Bedeutung des Gegenstandes darüber hinausgehend gezwungen, auch die genannten großen Darstellungen in ihren Bestand aufzunehmen.

Erich Thier

Heinrich Sohnrey

Am 19. Juni 1929 begeht Heinrich Sohnrey seinen 70. Geburtstag, zu dem auch wir ihm herzliche Wünsche und Dankesgrüße bringen. Aus Anlaß dieses Gedenktages ist ein Heinrich-Sohnrey-Buch[1] erschienen, das wohl geeignet ist, einen Einblick in Werden und Umfang des vielseitigen Schaffens dieses Mannes zu vermitteln. Es ist heute nicht leicht, die Bedeutung des literarischen wie des sozialpolitischen Werkes Heinrich Sohnreys recht abzuschätzen. Wir Jüngeren müssen uns immer wieder erst der besonderen zeitgeschichtlichen Situation erinnern, aus der heraus das Wirken Sohnreys voll verständlich und seine Leistungen auf den verschiedensten Gebieten zum bewundernswerten Ausdruck eines unermüdlichen Strebens werden. Als Sohnrey seine Arbeit begann, hatte noch kaum jemand die Notwendigkeit und die Bedeutung einer planmäßigen ländlichen Wohlfahrts- und Bildungsarbeit erkannt. Daß heute immer stärker das Problem ländlicher Bildungsarbeit in seinen verschiedensten Formen und Zusammenhängen in Angriff genommen wird, ja daß wir die unzähligen, oft geheimen Verbindungsfäden zwischen ländlicher Sitte und ländlichem Volkstum in Vergangenheit und Gegenwart, zwischen ländlichen Lebens- und Wirtschaftsverhältnissen und wirksamer ländlicher Bildungsarbeit in Kirche, Schule, Bücherei und Vereinen beobachten und abschätzen gelernt haben, — das alles geht in ganz entscheidendem Ausmaß auf Sohnrey zurück, der auf allen diesen Wegen mit wertvollen, auf eigenem Erleben beruhenden Versuchen, Anregungen, Forschungen vorangegangen ist. Dafür sei ihm heute auch unser Dank gebracht.

D. S.

Dr. Alfred Doren

Professor an der Universität Leipzig, hat am 15. Mai 1929 seinen 60. Geburtstag begangen. Auch an dieser Stelle bringen wir ihm unsere herzlichsten Wünsche dar. Bei der Feier, die das Institut für Kultur- und Universalgeschichte aus Anlaß dieses Tages veranstaltete, überbrachte Direktor Walter Hofmann eine Glückwunsch-Adresse mit folgendem Wortlaut:

„Zu Ihrem 60. Geburtstag erlauben sich die Unterzeichneten Ihnen die ergebensten und herzlichsten Glückwünsche zu sagen. Damit verbindet sich unser Dank für die gleichbleibend freundliche Anteilnahme, mit der Sie unserer Arbeit die ganzen Jahre hindurch zur Seite gestanden und uns jederzeit Ihren Rat und Ihre tatkräftige Hilfe gewährt haben.

„Besonderen Dank sagt Ihnen unsere bibliothekarische Fachschule. Als langjähriges Mitglied und nun seit Jahren Vorsitzender unseres Schulausschusses haben Sie oft Gelegenheit gehabt, Ihr gütiges und gerechtes Urteil in den Dienst des volksbibliothekarischen Nachwuchses zu stellen, und haben dadurch nicht nur den jungen Berufsanwärtern selbst geholfen, sondern bei der Wichtigkeit dieser Frage für die gesamte Berufsentwicklung auch die volksbibliothekarische Sache weit über die Leipziger Büchereiarbeit hinaus aufs kräftigste gefördert.

„Für alles dies danken wir Ihnen heute zugleich im Namen unserer Kollegenschaft aufs herzlichste.

---

[1] Heinrich-Sohnrey-Buch. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Hans Rothhardt. Berlin 1929, Deutsche Landbuchhandlung. 223 Seiten. Preis 4.— RM.

„Unser Wunsch ist, daß Ihnen noch eine lange, erfolgreiche Tätigkeit beschieden sei; wir sind sicher, daß wir und unsere Arbeit dann auch fernerhin Ihrer freundlichen Hilfe gewiß sein dürfen.

In Dankbarkeit und Verehrung

Städtische Bücherhallen zu Leipzig Deutsche Volksbüchereischule

Deutsche Zentralstelle
für volkstümliches Büchereiwesen

Vereinigte Deutsche Prüfungsausschüsse für Jugendschriften

Eine Hauptversammlung der Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften (Arbeitsgemeinschaft für geistige Jugendpflege) fand am 20. 5. 1929 in Dresden statt. Im Mittelpunkte der Tagung standen ein Vortrag über Das Sachbuch im Arbeitsunterricht und ein Bericht über den Stand der Schülerbüchereien in Deutschland.

In der Frage des Sachbuchs begründete der Vortragende, Lehrer Paul Wagner-Leipzig, zunächst die Notwendigkeit, das Sachbuch in die gesamte Bildungsarbeit der Schule einzugliedern, aus pädagogischen, psychologischen und volksbildnerischen Gründen. Dann ging er auf die Formen des Sachbuchs und ihre Verwendungsmöglichkeiten in den einzelnen Unterrichtsfächern, insbesondere den sogenannten Realien, näher ein. Vortrag und Aussprache zeigten, daß auf diesem Gebiet der Erziehung zum Buch noch viel zu tun ist und hier Aufgaben und Schwierigkeiten vorliegen, die in vielfacher Hinsicht denen gleichen, die sich in den Büchereien bei der Verwendung der belehrenden Literatur ergeben. Die Bücherei kann daher aus diesen Erörterungen — der Vortrag wird in der „Jugendschriftenwarte“ erscheinen — interessante Aufschlüsse für ihre eigene Arbeit an Kindern, Jugendlichen und primitiven Lesern, bei denen sich verwandte Merkmale zeigen, gewinnen.

In dem Bericht über den Stand des Schülerbüchereiwesens, den der Vorsitzende, Lehrer John Barfaut-Hamburg, auf Grund einer Rundfrage an die einzelnen Ausschüsse gab, konnte er folgendes feststellen: Die Schülerbücherei ist fast in allen Teilen Deutschlands ein Bestandteil der Volksschule, in den Fortbildungs- und Berufsschulen ist sie nur zum Teil vorhanden. Die Auswahl der Bücher wird durch das Lehrerkollegium getroffen, mit Ausnahme von Bayern, wo eine verbindliche ministerielle Bücherliste besteht. Innerhalb des Bestandes ist die dichterische Jugendschrift, die schöne Literatur, in reichem Maße vertreten, dagegen wird fast überall die Notwendigkeit und Absicht eines weiteren Ausbaues in bezug auf das Sachbuch betont. Für notwendig wird ebenfalls eine Ergänzung des Bestandes für die Unterstufe (Bilderbücher u. a.) gehalten. Die Ausleihe wird in den meisten Fällen in der Form der Klassenbücherei vorgenommen, nur in kleineren Büchereien scheint eine zentrale Ausleihe gebräuchlich zu sein. Die Kosten für die Schülerbücherei tragen die Gemeinden. Die Beträge liegen, auf den einzelnen Schüler berechnet, zwischen wenigen Pfennigen und 1.60 RM., so daß sich, falls auf Grund des keineswegs umfassenden Materials ein Durchschnitt ermittelt werden soll, ein Betrag von etwa —.55 RM. ergibt. Interessant ist es, daß nicht die Großstädte, sondern die mittleren Gemeinden und die kleineren Städte am gebefreudigsten sind. — Die Benutzung ist überall stark und nimmt dauernd zu (Lesebuchabbau!), doch werden für den Verwalter der Büchereien an sehr vielen Orten keine Ermäßigungen bewilligt,

so daß eine intensive Büchereiarbeit, besonders bei dem noch erforderlichen Ausbau, sehr erschwert wird.

Über die Kinderlesehallen, die in der Rundfrage mit berücksichtigt waren, teilt der Berichterstatter mit, daß etwa in einem Zehntel der betreffenden Orte solche eingerichtet sind, und zwar fast durchweg als Teil der öffentlichen Bücherei, des Volksbildungs- oder Jugendamtes oder anderer Bildungsorganisationen. Nur in Leipzig und Dortmund bestehen ausgesprochene Schullesehallen. Der Berichterstatter betont die notwendige Zusammenarbeit beider Einrichtungen. — Unter den behördlichen Bestimmungen über die Schülerbücherei verdient der preußische Erlaß vom 9. 6. 1928 besondere Beachtung und Nachahmung. Die Aussprache hebt vor allem die Forderung einer größeren Unterstützung durch die Gemeinden hervor und lehnt die in einigen Städten übliche Heranziehung der Eltern ab. Um das ganze Material weiter auszuwerten, und da die Fragen der Schülerbücherei eine geschlossene Darstellung verlangen, wird die Herausgabe einer Broschüre beschlossen. Ein Antrag, diese Schrift gemeinsam mit der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen herauszugeben, wird einstimmig angenommen.

Gelegentlich der Diskussion über den Tätigkeitsbericht wurde auch die Verzeichnisarbeit der Vereinigung berührt; es zeigte sich, daß hier nach der grundsätzlichen wie praktischen Seite noch viele Aufgaben und Fragen vorliegen, die dringend der Inangriffnahme bedürfen. Auch hier soll in bestimmten Fällen die Verbindung mit der öffentlichen Büchereiarbeit gesucht oder weiter ausgebaut werden.

Anläßlich der Tagung fanden einige Ausstellungen statt, die starkes Interesse fanden: Der J.-A. Dresden zeigte „Sach- und Arbeitsbücher", der J.-A. Leipzig „Das internationale Bilderbuch" und die Siedelungsschule Langenhorn-Hamburg „Graphik und Schule".

Wg.

Zur Büchereistatistik

Dreistellige Logarithmen für den Gebrauch bei büchereistatistischen Berechnungen, bearbeitet von der Stadtbücherei Hagen (Westf.). 1929. Als Manuskript gedruckt. Preis —.60 RM. (Selbstanzeige.)

Für den illusionsfreien Auf- und Ausbau einer Bücherei ist eine ausführlich angelegte Büchereistatistik unerläßlich. Darüber hinaus können weitere wertvolle Erkenntnisse und Anregungen für die Büchereiarbeit überhaupt gewonnen werden durch vergleichendes Nebeneinanderstellen mehrerer Büchereistatistiken. Ein solches „Kontrollieren" der Büchereien aneinander, wie es mit Hilfe statistischer Erhebungen auf der Grundlage einer allgemein durchgeführten Normierung der statistischen Begriffe und Gruppen möglich wäre, sollte daher im Interesse bibliothekarischer Arbeit angestrebt werden. Das würde dann allerdings bedeuten, daß Statistiken auch in kleinen Büchereien in weit größerem Umfang als bisher geführt und die Ergebnisse in einer zentralen Stelle planmäßig gesammelt würden.

Die in volksbibliothekarischen Kreisen vielfach bestehende Abneigung gegen Statistik ist wohl vor allem zurückzuführen auf das damit verbundene zeitraubende Rechnen. Eine große Erleichterung und wesentliche Hilfe würde hierbei das Arbeiten mit Logarithmen bedeuten.

Viel zu wenig noch wird bei büchereistatistischen Berechnungen von diesem Hilfsmittel Gebrauch gemacht. Teils scheint eine gewisse Scheu zu bestehen vor Logarithmen überhaupt; man fürchtet Kompliziertheit, glaubt, mit dem gewöhnlichen Multiplizieren und Dividieren sicherer und auch schneller zu

arbeiten usw. Teils fürchtet man wohl, namentlich bei Verwendung geringstelliger Logarithmen, ein zu ungenaues Resultat zu erhalten. Beides mit Unrecht. Dreistellige Tafeln in praktischer Anordnung, wie wir sie nach dem Vorbild von Schubert, Vierstellige Tafeln und Gegentafeln (Sammlung Göschen) in eigener Bearbeitung bieten, lassen nicht nur an sicherer, leichter und schneller Handhabung nichts zu wünschen übrig, sondern sind auch für büchereistatistische Zwecke völlig ausreichend. Eine höhere Genauigkeit als die bis zur ersten Prozent-Dezimale sollte für solche Berechnungen niemals angestrebt werden. Für die praktische Anwendung ist diese schon fast zu hoch. Für eine geistige Ausdeutung wäre die zweite Dezimale überhaupt nur ein rechnerischer Schein. Soll die Statistik nicht nur mechanische Handreichungen, sondern darüber hinaus die hinter ihnen stehenden Antriebe der Leser oder der Bücherei mit abbilden, so kann das natürlich nicht mit großer Schärfe geschehen.

Die hiermit der volksbibliothekarischen Fachwelt übergebenen Tafeln werden seit Jahren von der Stadtbücherei Hagen i. W. bei ihren statistischen Berechnungen benutzt. Sie können zum Preise von —.60 RM. portofrei bezogen werden von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Leipzig N 22, Richterstraße 8, oder von der Staatlichen Beratungsstelle für das öffentliche Büchereiwesen in der Provinz Westfalen, Hagen (Westf.), Badstraße 5.

R. A.

Jahresversammlung 1929 des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare teilt mit, daß für die nächste Tagung die Zeit vom Sonntag, den 29. September bis Mittwoch, den 2. Oktober in Aussicht genommen ist. Tagungsort soll Fankfurt a. M. sein. Programm und nähere Mitteilungen folgen.

Die Geschäftsstelle des Verbandes befindet sich ab 1. Juni: Berlin C 2, Brüderstraße 34/38. Fernruf Kupfergraben 1442.

Upton Sinclairs Werke in der Gefängnisbücherei

Der Büchereileiter einer sächsischen Gefangenenanstalt war in Zweifel, wie er sich zur Einstellung der Werke von Upton Sinclair in die Gefängnisbücherei verhalten solle. Er wandte sich zur Klärung dieser Frage nicht nur an Fachgenossen, sondern auch an literarische Persönlichkeiten von Rang. Mit Genehmigung dieses Kollegen und der Verfasser teilen wir heute die Antworten von Thomas Mann, Hermann Hesse und Willy Haas mit. Uns scheint, diese Antworten sind gerade im Zusammenhang der Erörterungen dieses Heftes von besonderem Interesse.

D. S.

Thomas Mann:

Wenn Sie eine Bestätigung von der literarischen Bedeutung Upton Sinclairs von mir wünschen, so kann ich sie Ihnen ohne jeden Skrupel geben. Er gehört unzweifelhaft zu den führenden Geistern des modernen Amerika und, unter dem reinen Bildungsgesichtspunkt gesehen, ist die Einreihung seiner Bücher in eine Anstaltsbibliothek unbedingt zu begrüßen. Eine gewisse Bedingtheit erhält diese Zustimmung nur durch den Gedan-

ken, daß der sozialkritisch-revolutionäre Einschlag, ein Zug, der nun gerade seine Bedeutung für sein Land und dessen kulturelle Entwicklung ausmacht, bei diesem Schriftsteller besonders stark ist, und daß man sich fragen könnte, ob eine solche Lektüre für Naturen, die ohnedies mit der Gesellschaftsordnung in Konflikt geraten sind, vom Standpunkt des Anstaltspädagogen so ganz die wünschenswerte ist. Dies wird der Gesichtspunkt sein, unter dem man der Aufnahme seiner Werke in der Anstaltsbibliothek widersprochen hat. Bei der Liebe zum Geistigen und absolut Wertvollen, die Sie offenbar beseelt, versteht es sich, daß Sie den Standpunkt Ihrer Fachkollegen als engherzig empfinden. Tatsächlich aber ist die Frage, die Sie mir vorlegen, darum so heikel und verantwortungsvoll, weil es überaus schwer ist, innerhalb des Geistig-Wertvollen die Grenze zu ziehen, was für, sozial gesehen, labile Naturen tauglich ist und was nicht mehr. Nun setzt sich aber die Bewohnerschaft einer Anstalt wie der Ihren gewiß aus Elementen ganz verschiedenen geistigen Niveaus und geistiger Vorbereitung zusammen, und da ich annehmen möchte, daß die Wahl der Lektüre nicht ohne weiteres dem einzelnen freisteht, sondern daß die Verteilung wenigstens bis zu einem gewissen Grade dem psychologischen Ermessen der Anstaltsleitung vorbehalten bleibt, so würde ich die Aufnahme von Büchern wie die von Upton Sinclair und ihre Ausgabe an Personen, die ihnen geistig gewachsen sind, doch befürworten.

Hermann Hesse:

Einen Schriftsteller wie Upton Sinclair den Gefangenenbüchereien grundsätzlich fernzuhalten, würde ich für höchst verfehlt halten. Im Gegenteil gibt es wenig moderne Autoren, deren Werke in einem Gefängnis als Lektüre besser angebracht wären als gerade Upton Sinclair.

Willy Haas:

Upton Sinclair ist ein großer proletarischer Dichter von der allerreinsten moralischen Haltung. Er gehört zweifellos zu den edelsten Gestalten der modernen Literatur. Seine Bücher spielen meist in jener Welt, die auch die Welt Ihrer Pflegebefohlenen ist. Ihre Pflegebefohlenen können aus diesen Büchern die Welt und das Leben, wie es sich ihnen darbietet, besser kennenlernen und sich darin genauer und richtiger orientieren, als es in irgendwelchen anderen Büchern möglich ist. Es ist unsinnig, die Gefangenen mit großbürgerlicher Luxusliteratur zu füttern und ihnen das geistige Brot, das sie brauchen, vorzuenthalten: nämlich die dichterische und im tiefsten Sinn wahre Schilderung ihres Lebens, ihrer Klasse und ihres Schicksals.

Mitarbeiter dieses Heftes

Dieses Heft enthält Beiträge von Bibliothekar Dr. Bernhard Rang, Köln, Andreaskloster 5; Stadtbibliotheksrat Dr. Helene Nathan, Berlin-Neukölln, Ganghoferstr. 3/5, sowie folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Bibliotheksdirektor Walter Hofmann, Dr. Peter Langendorf, Bibliothekar Erich Thier, Studienrat Christian Tränckner.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Literatur über deutsche Dichtung der Gegenwart

Dem ausleihenden Bibliothekar ist die Kenntnis der einzelnen Dichtung wichtiger als die Literaturgeschichte. Er schätzt ein Buch auf Grund seines persönlichen Erlebnisses und der Erfahrungen ein, die er mit ihm bei den Lesern macht. Nur muß er sich hierbei einer doppelten Gefahr bewußt bleiben: Gibt er nämlich dem persönlichen Urteil zu viel Raum, so übersieht er leicht die gegebenen Interessen einer wirklichen Leserschaft, er kommt in die Versuchung subjektiver Beeinflussung und wird damit über kurz oder lang scheitern; wollte er sich dagegen völlig auf das Verlangen und den Beifall des Publikums verlassen, so erführe er zwar manch nützlichen Aufschluß über dessen Neigungen und Interessen, aber niemals Wesentliches über den geistigen Wert eines bestimmten Buches. Denn das Publikum ist manchmal erschrecklich kritiklos. Darum wird man sich auf jeden Fall nach objektiveren Maßstäben und Hilfsmitteln der Buchbeurteilung umsehen.

Freilich besteht keine Möglichkeit, Kunst nach rein objektiven Maßstäben so zu „messen", daß in jedem Falle der Wert endgültig und widerspruchslos entschieden wäre. Denn immer ist es der empfindende Mensch, den die Dichtung zur Resonanz bringt, und dem ist mit zwingenden Beweisen schwer beizukommen. Unsere Urteile entspringen, wenn sie ehrlich sind, aus einem Erleben und erweisen sich darum im Kern immer subjektiv richtig oder falsch. In anderen Worten: Entweder hat man Sinn und Verstand für Dichtung überhaupt, für Gehalt, Form, die darin wirkende Kraft und ihre Beziehung zu Welt und Gemeinschaft, und dann wird man sie selten mißverstehen, oder man hat dieses Organ nicht, und dann fällt die ganze Reaktion falsch oder zumindest schief aus. Der Sinn selbst aber, falls er nur vorhanden (und er scheint nicht so selten, nur häufig mißleitet zu sein), ist entwicklungsfähig und m u ß entwickelt werden, wenn er nicht befangen bleiben will. Es gilt also, das unmittelbare Urteil zu rechtfertigen, zu pflegen, durch Vergleichungen zu erweitern, durch histo-

rische oder ideelle Einsichten zu klären und so die Urteils- und Erlebnisfähigkeit zu steigern. Nur durch unablässige Arbeit wird der Volksbibliothekar auf eine Ebene gelangen, wo er über die persönliche Neigung hinausblicken und bei aller Verwerfung des Tauben zu einer vernünftigen Toleranz der Gegensätzlichkeiten innerhalb des Fruchtbaren kommen kann. Das Ziel ist freilich fern. Es bezeichnet Fähigkeiten, die sich nicht willkürlich aneignen, sondern nur durch eine ganze Entwicklung erreichen lassen. Anlage, Persönlichkeit, Streben sind aus dem Grunde auch viel höher anzuschlagen als breites Wissen allein.

Gleichwohl sind Kenntnisse der Literaturwissenschaft zur Gewinnung des bezeichneten Standpunktes notwendig und nützlich, und zwar mit der Einschränkung, daß man von ihr selten eine direkte, allermeist nur eine mittelbare Anwendung machen kann. Sie hat ihres positivwissenschaftlichen oder theoretischen Charakters wegen für den Bibliothekar nur den Wert einer Hilfswissenschaft, die ihm Material und Werkzeug liefert. In welchem Umfange und in welcher Methode er es benutzen und verarbeiten muß, kommt auf die besonderen praktischsozialpädagogischen Aufgaben seiner Arbeit an. Im Hinblick auf dieses Erfordernis folgt jetzt eine Überschau über eine Reihe zumeist literarhistorischer Arbeiten, und zwar sind solche über neuere und neueste Dichtung als Beispiel gewählt worden, weil sich herausstellt, daß gerade die Urteilsgewinnung über moderne Dichtung dem Bibliothekar, und nicht nur ihm, besondere Schwierigkeiten bereitet. Einmal könnte er dazu neigen, neue Kunst nur aus den überlieferten Anschauungen heraus zu betrachten, und es käme dadurch leicht zu Mißverständnissen. Dann aber sieht er sich einer Unmenge von Neuerscheinungen gegenüber, in der Spreu mit Weizen vermischt ist, und es wird ihm nicht immer gelingen, Richtung von Wert, Neuland von Mode zu scheiden. Besonders aber begegnet er neuen, in neuen Formen tätigen Lebenskräften, die zu verstehen oder zu denen sich zu bekennen vielen zunächst nicht leicht fällt. Das ist ganz natürlich und war von jeher so. Was uns freilich nicht hindern darf, die Schranken zu beseitigen. Hier sei also versucht, Bücher und verschiedene Betrachtungsweisen vorzustellen, die uns helfen könnten.

Kunst, sagten wir schon, verlangt Kunstsinn. Dichtung verlangt Vorstellungsgabe, Gefühlsraum, Empfindung für ihr Material, die Sprache. Das sind unerläßliche Voraussetzungen einer jeden Kunstbetrachtung. Denn wenn die ästhetische auch nicht die alleinige und allein wichtige ist, so immer eine grundlegende. Dieser Tatsache wider-

spricht die Beobachtung nicht, daß viele Leser den letzten Gehalt einer Dichtung überhaupt nicht empfinden, daß sie eigentlich nur die robusteren Schönheiten bemerken und verstehen, daß sie auch in der Regel die kunstlosere Form vor der kunstvollen, die Prosa vor der Lyrik, den Roman vor der Novelle bevorzugen. Aber bei genauem Zusehen ist es selbst dort, wo sie ganz vom Stofflichen angezogen werden, dennoch eine ästhetische Empfindung, die sie immerhin die Form der Dichtung wählen läßt. Einer allgemeinen Kunsterziehung sind durch solche Einsichten natürlich ziemlich enge Grenzen gezogen. Aber sie ist darum nicht unmöglich gemacht. Im Gegenteil, sie findet hier — solange sie sich nur an die Gegebenheiten hält und ihr Ziel nicht zu hoch spannt — fruchtbare und dankbare Aufgaben. Die Fassungskraft für das Schöne läßt sich innerhalb eines gewissen Spielraumes ausbilden. Man erinnere sich nur, welchen barbarischen Geschmack man in jungen Jahren entwickelte und welche Lichter einem durch einige treffliche Bemerkungen eines verständigen Menschen aufgingen, welche Klärung und Sichtung man oft in freundschaftlicher Unterhaltung oder allgemeiner Diskussion erfuhr. Und wenn die Urquelle unserer Einsicht auch immer wieder die Dichter selbst sind, so läßt sich nicht leugnen, daß immer eine gute Abhandlung, ein geistreicher Versuch, eine produktive Kritik uns um dies oder jenes Stück weiterbrachte.

Eine derartige Wirkung möchte man sich von den Aufsätzen Arthur Friedrich Binz' über Dichter und Dichtungen versprechen, die er unter dem Titel „Von Aufbruch und Untergang“ veröffentlicht hat[1]. Sie gelten ausschließlich dem Roman, den er als die eigentliche Kunstform des modernen Europa ansieht, weil er allein fähig sei, den ungeheuren Stoff der Gegenwart zu bewältigen. Die Gruppierung der Dichter folgt keinem bestimmten Einteilungsgrund und berücksichtigt nur die poetische Verwandtschaft. Dennoch gibt es bemerkenswerte Zusammenstellungen: Dichter der Schönheit (Dauthendey, Friedrich Huch, Trakl), Dänische Erzähler (Jakobsen, Bang u. a.), Roman der Seele (Stehr, Wirz, Anker Larsen), Roman der Jugend (Stevenson, Joseph Conrad), Roman der Ehe (Wassermann, Hutchinson), Roman der Gesellschaft (Galsworthy), Europäischer Roman (Flake, Döblin). Belebt wird die Betrachtung noch durch eine durchgehende Unterscheidung abendlicher und morgendlicher Dichter, d. h. kontemplativer, vollendender und aktiver, rebellischer, wobei man freilich den Eindruck gewinnt, daß in der lebenden Generation vorläufig noch die ersten dominieren. Historisch verfahren

[1] Die Übersichtsliste siehe am Schluß. D. V.

die Versuche nur, insofern sie die Linien aufweisen, welche Form und Problem mit der Vergangenheit verbinden. Kritisch nur, sofern sie den katastrophalen Ausgang der bürgerlichen Haltung und den wenig rühmlichen Befund an deutscher Literatur von europäischer Geltung freimütig feststellen. Aber nicht diese kurzen Abschweifungen machen den besonderen Charakter des Binzschen Büchleins aus, sondern daß es von der Kunstempfindung ausgeht. Ein Enthusiast, ein Leser von Passion wird bisweilen zum Nachdichter. Direkt aus dem Erlebnis heraus bestimmt oder umschreibt er Wesens- und Kunstart des einzelnen Autors. Und obgleich er dem, der die Dichtung noch nicht kennt, selbstverständlich nur eine gefühlvolle Vorstellung geben kann, vermag er ihn unter Umständen heftiger zur Lektüre anzureizen als eine kühlere Betrachtung. Er bereitet das Erlebnis vor, indem er ihm die Richtung gibt. Man soll darum den Nutzen solcher Bücher nicht zu gering anschlagen. Zwar haben sie die bedenkliche Neigung, den Unkritischen widerstandslos in ihre Gefolgschaft zu nehmen. Aber dafür können sie im günstigen Falle ungemein fruchtbar wirken, denn sie führen auf direktem Wege in die Kunst. Zur Orientierung über die gesamte Dichtung der Zeit genügen sie dagegen keineswegs. —

Hierzu eignet sich vorerst die historische Betrachtung. Eine geschichtliche Darstellung der jüngsten Vergangenheit ruft zuerst wegen der Blicknähe erhebliche Bedenken hervor, weshalb denn auch die folgenden Autoren ihrem Unternehmen zum Teil ausführliche Rechtfertigungen vorausschicken. Jedenfalls beweist die Zahl dieser Versuche, daß die Wissenschaft die Notwendigkeit eingesehen und den Mut gefunden hat, ihre Disziplin praktisch auf die Gegenwart anzuwenden.

Die umfangreichste Schilderung der letzten Jahrzehnte gibt Albert Soergel in dem auf drei Bände angelegten Werke „Dichtung und Dichter der Zeit", wovon bereits zwei vorliegen. Der erste, allbekannte Band, der die Periode von 1885 bis 1910 umfaßt, erscheint soeben in einer völligen Umarbeitung, die sich von der älteren Ausgabe in mehrerer Hinsicht unterscheidet. Die Zahl der Autoren wurde vermehrt, eine Anzahl weit ausführlicher behandelt, und das Urteil, welches die Zwischenzeit über manche Erscheinung und die großen Bewegungen überhaupt gebracht hat, kommt zum Wort. Ebenso wurde das umfangreiche Bildermaterial revidiert. Aber auch in der neuen Gestalt möchte man diesen Band so wenig eine Literaturgeschichte nennen wie den zweiten („Im Banne des Expressionismus"), der bis 1924 reicht. Natürlich ist die zeitliche Ordnung in beiden gewahrt. Aber selbst die Tatsache, daß

größere und kleinere Richtungen und Gruppen zusammengestellt und interpretiert werden, braucht uns von jener Ansicht nicht abzubringen. Die einleitenden und verbindenden Aufsätze geben mehr Darstellung der Programme als historische Analyse und Abstraktion. Auch treten diese Abschnitte durchaus hinter die Darstellung der Dichter und Dichtungen zurück. Was diese anbetrifft, so kann man — von einem gewissen Niveau an — wohl von Vollständigkeit der Behandlung nach Zahl und Umfang reden. Ja, die Ausführlichkeit der Behandlung steht bisweilen in keinem Verhältnis zur Unbedeutendheit des Autors. Wenn man will, kann man also wenigstens von einer vorwiegend beschreibenden und darstellenden Literaturgeschichte reden. Als Nachschlagewerk, als Informator über irgendeine Erscheinung der letzten zwei Generationen steht Soergel einzig da. Auf die Bewertungen, die er gibt, darf sich der Bibliothekar allerdings nicht verlassen.

*

Die verwirrende Vielfältigkeit der Gestalten und Tendenzen in der neuesten Literatur erweckt im Betrachter das Verlangen nach innerer Ordnung, Überblick und geistiger Durchdringung. Wir können hier vier Bücher nennen, welche diesem Bedürfnis dienen wollen. Alle verfahren nach der gleichen Methode, Literaturgeschichte im Zusammenhang mit oder überhaupt als Geistesgeschichte zu behandeln. Dichtung, setzen sie voraus, ist der feinste Ausdruck eines veränderten Zeitgeistes; der Dichter erfüllt den Willen seines Zeitalters; ein neuer Menschentyp, eine neue Formenwelt ist die Folge. Tatsächlich lassen sich auf diesem Wege mancherlei Aufschlüsse über das Wesen moderner Poesie gewinnen.

In der Durchführung sind die Arbeiten nicht gleichwertig. Am wenigsten befriedigt Stammlers kurzgefaßte Literaturgeschichte. Es mangelt ihr an Plastik. Die allgemeinen Wesensbestimmungen haften nicht, da sie sich nur obenhin bewegen. Was soll man mit so unbestimmten Hauptbegriffen wie Herrschaft der Materie, Kampf zwischen Materie und Form, Problematik des Geistes anfangen, solange sie keine genügende Grundlegung erfahren? Das Wesen der drei Etappen Naturalismus, Neuromantischer Übergang, Expressionismus ist mit jenen Formen gewiß nicht entscheidend getroffen. Besonders die geistesgeschichtliche Ableitung des Expressionismus erweist sich als unzureichend. Ebenso die Auslegung Strindbergs. Dazu kommt, daß Stammler in Auswahl und Urteil allzu gern den literarischen Tageskursen folgt. Ebenso wundert man sich, wenn er die alte unfruchtbare Technik an-

wendet, in einem knappen Rahmen zahllose Einzelcharakteristiken aneinanderzureihen. Das gibt solche Beispiele: „G. Landauers Buch ‚Skepsis und Mystik‘ (1903) ist symptomatisch für die neue mystische Welle, welche Romane wie J. Schlafs ‚Drittes Reich‘ (1900) oder Holländers ‚Weg des Thomas Truck‘ (1902) auf ihrem Rücken an das literarische Ufer spülte. Schließlich verliert sich die Mystik im Okkultismus, und neben dem Expressionisten W. Hasenclever hat ihr auch der spätere W. v. Scholz in Novellen und Theaterstücken gehuldigt.“ Oder (im Anschluß an O. J. Bierbaum): „Diese Linie der seelenkündenden Erzählung wurde immer stärker betont, häufig trat die äußere Schilderung demgegenüber zurück. Der Schweizer W. Siegfried (geb. 1858) schreibt Novellen, die auf realistischer Grundlage ewigmenschliche Konflikte und seelische Entwicklungen widerspiegeln, voll von plastischer Gegenständlichkeit, die aber doch auch vertiefte Lebensauffassung und starke Innerlichkeit aufweisen. Gleich ihm ist ein Typus des auswählenden Impressionismus sein Landsmann J. Boßhart (1862—1924), welcher von Gottfried Keller seinen Weg nimmt, aber mit Herzensgüte das große Verzeihen lehrt, bodenständig und doch über enge Landsmannschaftlichkeit hinausgreifend“ usw. Die Proben werden genügen. Dem Belesenen gibt Stammler keinen Begriff, dem Unbelesenen keine Vorstellung.

Walzels Büchlein über „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ möchte man nicht betrachten, ohne noch einmal an die bekannte größere „Deutsche Dichtung seit Goethes Tod“ zu erinnern. Dieser erste umfassende Versuch, die deutsche Dichtung bis zur jüngsten Zeit als Geist- und Formwandel zu durchdringen, führt in zweiter Auflage bis 1920 und ist seitdem nicht fortgeführt worden. Die neue Arbeit berücksichtigt nun wohl die Ergebnisse der folgenden fünf Jahre, aber es ist nicht etwa eine einfache Fortsetzung der alten Arbeit, sondern zugleich eine Kürzung und macht in dieser Gestalt nur den Anspruch einer Übersicht. In einer vorangestellten einfachen Skizze der allgemeinen Entwicklungslinien holt es lediglich bis zum Naturalismus aus, behandelt danach Nietzsche und George, als die eigentlichen Bahnbrecher eines neuen Zeitalters, ausführlicher und führt weiterhin unter dem Thema „Jüngster Aufruf zum Geist“ eine begrenzte Anzahl Vertreter der modernen Dichtung an. Ein Schlußkapitel über neue Formen und Stoffe versucht eine schwache Zielbestimmung in die Zukunft hinein. Der geringe Umfang, welcher der Arbeit im Rahmen der deutschkundlichen Bücherei vorgeschrieben war, hat den Vorteil, daß das allgemeine Bild sehr vereinfacht vor Augen tritt. Damit ist zugleich das Hauptstück der „Deutschen

Dichtung seit Goethes Tod", das Kapitel „Die Entwicklungsbahn" im wesentlichen überholt, ohne daß noch einmal die dort angeschlossene, ausführliche Einzeldarstellung wiederholt wird. Wer eine sehr knappe geschichtliche Überschau sucht, mag vorerst einmal zu dem kleinen Buche greifen[1].

Eine gründlichere, immer noch objektiv historische Darstellung bis in die letzten Jahre findet man in Naumanns und Marholz' gleichlautenden Arbeiten „Deutsche Dichtung der Gegenwart", die zugleich Walzels obenerwähnte größere Literaturgeschichte überholen. Wie Walzel beschränken sie sich — ihrem kritischen Instinkt folgend — auf eine repräsentative Auswahl. Ebenso beweisen sie eine große Liberalität den widerspruchsvollsten Erscheinungen gegenüber. Zumal Naumann geht mit vorbehaltloser Einfühlung außerordentlich weit. Jedenfalls ist bei allen drei Verfassern der entschiedene Wille anzuerkennen, die Moderne aus ihr selbst, also nicht aus einem außerhalb liegenden Standpunkte zu verstehen und ihr nach Kräften objektiv gerecht zu werden. Man muß ihnen nicht gerade Optimismus vorwerfen, weil sie den Glauben haben, daß die neuere Dichtung ihren Weg notwendig gehen mußte und daß bei allen Irrungen auch sinnvolle Wege beschritten wären, wennschon die Krisis noch nicht vorüber sei. Aber sie erheben nicht Klage und Vorwurf. Schließlich stimmen sie in bezug auf die methodischen Grundanschauungen weitgehend überein. Trotz begrifflich verschiedenartiger Fassung sehen sie in den letzten Epochen dieselben uralten Bildungsmächte am Werk. Walzel zeigt in seiner deskriptiven Weise, wie klassisch-romanischer und gotisch-germanischer Formwille um die Vorherrschaft ringen. Naumann sieht über die Unzahl der Richtungen hinweg die große Auseinandersetzung zwischen Realismus und Romantik, so nämlich, daß Naturalismus und Impressionismus als der konsequente Ausgang einer vierhundertjährigen Erbschaft erscheinen, worauf in den letzten 20 Jahren ein wirklich grundlegender Umschwung, Negierung des individualistischen Geistes und der Renaissance, Einmündung in mittelalterliches Gemeinschaftswesen und gotischen Geist gefolgt sei. Diese Einsicht schwebt gleichsam über Naumanns Darstellung, ohne daß er sich auf ausführliche theoretische Analysen einläßt.

[1] Soeben ist Walzels Anhang zu Scherers „Geschichte der deutschen Literatur" (dieser Anhang stellt die kürzere Form der „Deutschen Dichtung seit Goethes Tod" vor) in neuer Bearbeitung erschienen unter dem Titel: Die deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart. (Mit einer Bibliographie von Josef Körner. 5. Aufl. Berlin 1929, Askanischer Verlag. 238 Seiten. Preis geb. 9.— RM.) In dieser Fassung ist das oben besprochene Heft „Deutsche Dichtung der Gegenwart", das uns an sich brauchbarer scheint, mit aufgegangen.

Es kommt ihm vorwiegend darauf an, den Wandel der Form neben dem Wandel des Geistes festzustellen, weshalb auch die drei Gattungen Drama, Roman und Lyrik getrennt behandelt sind. Innerhalb dieser zieht er die Linien von Erscheinung zu Erscheinung.

Mahrholz fundiert im Grunde nicht anders als Walzel und Naumann, wenn er die geistige und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts als eine Folge von Kämpfen und Wiedergeburten derjenigen Bildungselemente betrachtet, die am Beginne des Jahrhunderts standen: Aufklärung und Romantik. Mit methodischer Konsequenz führt er die Grundthese durch. In der Einleitung gewinnt er durch scharfe Analyse feste Ausgangspunkte und Handhaben. Er beweist weiterhin einen sicheren Blick für die entscheidenden Gestalten, und durch immer neue Untersuchungen klärt er die Verworrenheiten und entdeckt Sinnrichtungen. Mahrholz ist ein Denker, dem es weniger auf umfängliche Beschreibung als auf Enthüllung der geistigen Kräfte ankommt, als deren Wirkungsfeld er die Dichtung ansieht. Er denkt zu Ende und erreicht damit, was den Tatbestand anlangt, nicht nur literarhistorische, sondern kulturelle Klärung überhaupt. Dabei bewahrt ihn umfängliches Wissen vor spekulativen Verstiegenheiten. So zieht er zum Beispiel die ausländische Literatur zu seinen Ableitungen viel ausgiebiger heran als es Naumann tut. Oder er hält sich am gegebenen Platz an die veränderten soziologischen Grundlagen der modernen Kunst. In keinem Falle kann man sagen, er vergewaltige die Dichter im Interesse des Schemas. Die methodische Folge ist innerhalb der drei Hauptgruppen (Naturalismus, Neuromantik, Expressionismus) ganz ähnlich: Ideenwelt — neue Formen — europäische Ahnherren — schöpferische Gestalten der Richtung — die Generation — Ergebnisse der Bewegungen. Doch wiederholt sie sich nicht schematisch. Die Neuromantik z. B. wird durch das Zwischenspiel Wedekind und die Boheme und das Zwischenspiel des Neuklassizismus folgerichtig variiert, und vor den Expressionismus rückt der wichtige Aufsatz über „Strindberg und die Lebensform der Moderne“. In diesem außergewöhnlich anregenden Kapitel z. B. sehen wir den Strindberg, der — aus Mangel an seelischem Gleichgewicht — durch Psychologie, Liebesromantik, Enttäuschung und Mißtrauen hindurch zum Nihilismus und Ressentimentchristentum gelangt, als den Prototyp des neuen Dichters und Menschen. Gleichzeitig gibt Mahrholz eine Kritik des modernen Lebens überhaupt in seiner Verarmung, Schiefheit, Fragmentarik und Zermürbtheit. Nunmehr versteht man den Expressionismus (der übrigens in Teilrichtungen zerlegt wird) leicht

als das „Offenbarwerden des Weltgewissens auf allen Gebieten des Lebens“ und als ein Suchen nach neuen Grundkräften und Idealen.

Man ist überrascht davon, wie in Mahrholz' Interpretation zahlreiche Widersprüche sich glatt lösen und die Dichtung der Gegenwart zuletzt als ein zwar kompliziertes, aber gleichwohl durchsichtiges Kraftfeld erscheint. Selbst die außenseitigen Einzelgänger fügen sich verhältnismäßig leicht ein. Selbstverständlich kommt eine so durchgreifende Bewältigung auch zu unkonventionellen, für einen kritischen Leser nicht gerade überraschenden, aber um den geltenden Kurswert erfreulich unbekümmerten Einschätzungen nach Wesen und Funktion (z. B. Thomas Mann), wenngleich er an anderen Stellen Autoren Bedeutung beimißt, die sie schwerlich erweisen werden (Wassermann, Molo).

Doch darf man ein so weitzielendes Buch nicht auf jede Einzelheit festlegen. Sein besonderes Verdienst besteht darin, daß es bei aller wissenschaftlichen Objektivität wirklich hält, was es eingangs verspricht: dem Leser ein Leitfaden durch die moderne Literatur zu sein. Es führt ihn auf einen Standpunkt, von wo aus er das Gebiet deutlich überblicken kann. Es ermöglicht ihm eine gründliche Orientierung, aber es überläßt ihm selbst, die notwendige und nützliche Auswahl zu treffen, d. h. es trifft keine kulturpolitischen Entscheidungen und Wegbestimmungen.

*

Objektivität ist gut zur Besinnung. Wenn aber unser Wissen nicht tot sein soll, müssen wir es anwenden. Wir müssen uns klarmachen, daß die Dichtung auf die verschiedenen Volksschichten, auf Männer und Frauen, Jugend und Ältere, auf die verschiedenen Klassen Wirkungen ausübt und daß diese Wirkungen in einem Verhältnis zu der Wirksamkeit anderer, wirtschaftlicher, politischer, geistiger Mächte stehen. Wir werden verhängnisvolle Wirkungen feststellen und einsehen, daß uns eine absolute Toleranz nicht weiterbringt; und wir sollten wissen, daß jedes Weiterleben den Tod des Unfruchtbaren und die Pflege des Fruchtbaren verlangt. Es gilt, wie von der Leyen sagt, „in den aufbrandenden Kämpfen der Zeit die bleibenden und gestaltenden Mächte zu erkennen und für die Zukunft zu retten“. Das ist angesichts der heutigen Not und Verwirrung eine dringende Aufgabe, ein Appell an das soziale und pädagogische Verantwortungsgefühl. Wir müssen — im Interesse des Werdenden — abwägen und mitwirken. Und wir sind überzeugt, daß dies noch nicht durch allgemeine politische Stellungnahme geschehen ist, denn hier wird innerhalb aller Lager gefehlt.

Die Entscheidung über wertbringendes oder destruktives Schrifttum

wird natürlich nicht einstimmig ausfallen. Aber ist nicht schon genug gewonnen, wenn das Starke, Ernste, Ehrliche in jedem Falle vom Mangelhaften, Verantwortungslosen, Gemeinen geschieden ist? Denn gerade dieses übt den verwerflichsten Einfluß aus, während jenes, so gegensätzlich es auch sein mag, doch zu einer ehrlichen Auseinandersetzung und gegenseitigen Überwindung jederzeit geführt hat. Ohne entsprechende Gewissenhaftigkeit wird jede wertbestimmende Literaturbetrachtung fragwürdig und erfolglos bleiben.

Wir können von solcher Art nur drei Bücher aufführen. Adolf Bartels' bekannte, in neuer Auflage zuletzt 1922 erschienene „Deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart" genügt den erhobenen Ansprüchen nicht. Die Beurteilungen, die er nach dem „Charakter der Erscheinungen selbst, dann im Hinblick auf das Gesamtvolkstum" gibt, sind meist dürftig und vor allem einseitig, denn sie werden mehr im Hinblick auf ein völkisches Glaubensbekenntnis als auf die poetischen und geistigen Qualitäten gefällt. Hans Naumann urteilt sehr scharf: „An den großen Zusammenhängen, an den Problemen, geistesgeschichtlichen Grundlagen wird mit rührender Unkenntnis und Unzulänglichkeit vorübergegangen." Und es ist nicht zu bestreiten, daß Bartels in seinem Eifer zu den bedenklichsten Mißverständnissen und Fehlurteilen kommt. Als ein pädagogischer Führer durch die neuere Literatur ist er darum nicht zu empfehlen. Hingegen gilt er wohl als der zuverlässige Grundriß (im Sinne Goedekes), der er daneben auch sein will. Über alle Dichter und Unterhalter seit 1850 findet man dort die notwendigsten Daten und Literaturangaben. In dieser Richtung liegt seine Verwendbarkeit.

Im übrigen ist der Darstellung Bartels' Friedrich von der Leyen's „Deutsche Dichtung in neuer Zeit" vorzuziehen. Hier versucht einmal ein Vertreter der älteren Generation eine kritische Behandlung der modernen Literatur. Reiche Kenntnisse, großer Ernst und wirklicher Kunstsinn geben ihm zweifellos das Recht dazu. Er geht nun einer doppelten Aufgabe nach. Daß er zunächst, ähnlich wie Naumann oder Mahrholz, die Dichtung aus sich begreifen will, versteht sich eigentlich von selbst. Hinzu kommt nun noch die Prüfung vor dem Tribunal deutscher Art und Kunst. Besinnung auf deutsches Wesen und Volkstum ist Leyens besonderer Standpunkt, aber er ist keineswegs so eng rassenvölkisch wie bei Bartels. Immerhin verhält sich Leyen gegen den größten Teil der Moderne ablehnend oder reserviert, nicht ohne Grund, freilich auch manchmal nur aus Konservativismus. Ein Vergleich mit Naumanns Ergebnissen ist lehrreich. Naumann faßt am Schluß seiner Arbeit zusammen: „Kein Zweifel, die Kunst . . . hat ein Ethos bekom-

men und hat sich wieder in den Dienst der Menschlichkeit gestellt. Zur Güte überreden will die Kunst, und eine neue tiefere Schönheit strahlt aus ihr.“ Es scheint, „als wollten sich Wege zeigen, die zu einer neuen, wirklichen Blüte unserer Dichtung führen könnten. Umkehr und Einkehr sind endlich wieder am Werke. Verjüngung wurde erstrebt und zuwege gebracht“. Das ist beinahe bedingungsloses Mitgehen und etwas mehr als guter Glaube, denn diese Charakteristik trifft nur auf ganz wenige zu. Sieht man auf die breite literarische Wirklichkeit, dann gewinnt man einen andern Eindruck, und Leyens heftige Vorwürfe scheinen nicht ganz aus der Luft gegriffen: „Wir sind nun am Ende unseres Weges durch den Irrgarten der neuen deutschen Dichtung. Nicht oft hat sich in ein Menschenalter deutschen Schrifttums soviel Entblößung und Verzerrung, soviel Widriges und Entartetes zusammengedrängt. Mangel an Gefühl für Verantwortung, an Erziehung und Durchbildung, an künstlerischer Potenz, an Scham, Verwirrung der Künste und Versündigung an ihnen, Selbstbeschmutzung und Erniedrigung, Umstürzlereien und Zersetzungen, ein Kultus des Kranken und des Krankhaften, Überzüchtung und Überreiztheit, Jagd nach Sensationen, ungezügelte Genußsucht, Übertreibung geschlechtlicher Werte, feminine Schwäche, Hysterie und Ressentiment, Aufgeben des Ich, Unstete und Heimatlosigkeit, ratloses und zielloses Umhertreiben, eilfertiges, flaches, unwissendes Gerede, unflätige Angriffe und pöbelhaftes Auftreten, Selbstbetäubung, Verzweiflung und Zusammenbruch, Überwuchern des Geschäftlichen, Amerikanismus, Übermaß von Betriebsamkeit: allzuoft haben wir solche harten Urteile aussprechen müssen. An dem Unglück, das Deutschland betroffen hat, trägt die deutsche Dichtung eben für immer einen schweren Teil der Schuld.“ Schwärzer läßt sich nun das Bild kaum malen. Ob er sich immer an die richtige Adresse wendet, d. h. ob er nicht auch Ursache und Wirkung verwechselt, bleibe dahingestellt. Überdies klingen die Anschuldigungen in dieser Zusammenfassung viel heftiger als am einzelnen Platze. Man muß der Gerechtigkeit wegen sagen, daß sich Leyen der Einsicht von der Notwendigkeit des Expressionismus und von dem Werte einiger seiner Ergebnisse nicht völlig verschließt. Zuletzt darf man sich nicht wundern, daß vom Standpunkte des klassischen und nationalen Bildungsideales aus, an dem Leyen bei aller Freiheit der Betrachtung zuletzt doch orientiert ist, die Moderne auch in ihren zukunftskräftigen Erscheinungen nicht allzu gut wegkommt. Wir glauben nicht, daß wir mit jenen Idealen allein unser Volksschicksal meistern werden, und wir widersprechen der Ansicht, daß es Aufgabe der Kunst sei, ihnen direkt und vorwiegend zu

dienen. Wir wissen nur, daß wahre Dichtung das Beste ihres nationalen Ursprungs jederzeit an sich und in sich trägt. Wenn wir aber den Sinn frei genug auffassen dürfen, dann wünschen freilich auch wir mit Leyen: „Vielleicht führt unsere neue Dichtung uns doch einmal in ein Deutschland, reiner und besser als unser Deutschland ist."

Noch eins kommt der Arbeit Leyens zugute, sie ist frisch, kräftig, oft leidenschaftlich geschrieben, angriffslustig mit offenen Waffen. Dem entspricht die freie, unsystematische Anlage der Kapitel, die Ausfällen jederzeit Gelegenheit gibt. Und er klopft manchen Autoren genugsam auf die Finger, die sonst für große Geister gelten möchten. Als kritischer Aufruf, als Gegenstück zu den anderen, mit der Moderne sympathisierenden Darstellungen wird das Buch seinen Zweck am ersten erfüllen.

Auch Witkops „Deutsche Dichtung der Gegenwart", unser letztes und für den Volksbibliothekar wichtigstes Buch, ist eine wertende Darstellung. In der Auswahl beschränkt sich der Verfasser noch mehr als die zuletzt angeführten, aber er stößt durch zu einem beständigen, über die Zeiten hinweg gültigen Kriterium. Abstammungen, Kraftrichtungen, Ideen und Formenbeziehungen zu erkennen, ist zweifellos nötig, um Ordnung in eine unübersehbare Menge zu bringen. Die Berechtigung oder Verwerflichkeit einer bestimmten Richtung gewissermaßen durch Ideenauseinandersetzung frei zu entscheiden, wird selten ohne Anmaßung möglich sein. Und wir sollten aus der Geschichte der geistigen Revolutionen gelernt haben, daß die Zukunft immer anders entschieden hat, als eine Gegenwart erwartete. Auch die Berufung auf deutsches Wesen bietet keine ausreichende Grundlage. Schließlich zielen beide Urteilsweisen oft lieber auf außerpoetische Angelegenheiten als auf die poetischen selbst.

Witkop hält sich nicht an die besonderen, einmaligen inhaltlichen und formalen Probleme, er geht aus auf das Werk, die Person selbst, auf den Sinn und die Wirksamkeit, und zwar in Bezogenheit auf die urewige Funktion, welche Dichtung überhaupt im Rahmen menschlicher Gemeinschaften ausübt: Ausdruck und Gestaltung von Lebensformen.

In einem kurzen Versuch stellt er fest, wie im letzten Jahrhundert eine ungeheure Umwälzung Europas, eine Entwurzelung und Zersetzung seiner Lebensformen vor sich gegangen ist und wie auch in Deutschland — nach dem Verlust der religiösen Gemeinschaft und nach den gescheiterten Versuchen, eine philosophische oder politische zu erreichen — Industrie und Kapitalismus alle übrigen ursprüng-

lichen Gemeinschaftsgebilde größtenteils zersprengt haben: Gemeinschaft des Ortes, der Familie, Nachbarschaft, Genossenschaft. Die organische Gesellschaft ward in eine mechanische verwandelt. „Im rücksichtslosen Fortschritt der mechanischen Arbeitsteilung büßt die Arbeit ihre sittliche Befriedigung ein. Der Mensch verliert seinen metaphysischen Eigenwert, er wird zu einem bloßen Rad an diesem ungeheuren Mechanismus, der nicht mehr der Erfüllung eines religiösen Ideals, eines ewigen Menschheitszieles dient, der aus sich selber läuft und sich selber als Ziel setzt.“ Zumal seit der Krieg die Schuld einer ganzen seelenlosen Epoche offenbart hat, hört man über den stürzenden Formen nach einem neuen Gehalt rufen. In einem kulturellen Kampf um neue Lebensformen erkennt Witkop die Aufgaben der Zeit, und in der Betrachtung, wie ihre Leiden, Kämpfe, Hoffnungen in der Dichtung der Gegenwart Gestalt gewonnen haben, erblickt er die Aufgabe seines Buches.

Entsprechend ihren verschiedenartigen Beziehungen zur Gemeinschaft sind die drei Dichtgattungen getrennt behandelt. Epik setzt Gemeinschaft voraus. „Ein Epiker ist undenkbar ohne Volks- und Heimatzusammenhang.“ Und alle großen Epiker sind nur Gestalter ihres Volkes in allen seinen Formen. Um zu zeigen, wie unter Auflösung der Gemeinschaften epische Kunst bedroht ist, wählt er das Beispiel des Schweizer Romanes aus, weil hier die Probleme gedrängter und übersichtlicher erscheinen. Mit welcher meisterlichen Sicherheit er, nach einer kurzen Ableitung von Gotthelf über Keller und C. F. Meyer, die neueren Erzähler Spitteler, Huggenberger, Boßhart, Möschlin, Heer, Zahn, Federer, Ilg, Kurz, Schaffner, Steffen zeichnet, auslegt und placiert, läßt sich freilich ohne Einzelheiten hier nicht wiedergeben. Ähnlich wird danach die etwas schwierigere Situation des deutschen Romans erleuchtet. Thomas und Heinrich Mann, Keyserling, Schnitzler, Rosegger, Thoma, Stehr, Hesse, Strauß, Schäfer, Wassermann, Ricarda Huch sind in knappen sachlichen und zugleich das ganze Wesen enthüllenden Porträts vorgestellt. „Epiker sein“, steht in dem Kapitel Wassermann, „heißt: nicht einen Stoff wählen, sondern von ihm gewählt werden, ... heißt: der Exponent eines Völker-, Stammes- und Zeitenschicksals sein.“ Und am Schlusse ist gesagt: „Aber dies Menschentum, diese Liebe ist bei Wassermann nur ein Wille, keine ausbrechende Notwendigkeit. Er ist Dostojewski ohne seine Metaphysik, ohne seine vulkanische Seelengewalt. Er ist die bloße Grimasse Dostojewskis. — So zerfällt der umfassendste Versuch eines heutigen Zeitromans in eine rohe Fülle greller Einzelbilder. Eine Phantasie, die

weder durch innere noch äußere Lebensformen der Zeit gehalten wird, geht im peinlichen Rohstoff unter."

Die andersartige Funktion des Dramas bestimmt Witkop von der Einsicht her, daß im Hintergrunde des Dramas immer bestimmte Wert- und Weltanschauungen stehen und daß es an ihnen gegebenenfalls, in Verbundenheit mit den gesamten ideellen Mächten seiner Zeit, mitschaffen kann. Lyrik dagegen, als Form der Persönlichkeit, erlaubt dem Dichter weitgehende Unabhängigkeit des Schöpferwillens. So folgt, daß die Ergebnisse der beiden Gattungen unter verschiedenen Blickpunkten betrachtet werden müssen. Die dramatische Situation wird im wesentlichen an folgenden Beispielen sondiert: G. Hauptmann, Wedekind, Schnitzler, Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Eulenberg, Sternheim, Kaiser, Paul Ernst, W. v. Scholz, Gött, Unruh. Hat man nicht längst den Eindruck gewonnen, daß sich die Modernen vom Grundwesen des Dramas entfernen? „Die Jüngeren erleben einseitig, subjektiv, nur vom Gefühl oder Intellekt aus, und so kommt es nur zu lyrisch-balladesken oder dialektischen Spannungen." Und fühlten wir nicht längst, daß uns die Lyrik die ersten reinen Geschenke der ungeheuren Wende gebracht hat? „So kann in einer zersetzten Zeit in Hinsicht der Lebens- und Weltanschauung der Lyriker zuerst zur reinen Form gelangen, als der Vorposten der neuen Menschheit. Und das Ringen um den neuen Menschen, um das Bürgerrecht einer neuen Menschheit stellt die Lyrik der letzten Jahrzehnte dar." (Betrachtet sind u. a. Conradi, Henckell, Dehmel, Zech, Werfel, Rilke, George.)

Statt allen Lobes sei dies Buch jedem, auch dem nebenamtlichen Bibliothekar zur Lektüre empfohlen. Er wird es gewiß nicht ohne Gewinn lesen. Die Darstellung ist von der wünschenswerten Kürze und Sachlichkeit, einfach und verständlich bei aller Konzentration, prägnant in der Sprache. Kein Gegenstand, spürt man in jeder Zeile, ist ohne die gründlichste Sachkenntnis und ernsthafteste Vorarbeit angefaßt. Die Undichtigkeiten also, die in jeder großen Literaturgeschichte unvermeidlich sind, trifft man hier nicht an. Hoffentlich gehen uns in Zukunft mehr solche brauchbaren Arbeiten zur Hand.

Dr. Walter Hoyer

Während der Drucklegung dieses Beitrages erschien das lesenswerte Heftchen von Paul Fechter „Deutsche Dichtung der Gegenwart". Den Hinweis darauf siehe am Schluß dieser Nummer. D. S.

Übersichtsliste

Arthur Friedrich Binz, Von Aufbruch und Untergang. Aufsätze über Dichter und Dichtungen. Heidelberg 1927, Hermann Meister. 95 Seiten. Preis 2.— RM.

Albert Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Mit 377 Abbildungen. 20. Auflage. Leipzig 1928, R. Voigtländer. 1062 Seiten. Preis geb. 26.— RM.

Albert Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit. Neue Folge: Im Banne des Expressionismus. Mit 342 Abbildungen. Leipzig 1926, R. Voigtländer. 896 Seiten. Preis geb. 24.— RM.

Wolfgang Stammler, Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Zweite Auflage. Breslau 1927, Ferdinand Hirt. 148 Seiten mit 32 Bildnissen. Preis geb. 3.50 RM. (Jedermanns Bücherei.)

Oskar Walzel, Deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 56 Seiten. Preis —.80 RM. (Deutschkundliche Bücherei.)

Oskar Walzel, Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod. Zweite Auflage. Berlin 1920, Askanischer Verlag. 527 Seiten. Vergriffen.

Hans Naumann, Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885—1924. Zweite Auflage. Stuttgart 1924, J. B. Metzler. 376 Seiten. Preis 2.50 RM.

Werner Mahrholz, Deutsche Dichtung der Gegenwart. Probleme, Ergebnisse, Gestalten. Mit 4 Porträts. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 536 Seiten. Preis geb. 6.50 RM.

Adolf Bartels, Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart. (Die Alten und die Jungen.) Ein Grundriß. Neue Auflage in drei Teilen. Leipzig 1922, H. Haessel.
Erster Teil: Die Alten. 360 Seiten. Preis geb. 5.50 RM.
Zweiter Teil: Die Jüngeren. 278 Seiten. Preis geb. 5.— RM.
Dritter Teil: Die Jüngsten. 260 Seiten. Preis geb. 5.— RM.

Friedrich von der Leyen, Deutsche Dichtung in neuer Zeit. Zweite, veränderte Auflage. Jena 1927, Eugen Diederichs. 422 Seiten. Preis 8.50 RM.

Philipp Witkop, Deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig 1924, H. Haessel. 208 Seiten. Preis geb. 4.50 RM.

Die Buchkritik

Die folgenden Ausführungen finden sich im „Tagebuch“ vom 6. April, 10. Jahrgang 1929, S. 562 ff., Heft 14. Wir bringen sie — wenig gekürzt — mit Erlaubnis des Verlags und des Autors als ein treffendes Beispiel für die „Kritik der Kritik“, die heute nicht nur von literar- und volkspädagogischer Seite aus, sondern auch aus den Kreisen der Kritiker selbst immer stärker erfolgt. Die Frage der volkspädagogischen Buchkritik hoffen wir demnächst in den „Heften“, auch nach der grundsätzlichen Seite hin, zur Erörterung bringen zu können. D. S.

Es ist ein Buch von Hemingway in deutscher Übersetzung erschienen, es heißt „Fiesta“, und das ist sein Inhalt: ein Mann und eine Frau lieben einander, doch das Unglück steht über ihnen, denn er ist impotent. Immer zueinandergezogen, sind sie glücklich, beisammen zu sein, und doch auch immer wieder unglücklich. Im Mittelpunkt ihres Lebens getroffen, sind sie selbst ohne Mittelpunkt; sie wissen nichts mit sich zu beginnen, und so beginnen sie zu bummeln und zu trinken; immer sind sie besoffen, immer lustig und übermütig, aber es ist eine melancholische Lustigkeit, ein tragischer Übermut. Die Frau, um den Trieb wenigstens zu befriedigen, treibt unbefriedigt von einem Mann zum andern. So taumeln sie durch die Welt. Das Ganze spielt teils in Paris, teils während einer Fiesta, und im Kreise der Pariser amerikanischen Boheme, die auf diese Art zugleich in amüsanter Weise geschildert ist.

Die Erzählung hatte mich interessiert, und kurze Zeit, nachdem ich sie gelesen hatte, kam mir zufällig in einer Tageszeitung eine Kritik über das Buch vor die Augen. Hat es dem Mann auch so gut gefallen wie mir? denke ich und lese sie. Ja, es hat ihm auch so gut gefallen, aber ich staune —: er erzählt den Inhalt und erzählt von besoffenen Leuten und von der amerikanischen Boheme und von der Fiesta und von dem und jenem, aber von dem eigentlichen Konflikt, von der Liebe der beiden und der Impotenz des Mannes, also vom eigentlichen Inhalt kein Wort. Merkwürdig, denke ich, aber was kümmert's mich! Doch nach paar Tagen finde ich eine zweite und bald danach eine dritte Besprechung, und beidemal: Suff, Boheme, Fiesta, aber dasjenige, was Rückgrat und Herz des Buches ist, eben jene Verkettung, es wird gar nicht erwähnt, als wäre der Inhalt wirklich nur die Schilderung betrunkener, bummelnder Leute. Ich werde stutzig: ich begreife es nicht. Sollte ich am Ende etwas in das Buch hineingeträumt haben, was gar nicht in ihm ist? oder aber hat vielleicht der Autor zwar versucht, etwas zu gestalten, ohne daß es ihm geglückt wäre, und nur ich habe noch aus dem mißlungenen Werk seine Absicht erraten? Die dritte Möglichkeit, daß die drei Kritiker Kretins sind, habe ich gar nicht in Betracht gezogen. Immerhin, sobald ich eines Menschen habhaft werden konnte, der „Fiesta“ kannte, mußte er mir seinen Inhalt erzählen: und er begann so: „Da ist ein Mann, der liebt eine Frau, aber er ist impotent —“. Genug! sagte ich, und seit damals hatte ich, denn es schien mir gar zu merkwürdig, eine Nebenbeschäftigung: von jedem Freund und Bekannten, der das Buch gelesen hatte, ließ ich mir dessen Inhalt erzählen, andererseits las ich aufmerksam alle Kritiken, die mir in die Hand kamen, und zum Schluß, um ganz gewissenhaft zu sein, bat ich den Verlag um Einblick in sein Kritikenbuch. Und hier ist das Ergebnis: von allen Privatmenschen hat keiner das Buch anders verstanden als ich, ja keiner begriff, daß man es anders verstehen könnte als wir. Von den 57 Kritiken aber, die

bisher in Deutschland erschienen sind, haben drei das Problem, den Konflikt, den Kern erfaßt, sechs haben vom Eigentlichen nur nebenbei gesprochen, alle anderen, es sind also 48 — Boheme, Suff, Fiesta — haben, was Mitte des Buches ist und sein eigentlicher Inhalt, überhaupt nicht erwähnt, überhaupt nicht gesehen. Das ist das Resultat.

Und was ist das nun? Wie ist es möglich?...

Nun, vielleicht haben jene Kritiker dieses Buch „Fiesta" gar nicht gelesen? Doch, sie haben es gelesen; es ist daran, was sie von ihm wissen, zu erkennen. Eines allerdings muß gesagt werden: zwar ist die Tatsache der Impotenz Voraussetzung und Motor des Buches, ohne sie wird es sinnlos, sie gibt der Erzählung und vor allem allen Szenen zwischen den beiden Liebenden erst den Atem, aber diese Tatsache ist mit Zartheit behandelt, sie ist nicht mit vielen Worten besprochen, kurz, sie ist, ebensowenig wie im Titel, in der Erzählung plakatiert. Und das eben ist es: sie können Bücher nur noch lesen, als wären es Plakate. Es ist die Verdummung, die nur Schlagzeilen aufzunehmen vermag, die an allem vorbeigeht, was sich nicht eignet, in harte Schlagwortmünze geschlagen zu werden: also an allem Fließenden, an allem Atmosphärischen, an allem Dichterischen. Sie sehen nicht, was nicht klotzig, sie hören nicht, was nicht Geschrei ist, sie erspüren nicht die geistige und seelische Substanz eines Werkes und wollen nichts anderes als für alles eine große und deutliche Etikette. Deshalb und weil sie nicht das Talent haben, das Individuelle wiederzugeben, vergleichen sie so gern, und je mehr Bücher sie in sich gefressen haben, desto mehr vergleichen sie, und sind wie die Menschen, die dem kleinen, blonden Herrn A. sagen: „Ach, wie Sie dem Herrn B. ähnlich sehen!" Dieser Herr B. ist nämlich auch klein und blond. Eine Katze, die keine Glocke umgehängt hat, ist ihnen keine Katze, und zum Schluß werden sie die Katze mit einem Kirchturm vergleichen, weil beide läuten.

Es kann nicht der Zeitmangel schuld sein, denn es erfordert im allgemeinen nicht mehr Zeit, ein Buch zu verstehen, als es mißzuverstehen, es ist vielmehr der verschleierte Blick des Instinktlosen, der nur die gröbsten Umrisse wahrnimmt und meint, das Ding mit seinem Kern gepackt zu haben. Und so kommt es dann, daß sie schreiben und werten und wägen, und dabei haben sie noch nicht einmal — man denke! — haben noch nicht einmal den Inhalt kapiert! Fehlt nicht jedem dieser 48 auch die minimalste Voraussetzung für die Ausübung ihrer Tätigkeit? Ist nicht jeder von ihnen wie ein lahmer Tänzer?

Ein Buch ist mißverstanden worden — ist's denn ein so großes Malheur? Nein, das ist es nicht, aber diese 48 Leute, die es mißverstanden haben, schreiben auch sonst Kritiken, entscheiden auch sonst über das Schicksal von Büchern, und die Zahl 48 ist groß genug, besonders im Verhältnis zu jener anderen Zahl drei, daß man einen Schluß ziehen kann auf den allgemeinen Zustand der heutigen Buchkritik. Die Kunst ist eine der wenigen großen Emanationen eines Volkes, wenn aber ihre Produkte gewertet, eingeteilt, gesichtet werden von Blinden und Tauben, dann kann es nicht anders kommen, als daß der Schreihals dem Dichter vorgezogen wird und der Konjunkturjunge, der ein recht knalliges Plakat vor sich herträgt, dem Denkenden und Erlebenden.

Wenn ich aber jene, die das Buch von Hemingway richtig verstanden haben, gefragt hätte: „Warum schreiben Sie denn keine Kritiken?" — ich weiß ganz genau, was jeder von ihnen geantwortet hätte; er hätte gesagt: „Wie? Ich? Kritiken? Um Gottes willen! Wie käme ich denn dazu? Das kann ich doch nicht!" Und er hätte recht, er könnte es wirklich nicht: aus

Scheu, aus Angst, aus Respekt, aus Verantwortungsgefühl. Wer also schreibt dann die Kritiken? Nun, eben jene, die das Buch mißverstanden haben, jene mit dem Plakatblick. Und sie sind ja immer zur Stelle. Denn zu dieser Tätigkeit, die Geist, Nerven, lebendigste Empfindungen, Niveaugefühl, Bildung, Kunsterfahrung verlangt, zu dieser verantwortungsvollen Tätigkeit haben alle Zutritt: Burschen von zwanzig Jahren, deren Väter Geld genug haben, ihre Söhne in den Bereich der Kunst zu entsenden, Burschen, die zu faul oder zu überheblich sind, auf bürgerliche Art ihren Lebensunterhalt zu verdienen, Burschen, denen jeder Beruf eine Eisscholle war, die ihnen unter ihren Füßen weggeschmolzen ist, und die sich nur auf dieses einzige ihnen erreichbare Festland retten konnten. Es ist zwar eine schmähliche Art, sein Brot zu verdienen, aber sie ist schnell gelernt; denn keines noch so gebildeten und gescheiten Menschen Fähigkeit, seine Gedanken zu äußern, kann so groß sein wie das Talent eines Dummkopfes, seine Dummheiten von sich zu geben...

Paul Kornfeld

Die Volkshochschule im Haus

Wieder einmal wird unter dem Schlagwort „Wissen ist Macht“ versucht, die häufig so unklaren Bildungswünsche der Vielen für ein Unternehmen einzufangen, das sachlich unzureichend ausgerüstet ist und pädagogisch zu fragwürdigen Mitteln greift.

Als vor nicht allzu langer Zeit der Verlag R. Max Lippold, Leipzig, ein mehrbändiges Werk „Die neue Volkshochschule“ herausbrachte, ist meines Wissens nur in einer führenden deutschen Tageszeitung gegen die hier versuchte Ausbeutung des geistigen Minderwertigkeitsgefühles breiter Volksschichten Stellung genommen worden[1]. Der Vorgang aber wiederholt sich, wird damit zum Symptom und fordert unseren Widerspruch heraus. Soeben erscheint im „Volkshochschul-Verlag“ Killinger, Nordhausen, ein dreibändiges üppig ausgestattetes Werk, „Die Volkshochschule im Haus“, als dessen Herausgeber Dr. Arthur Krause, Leipzig, zeichnet. Es ist für die Wirkung und für die Beurteilung dieses umfangreichen und kostspieligen Werkes gleichgültig, ob es aus einer bildungsreaktionären Haltung erwachsen ist oder nur aus einer hoffnungslosen Unkenntnis des heutigen Bildungsproblems — es bedeutet in jedem Fall einen beschämenden Rückschlag. Die hier geübte Geistesverwässerung und Stoffhuberei, mit dem Schlagwort „Wissen ist Macht“ natürlich nicht gerechtfertigt, verdient scharfen Protest nicht nur im Fachkreis der freien Volksbildung, sondern vor allen bildungspolitisch Interessierten und Verantwortlichen, zumal Herausgeber und Mitarbeiter der „Volkshochschule im Haus“ beamtete Pädagogen sind.

Das Werk ist auf etwa 3000 Seiten berechnet und mit noch mehr Bildern freigebig ausgestattet. Es kostet die respektable Summe von etwa 90 RM. Der erste der beiden Bände bewältigt Himmel, Erde und organische Welt, der zweite die Kulturentwicklung der Menschheit. Der dritte steht noch aus.

[1] H. Hauser in der Frankfurter Zeitung, Anfang November 1928: „Eine gute Sache — eine schlechte Sache.“

Ein umfangreiches Inhaltsverzeichnis läßt erwarten, daß durchaus nichts Wissenswertes ausgelassen worden ist. In welchem Maße aber der Quantität geopfert worden ist, ergibt sich schon bei flüchtigem Durchblättern. Ich gerate in die Kunstgeschichte, wo monumentale mittelalterliche Plastik in Miniaturformat erscheint. Nicht nur der Liebhaber erschrickt, wenn er bemerken muß, daß die meisterhafte bildtechnische Arbeit, die Langewiesche oder Cohen, die preußische Lichtbildstelle oder Walter Hege — um nur einige von vielen zu nennen — für ein geringes Geld leisteten, offenbar völlig vergeblich gewesen ist. Die heraufbeschworene Fülle des Materials sprengt jede vernünftige Anordnung: Die zu den einzelnen Abschnitten gehörenden Bilder sind, zum Teil schwer auffindbar, über den ganzen Band verstreut.

Bei näherer Prüfung stellt sich heraus, daß einzelne Beiträge einem bestimmten Anspruch vielleicht gewachsen sind. Das gilt vom ersten Band wohl in höherem Maße als von dem zweiten. Die Kritik aber hat das Recht, über diese wenigen positiven Einzelheiten hinwegzugehen und sich der Anlage und der Absicht des ganzen Werkes zuzuwenden. Denn das Werk tritt mit dem Anspruch der Einheitlichkeit auf.

Das Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes enthält 18 Titel. Die Grundsätze dieser Auswahl sind nicht ersichtlich. Das könnte Zufall sein, doch tritt die Leichtfertigkeit, mit der hier redigiert wurde, kraß heraus, wenn man Umfang und Wichtigkeit der einzelnen Gegenstände miteinander vergleicht. Es bleibt ein chaotischer Eindruck und die bedrückende Frage übrig, wie der suchende Laie einen Zugang in diese Unüberschaubarkeit finden soll.

Die „Entwicklung der Kultur“ beginnt natürlich mit der Philosophie und ihrer Geschichte. Auf 52 Seiten läßt sich immerhin eine Menge bringen, wenn man auf die indische, die vorsokratische und die mittelalterliche Philosophie etwa je eine Seite verwendet. Das ist noch viel, gemessen an der Neuzeit, in der beispielsweise Nietzsche mit sieben Zeilen rangiert. Seitdem ist die Philosophie übrigens zu Ende. Das Ganze ist eine geisttötende Aufzählung von Namen und von Begriffen, die unbegreiflich bleiben. D i e s e s Wissen ist offenkundig keine Macht. Die „Weltgeschichte“, die das Buch abschließt, spielt sich auf 130 Seiten ab, deren Druckfläche außerdem etwa zur Hälfte von Bildern in Anspruch genommen ist. Der kleine Ploetz, der manchmal recht nützlich war, sich aber sauber als eine „Gedächtnishilfe“ bezeichnete und auf jede stilistische Dekoration verzichtete, hatte immerhin 450 Seiten. Die „Weltliteratur“ scheint für die Herausgeber noch größere Bedeutung zu haben als die Weltgeschichte, hat man ihr doch 143 Seiten eingeräumt. Die „Baukunst“ begnügt sich mit einer sehr großzügigen Begriffsbildung, der sich eine förmliche Aufzählung berühmter Namen und Tatsachen aus der Baugeschichte anschließt. Für „Kulturgeschichte“ bleiben 40 Seiten, nachdem „Religionsgeschichte“ und „Kirchengeschichte“ den gleichen Spielraum erhielten. Die Aufzählung überwiegt durchaus; ein selbstzufriedener Historismus hat das Wort und verschüttet mit seinem Wust einige gute Beiträge.

Das Mißverhältnis zwischen Arbeitsabsicht und Umfang des Werkes einerseits und grundsätzlicher Besinnung andererseits ist grotesk. Ein Werk von 3000 Seiten rechtfertigt sich durch ein Vorwort von 13 Zeilen, dessen Problemlosigkeit beneidenswert ist. Natürlich kommt man ohne das Motto „Wer vieles bringt, wird jedem etwas geben“ nicht aus, wobei die Korrektur, die man sich mit dem klassischen Zitat erlaubte, immerhin bemerkenswert ist. Goethe war im „Vorspiel auf dem Theater“ bescheidener. Aber darum braucht

man sich nicht zu bekümmern, wenn man für Goethe knapp vier Seiten Text übrig hat.

Es wäre interessant, festzustellen, wieweit sich die zahlreichen Mitarbeiter in den Voraussetzungen und Grenzen ihrer Wissenschaft einig gewesen sind. Es ist kaum der Versuch gemacht worden, die vielen Überschneidungen der Themen zu vermeiden oder für eine gemeinsame Begriffsbildung, für einen Austausch der Ergebnisse auszunutzen. Die historischen Beiträge, aus vielen Händen stammend, stehen fast beziehungslos nebeneinander.

Damit sind wir beim Grundsätzlichen: Die Richtungslosigkeit des Ganzen ist erschütternd. Sie ist Symptom. Es ist die gleiche Richtungslosigkeit, die der „Tag des Buches" als eigentliche Krise der Buchproduktion allgemein hat offenbar werden lassen. Diese Krisis konzentriert sich hier in einem einzigen Werk. Diese Richtungslosigkeit ist weiterhin bezeichnend dafür, wie sich der Bereich des Buches, des Gelehrten und wohl auch der Schule heute gegenüber dem Leben des Volkes isoliert. Das Buch läßt in der Tat das Volk im Stich[1]. Diese Richtungslosigkeit gibt sich als Systematik aus und bewertet infolgedessen tausend Kleinigkeiten ebenso wie grundlegende Erkenntnisse. Ist das schon lebensfern, so wird es noch bildungsfeindlich, wenn, wie hier, eben aus dem scheinwissenschaftlichen Charakter der Anspruch auf Selbstwert abgeleitet wird. Es stellt sich wieder einmal heraus, daß der Akademiker, der in Systemen zu denken vorgibt, vor Aufgaben versagt, die den Bildungswert und den Weltanschauungswert einer Wissenschaft verlangen. Gerade die Zerschlagung einer nur scheinbar wissenschaftlichen Systematik und die Neuordnung des geistigen Gutes zugunsten einer lebensnahen Fragestellung ist die Aufgabe. Auch hier gilt es, nach Walter Hofmanns Forderung das unübersehbar Gewordene wieder übersehbar zu machen. Wie schwer diese Aufgabe zu lösen ist, zeigen die Auseinandersetzungen innerhalb Volksbücherei und Volkshochschule. Aber sie ist prinzipiell lösbar, nur nicht auf dem Wege einer fälschenden Popularisierung der Wissenschaft. Der Laie geht dort, wo er der Wissenschaft nachfragt, nicht akademisch-systematisch vor, sondern er geht von bestimmten lebendigen Ansprüchen aus, die ihm durch seine Einfügung in eine soziale Gruppe, oder durch seine Zugehörigkeit zu einer weltanschaulichen Überzeugung nahegelegt werden. Er will den Bildungswert und Weltanschauungswert einer Wissenschaft in sich verwirklicht haben.

Es ist nun durchaus möglich, daß Herausgeber und Verleger der „Volkshochschule im Haus" die Bildungsarbeit, die heute Aufgabe ist, gar nicht leisten wollen. Aber warum wählt man dann den Namen Volkshochschule, der heute immerhin für einen Teil des Volkes ein grundsätzlich neues Bemühen umschließt? Warum wählt man nicht die anspruchslose und neutrale Form des Lexikons? Das Alphabet ist gewiß eine nur formale Ordnung, aber die Ordnung, die die „Volkshochschule im Haus" bietet, ist nicht einmal das. Wollte man der überlegenen Konkurrenz des Lexikons ausweichen und wählte man deswegen einen Namen, von dem man sich einen ähnlichen Marktwert versprach?

Alles in allem der Eindruck, daß dieses Sammelwerk auf eine falsche Flagge und auf alle Mittel der Kolportage angewiesen sein wird. Und daß sich jene bedauerlichen Machenschaften der Verlagsvertreter wiederholen werden, die H. Hauser in der Frankfurter Zeitung an den Pranger stellt. Ein großer Aufwand ist schmählich vertan worden, und was schlimmer ist: dieser Auf-

[1] Vgl. Vortrag von Walter Hofmann am Tag des Buches in Leipzig „Hefte für Büchereiwesen" 1929, 13. Bd. S. 212ff.

wand ist ein trügerischer Gegenwert angesichts der endlosen Ratenzahlungen der enttäuschten Bezieher, die erfahrungsgemäß in der Mehrzahl den unteren Volksschichten angehören werden.

*

Wir scheinen nicht viel Aussicht zu haben, mit dieser unserer Meinung weit über den engeren Kreis der freien Volksbildungsarbeit hinauszudringen. Erscheint doch soeben in einer deutschen Zeitung[1], die sonst über ein kundigeres Urteil verfügt, eine Besprechung jenes erstgenannten Sammelwerkes „Die neue Volkshochschule" unter dem bezeichnenden Titel „Bibliothek für moderne Geistesbildung". Wir entnehmen dieser Besprechung, als deren Verfasser Dr. G. Mamlock zeichnet, daß „Die neue Volkshochschule" bereits in 8., bedeutend erweiterter Auflage, jetzt bei E. G. Weimann in Leipzig, erschienen ist. Der Referent vertritt allen Ernstes die Meinung, daß durch die annähernd 1000 Artikel der 56 Autoren „die Bestrebungen der Volkshochschulbewegung eine publizistische Förderung finden". Daß Dr. Mamlock die Volkshochschule nicht kennt, verübeln wir ihm nicht. Aber wir können doch wohl verlangen, daß er sie außerhalb seiner Überlegungen läßt, wenn er so offenkundig nichts von ihren Aufgaben und Problemen weiß. Die Notiz zeigt wieder einmal deutlich, wo die eine entscheidende Schwierigkeit der Erwachsenenbildung liegt: Die überwältigende Mehrzahl der deutschen Akademiker weiß nichts vom Interessengang und der Bewußtseinslage anderer Volkskreise. Dr. Mamlock erwartet von diesem Sammelwerk, dessen zusammenfassende Kraft wirklich nur eine rein äußerliche ist, daß von ihm die Anregung zur Lektüre von Spezialschriften ausgehen werde: „Und in diesem Sinne muß man dem Unternehmen die Berechtigung zuerkennen; überdies muß ja immer wieder das Einzelwissen in zusammenfassenden Übersichten gesammelt werden; sonst hat man zwar die Teile in der Hand, es fehlt aber das geistige Band."

Es sei erlaubt, fortzufahren:

„Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie."

Dr. Wolfgang Seiferth

---

[1] Berliner Tageblatt, 21. Juni 1929, Morgenausgabe.

Erzählungen für Vierzehn- bis Siebzehnjährige[1]

Den größten Raum in der Jugendlichen-Bücherei nahm bis zum Kriege die historische Erzählung ein. Sie wird nie fehlen. Doch läßt sich beobachten, daß das Interesse an ihr in der letzten Zeit nachläßt, daß aber zugleich auch weniger derartige Neuerscheinungen auftauchen. Mir fällt da ein Roman von Haukland in die Hand: Helge der Wiking. Das Leben am Hofe eines Wiking, dazu eine der märchenhaften Kriegsfahrten auf den Drachenschiffen, Seenot, Schlachten zu Wasser und zu Lande, Heldentaten und Wunderdinge in fernen Ländern (sogar an die Küste Nordamerikas wird der junge Helge verschlagen): das ist natürlich der gefundene Stoff für junge Menschen. Die Erfindung zeigt im einzelnen geringe Originalität, die Menschen sind nach bekannten Schablonen gemacht, und der Erfolg, der Ruhm und die Tugend werden dem Helden mit fast lächerlicher Parteinahme zugesprochen. Auch wäre es sicherlich besser, wenn mit der Wikingfahrt nicht der Kampf zweier Rivalen um die Braut verbunden wäre, denn diese Partien sind mäßig; fehlten sie, so könnte der Roman, der keiner ist, auch nicht so bezeichnet werden. Er ist in Wahrheit eine sagenhafte Erzählung. Für eine solche eignet sich der robuste, bäuerlich-realistische, mitunter auch kunstlose Stil Hauklands vorzüglich; manche Abschnitte, die vom Meer, Fischfang, von Jagden erzählen, sind gut. Aber ich frage mich nach beendigter Lektüre, ob es recht ist, diese maßlos bluttriefenden Metzeleien (begangen nicht etwa in offenen Kämpfen, sondern auf Raubzügen und bei Überfällen auf wehrlose Bauern, Weiber und Kinder) nicht nur zu erzählen, sondern sogar zu verherrlichen und als Heldentaten hinzustellen. Ist es die Wahrheit — die man nie zu fürchten braucht —, dann sei in Wahrheit eine Räuberbande geschildert. Wenn aber die Mordbrenner bei anderen Gelegenheiten sich so zart empfindend, gemütstief benehmen und tatsächlich als Ideale charakterisiert sind, dann weckt die Dichtung einen hohlen und gefährlichen Enthusiasmus, den man nicht billigen kann. Wir besitzen genug bessere historische Erzählungen; ich mache noch einmal auf Paul Ernsts „Schatz im Morgenbrotstal" aufmerksam. Das ist eine der besten aus der letzten Zeit und für Jugendliche von 16—17 Jahren wohl geeignet. („Hefte", 11. Bd., S. 344.)

Lieber als in die Vergangenheit geht die Phantasie des Jugendlichen heute in die ferne Welt, zu den wunderbaren Ländern anderer Breiten, zu den Menschen fremder Rassen. Von den gern gelesenen Reise- und Entdecker-Büchern sehen wir hier ab und beschränken uns auf einige Erzählungen. Maria Thorbeckes Geschichte des klugen Häuptlings Ngambe z. B. gibt eine Vorstellung von den Bedrängnissen, in welche schwächere Stämme durch die stärkeren Nachbarn, also durch das politische Faustrecht in Afrika geraten. Der schwarze Tikarstamm, den Ngambe führt, wird aus seiner Heimat über den Fluß Kim hinüber vertrieben; er siedelt sich bei einer verwandten Völkerschaft an, wofür er natürlich Tribut zahlen muß, gerät aber schließlich samt seinem Gastgeber in Abhängigkeit von dem grausamen Lamido, dem starken

[1] Wenn die hier genannten Werke in bezug auf ihre Eignung für die Vierzehn- bis Siebzehnjährigen besprochen werden, so soll damit ihrer Verwendung bei andern Lesergruppen keineswegs eine Grenze gezogen werden. — Die Übersichtsliste siehe am Schluß. D. S.

mohammedanischen Fullahäuptling. Das macht nun Freude, zu lesen, wie Ngambe mit Klugheit sein fleißiges Volk fördert und rüstet, wie er, als unerhörte Bedingungen gestellt werden, mit Festigkeit in seiner heimlich befestigten Stadt den Angriffen des Feindes widersteht, bis der von einer zur Hilfe herbeigerufenen deutschen Expedition besiegt und unterworfen wird. Ngambe wird Oberhäuptling, und Friede und Wohlstand sind verheißen. Die Erzählung geht auf eine wahre Begebenheit aus der Kolonialgeschichte Kameruns (etwa 1890) zurück. Die sachdienliche Schlichtheit der Darstellung, die gleichwohl interessant genug bleibt, macht das anspruchslose Büchlein brauchbar.

Ein ähnliches Motiv steckt in Jürgensens Erzählung. Lokongo, der Sohn eines Kolle-Kolle-Häuptlings, flieht als junges Bürschchen mit zwei Kameraden aus seiner Heimat. Er gerät in die Gefangenschaft der feindlichen Bessomboer und wird beinahe verspeist, schlägt sich aber glücklich zum weißen Mann durch, d. h. zu einer Militärstation des Kongo. Hier lernt er allerlei wertvolle Dinge kennen, wird Oberboy des weißen Mannes, nimmt als Soldat an einer Strafexpedition gegen die Bessomboer teil und zeichnet sich dabei aus. Schließlich weise geworden durch seine Erfahrungen mit dem weißen Mann, kehrt er in die Heimat zurück und schickt sich an, sie als ein kluger und friedlicher Häuptling zu zivilisieren. Eine Menge Einzelheiten aus dem Negerleben, die Abenteuer des Helden, die Szenen aus einem Bezirk, wo schwarze und weiße Kultur einander begegnen und ein eigenartiges Zwischenreich erzeugen, werden unsere Jugend gewiß fesseln. Die Tendenz, von den Segnungen der europäischen Zivilisation zu überzeugen, liegt offen zutage; aber soviel man weiß, hat darüber der Neger seine eigenen Ansichten. Man bemerkt darum ungern, wie der Autor durch schwarze Augen blickt, aber mit weißer Psychologie; ein Verfahren, das bestimmt falsche Vorstellungen erzeugt. Außerdem ist Jürgensens Vortrag (oder die Übersetzung) diesmal schwach.

Mehr Anklang findet bei der Jugend Heyes Hatako: die Lebensgeschichte eines Kannibalen, das Schicksal des heimatlosen schwarzen Mannes, der zuletzt unter die afrikanischen Landsknechte, die Askari, geht. Er stammt aus dem Kongogebiet. Die Strafexpedition der Weißen hat sein Dorf zerstört und seine Brüder niedergemacht. Er nimmt Rache und schlägt sich dann nach Osten durch den Urwald, arbeitet als Träger eines arabischen Händlers und ist bei der Jagdexpedition eines Engländers dabei. Mit einer Gruppe von Blutsbrüdern betreibt er die gefährliche Elefantenjagd, dient weiterhin als deutscher Askari im Kilimandscharogebiet und tut sich bei den Kämpfen gegen die aufständischen Dschaggas hervor. Heye hat sich richtig verliebt in seinen schwarzen Mordskerl und ihn mit soviel Kraft, Mut, Geschicklichkeit ausgestattet, als irgend anging, und er ist dabei in den alten Fehler verfallen, Gefahren und Heldentaten unmäßig zu häufen und zu übersteigern, so daß die Situationen die lebendige Gestalt eigentlich zudecken. Aber man muß anerkennen, daß er sich auch um das innere Leben seines Gesellen müht. Wie der sich klug und sicher in die Ordnung der höheren Kultur findet und wie Rachdurst und Blutrausch seiner Ahnen immer wieder durchbricht, weil er nicht aus seiner Natur kann, ist wohl drastisch getroffen. Freilich ist ihm auch einiger europäische Gefühls- und Gedankenspuk nicht recht glaubhaft in den Kopf gesetzt. Ohne diese Schwächen wäre „Hatako“ vielleicht ein vorzügliches Jugendbuch, denn Heye erzählt immer packend. Am besten schildert er wieder die Landschaft, den Urwald, die Steppe, ihr Weben und Atmen.

Den Indianer wird der Neger nie ernstlich in den Schatten stellen. Ich nehme an, daß es die bestimmte Gesittung ist, die den Indianer zum Liebling der Jugend macht. Nur der Indianer kann sich mit den Helden der germanischen und griechischen Sage messen. In Coopers Erzählungen hat er seine klassische Gestalt erhalten. Ich glaube nicht, daß sie schon übertroffen wurden, und bin sicher, daß sie noch weitere hundert Jahre wirken. Trotzdem ist es gut, wenn die größeren Jungen an Stelle der Verklärung, die dort dem roten oder weißen Mann geschieht, ein weniger herrliches, aber wahreres Bild zu sehen bekommen. In der Lebensgeschichte des Odjibewe-Häuptlings, die Gagern entwirft, ist die Schwäche und der Untergang einer bewundernswerten heroischen Rasse: Blutsfeindschaft der Stämme, Überfälle, Heimtücke, Verrat, Grausamkeit, List. Neikimi ist durch Tapferkeit und Klugheit ein großer Sagomore geworden, aber der ererbte Haß gegen die Nachbarstämme macht ihn blind, daß er sich lieber mit dem allgemeinen Feinde seiner Rasse, mit dem Weißen verbündet, als den Interessen des roten Mannes folgt. Der arme Teufel! Er muß doch seine Jagdgründe hergeben für ein paar Decken und Gewehre und für Feuerwasser. Und das Feuerwasser erniedrigt und verdirbt ihn. Der Kriegszug gegen die feindlichen Stämme mißlingt. Neikimi, von den Seinen geächtet, ist ein toter Mann, sinkt immer tiefer zum Dieb und Trinker. Ja, der Indianer ist ein toter Mann, denn er kämpft gegen sich selbst, und er unterliegt der sichersten Waffe des Weißen, dem Alkohol. Die Erzählung enthält herrliche Jagdszenen und eine ungeheuerliche Flucht vor den Wölfen. Den größten Vorzug des Buches sehe ich darin, daß es vollkommen aus Sitte und Anschauungen des indianischen Lebens schöpft, mehr als irgendein mir bekanntes. Und zwar ist mir nicht die Mitteilung ethnographischer Kenntnisse daran wichtig, sondern daß die ganze Poesie einer primitiven, aber reichen, in ihrer Art großartigen Weltansicht und Lebenshaltung spürbar wird. In dieser Hinsicht übertrifft es die vorher angeführten Erzählungen bei weitem.

*

Es ist eine alte psychologische Erfahrung, daß unsere Jungen und Jugendlichen mehr Gefallen an Indianern, Negern, Seeräubern, Matrosen, Schatzgräbern, an Schiffbruch, Überfall, Flucht, Kampf und allerlei Gefahren finden als an Erzählungen, deren Helden gleichaltrige Jungen sind und deren Vorgänge Begebenheiten des Hauses, der Schule, des Dorfes, der Stadt betreffen. Bei den Mädchen gilt dies Gesetz nur mit Einschränkung. Aber es gibt auch Knabenbücher, die die eigenen Angelegenheiten des Jugendlichen behandeln. Nur haben wir von der Art wenige; offenbar sind sie viel schwieriger zu schreiben als die anderen. Ich erwähne hier zwei, die ihren jungen Helden auf Abenteuer in die ferne Welt schicken, also die beiden erwähnten Gattungen miteinander kombinieren. Und zufällig läßt sich an den beiden Beispielen recht gut zeigen, wie eine gute Jugendschrift nicht beschaffen sein soll und wie sie beschaffen sein möchte.

Man stelle sich vor, daß ein Petroleumkönig aus Liebhaberei Zoologe ist und mit Hilfe eines besoldeten Forschers eine Expedition nach Zentralafrika ausrüstet, um Nashörner, eine völlig unbekannte riesengroße, vorsintflutliche Rasse zu fangen. Er braucht dabei außer Autos auch Lassowerfer zu Pferd, und deshalb nimmt er den Arizona Charley und seine Gehilfen mit. Das ist ein alter Cowboy, der sein Geld damit verdient, daß er Pferde und Leute seiner Ranch zu Filmszenen vermietet. Charleys Junge muß natürlich auch dabei sein; er heißt Ulle und ist in Wirklichkeit nur der Neffe, ein flinker Bengel, ehemals Laufjunge in New York und von einer heillosen

Pferdeangst besessen. Die Fahrt geht den Nil hinauf und in die Steppe. Bengt Berg hat uns einige schöne Tierbücher geschenkt. Vom Jugendbuch hat er sichtlich eine merkwürdige Vorstellung. Natürlich ist es gut und erfreulich, wenn man den Jungen Gegenwart und Wirklichkeit bietet, aber muß es denn eine Kinowirklichkeit sein, um zu interessieren? Schätzt der Autor unsere Jugend, die heutige Jugend, wirklich so ein, daß er glaubt, sie wolle etwas vorgeflunkert haben, und ihre Begeisterung wachse, wenn man ihr nur rechte Bären aufbinde? Wie ist es möglich, daß ein Bengt Berg so leere Handlungen erfindet, solche Geschmacklosigkeiten begeht und solche billigen Spekulationen übt? Warum aus jedem Streich des Bübchens, aus jeder Dummheit eine rettende Heldentat machen? Da erschießt er einen Leoparden mit Hühnerschrot, fängt Löwen im Leimnetz, läuft Büffeln nur so vor den Füßen herum, entschlüpft Räubern, führt die rettenden Beduinen herbei, kurz: ohne seine Kapriolen wäre die ganze Expedition hundertmal schiefgegangen. Dafür belohnt ihn der Beifall des gönnerhaften Petroleumkönigs, und der ist in den Augen der Figuren und des Autors ein kleiner Gott. Bengt Berg hat hier nur einen amerikanischen Film geschrieben und dazu einen schlechten, mit Komik um jeden Preis, mit Magazin-Figuren, mit abgestandenen Effekten. Die Erzählung ist sogar schlechter, als dieser Film ausfallen würde. Was würde es nützen, wenigstens die gelungenen Partien zu loben! Die ganze Geschichte gehört zu jener unfruchtbaren Sorte von Jugendschriften, die ihren höchsten Ruhm darin finden, mit Hilfe der Psychologie ein Geschäft zu machen, statt eine Aufgabe zu erfüllen.

Wir halten Madumas Vater von Balder Olden dagegen. Die Familie Schukrin kehrt nach dem Krieg, sobald es nur erlaubt ist, zurück nach Boloti am Kilimandscharo, herzlich bewillkommt von den Eingeborenen, welche durchaus keine „Wilden“, sondern schwarze Bürger einer alten Kultur sind. Man baut wieder auf, man pflanzt wieder an. Für einen Quartaner wie Rudi ist das ein märchenhaftes Leben, wenn ihm auch die Schularbeit nicht geschenkt wird. Welch ein Zauber: der Urwald, die Steppe, die erste Jagd und dann immer der schwarze Mensch. In dem gleichaltrigen Bengel Muhmadi gewinnt Rudi schnell einen treu ergebenen Freund, und mit Unterstützung des halbschwarzen Mädchens Maduma, mit einer zusammengestohlenen Ausrüstung ziehen die beiden Kerlchen zu einer kühnen Expedition aus. Sie suchen Madumas Vater, das ist Rudis Onkel Gregorius, von dem sie Kunde haben. (Er hatte sich damals vor den Engländern versteckt, um nicht nach Europa abgeschoben zu werden.) In der Steppe, nachts, wenn die Löwen brüllen, da weinen sie wohl, und Rudi bekommt schlimme Füße und Fieber, aber umzukehren, dazu sind sie zu stolz. Sie schlagen sich durch bis auf den ehemaligen Kriegsposten Longido, treffen richtig Leute des gesuchten Onkels, geben durch ihre längst eingeübten Lichtsignale den Eltern Nachricht, warnen die junge Farm vor anziehenden Heuschrecken und werden schließlich vom Onkel zu einem fröhlichen Wiedersehen nach Hause geschafft. So hat sich Rudi bei den Schwarzen den Ehrennamen Bwana (Herr) Heuschreck verdient. — In der Nacherzählung wird nicht deutlich genug, wie sehr sich diese gleichwohl abenteuerliche und glücklich ausgehende Erzählung von der Bergs unterscheidet. Dort werden die Sensationen fortwährend, hundertmal aufgetischt und stets durch Zufall, Glück und rettende Engel zum guten Ausgang geführt. Hier ist nur die Grundkonzeption kühn, doch nicht einmal unwahrscheinlich, und sie wird ohne alle Übertreibungen durchgeführt. Man lebt ganz natürlich mit diesen jungen Helden, man liebt sie, und ihrer Streiche und Erfahrungen ist jeder andere Junge auch fähig, dazu ist gar kein Apparat

und kein Dollarfürst nötig, — allerdings müßte man mit dem Vater in Afrika wohnen. Ich will nur noch den jungenhaft frischen Vortrag und die große Anschaulichkeit loben und die echte herzliche Freundschaft zu dem schwarzen Mann.

„Madumas Vater" empfehle ich schon für Vierzehnjährige. Für Siebzehnjährige schlage ich Travens Totenschiff vor, eine Seefahrergeschichte, die sich von den üblichen ganz wesentlich unterscheidet. Ein Matrose erzählt. Sein Schiff fährt ihm davon, und seine Papiere, seine Seemannskarte sind hin. Man glaubt gar nicht, was das für Folgen hat. Wer keine Papiere besitzt, besitzt auch keinen Namen, eigentlich existiert er überhaupt nicht. Die Polizei schiebt ihn von einem Land ins andere ab, die Konsuln wollen nichts von ihm wissen. Am Ende bleibt nicht viel anderes übrig, als auf ein „Totenschiff" zu gehen, wo man nicht groß nach den Papieren fragt, denn die werden ja bald überflüssig sein. Man muß nämlich wissen, daß ein Totenschiff ein ausrangierter Kasten mit wertloser Ladung ist, der, der Versicherungssumme wegen, eines Tages recht schnell und gründlich zu verschwinden hat. Die Mannschaft, die sich auf so einem „Eimer" anheuern läßt, muß schon Grund haben, sich wo anders nicht mehr blicken zu lassen. Ja, dieser Brauch wird also heute noch geübt. Traven erzählt nur von einem einzigen Schiffbruch und sonst von keinen gerade abenteuerlichen, gefährlichen Situationen. Daß das Buch trotzdem ungemein fesselt, hat es einigen in diesem Genre nicht gewöhnlichen Vorzügen zu verdanken. Es ersetzt die bekannte verlockende Seeromantik durch eine noch aufregendere grausige Realistik; es schildert einfach die Arbeit des Kohlenziehers bei Doppelschicht, die Sklaverei im Maschinenraum, die Arbeiter des Meeres. Mir kommt das viel interessanter und viel wichtiger vor als die Beschreibung von Schlachten, Mord und Schatzsuchen. Übrigens macht Traven keine verbissene Elendsmalerei und Anklage; er erhebt seinen Burschen bis zum Ende mit überlegenem Galgenhumor über die Situation. Ironie, Sarkasmus und Satire hat er freilich genügend übrig: für den Staat und seine Beamten, für den Nationalismus und für die bestehende soziale Ordnung. Gemütsathletik, ideologische Unbefangenheit, ein Herz, wahrhaftige Kameradschaft, etwas Spintisieren über die Dinge — auch etwas Seemannslatein: das reicht, um bei der handarbeitenden sozialistischen Jugend (und auch bei den Großen) Freunde zu erwerben.

*

Sobald man eingesehen hat, daß der Stoff, d. h. ganz bestimmte Stoffe, für den Jugendlichen die größte Rolle spielt, wird man sich gern entschließen, ihm zu geeigneter Zeit die Quellen seiner Lektüre zugänglich zu machen. Ich rate, es einmal mit den folgenden zwei starken Bänden bei den Siebzehnjährigen zu versuchen. Berichte über eine Reihe der größten und berühmtesten Piraten hat Sternbeck gesammelt: Flibustier und Bukaniere. Als Chronik, Lebensbericht (bisweilen von einem Augenzeugen) werden historische Begebenheiten aufgezeichnet, die sich an Kühnheit durchaus mit den Erfindungen der Dichter messen und ihnen sehr häufig als Vorlage dienten. Eine Galerie von Rebellen, Helden, Desperados, Verbrechern, Abnormitäten und Utopisten aus dem 15. bis 18. Jahrhundert marschiert auf. Hinter ihnen steht die Geschichte der westindischen Kolonisation. Ja, „an der Spitze der europäischen Zivilisation segelte der Pirat". Spanien machte nach der Entdeckung Amerikas den unrühmlichen Anfang mit Rauben. England jagt ihm mit der gleichen Taktik den Raub wieder ab. Es sagt doch viel, daß die ersten großen Piraten im Auftrage der englischen Regierung fuhren und daß Piraterie lange Zeit übliches Mittel der Politik war. Bis

sich der Seeräuber emanzipierte und ohne Auftrag einer Nation Krieg führte, Krieg gegen alle Schiffe und unter eigener Flagge. Das war der Jolly Roger mit dem Totenkopf. Die berühmten Piratenhäuptlinge erscheinen hier etwas demaskiert. Das schadet nichts. Auch mag sich der junge Mensch an solchen Stoffen einmal übersättigen. Dadurch kommt er leichter weiter. Und daß er dabei kulturhistorische und politische Zusammenhänge verstehen lernt, muß ihm entschieden nützlich sein.

Dasselbe erwarte ich von Friedrich von Gagerns Grenzerbuch. Er hat in diesem Werk eine Chronik des heldenhaften Widerstandes der primitiven Indianer Nordamerikas gegen den Ansiedler, die Dokumente ihres Unterganges zusammengestellt. Er habe es, sagt er im Vorwort, im Sinne der Taciteischen Germania geschrieben. Solche Erinnerungen können tatsächlich geweckt werden, wenn man die großen Häuptlinge und Stämme kennenlernt, oder die großen roten Staatsmänner wie Pontiac oder Tecumseh. Tecumseh z. B., dieser indianische Hermann, hatte fast alle Stämme geeint und sogar vom Feuerwasser abgebracht. Sein Bruder störte den gewaltigen Plan, und es blieb dem großen Manne nichts übrig, als stolz zu fallen. Auch der wirkliche, der historische Lederstrumpf wird vorgestellt und dazu eine ganze Reihe berühmter Farmer, Jäger, Waldläufer, Abenteurer. Grenzer heißen mit einem Namen die mutigen Pioniere, die den roten Mann aus seinen Jagdgründen vertrieben, die Grenze der Zivilisation immer weiter nach Westen schoben, die Wälder lichteten, die fruchtbaren Steppen unter den Pflug nahmen und in blutigen Kämpfen verteidigten. Eine dreihundertjährige Kolonisation war zugleich ein dreihundertjähriger Krieg. Das „Grenzerbuch" handelt davon in einzelnen geschlossenen Kapiteln, bei Betrachtung einzelner Personen. Man erhält aber dabei einen höchst anschaulichen Begriff von der spanischen, französischen und englischen Kolonisation des riesigen Erdteils, von dem Entstehen des mächtigsten Staates der Gegenwart und — wenn man etwas nachdenkt — von den Gründen und Elementen des nordamerikanischen Charakters und seiner Vitalität. Sind das nicht Erscheinungen, die uns heute sehr viel angehen? Die Schulen überschlagen dies wichtige Kapitel der neuzeitlichen Geschichte leider vollständig. Unser Buch unterrichtet zwar auch nur beiläufig davon. Aber ich glaube, daß es manchen jungen Menschen zu gründlicherer Lektüre über diese Materie anzuregen vermag.

*

Überhaupt werden wir bei der Auswahl unserer Jugendschriften darauf zu achten haben, daß sie nicht nur einem berechtigten Verlangen der Jugend nachgeben, sondern sie auch anreizen und ihr neue Wege öffnen zur Dichtung oder zum Erkennen und Denken. Das sind schlechte Bücher, die ihren Leser nur befriedigen und einschläfern statt in Bewegung setzen. Die Jugend steht immer vor der Aufgabe, zu sich selbst, zur Gegenwart, zur Teilnahme an dem geistigen und sozialen Leben der Zeit zu kommen. In zwei oder drei Jahren wird der junge Mensch ein berechtigtes Glied der Gesellschaft sein. Wie aber, wenn wir sein Zugehörigkeitsgefühl nicht geweckt, seine Bereitschaft zur Teilnahme nicht gepflegt hätten, wenn wir ihn so schlecht vorbereitet hätten, daß er zur Selbsteinordnung wie zur Opposition gleich unfähig wäre. Wenn wir ihn mit Büchern benebelt und abgelenkt hätten, weil sie nur Schein statt Wirklichkeit, Ferne statt Gegenwart bieten? Und die Lektüre hat während der Entwicklungsjahre oft heftigeren und nachhaltigeren Einfluß, als man sich einbildet. Aber es ist zum Glück gar nicht wahr, daß die Jugend durchaus auf Phantastik besteht, wennschon sie sich leicht dazu

verleiten läßt. Sie greift ebensogern nach aktivistischen und realistischen Stoffen, sie ist sogar stolz, wenn sie Illusionen überwindet und zur Realität gelangt. Sie strebt danach, denn sie will und wird erwachsen sein. Auch das alte Vorurteil der Autoren ist irrig, daß man Zugeständnisse machen müsse, um ein Buch der Jugend nahezubringen. Die Jugend pfeift auf Bevormundung. Natürlich verlangt sie Stoffe, Ideen, die sie sachlich interessieren, und deren gibt es unzählige, sonst aber nur das eine Zugeständnis, daß man ehrlich und in einer Sprache mit ihr redet, die ihr zu Herzen geht.

Bücherliste

Andreas Haukland, Helge der Wiking. Roman. Deutsch von Luise Wolf und Friedrich Castelle. Hannover 1927, A. Sponholtz Verlag. 410 Seiten. Preis geb. 9.50 RM.

Maria Pauline Thorbecke, Häuptling Ngambe. Berlin 1926, Safari-Verlag. 189 Seiten. Preis geb. 3.— RM.

Jürgen Jürgensen, Lokongo, der Häuptlingssohn. Aus dem Dänischen von Hans Winkler. Berlin 1927, Safari-Verlag. 304 Seiten. Preis geb. 6.50 RM.

Artur Heye, Hatako. Das Leben eines Kannibalen. Berlin 1927, Safari-Verlag. 292 Seiten mit Abbildungen. Preis geb. 4.80 RM.

Friedrich von Gagern, Der tote Mann. Roman der roten Rasse. Berlin 1927, Paul Parey. 183 Seiten. Preis geb. 4.50 RM.

Bengt Berg, Arizona Charleys Junge. Berlin 1928, Dietrich Reimer. 338 Seiten. Preis geb. 6.— RM.

Balder Olden, Madumas Vater. Berlin 1928, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 176 Seiten mit Abbildungen. Preis 3.— RM.

B. Traven, Das Totenschiff. Die Geschichte eines amerikanischen Seemanns. Berlin 1927, Büchergilde Gutenberg. 256 Seiten. Preis geb. 5.— RM.

Alfred Sternbeck, Flibustier und Bukaniere. Seeabenteuer aus vergangener Zeit. Mit 16 Bildtafeln nach zeitgenössischen Bildern. Berlin 1927, Reimar Hobbing. 400 Seiten. Preis 10.— RM.

Friedrich von Gagern, Das Grenzerbuch. Von Pfadfindern, Häuptlingen und Lederstrumpfen. Zweite Auflage. Mit 20 Tafeln nach photographischen Aufnahmen. Berlin 1927, Paul Parey. 460 Seiten. Preis geb. 12.— RM.

Hoyer

Schöne Literatur

B. Traven, Der Busch. Berlin 1928, Büchergilde Gutenberg. 175 Seiten. Preis geb. 2.70 RM.

Ich habe noch nichts Bestimmtes über den Menschen Traven gehört. In seinen Büchern tritt er persönlich ganz zurück. Seine Nationalität verschweigt er sogar geflissentlich: er haßt die Grenzen. Aber in seinen Erzählungen läßt sich — ich glaube es wenigstens — doch der Deutsche erkennen, wenn es auch dadurch etwas schwierig wird, daß er ein ausgeprägter Außenseiter ist. Die vorliegenden zwölf Geschichten, für Novellen zu anspruchslos, erzählen allerlei lustige und merkwürdige Begebenheiten aus dem Busche Mexikos; keine romantischen Abenteuer, wie man erwarten möchte, sondern Episoden aus dem Leben der armen christlichen Indios, unter denen sich T. als einzelner Weißer aufhält. Gereizt hat ihn offenbar die ganz andersartige Psychologie und Lebensauffassung der Eingeborenen (Geringschätzung des Todes, Leichtsinn, Rachsucht neben kindlicher Harmlosigkeit, Rabulistik und Betrügerei) und ihr primitives sorgloses Leben. In der letzten, größer angelegten Erzählung ironisiert er die romantisch-pathetische Indianervorstellung, die wir gewiß ungern opfern, auf eine liebenswürdige und höchst spannende Art. — Der Vortrag wirkt in seiner Sachlichkeit bisweilen trocken, dafür hält er sich rein von allen Mätzchen: er ist anständig.

Wir haben hier kein Buch von großer Bedeutung vor uns, aber wir werden diesen Autor weiterhin beachten, der Exotisches und Zeitwichtiges mit Humor und Sarkasmus gut verbindet.

B. Traven, Die Baumwollpflücker. Berlin 1929, Buchmeister-Verlag. 184 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

Der bessere Titel war Wobbly. Denn erstens ist der Held einer, nämlich ein Angehöriger der IWW-Organisation (ein Syndikalist nach unseren Begriffen), und zweitens erzählt er selber von seinen Fahrten und Erlebnissen in Mexiko. Mit Baumwollpflücken fängt er nur an. Im übrigen nimmt er Arbeit, wo er sie gerade findet. Er geht als Aushilfs-Driller (Petroleumbohrer) aufs Camp, schuftet in einer Bäckerei von Mexiko-Stadt, schlägt sich auch manchmal ohne Arbeit durch oder treibt dem Farmer eine gewaltige Viehherde über Land. Und Traven hat die Gabe, eben von der Arbeit zu erzählen, das sahen wir schon beim „Totenschiff". Daß gern ein kleiner Streik ausbricht, wo sich Wobbly gerade befindet, mag als schalkhafter Zufall gelten. Im Ernst: er ist kein Fanatiker und kein Agitator, der auszieht, eine Lehre zu verbreiten. Aber wenn es darauf ankommt, dann redet und handelt er als ein bewußtes Glied der Arbeiterklasse. Nebenbei schildert er das Land recht gut, den Busch, die Stadt, das Rassengemisch, Sitten und Einrichtungen, und er wird dabei nicht langweilig. Europa und die bestehende Gesellschaftsordnung bekommen — ohne jede Verbissenheit — immer wieder mal einen Hieb. Vorurteile werden belächelt, wenn es sein soll auch verspottet. So ein Weltenbummler ohne Bankkonto ist eben kein Puritaner. Etwas einfach macht er sich freilich seine Moralphilosophie zurecht. Aber frivol ist sie nicht. Das erkennt man in den Kapiteln über die Senjoritas, die öffentlichen Mädchen Mexikos.

Den Arbeiter-Lesern muß ein Erzähler willkommen sein, der eine fremde, abenteuerliche Welt in ihrem Geiste erlebt, als einer der ihren erfährt und

diese besondere Erfahrung gestaltet. Sie werden Travens Bücher darum der bloßen Abenteuerliteratur vorziehen, die nur romantische und sensationelle Wirkungen erstrebt. Dazu schreibt Traven ganz einfach, ungeplagt von literarischem Ehrgeiz. Er kennt keine kunstvolle und spannende Fabel — das widerspräche seinem Charakter —, aber er weiß trotzdem genugsam zu interessieren. Mitunter, wenn ihm das Herz vor Begeisterung durchgeht, schafft er sogar vortreffliche Einzelstücke, z. B. den Marsch mit der tausendköpfigen Rinderherde. Für gewöhnlich erreicht er jedoch die Intensität nicht, die etwa London in seinen besten Arbeiten hat. Man bedauert das, denn dem deutschen Arbeiter steht Traven entschieden näher als der Amerikaner.

Panait Istrati, Die Disteln des Baragan. Roman. Aus dem Französischen von Erna Redtenbacher. Hamburg 1928, Gebr. Enoch. 181 Seiten. Preis 4.— RM.

Die Erweckung des Erzählers Istrati geschah wie durch ein Wunder. Ein abenteuerliches Leben ging voraus. Er war ein Kind des armen Volkes, Sohn einer rumänischen Bäuerin und eines griechischen Schmugglers. Zeitig genötigt, sich mit eigenen Händen zu ernähren, von innerer Unruhe getrieben, vagabundierte er in vielerlei Berufen durch den ganzen Orient. Damals nahm er die Landschaft in sich auf und „erfuhr“ das Leben und Leiden des Volkes. Es müssen für seine zarte Seele ungeheuerliche Eindrücke gewesen sein, daß er in einem Alter, wo andere schon völlig abgehärtet sind, darunter zusammenbrach. Indes die Ärzte sein Leben retteten, gab ihm Romain Rolland, den er angerufen hatte, Ruhe, Glauben, Mut zurück, und nun entpuppte sich der Vierzigjährige urplötzlich als eine epische Begabung von ganz außergewöhnlichem Rang. Die Erfahrungen eines fabelhaften Schicksals hatten die verborgenen, elementaren Gaben eines Dichters erweckt und verlangten nach Gestaltung.

Diesen Ursprung bezeugen „Die Disteln des Baragan“ an jeder Stelle. Ein Bauernknabe erzählt davon, wie er mit seinen Eltern das Dorf sucht, in dem sie leben könnten, wie sie von Fischfang, von Gutsarbeit, vom Holzsägen in der Stadt sich nähren wollen, wie er Mutter und Vater verliert, wie er den Disteln des kahlen, unfruchbaren Baragan nachläuft, als der kalte Krivaz (Ostwind) sie vor sich hertreibt, und wie er in das Haus des Schmiedes Toma gelangt. Wir lernen die rumänischen Bauern kennen, liebenswerte, einfältige, hilflose Menschen, enterbt und bedrückt durch die Bojaren und ihre Helfer und Henker (die böseren Disteln!); geduldige Menschen, die aber Hunger und Trunk in Tiere zu verwandeln vermag. „Möge Gott, der Heilige, uns nicht dazu drängen, nach Blut zu verlangen statt nach Erde“, sang einer ihrer alten Dichter. Wir sehen eine Szene, da der Hunger sie doch dazu treibt. Die Bauern stürmen den Gutshof, töten, wüsten, nehmen, was sie entbehren mußten. Aber dann werden sie vom Militär grausam niedergemetzelt. — Istrati widmet das Buch „dem rumänischen Volk, seinen elftausend von der rumänischen Regierung Ermordeten, den drei Dörfern: Stanilesti, Bailesti und Hodivoaia, die durch Kanonenschüsse vernichtet wurden. Diese Verbrechen wurden im März 1907 begangen und sind unbestraft geblieben.“

Istratis Roman ist ein Beispiel dafür, wie eine politische oder soziale Haltung, sogar Tendenz in Dichtung aufgehen kann, ohne ihr das mindeste zu schaden. Er erinnert da (auch sonst in mehrerem) an Maxim Gorki. Doch erscheint mir die natürliche Erzählergabe des Französisch schreibenden Rumänen noch leichter, anstrengungsloser. Schwierigkeiten des Baues kennt er anscheinend gar nicht. Seine Prosa klingt wie Volkslied: eine reine, bewegte

Flötenmelodie besingt Freuden, Schönheit und Leiden. Doch wozu etwas vollkommen Einfaches noch auslegen! Ich empfehle dies Buch vor anderen einem jeden zum Lesen. In der Einleitung von Otto Reiner findet man überdies eine treffliche Charakteristik des Dichters.

Martin Andersen Nexö, Kinder der Zukunft. Novellen und Erzählungen. Berlin 1925, J. H. W. Dietz Nachf. 184 Seiten. Preis geb. 4.— RM.

Es kann nicht schaden, Andersen Nexö immer wieder zu empfehlen. Er gehört zu den seltenen wahrhaften Volks- und Arbeiterdichtern der Gegenwart, die den Namen nicht nur des Stoffes, sondern ihres ganzen Wesens wegen verdienen und tatsächlich Dichter sind. Also ein Revolutionär, der kein Schreier ist; ein Sozialist, der über der Doktrin steht; ein Streitgenosse für die bessere Zukunft, und dabei weder engherzig noch rigoros. Immer achtet er die Wunderlichkeiten des Lebens, wahrt er die Freiheit der Phantasie, behält er sein Herz. Wäre das nicht ein Vorbild für junge Autoren? — Nur zwei Geschichten des vorliegenden Buches sind neu, die sieben anderen stehen bereits in den Proletarier-Novellen. Über die Verwendbarkeit kann also kein Zweifel sein. Für kleine und ländliche Büchereien eignet sich die vorliegende Ausgabe besser.

Albert Ehrenstein, Räuber und Soldaten. Roman, frei nach dem Chinesischen. Berlin 1927, Ullstein. 293 Seiten. Preis 4.— RM.

Keine Übersetzung, eine Nachdichtung. Die Übertragung eines volkstümlichen Räuberromans ins Deutsche, von einem Chinesen besorgt, war für Ehrenstein nur die Vorlage. Er setzte sich die Aufgabe, ein breites, in hundert Episoden zerflatterndes episches Gebilde derart zu ordnen und zu verdichten, daß ein einheitliches, für Europäer lesbares und lesenswertes Kunstwerk entsteht. Vor allem mag er viel gestrichen haben. Durch Einbeziehen eines anderen chinesischen Novellenstoffes versucht er sodann, der neuen Komposition einen vertieften Sinn, einen metaphysischen Grund zu geben. Beibehalten sind alle folkloristisch und sittengeschichtlich wichtigen Details, und sie allein machen die Lektüre bereits bunt und lustig.

Wie weit Ehrenstein sich von seiner Vorlage entfernt hat, können wir hier nicht feststellen. Aber wir können feststellen, daß er einen inhaltsreichen und fesselnden Roman in guter sprachlicher Fassung gibt. Phantastik und Realismus gehen eine ungewohnte Vereinigung ein. Phantastisch: Der Held Wu Sung, der Tigertöter und Soldat, der Trinker, der Fresser, Räuber; phantastisch — aber auch die Handlung gefährlich lockernd — der Schluß mit den Abenteuern bei den Menschenfleischfressern, den Toaisten und im Gefängnis. Packende Wirklichkeit dann, neben allen märchenhaften und sagenhaften Partien, das chinesische Volk aller Schichten: Handwerker, Händler, Magister, Beamte, Richter, Soldaten, Mönche usw.; die Landstraße, das Haus und die Teestube. In dieser Gesellschaft spielt der Hauptteil des Romanes, das ist die Erzählung, wie Goldlotos ihren Mann mit anderen betrügt, wie sie ihn vergiftet und wie Wu Sung, der Schwager, auf eigene Faust fürchterliche Vergeltung an ihr verübt, da er kein Recht findet.

Ich sehe die Möglichkeit, den Leser mit diesem Roman aus dem rein Abenteuerlichen zu einer Vertiefung (hier zu fremder Art und Sitte) zu führen.

Hoyer

Ein englischer Kriegsroman

Ralph H. Mottram, Der „Spanische Pachthof". Eine Roman-Trilogie. 1914—1918. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 715 Seiten. Preis geb. 12.— RM.

Ein englisches Kriegsbuch, das in breiten und zum Teil eindringlichen Zügen das furchtbare Geschehen der Kriegsjahre von 1914 bis 1918 romanhaft und zugleich dokumentarisch berichtet. Das Ganze ist ziemlich lose in drei Büchern oder Stufen aufgebaut, die kurze und mehr reflektierende Kapitel trennen und verbinden. Das erste Buch, das den Gesamttitel „Der Spanische Pachthof" trägt, schildert die Schicksale eines unmittelbar hinter der englischen Front liegenden Pachthofes und seiner Bewohner. Dieser feste alte Gutshof in Französisch-Flandern, der seinen Namen in den jahrhundertelang zurückliegenden Kriegen der Spanier und ihres Herzog Alba gegen die Niederlande erhalten hatte, wird nicht nur zum Schauplatz der vielen, in ihrer Überfülle doch so monotonen Ereignisse der Kriegsjahre; er wird gleichsam zum Symbol der Zeiten und Völker, der wechselnden, sich befehdenden Menschengeschlechter, die er überdauert wie der einfache, um sein irdisches Dasein kämpfende Mensch alle Nöte, Pest, Krieg, auch diesen größten aller Kriege, den „Weltkrieg" immer wieder übersteht und überdauert.

Um den Kernpunkt von Mottrams epischem Werk bereits vorwegzunehmen, nichts wirkt — vor allem auf den deutschen Leser — stärker als das ungemein zutreffende, von innen her gesehene Charakterbild, das der Verfasser von Frankreich gibt, von der französischen Mentalität, die sich trotz aller Verbrüderung und Allianz des Krieges, man möchte fast sagen, abgrundtief vom Wesen und Charakter der englischen Nation unterscheidet. Mit Geschick verbindet und konfrontiert im ersten wie auch im zweiten Buch Mottram die beiden Hauptgestalten: die willensstarke, leidenschaftlich-kühle, geschäftstüchtige und doch großzügige Tochter des Pachthofbauern, Madeleine, eine typische Nordfranzösin, heimlich die Geliebte des jungen Barons, des Sohnes ihrer Gutsherren, den der Krieg von ihr reißt und den sie mit Zähigkeit und der instinktiven Sicherheit tiefer Liebe wiederzufinden sucht (bis sie ihn, nach einem kurzen Begegnen in Paris, als Toten wiederfindet), und neben ihr der englische, kriegsfreiwillige Leutnant Geoffrey Skene, durch den Krieg in ihr Schicksal eingetreten, aber nur durch den Krieg mit ihr verbunden — „das einzige, was ihr und Skene gemeinsam war, war der Krieg. Der Krieg war vorbei, und so gab es absolut keinerlei Berührungspunkte mehr. Ihr Fall war nicht vereinzelt! Er ließ sich auf die ganze französische Nation anwenden." — Von Georges d'Archeville, dem Baronssohn, wird in einem Zwischenkapitel ein Porträt gegeben, das noch einmal die immense Verschiedenheit beider Nationen kennzeichnet und das zugleich ein selten verständnisvolles Preislied auf den ritterlichen und tapferen Geist des Franzosen darstellt. — Noch einmal erscheinen, wenn auch nicht direkt, im dritten Buch die Menschen und Ereignisse der Schlachten von Loos, Arras, an der Somme und in Flandern, der nutzlosen, sinnlosen, immer wiederholten Kämpfe, Angriffe, des Wechsels von „Ruhe" und Grabenstellung, noch einmal das ungeheure mordende Schicksal des Krieges. Der äußere Anlaß ist hier die willkürliche Beschädigung eines Muttergottesbildes durch einen englischen Soldaten, deren Sühnung und Wiedergutmachung Madeleine, die nach dem Tod Georges wieder auf ihren Hof zurückgekehrt ist, strikte verlangt hatte. Formal betrachtet, wird hier durch eine allzu große Breite die Wirkung des ganzen Werkes sehr geschwächt. Und wenn auch die Schilderungen der Kämpfe, vor allem im zweiten

Buche, eindringlich sind, so bleibt doch eine beabsichtigte Distanz und Kühle, die vielleicht typisch englisch ist, die aber ihren Vorzug sachlich-dokumentarischer Wiedergabe bedenklich einbüßt durch den Mangel wirklich großer und erschütternder Szenen, einer letzten und entscheidenden Aufwühlung, wie sie in deutschen Kriegsbüchern ganz sachlich-berichtmäßiger Darstellung (z. B. bei Renn) zu spüren ist.

So darf dieser Kriegsroman, dessen Bekenntnis am Tage des Waffenstillstands — „ich glaube, daß wir in einer Woche auf beiden Seiten einfach die Waffen niedergelegt hätten" — für uns Deutsche von besonderer Bedeutung ist, nicht eigentlich als große Kriegsdichtung, wohl aber als ein aufrechtes und aufrichtiges, besonders die tiefe Verschiedenheit der Nationen richtig kennzeichnendes Dokument des Krieges angesehen und darum durchaus begrüßt werden. Charakteristisch hierfür erscheint das Schlußkapitel „Der Fremde", da nach Jahren des „Friedensschlusses" der englische Offizier noch einmal die Stätten des Kampfes besucht und auch den Pachthof, dieses Symbol für das hartnäckige und vernünftige Frankreich. Er ist nun nichts mehr als der „Fremde" — das Leben ist weitergegangen, das tägliche Werden, Wachsen und Vergehen, und das Vergangene, eine furchtbare Vision, liegt bereits ebenso im Dunkel wie das zukünftige, neue drohende Schicksal. — Daß Mottrams Werk durch die breite, sich wiederholende Darstellung wie durch gewisse eingeschobene Reflexionen kein Buch allgemeiner, leicht zugänglicher Wirkung ist, bedarf nach dem vorher Gesagten kaum noch einer besonderen Betonung. Ohne dem übertriebenen Lobe Galsworthys im Vorwort auf die neuartige Komposition des Buches beipflichten zu können, sei die zuweilen zwar etwas matte, aber überall künstlerisch und sprachlich echte Darstellung des Ganzen in allen seinen Teilen, Figuren, Handlungen nachdrücklich hervorgehoben.

Rang

*

J. Ramsay Macdonald, Margaret Ethel Macdonald. Ein Lebensbild. Übersetzt und mit einem Nachwort von Regine Deutsch. Berlin 1924, A. Herbig. 149 Seiten. Preis 3.— RM.

Wie könnte Gattentreue ein schöneres Denkmal erhalten als das sie sich selbst setzt in dem Buche des englischen Arbeiterführers und jetzigen Ministerpräsidenten, das er seiner verstorbenen Frau gedenkend schrieb? Sie wuchs auf in einer Atmosphäre alter Kultur und lebendiger christlicher Frömmigkeit. Diese zwang sie hinauszutreten aus dem umfriedeten Bezirk des Hauses und ihr Leben der Arbeit an denen zu widmen, die ihr Los auf die Schattenseite des Daseins verbannte. Sie hilft zunächst als Außenstehende und so, beinahe notwendigerweise, ein wenig von oben herab. Mehr und mehr fühlt sie sich aber den Armen verbunden, und zuletzt fügt sie sich als Mitkämpferin ein in die Reihen des Sozialismus. Das kann sie tun, weil sie im englischen Sozialismus eine bestimmte Form kämpfenden Christentums sieht. Unermüdlich ist sie nun tätig, zuerst allein, später an der Seite ihres Mannes, den sie in der Parteiarbeit kennenlernte. Die bestimmte Art der Aufgaben, die sie sich stellt (z. B. die Lösung der Kellnerinnenfrage) und die Form der Durchführung derselben zeigt immer wieder ihre gütige Menschlichkeit und die Wärme ihres frauenhaften Empfindens. Es ist ungeheuer viel, was sie ihrem zarten Körper an Arbeit zumutet. Sie könnte es auch nicht leisten, wenn sie nicht nach der Arbeit sich geborgen wüßte im Frieden des Heimes, der ihr so köstlich ist, daß sie für ihren Sozialismus kein schöneres Ziel findet, als daß er ein Staat der Heime werde. Dazu finden sie und ihr

Mann den Mut, zuweilen die Arbeit abzuschließen und dann hinauszugehen in die schottischen Einöden oder gar England zu verlassen und westlich oder östlich des Ozeans auszuruhen, oft allerdings dadurch, daß eine neue Arbeit getan wird. Als das Ehepaar von einer dieser Reisen heimkehrt, erfährt die Frau, daß ihre liebste Freundin und Arbeitskameradin auf den Tod krank liegt. Bald darauf stirbt sie auch wirklich. Der Freundin folgt in Kürze ein eigener Sohn und die sehr geliebte Mutter des Mannes nach.

„Es gibt seltsame, geheimnisvoll gewobene Bande der Liebe, die uns mit den Toten verbinden und uns zu ihnen ziehen. Wir leben in der Gesellschaft von Erinnerungen und Geistern. Die Welt verwandelt sich, die irdischen Dinge lösen sich auf, das Ungesehene greift nach uns, wir gehen, und nichts kann uns zurückhalten.“ Frau Macdonald wurde ebenfalls bald aus dem Leben abberufen.

Die Erinnerungsblätter aber, die ihr Mann ihr widmete, verdienen wohl von den Frauen gelesen zu werden, die gleich Margaret Ethel Macdonald sich berufen fühlen, auf den brachliegenden Feldern der Menschheit zu schaffen, solange es Tag ist. Ob das in solchen Weiten geschieht, wie die, in denen die englische Sozialistin wirkte, oder ob es im kleinsten Kreise stattfindet: da und dort harrt das Werk der gestaltenden Hand.

Nicht allein Frauen sind dem Buche als Leser zu wünschen. Es ist auch des Verfassers wegen für politisch interessierte Männer lesenswert. Daß dieses Buch, so wie es ist, von einem führenden englischen Sozialisten geschrieben wurde, kann vielen Deutschen — Sozialisten wie Nichtsozialisten — zu denken geben. Es vermag seines menschlichen Gehaltes wegen wohl auf Fragen zu führen, die in bezug auf den Sozialismus in Deutschland allzulange nicht gestellt und beachtet wurden.

Thier

Zur Zeitgeschichte

Bücherliste am Schluß

Es ist schon in Nummer 4 des XII. Jahrganges der „Hefte“ auf die Bedeutung der zeitgeschichtlichen Literatur für die öffentliche Bücherei hingewiesen worden. An derselben Stelle sind einige wichtige Neuerscheinungen zur Geschichte der letzten beiden Jahrzehnte gewürdigt worden. Diese Liste bedarf einer Ergänzung, da seitdem mehrere neue Werke erschienen sind.

Arthur Rosenberg, Privatdozent an der Berliner Universität, veröffentlicht ein Buch Die Entstehung der deutschen Republik. Er war bis 1928 als kommunistischer Reichstagsabgeordneter Referent des Untersuchungsausschusses des Reichstages für die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs. In dieser Eigenschaft hat er außerordentlich wichtiges Material einsehen können. Rosenberg gibt zunächst eine Darstellung der Geschichte des Deutschen Reiches seit 1871 und stellt dabei fest, daß es Bismarck nicht gelang, die verschiedenen Kräfte, die im deutschen Volk vorhanden waren, organisch miteinander zu verbinden. Dann zeigt er, wie die innerpolitische Lage sich unter Wilhelm II. verschärfte, schildert die Außenpolitik und den Ausbruch des Krieges. Im größeren Teil seines Buches behandelt er die Zeit des Krieges, die Entfremdung der Massen von dem herrschenden System, die langsame Zersetzung und den Zusammenbruch im November 1918. Wichtig sind hierbei sowohl seine militärpolitischen Untersuchungen als auch die Darstellung der Kämpfe zwischen den sozialistischen Gruppen

und Parteien. Sein Urteil über die Novemberrevolution lautet: „In Wirklichkeit war die Regierung des 10. November eine etwas sozialistisch verschleierte Herrschaft der alten Reichstagsmehrheit, ergänzt durch den rechten Flügel der USPD. Das war die Regierung, wie sie dem Verlauf der Bewegung und dem damaligen politischen Kräfteverhältnis in Deutschland entsprach". Rosenberg hat den äußerst schwierigen Stoff wirklich gestaltet, seine Darstellung ist lebendig und wohltuend sachlich. Ihm liegt daran, wie er im Vorwort ausführt, die politische Legende, gleichgültig, ob von links oder rechts, zu zerstören, das leere politische Schlagwort und die politische Lebenslüge zu bekämpfen. Mit Erfolg bemüht er sich um Objektivität und wird daher auch seinen politischen Gegnern gerecht. Beachtlich ist, daß er durch eingehende Untersuchungen zu dem Urteil kommt, die Männer, die Deutschland 1914 regierten, seien von der moralischen Kriegsschuld freizusprechen. Es ist ein Buch, mit dem auch der Nicht-Marxist sich mit Gewinn auseinandersetzen wird.

Die Frage der Kriegsschuld klären helfen will das ganz anders geartete Buch von Paul Seelhoff, Der Weg in den Krieg. Es enthält Einzelbilder aus der europäischen Geschichte seit 1870, außerordentlich fesselnde Darstellungen von entscheidenden Ereignissen oder Personen, z. B. Krügeraffäre, Chinafeldzug, Marokkofrage, Kaiserartikel (1908) usw. Der Inhalt dieser Bilder ist „viel ehrliches Streben zum Guten, viel teuflisches Wollen und noch viel mehr tragisches Geschick". Das Buch ist entstanden aus gründlicher Kenntnis der Materie; es ist nur die Frage, ob dieser brillante Stil — das Buch liest sich wie ein Roman — wirklich dem Stoff gemäß ist, ob nicht dem Leser die Lektüre zu leicht gemacht wird. Seelhoff verfolgt keine parteipolitische Tendenz, das Wort Kriegsschuldfrage wird nicht genannt; sein Ziel ist, zu zeigen, daß Deutschland nicht auf den Krieg hingearbeitet hat. Er kommt also zu demselben Ergebnis wie Rosenberg.

Zur Geschichte der Revolution sind zwei wichtige Dokumente erschienen. Philipp Scheidemann hat seine Memoiren eines Sozialdemokraten veröffentlicht. Er schildert seinen Lebensgang und verweilt besonders ausführlich bei den Ereignissen der Kriegs- und Revolutionszeit. Da Scheidemann in diesen Jahren eine entscheidende Rolle spielte, haben seine Darlegungen historischen Wert, auch entfällt auf manche Ereignisse durch die Scheidemannschen Ausführungen neues Licht. Großes politisches Aufsehen haben bei Erscheinen des Buches die Bemerkungen über sein Verhältnis zu Ebert gemacht. Die Darstellung, die oft recht in die Breite geht, ist nicht frei von allzu subjektiven Urteilen.

Sachlicher, nüchterner sind die Revolutionserinnerungen des jetzigen Reichskanzlers Hermann Müller, die unter dem Titel Die Novemberrevolution erschienen sind. Das Buch behandelt nur einen kurzen, aber außerordentlich bedeutungsvollen Abschnitt der deutschen Revolution, nämlich die Zeit vom 6. November 1918 bis 5. Januar 1919. Hermann Müller bringt viel wichtiges, gut geordnetes und ausgewähltes Material. Er sagt selber, daß er keine Geschichte der Revolution schreiben, sondern nur dem späteren Geschichtsschreiber eine Quelle eröffnen will. Als solche ist das Buch bedeutsam.

Eine Geschichte der letzten zehn Jahre gibt August Winnig in seinem Buch Das Reich als Republik 1918—1928. Winnig war bekanntlich bis 1920 als Sozialdemokrat Oberpräsident von Ostpreußen und steht heute in der nationalen Bewegung. Die deutsche Frage, die sich aus der Entwicklung der

letzten zehn Jahre ergibt, ist nach seiner Darstellung das Ringen um die Lebensmöglichkeit der zwanzig Millionen deutscher Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern. Winnig folgert daraus, daß der deutsche Arbeiter erkennen muß, daß die Sache der Nation die Sache des Arbeiters ist. Seine Darstellung der Geschichte der letzten zehn Jahre ist lebendig, durchaus frei von Schärfe gegenüber dem politischen Gegner. Sie setzt eine gewisse Kenntnis der Tatsachen voraus; es werden nur große Gesichtspunkte und zusammenfassende Überblicke gegeben.

Aus Anlaß der zehnten Wiederkehr des Revolutionstages erschien im Verlag O. Stollberg ein Werk Zehn Jahre deutsche Geschichte 1918 bis 1928, das seinerzeit von uns nur angekündigt wurde. Es fällt auf, daß für dieses Buch kein Herausgeber verantwortlich zeichnet. Aus der Einleitung, die der Reichskanzler Hermann Müller dem Buch gibt, scheint hervorzugehen, daß es sich um eine von amtlichen Kreisen zum mindesten stark geförderte Veröffentlichung handelt. An der Spitze der Beiträge steht ein sehr instruktiver Aufsatz von Hermann Oncken: Zehn Jahre deutscher Geschichte. Aus dem weiteren Inhalt wäre zu erwähnen: Wilhelm Külz, Deutschlands innerpolitische Gestaltung; Otto Geßler, Der Aufbau der neuen Wehrmacht; von Rheinbaben, Die auswärtige Politik seit dem Vertrage von Versailles; Hans Luther, Die Stabilisierung der deutschen Währung; Dorpmüller, Das Eisenbahnwesen seit 1918; Leipart, Die Arbeitnehmer in Deutschland. Weiter berichten über die Wissenschaft: Rothacker, Ostwald; über die deutsche Dichtung: Walzel; über die deutsche Kunst im ersten Jahrzehnt nach dem Kriege: Waldmann. Es haben somit an diesem Buch neben den Wissenschaftlern Minister, Staatssekretäre und andere hohe Beamte mitgearbeitet. Ein jeder berichtet im allgemeinen über sein eigenes Ressort. Das hat den Vorteil, daß immer ein Sachkenner, und zwar oftmals der beste Sachkenner, berichtet, andererseits aber auch Nachteile, da der betreffende Referent zugleich verantwortlicher Leiter ist und selbstverständlich versucht, seine Politik zu rechtfertigen. Das große, unhandliche Format und der Charakter des Sammelwerks machen für die Ausleihe einige Schwierigkeiten und empfehlen die Verwendung zunächst im Lesesaal.

Übersichtsliste

Arthur Rosenberg, Die Entstehung der deutschen Republik 1918 bis 1928. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 283 Seiten. Preis 6.— RM.

Paul Seelhoff, Der Weg in den Krieg. Europäische Bilder. Berlin 1928, Reimar Hobbing. 275 Seiten. Preis 7.— RM.

Philipp Scheidemann, Memoiren eines Sozialdemokraten. Mit 22 Bildern. Zwei Bände. Dresden 1928, Carl Reißner. 431 u. 443 Seiten. Preis 15.— RM.

Hermann Müller-Franken, Die Novemberrevolution. Erinnerungen. Berlin 1928, Der Bücherkreis. 286 Seiten. Preis geb. 5.50 RM.

August Winnig, Das Reich als Republik 1918—1928. Stuttgart 1928, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 361 Seiten. Preis 6.50 RM.

Zehn Jahre deutsche Geschichte 1918—1928. Berlin 1928, O. Stollberg. 556 Seiten. Preis geb. 20.— RM.

Langendorf

Der Regierungswechsel in England

Bücherliste am Schluß

Der Sieg der Arbeiterpartei bei den letzten Wahlen in England hat zur Folge gehabt, daß nun zum zweitenmal unter Macdonald eine Regierung der Arbeiterpartei gebildet worden ist. Da die politischen Verhältnisse in England wesentlich anders liegen als auf dem Festland, ist es für den Deutschen schwierig, sich ein zutreffendes Bild über die englische Politik im allgemeinen und über den letzten Systemwechsel im besonderen zu machen. Zum Glück verfügen wir über einige Bücher, die geeignet sind, in die politischen Probleme einzuführen, die jetzt in England zur Debatte stehen. Einige der wichtigsten sollen hier angezeigt werden.

Der neue Ministerpräsident Macdonald hat vor der Übernahme der ersten Regierung eine Schrift veröffentlicht: „Unsere Politik". In dieser bespricht er die Grundlagen und Ziele der englischen sozialistischen Partei, und es gelingt ihm gut, die Besonderheiten des englischen Sozialismus den Bestrebungen des festländischen Marxismus gegenüberzustellen. — Ein verhältnismäßig klares Bild vom Wesen der britischen Arbeiterpartei gibt ferner das soeben erschienene Buch von Egon Wertheimer, Das Antlitz der britischen Arbeiterpartei. Es ist mit der ausgesprochenen Absicht geschrieben, den deutschen Arbeiter, dem die englische Arbeiterpartei sehr oft ein Rätsel ist, in die Probleme der englischen Arbeiterbewegung einzuführen. Und so stellt auch Wertheimer die Ideenwelt der englischen Arbeiterpartei der Ideenwelt der festländischen Arbeiterparteien klar gegenüber.

Eine liebevolle Charakterzeichnung Macdonalds gibt Mary Hamilton (Iconoclast). Sie sucht herauszustellen, daß Macdonald nicht so sehr überragender intellektueller Fähigkeiten wegen zum einflußreichen Führer wurde, sondern daß es Fähigkeiten mehr moralischer Natur sind, die ihm zu seiner großartigen Stellung verhalfen. „Er hat ein Gewissen, das zur Tat treibt, mit oder ohne Erfolg." So erklärt sich auch die Beharrlichkeit, Zähigkeit und vor allem die Durchsichtigkeit seiner Politik. Dem Buch wäre an einigen Stellen mehr Kritik zu wünschen. — Die menschlich außerordentlich sympathischen Züge Macdonalds erkennt man auch an der Art, wie er in dem an einer anderen Stelle (S. 337) besprochenen Buch den Lebensgang seiner Frau schildert. — Eine gute Charakteristik der Persönlichkeit Macdonalds befindet sich ferner in dem Buch von Rudolf Kircher: Engländer. Kircher zeichnet geistig tief fundierte Porträts der führenden englischen Staatsmänner, Politiker, industriellen und kulturellen Führer. Man erhält einen guten — und oft sehr überraschenden — Einblick in den außerordentlich vielschichtigen Aufbau der englischen Gesellschaft und der englischen Kultur sowie in die kulturellen und sozialen Verschiebungen, die sich in dem Nachkriegs-England kaum weniger bedeutend vollziehen als in dem Nachkriegs-Deutschland.

Lloyd George, der Führer der englischen Liberalen, hat bei den letzten Wahlen wieder eine große Rolle gespielt und wird sicher in den nächsten Jahren in der englischen Politik wieder stark in Erscheinung treten. — In sehr einfacher Weise, oft allerdings etwas kritiklos, berichtet Vriesländer-Wismann in seinem Buch Lloyd George, wie aus dem Bauernjungen Lloyd George der Parlamentarier, der soziale Minister, der Organisator des Krieges und endlich der Mitwirkende am Versailler Vertrag wurde. — Lloyd George hat sich in den letzten Jahren sehr stark mit dem Friedensvertrag auseinandergesetzt. Seine Schrift „Ist wirklich Friede?" ist von dem

ehemaligen deutschen Reichsaußenminister und Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons ins Deutsche übertragen und eingeleitet worden. Nach Lloyd George hat der Versailler Vertrag England nicht das gebracht, was es so dringend braucht: einen Frieden, der seine Stellung befestigt und erweitert hätte. Das rührt vor allem daher, daß die Bestimmungen des Versailler Vertrages nicht wirklich ausgeführt wurden, nicht von den Siegern und nicht von den Besiegten. Lloyd George fordert deshalb weniger eine Revision als ein Rückgehen auf das faktisch Vereinbarte. Dabei übersieht er, daß die Bestimmungen des Vertrages den Konfliktstoff in sich tragen. So ist sein Kampf, in dessen Verlauf er von der politischen Tribüne verdrängt wurde, „ein tragischer Kampf gegen sein eigenes Werk".

Zum Schluß sei nur noch hingewiesen auf zwei kurze Darstellungen des heutigen England: Max Beer, Das England der Gegenwart, und Georg Engelbert Graf, England am Scheidewege. Beer, der Verfasser des großen Werkes „Geschichte des Sozialismus in England", zeigt besonders den innerpolitischen Umwälzungsprozeß auf und beschäftigt sich daher eingehend mit der Stellung der englischen Gewerkschaften und der wachsenden Bedeutung der Labour-Party. Graf behandelt von seiner sozialistischen Einstellung aus dieselben Probleme. Daneben geht er aber zu einer aufschlußreichen Betrachtung der Kräfte über, durch die der Zusammenhalt des Gesamtreiches bedroht ist.

Die grundlegenden Werke über das moderne England von Dibelius, Demangeon, Obst, Salomon u. a. sollen in diesem Zusammenhange nicht erwähnt werden; sie sind eingehend charakterisiert in dem Bücherverzeichnis „Die Welt um Deutschland".

Übersichtsliste

J. Ramsay Macdonald, Unsere Politik. Übersetzt von A. Vallentin. Berlin 1924, E. Laub. 184 Seiten. Preis 2.50 RM.

Egon Wertheimer, Das Antlitz der britischen Arbeiterpartei. Berlin 1929, J. H. W. Dietz Nachf. 116 Seiten. Preis 2.50 RM.

Mary Hamilton (Iconoclast), J. Ramsay Macdonald. Sein Werk und sein Charakter. Zürich 1924, Orell Füßli. 280 Seiten. Preis 6.— RM.

Rudolf Kircher, Engländer. Mit vielen Photographien. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Societäts-Druckerei. 351 Seiten. Preis 10.— RM.

Vriesländer-Wismann, Lloyd George. München 1922, Wieland-Verlag (jetzt: Allgemeine Verlagsanstalt, München). 119 Seiten. Preis —.60 RM. (Gestalten und Dokumente. Bd. 5.)

David Lloyd George, Ist wirklich Friede? Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von W. Simons. Leipzig 1924, Paul List. 6.—10. Tsd. XIV, 191 Seiten. Preis 3.50 RM.

Max Beer, Das England der Gegenwart. Berlin 1924, Verlag für Sozialwissenschaft. 96 Seiten. Preis geb. 2.50 RM.

Georg Engelbert Graf, England am Scheidewege. Berlin 1927, E. Laub. 48 Seiten. Preis —.85 RM. (Jungsozialistische Schriftenreihe.)

Langendorf

Das Reparationsproblem

Bücherliste zu Dawesplan und Youngplan

Karl Bergmann, Der Weg der Reparation. Von Versailles über den Dawesplan zum Ziel. Frankfurt/M. 1926, Frankfurter Societäts-Druckerei. 409 Seiten. Preis 12.50 RM.

Demjenigen, der sich eingehend mit der Reparationsfrage beschäftigen will, bietet das Buch des besten deutschen Sachkenners auf diesem Gebiet, des ehemaligen Staatssekretärs Bergmann, viel Wertvolles. Bergmann gibt in sachlicher Weise einen Überblick über die Entwicklung der Reparationsfrage bis zum Ende des Jahres 1925, vermeidet glücklich zuviel Einzelheiten und zeigt klar die großen Linien der Entwicklung auf. Hierbei streift er auch alle politischen und wirtschaftlichen Fragen, die mit dem Reparationsproblem in engerer Beziehung stehen.

M. J. Bonn, Befreiungspolitik oder Beleihungspolitik? Berlin 1928, S. Fischer. 139 Seiten, Preis 3.50 RM.

Ein wissenschaftlicher Beitrag zum Dawesabkommen. Bonn geht nicht wie Bergmann historisch vor, sondern untersucht die Auswirkungen des Dawesabkommens. Die deutsche Politik muß, so führt er aus, Befreiungspolitik sein (Befreiung des Rheinlandes von der Besetzung). Die Befreiung sollte aber nicht durch finanzielle Schwierigkeiten verzögert werden. Es ist nach Bonn „für das Deutsche Reich und die deutsche Wirtschaft als Ganzes wichtig, die deutsche Reparationslast in tragbarem Ausmaß möglichst schnell zu privatisieren, die finanzielle Kontrolle Deutschlands möglichst schnell zu beseitigen“. Die sehr gründlichen, in Einzelheiten führenden Untersuchungen setzen eine gewisse Kenntnis finanzpolitischer Probleme voraus.

Max Sering, Deutschland unter dem Dawes-Plan. Entstehung, Rechtsgrundlagen, wirtschaftliche Wirkungen der Reparationslasten. Berlin 1928, W. de Gruyter & Co. 237 Seiten. Preis 10.— RM.

Das Buch liefert außerordentlich wichtiges Material zur Frage der Reparation. Sering gibt keine geschichtliche Darstellung, sondern sein Anliegen ist, die Lage der deutschen Volkswirtschaft unter dem Dawesplan, besonders die neuen Lebensbedingungen des deutschen Volkes infolge der Tributleistungen wissenschaftlich klarzustellen, um damit Grundlagen zu schaffen für die praktische Lösung.

Ludwig Kastl und Robert Liefmann, Das Transferproblem. Leipzig 1926, G. A. Gloeckner. 79 Seiten. Preis 4.— RM. (Wirschaftspolitische Zeitfragen. 1. Heft.)

Die Schrift des deutschen Sachverständigen bei den jüngsten Pariser Verhandlungen unterrichtet sehr lehrreich über das äußerst schwierige Kapitel des Transfer.

Der Young-Plan. Der Schlußbericht der Pariser Sachverständigen-Konferenz im Wortlaut. Dazu: Eine Einleitung über seine Entstehung und Bedeutung. Frankfurt/M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei. 120 Seiten. Preis 2.50 RM.

Diese Schrift enthält den Schlußbericht der Sachverständigen im Wortlaut, ferner die Anhänge zum Schlußbericht (Richtlinien für die Organisation der Bank für internationale Zahlungen, Bedingungen für den Transfer und Zahlungsaufschub, Die belgische Markforderung u. a.). In der Einleitung wird kurz über Vorgeschichte und Verlauf der Konferenz berichtet, ferner werden die wirtschaftlichen Folgerungen aus dem neuen Plan dargestellt. Sehr lehrreich ist auch die beigegebene Tabelle über die Annuitäten.

Langendorf

Die Besoldung der Volksbibliothekare im städtischen Dienst

Denkschrift des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare

Die im folgenden veröffentlichte Denkschrift wurde im März dieses Jahres den Magistraten der deutschen Städte übersandt. Sie schließt sich an die vom Verband Deutscher Volksbibliothekare früher ausgegebenen Richtlinien an, führt sie aber insofern weiter, als hier auch die Einstufung der selbständig arbeitenden und leitenden Büchereibeamten berücksichtigt wird. Exemplare dieser Denkschrift stehen durch die Geschäftsstelle des Verbandes zur Verfügung.

D. S.

Nach den Ermittlungen des VDV hat das bibliothekarische Personal an den städtischen Büchereien bei der letzten Besoldungsregelung gegenüber den gleichzustellenden Beamten im Staatsdienst vielfach noch nicht die Besoldungseinstufung erlangt, die dem Charakter, der Bedeutung und der Verantwortung des volksbibliothekarischen Berufes entspricht. Im Anschluß an die vom Verbande aufgestellten Richtlinien wird besonders auf folgendes hingewiesen:

1. In den städtischen Büchereien hat das volksbibliothekarische Personal mit abgeschlossener Fachausbildung die Gleichstellung mit den staatlichen Bibliotheksobersekretären und der Lehrerschaft an Volks- und Berufsschulen zum Teil nicht erreicht. Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß zurzeit ein Mangel an ausreichend vorgebildeten Kräften herrscht. Es besteht daher die Gefahr, daß wertvolle Kräfte in Zukunft für diejenigen städtischen Büchereien nicht zu erlangen sind, die ihre Mitarbeiter nicht ebenso besolden wie die entsprechend vorgebildeten Kräfte in anderen Berufen, zumal manche Städte den Bibliothekaren bisweilen noch nicht einmal die Beamtenqualität zugestehen wie der Staat.

Nach der geltenden preußischen Besoldungsordnung und den ihr entsprechenden Besoldungsordnungen der anderen Bundesstaaten sowie des Reiches muß grundsätzlich eine Besoldung der voll ausgebildeten bibliothekarischen

Kräfte im städtischen Dienst nach der Gruppe 4b der Preußischen Besoldungsordnung[1] bzw. Gruppe 11c der Sächsischen Besoldungsordnung erfolgen.

2. Im Anschluß an die Besoldung dieser bibliothekarischen Eingangsstellen ist für die gehobenen Stellen an größeren Büchereisystemen (verantwortliche Führung von Zweig- und Sonderbüchereien, Betriebsabteilungen u. a.) oder die leitenden Stellen an Büchereien in Kleinstädten und Kreisen (Kommunalverbänden) eine Besoldung nach Gruppe 3b der Preußischen Besoldungsordnung[2] bzw. Gruppe 10 der Sächsischen Besoldungsordnung anzusetzen. Ohne solche gehobenen Stellen ist es nicht möglich, Kräfte zu gewinnen, die den vielseitigen geistig-kulturellen und pädagogischen Anforderungen und Aufgaben, die eine neuzeitliche bildungspflegliche Büchereiarbeit mit sich bringt, gewachsen sind.

3. Die selbständigen hauptamtlichen Leiter von Büchereien in mittelgroßen Städten und die den Leitern großer Büchereien zur Unterstützung beigegebenen Bibliothekare haben eine büchereiwissenschaftliche und fachliche Berufsaufgabe zu erfüllen, die anders gelagert ist als die Aufgabe der Bibliotheksräte an staatlichen Bibliotheken, die aber in bezug auf Fachkenntnisse und Universalbildung gleich hohe fachliche und in volkserzieherischer Hinsicht ganz besondere menschliche Qualitäten erfordert. Aus diesem Grunde muß auch für diese Büchereibeamten die gehaltliche Gleichstellung mit den Bibliotheks- und Studienräten gefordert werden, d. h. Besoldung nach Gruppe 2b der Preußischen Besoldungsordnung[3] bzw. Gruppe 7b der Sächsischen Besoldungsordnung.

4. Die Leiter größerer städtischer Büchereisysteme mit mehreren Einheiten oder mit Nebenaufgaben im Volksbildungswesen, Archiv- und Museumsdienst oder in ähnlichen Dienstzweigen sind grundsätzlich den Bibliotheksdirektoren im Staatsdienst oder den Oberstudiendirektoren gleichzustellen. Das bedeutet eine Einstufung in Gruppe 2a der Preußischen Besoldungsordnung[4] bzw. Gruppe 7a der Sächsischen Besoldungsordnung oder eine ruhegehaltsfähige Zulage von jährlich 1200 RM. zum Grundgehalt der Gruppe 2b. Dies wird ganz besonders zu gelten haben in den Städten, in welchen den übrigen technischen Beamten (Fachbeamten) in leitender Stellung dieses Gehalt (2a bzw. 2b mit einer Zulage von 1200 RM. jährlich) gewährt worden ist. In Großstädten sind diese Forderungen dem Umfang und Ausbau des Büchereiwesens folgend sinngemäß zu erhöhen.

Die von der Preußischen Besoldungsordnung unter § 40a geforderte „Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse" kann auf keinen Fall dahin ausgelegt werden, daß die Gleichstellung mit den Staatsbeamten in entsprechender Stellung in Rücksicht auf die Finanzlage der Gemeinden unterbleiben darf; sondern hier kommt allein in Frage, ob Amtsinhalt, Charakter und Umfang der Dienstgeschäfte und persönliche Verantwortung den Verhältnissen der vergleichbaren Beamten im Staatsdienst entspricht.

Verband Deutscher Volksbibiothekare E. V.

Geschäftsstelle Berlin C 2, Brüderstraße 34/38

---

[1] Grundgehalt 2800 bis 5000 RM. [2] Grundgehalt 4800 bis 7000 RM.
[3] Grundgehalt 4400 bis 8400 RM. [4] Grundgehalt 5400 bis 9600 RM.

Hinweis

Nachtrag zum Spitzenartikel dieses Heftes

Paul Fechter, Deutsche Dichtung der Gegenwart. Versuch einer Übersicht. Leipzig 1929, Ph. Reclam jun. 71 Seiten. Preis —.40 RM.

Man geht zunächst mit Mißtrauen an ein Reclambändchen heran, in dem auf 62 Seiten „Deutsche Dichtung der Gegenwart" behandelt werden soll. Aber es ist erstaunlich, wie klug und fesselnd Paul Fechter, der langjährige Feuilletonredakteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung, diese Aufgabe zu lösen versteht. Von vornherein weist er alle falschen Erwartungen und Ansprüche ab und betont ausdrücklich, daß er nur den „Versuch einer Übersicht" geben kann. Innerhalb dieser Grenzen kommt es ihm darauf an, ein paar durchgehende Linien in der Fülle der so verschiedenartigen und gegensätzlichen literarischen Erscheinungen der Gegenwart aufzuweisen. Kenntnis der Autoren und Werke setzt er voraus. Nur in einem Anhang werden von den wichtigsten Autoren ein paar Lebensdaten und die bezeichnendsten Werke genannt. — „Das Entscheidende ist bei allen die Zeittendenz zur wirklicheren Wirklichkeit" (S. 11). Das ist der Grundgedanke, von dem aus Fechter die Literatur der Gegenwart in eine recht überzeugende Gliederung bringt. Dabei verfällt er keineswegs in den naheliegenden Fehler, gewaltsam diese Tendenz überall herauszustellen, sondern er zeigt innerhalb der einzelnen Gattungen — Drama, Roman, Lyrik — auf, in welchen besonderen Haltungen und Formen dies Streben nach Wirklichkeit zum Ausdruck kommt, und wie bei ganzen Gruppen, die zunächst auf diese Weise scheinbar gar nicht zu fassen sind, es nur eine andere Auffassung von „Wirklichkeit" ist oder ein anderer Weg, auf dem auch sie die Dichtung wieder zu wesentlicher Bedeutung führen wollen (Stefan George, Rilke). Auch die wenigen, aber treffenden Hinweise auf die in der modernen Dichtung zum Ausdruck kommende „Sprachverzweiflung" bringt Fechter ohne Zwang mit seinen Grundgedanken zusammen.

Trotz der Kürze vermeidet er billige, nichtssagende Charakterisierungen der Dichter. Er weiß geschickt die bedeutsamsten Erscheinungen auszuwählen; andere, die an derselben Stelle zu behandeln wären, nennt er nur. Überall hat man den Eindruck, daß Gliederung, Charakterisierung und Deutung auf einer Fülle unmittelbarer Kenntnisse und auf einem Verständnis aufgebaut sind, das weit genug ist, um sehr gegensätzlichen Erscheinungen gerecht zu werden, ohne daß dadurch das Gefühl für das Charakteristisch-Einmalige des einzelnen verlorengeht. Kurz: ein Versuch, der wirklich das hält, was er verspricht; man wird angeregt, die aufgewiesene Gliederung weiter zu verfolgen. Und man folgt dem Verfasser gern, weil er selbst seine Ordnung nicht als starres Schema aufgefaßt haben will; weil man an vielen Stellen spürt, wie ernst und mit welchen kritischen Maßstäben der Verfasser der Dichtung der Gegenwart gegenübertritt.

H. H.

Die Leserzeitschrift „Die Bücherhalle"

Die neue Leserzeitschrift der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig hat bei der Leipziger Leserschaft wie bei den Volksbibliothekaren lebhaften Anklang gefunden. Soeben ist Nummer 4 erschienen. Das Heft wird eingeleitet mit einem kleinen Artikel „Arbeit und Erholung auf Reisen", in dem aufgewiesen wird, welch mannigfachen Interessen auf der Reise das Verzeichnis „Deutsches Land und Volk" dienen kann. — Aus Anlaß des Regierungswechsels in Eng-

land werden Bücher von und über Macdonald und Werke zur englischen Politik der Gegenwart aufgeführt. Der außerordentlich starken Anteilnahme an der Kriegsliteratur dient eine Zusammenfassung „Aus dem Krieg", die Dichtungen, Tagebücher, Briefe aus dem Kriege bringt sowie Dokumente und Bilder zum Krieg und schließlich auch die in letzter Zeit so stark beachteten Kriegsromane. Zusammenstellungen verschiedener Art: Schöne Literatur, Geschichte, Zeitgeschichte, Heimatkunde, Leibesübungen, Haushaltbücher sowie eine Abteilung Zeit- und Streitfragen mit Literatur zur Innen- und Außenpolitik, Wirtschafts- und Sozialpolitik u. a. schließen das Heft ab.

„Die Bücherhalle" ist zum Preise von 2.— RM. durch die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu beziehen. Es erscheinen jährlich 6 Hefte im Gesamtumfang von acht Bogen.

Die Abendvolkshochschulen

Mit dem vorliegenden Teil über die Abendvolkshochschulen wird der Nachweiser[1], dessen vorhergehende Teile bereits in den „Heften für Büchereiwesen" angezeigt sind[2], um ein bedeutsames Stück vermehrt, das seine Brauchbarkeit zur Orientierung über das Gesamtgebiet der freien Volksbildung wesentlich erhöht. Dieser Teil ist in Zusammenarbeit mit dem Reichsverband der deutschen Volkshochschulen (Jena, Carl-Zeiß-Platz 3) und der Zentralstelle für Volkshochschulstatistik (Leipzig, Rudolfstraße 2) entstanden. Die Volkshochschulen sind alphabetisch nach Orten aufgeführt. Angegeben werden jeweils Anschrift und Leiter, Gründungsjahr, Verbandszugehörigkeit, organisatorischer Aufbau, Einteilung der Lehrabschnitte, Art und Zahl der Veranstaltungen, Zahl der Lehrer und Hörer, die Unterbringung, besondere Einrichtungen sowie die Zusammenarbeit mit anderen Stellen (Büchereien, Museen usw.). Dieser Aufführung sind eine Reihe von zusammenfassenden Übersichten vorangestellt über die geographische Verteilung, über das Jahr der Gründung (1919 als das Konjunkturjahr wird zahlenmäßig belegt) u. a.

Zweifellos kann in einem solchen Nachweiser die schwierige Frage, welche Institution wirklich als Volkshochschule im echten Sinn anzusprechen ist, nicht gelöst werden. Aber dennoch hat eine solche Zusammenfassung der wichtigsten äußeren Daten, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen schon nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten bietet, nicht nur für den Überblick über das tatsächlich Vorhandene einen Wert, sondern auch für die weiteren Bemühungen um die grundsätzliche Klärung vom Begriff und Wesen der Abendvolkshochschule. — Der Nachweiser ist direkt vom Archiv für Volksbildung Berlin NW 40, Platz der Republik 6, zu beziehen.

H. H.

Auslanddeutschtum

Wichtige Bücher über das Auslanddeutschtum (1919—1929). Ein Verzeichnis mit Angabe von Verlegern und Preisen, zusammengestellt im Deutschen Auslandsinstitut. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Stuttgart 1929, Ausland- und Heimatverlag AG. 51 S. Preis —.50 RM.

Eine sehr gründliche und sehr zuverlässige Zusammenstellung der Literatur über das Grenz- und Auslanddeutschtum. Da die Bücher aber nicht charak-

[1] Nachweiser für das deutsche Volksbildungswesen, herausgegeben vom Archiv für Volksbildung im Reichsministerium des Innern. 4. Teil: Die Abendvolkshochschulen. Berlin 1929. 92 Seiten. 15. Archivbericht.

[2] Siehe „Hefte" 10. Bd. 1925/26, S. 299.

terisiert sind, kann diese Schrift — so wertvoll sie für den Fachmann ist — dem Büchereileiter doch kaum ohne weiteres als Grundlage für Anschaffungen auf diesem Gebiete der Literatur dienen. Es wird die Aufgabe der zentralen volksbibliothekarischen Arbeitsstellen sein, eine geeignete Auswahl zu treffen und die einzelnen Bücher zu charakterisieren. In den Verzeichnissen „Die Welt um Deutschland“ und „Deutsches Land und Volk“ sind schon zahlreiche Bücher über das Grenz- und Auslanddeutschtum aufgeführt.

P. L.

Neuauflage vergriffener Werke

Das Einkaufshaus für Volksbüchereien, das sich ständig um die Bereitstellung auch der zurzeit vergriffenen, für die Büchereiarbeit aber bedeutsamen Werke bemüht, teilt mit, daß jetzt Verhandlungen mit dem Verlag Eugen Diederichs-Jena über eine Neuauflage der beiden bekannten Arbeiterbiographien von Carl Fischer, Denkwürdigkeiten eines Arbeiters (zwei Bände), und Wenzel Holek, Lebensgang eines Arbeiters (Band 1), schweben. Nähere Angaben siehe auf der dritten Umschlagseite.

Kunst unserer Zeit

Der vor kurzem erschienene Katalog „Die Kunst unserer Zeit“ (Heft 12 der Deutschen Volksbibliographie) hat bei den Lesern der Städtischen Bücherhallen, insbesondere bei den in enger Verbindung mit der Jugend der höheren Schulen stehenden Lehrern lebhafte Anteilnahme erweckt und ist im Zusammenhang mit den grundsätzlichen Ausführungen in der vorigen Nummer der „Hefte“ auch von den Volksbibliothekaren viel verlangt worden. Da in diesem Verzeichnis alle Gebiete neuzeitlichen künstlerischen Schaffens berücksichtigt sind: u. a. Bühnenkunst, Tanz, Photo und Film, Architektur, bildende Kunst, Musik, ist dieser Katalog nicht nur für die Büchereiarbeit als zuverlässige Grundlage für den Bestandsaufbau von Bedeutung, sondern er kann auch allen an der zeitgenössischen Kunst Interessierten ein anregender Führer zu dem Schrifttum über diese Fragen sein. Der den Beziehern der „Hefte“ gewährte Vorzugspreis von 1.50 RM. statt 2.— RM. wird bei Benutzung der grünen Bestellkarte, die der vorigen Nummer der „Hefte“ beilag, weiter eingeräumt.

Weltkonferenz für Erwachsenenbildung

Die erste Weltkonferenz für Erwachsenenbildung findet vom 22.—26. Aug. 1929 in Cambridge statt. Sie wird vom Weltbund für Erwachsenenbildung (World Association for Adult Education) veranstaltet und soll die Mitarbeiter des Volksbildungs- und Büchereiwesens in den verschiedenen Ländern in nähere Beziehungen und gegenseitigen Erfahrungsaustausch bringen. — Ein ausführliches Programm steht durch die deutsche Arbeitsstelle des Weltbundes Leipzig N 22, Richterstraße 8, zur Verfügung.

Die deutsche Gegenwart und der Roman

„Die Wirklichkeit der deutschen Literatur, wie sie sich vor allem im Roman darstellt, ist offenbar eine ganz andere als die Wirklichkeit der anderen Nationen. Es ergibt sich, daß wir bei allem Reichtum unserer Romanliteratur fast gar keine Bücher besitzen, die darstellend und gestaltend Ausschnitte aus dem Leben der Deutschen so geben, daß die Lektüre dieser Bücher, sei es im Original, sei es in Übersetzungen, den andern Völkern Einblicke in unser Dasein, Verständnis für unser Leben und unsere Bedürfnisse vermitteln könnte. . .

„Sieht man von hier aus (nach einer Betrachtung der englischen, französischen und russischen Romanliteratur. D. S.) nun auf unsere Romanliteratur hinüber und versucht, eine ähnliche Reihe zusammenzubekommen, aus der der Fremde, der Ausländer, uns und unsere Art, unser Leben wenigstens in Umrissen und Ausschnitten kennenlernen könnte, so gerät man von vornherein in Verlegenheit. Da ist für Berlin, märkischen Adel und Offiziere, ein bißchen auch für einstiges Berliner Bürgertum Theodor Fontane; da ist vom Sächsischen her, ebenfalls für Adel und Offizierswelt, Ompteda, schon leicht an der Grenze der Unterhaltungsliteratur. Da ist mit gewissen Einschränkungen Thomas Mann mit den „Buddenbrooks“ für hanseatisches Kaufmannstum, Sudermann mit „Es war“ und Megede mit „Quitt“ für östliches adliges Grundbesitzertum; da ist, schon Vergangenheit, Gustav Freytag „Soll und Haben“. Hier aber stockt man schon. Es ergibt sich, daß auch auf diesem Gebiet unsere Vielstämmigkeit und regionale Selbständigkeit sich schicksalsmäßig ausgewirkt hat. Wir finden Romane aus dem bayrischen Bauerndasein bei Ludwig Thoma, aus dem Österreichischen bei Anzengruber; wir finden Fränkisches bei Wilhelm Weigand, Niedersächsisches bei Fritz Reuter; Klara Viebig schildert Eifeldörfer, der Graf Keyserling baltischen Adel und Rosegger die steirischen Bauern. Die Romane aber, in denen wirklich die Deutschen als Volk, das deutsche Bürgertum, die Arbeiter, die Bauern, die Gesamtheit zum Ausdruck ihres Wesens kommt, die fehlen. Sobald man einem Fremden, und man kommt oft in diese Verlegenheit, die Bücher nennen soll, aus denen er unsere deutsche Welt, unsere wirkliche Existenz von außen und von innen wenigstens in den Hauptzügen kennenlernen kann, gerät man in die tödlichste Verlegenheit. Es gibt von „Wilhelm Meister“ und den „Epigonen“ bis zu Stehr und Paul Ernst Hunderte hochstehender deutscher Romane. Die Romane des wirklichen Deutschland gibt es eigentlich noch nicht. Es gibt Ansätze, Ausschnitte; die Vielfältigkeit ist aber so groß, daß es über sie selten hinausgeht. Man erlebt beim deutschen Roman gerade heute mit leichtem Schreck die Tatsache, daß selbst in dieser Zeit, wo alles auf wirklichere Wirklichkeit und Erweiterung der Wirklichkeit hindrängt, die deutsche Wirklichkeit als solche immer noch unentdeckt ist.

„Die meisten auch unserer wertvollen Autoren finden den Zugang zu der wirklichen Wirklichkeit, die sie erstreben, zuletzt nur in sich, in ihrer Einzelexistenz, die sie literarisch durchaus legitim in irgendeine vorgestellte Außenwelt projizieren und dort verfestigen. Die Folge ist, daß wir Dichtungen von starken seelischen Qualitäten besitzen, daß Vorgänge des Seelischen zuweilen in unseren Romanen mit starker Kraft gefaßt und gestaltet sind, daß aber diese Vorgänge, diese seelischen Prozesse, im Grunde entweder ganz oder zum großen Teil persönliche Angelegenheiten des Autors und eines Kreises ihm freundschaftlich oder beruflich nahestehender Menschen bleiben. . .

„Das deutsche Laster des falsch verstandenen Individualismus macht sich auch hier wieder bemerkbar. Los und Probleme des einzelnen erscheinen wesentlicher als die Wirklichkeit des Allgemeinen, des Volkes. Wie im Drama wird die Welt der unbewußten Seelenschichten als Erweiterung des Wirklichkeitsbereichs behandelt, werden Daten und Ereignisse besonderer Wesen und Existenzen diskutiert und analysiert, werden Abenteuer und Verwirrungen zwischen Individuen, Komplikationen des Einzeldaseins, nicht Schicksale aus dem Typischen umrissen und zum Thema gemacht. Der Roman der Gegenwart hat den breitesten Leserkreis, wirkt unendlich viel weiter als Drama oder gar Lyrik. Seine Wirklichkeit aber bleibt abseits der Realität, die man trotz allem Respekt vor den Individuen zuletzt doch als die einzig wichtige, nämlich als die Realität des Ganzen empfindet."

Paul Fechter, Deutsche Dichtung der Gegenwart.

UMSCHAU

In dieser Übersicht werden wir künftig Nachrichten und Mitteilungen aus der Arbeit der Büchereien, Büchereiberatungsstellen und Büchereiverbände bringen. Es soll hier in kürzester Form von den Fortschritten, Arbeitsergebnissen, Neugründungen und Fachveranstaltungen aus dem gesamten deutschen Büchereiwesen berichtet werden; in der Hoffnung, daß das nicht nur für die Arbeit des Einzelnen anregend wirkt, sondern daß dadurch, wenn auch zunächst nur in sehr leichten Strichen, ein Bild der Büchereiarbeit in den verschiedensten Gebieten sich ergibt. Wir bitten die Leser der „Hefte", uns entsprechende Notizen und Nachrichten zu übermitteln. D. S.

Neue Beratungsstelle

HESSEN. *Staatliche Beratungsstelle.* In Darmstadt gab am „Tag des Buches", 22. März, der hessische Staatspräsident in seiner Eigenschaft als Minister für Kultus und Bildungswesen bekannt, daß mit Wirkung ab 1. Juni eine „Staatliche Landesberatungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen in Hessen" errichtet und der Stadtbücherei Darmstadt angegliedert würde. Mit ihrer Leitung wurde der Direktor der Stadtbücherei, Dr. Ewald Roellenbleck, beauftragt. Halbtägig ist bei ihr als wissenschaftlicher Assistent der 2. Bibliothekar der Stadtbücherei, Dr. Otto Fuhr, tätig. Ministerial-Referent für die Beratungsstelle ist Herr Schulrat Hassinger, der seit Jahren dem Verwaltungsausschuß der „Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen" angehört.

Bei gleicher Gelegenheit gab der Staatspräsident bekannt, daß das Hessische Kultusministerium zur Unterstützung des volkstümlichen Büchereiwesens eine Bücherspende im Werte von 4000 RM. bereitgestellt habe, deren Verteilung in Zusammenarbeit des Herrn Schulrats Hassinger mit der neugegründeten Beratungsstelle vorzunehmen sei.

Neue Büchereien

FINSTERWALDE. *Eröffnung der Städtischen Volksbücherei.* Am 10. Juni wurde in Finsterwalde (13400 Einw.) eine Städtische Bücherei eröffnet, für die Magistrat und Stadtverordnete außerordentlich schöne Räume im

Alten Rathaus sowie beträchtliche Mittel zur Beschaffung des Buchbestandes und der Büchereiorganisation zur Verfügung gestellt hatten. Die Bücherei umfaßt zunächst einen Bestand von 2500 Bänden. Die Durchführung der Einrichtungsarbeiten lag in den Händen der Deutschen Zentralstelle. Bürgermeister Geist übergab die Bücherei der Öffentlichkeit unter Hinweis auf die große Bedeutung einer neuzeitlichen Bücherei für das soziale und kulturelle Leben der Stadt. Erster Geschäftsführer Heinrich Becker-Leipzig hielt einen Vortrag über „Bücherei und kommunale Kulturpolitik".

HAGEN/WESTF. *Eröffnung einer Zweigbücherei.* Am 1. Juni wurde in Hagen/Westf. die erste völlig neu eingerichtete Zweigstelle der Stadtbücherei im Stadtteil Weringhausen eröffnet. Die Bücherei ist in einem der Stadt gehörigen Gebäude untergebracht, dessen Erdgeschoß vollständg umgebaut wurde und so für die Zwecke der Bücherei geeignete Räume ergab. Eingehender Bericht im nächsten Heft.

LEIPZIG. *Neubauten.* Rat und Stadtverordnete der Stadt Leipzig haben für die Errichtung eines Gebäudes zur Unterbringung der II. Städtischen Bücherhalle einen Betrag von 250000 RM. ausschließlich der Kosten der Inneneinrichtung unter dem 5. Juni 1929 bewilligt. Die II. Städtische Bücherhalle, die im Jahre 1915 errichtet war, ist seitdem in einem nicht der Stadt gehörigen Gebäude untergebracht. Sie ist die bisher am stärksten ausgebaute und benutzte Bücherei im Gesamtorganismus der Städtischen Bücherhallen. Da die Stadt die Räume nur gemietet hat und das Gebäude von dem Eigentümer zu anderen Zwecken gebraucht wird, macht sich eine neue Unterbringung der Bücherhalle notwendig. Das neue Gebäude soll außer den Räumen für die Ausleihbücherei auch Kinderlesesaal, Bücherlesesaal, Zeitschriftenlesesaal und Vortragssaal enthalten. Mit der Ausarbeitung der Entwürfe ist der Architekt Otto Fischbeck WDA, Leipzig, dem bereits der Entwurf und die künstlerische Leitung für die IV. Städtische Bücherhalle übertragen wurde, beauftragt.

Mit dieser Bewilligung haben Rat und Stadtverordnete der Stadt Leipzig erneut gezeigt, daß sie trotz der schwierigen finanziellen Lage auch fernerhin gewillt sind, den planmäßigen Aufbau und Ausbau des städtischen Büchereiwesens zu betreiben.

Das Gebäude für die IV. Städtische Bücherhalle, für die Rat und Stadtverordnete im Jahre 1928 einen Betrag von 382000 RM. einschließlich Bücher und Einbände bewilligt haben, ist im Rohbau fertiggestellt. Zurzeit wird an der Innenausstattung gearbeitet. Die Eröffnung des Betriebes erfolgt Ende des Jahres 1929. Die Übersiedlung von Halle II in das neue Gebäude ist für Frühjahr 1930 in Aussicht genommen.

Vorträge und Tagungen

BERLIN. *Vortrag.* Auf Einladung der Deutschen Liga für Völkerbund (Erziehungsausschuß) hielt Bibliothekar Hans Hofmann am 3. Mai d. J. in Berlin ein Referat über Erwachsenenbildung und Büchereiarbeit. Eine lebhafte Aussprache zeigte das starke Interesse der Vertreter der verschiedenen Schulgattungen, kulturpolitischen und weltanschaulichen Verbände.

REGBEZ. KÖLN, KOBLENZ, TRIER. *Fachbesprechung.* Die Staatliche Beratungsstelle Köln (Andreaskloster 5) hielt am 4. Mai eine Fachbesprechung der haupt- und nebenamtlichen Volksbibliothekare ihres Bereichs in der

Volksbücherei XII: Köln-Deutz ab. Der Leiter, Büchereidirektor Dr. Reuter-Köln, behandelte die Frage der volksbibliothekarischen Buchkritik. Büchereidirektor Dr. Angermann-Hagen referierte über „Werbemittel der Bücherei". Über „Vorleseabende in kleinen Dorfgemeinden" sprach auf Grund eigener Erfahrungen Lehrer Schmalen-Lipp.

REGBEZ. LIEGNITZ. *Tagung.* Am 31. Mai und 1. Juni veranstaltete der Herr Regierungspräsident zu Liegnitz eine zweite Tagung für das Volksbüchereiwesen im Regierungsbezirk Liegnitz. Die Tagung, die in Lauban und Bunzlau stattfand, war außerordentlich zahlreich von Landräten, Bürgermeistern und Vertretern der Volksbildung und Büchereiarbeit besucht. Referate hatten übernommen: Bibliothekare Hans Hofmann, Hans Nicklisch, Else Schaeffer-Leipzig. Ein Bericht folgt.

WESTFALEN. *Fachbesprechung.* Am 8. Juni hielt die Zentralberatungsstelle für das öffentliche Büchereiwesen in der Provinz Westfalen (Hagen, Badstr. 5) die 8. Fachbesprechung westfälischer Volksbibliothekare ab. Es fand eine Führung durch die älteren und neueren Zweigstellen der Stadtbücherei Hagen mit erläuterndem Vortrag von Büchereidirektor Dr. Angermann in der neu eröffneten Zweigbücherei Weringhausen statt. Ferner wurden Referate über Lesegemeinschaften und Jungmädchenbücher gehalten.

Betriebsergebnisse. Etat

LEIPZIG. *Betriebsergebnisse. Etat.* Die Benutzung der Städtischen Bücherhallen zeigte im Haushaltjahr 1928/29 wieder eine aufsteigende Bewegung, nämlich von 222686 Benutzungen im Haushaltjahr 1927/28 auf 227249 Benutzungen im Haushaltjahr 1928/29. Diese Zahl setzte sich zusammen aus 33042 Lesesaalbesuchern und 194207 Entleihungen in der Ausleihe. Von den Entleihungen entfielen auf die erzählende Literatur 106838, auf die belehrende Literatur sowie Gedichte und Dramen 87369. Die Steigerung trat vor allem in der zweiten Hälfte des Betriebsjahres in Erscheinung. In dieser Periode wurden 109267 Entleihungen gegenüber 101284 des vorhergehenden Berichtsjahres gezählt. Das bedeutet eine Steigerung von 7,9 Prozent.

Für den Betrieb der bestehenden Leipziger Bücherhallen (drei Haupthallen und eine Zweigbücherei) wurden für das Jahr 1929 404600 RM. bewilligt, für einmalige Erneuerungsarbeiten und für Bestandsauffrischung 13900 RM.

Mitarbeiter dieses Heftes

Dieses Heft enthält Beiträge von Paul Kornfeld, Berlin-Wilmersdorf, Zähringerstraße 26; Bibliothekar Dr. Bernhard Rang, Köln, Andreaskloster 5; Dr. Wolfgang Seiferth, Volksbildungsamt der Stadt Leipzig, Leipzig C 1, Rudolfstraße 2; Verband Deutscher Volksbibliothekare, Berlin C 2, Brüderstr. 34/38, sowie von folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Bibliothekar Hans Hofmann, Dr. Walter Hoyer, Dr. Peter Langendorf, Bibliothekar Erich Thier.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Büchereiarbeit auf dem Lande und in der Kleinstadt

I.

Die Büchereiarbeit auf dem Lande muß, soll sie zu einer wirklichen Bedeutung gelangen, in zwei großen Zusammenhängen gesehen werden. Einmal muß die ländliche Büchereiarbeit in eine enge Verbindung mit dem gesamten Büchereiwesen gebracht werden. So bedeutsam die eigenen Leistungen und Aufgaben des ländlichen Büchereiwesens sind, so groß und umfassend das Arbeitsgebiet ist, das auch heute noch der Inangriffnahme harrt, es würde eine verhängnisvolle Isolierung und Einengung bedeuten, wenn es nicht gelänge, unmittelbare, wechselseitige Arbeitsbeziehungen zwischen der ländlichen und städtischen Büchereiarbeit herbeizuführen — oder vielmehr, da sie ja schon in beträchtlicher Stärke bestehen, sie auszubauen und zu befestigen. Selbstverständlich, daß dabei die natürliche Besonderheit jedes einzelnen Zweiges unserer mannigfaltig gegliederten Büchereiarbeit sorgfältiger Berücksichtigung bedarf. Nur wenn jedem einzelnen Zweig die Förderung zuteil wird, die er im Aufbau des Ganzen jeweils seiner Eigenart und seiner besonderen Entwicklungsstufe entsprechend erfordert, nur dann wird eine wahrhaft organische, nicht nur formale Zusammengehörigkeit des g a n z e n Büchereiwesens sich entwickeln.

Das erfordert von seiten der großstädtischen Mitarbeiter in jeder Beziehung eine lebhaftere Anteilnahme an den Verhältnissen und Aufgaben des ländlichen Büchereiwesens. Ein Punkt, der nicht nur bei der Ausbildung stärkste Beachtung verdient, sondern der auch, was die allgemeine, menschlich-persönliche Einstellung zu den ländlich-kleinstädtischen Lebensverhältnissen betrifft (die Landflucht der volksbibliothekarischen Mitarbeiterschaft!), einmal gründlich erörtert werden sollte!

Von seiten der Büchereileiter auf dem Lande und in der Kleinstadt aber darf erwartet werden, daß sie auch den allgemeinen Problemen des Büchereiwesens, die in den meisten, zunächst rein städtisch erscheinen-

den Fachfragen und Arbeitsweisen enthalten sind, ihre Anteilnahme zuwenden. Wenn wir nur die einzelnen Fragen unserer Arbeit nicht als irgendwelche spezialistischen Angelegenheiten einer in sich selbst genügsamen „Bibliothekswissenschaft" nehmen, sondern sie hineinführen in die großen uns heute aufgegebenen literarpädagogischen, kultur- und gesellschaftspolitischen Probleme, dann wird sich erweisen, daß das ländliche wie das städtische Büchereiwesen nur als ein zusammengehöriges Ganzes seine Aufgaben wird erfüllen können.

II.

Es genügt aber nicht, das ländliche Büchereiwesen einzugliedern in die Gesamtbüchereibewegung. Die Büchereiarbeit selbst wird nicht zu einer lebendigen Wirksamkeit gelangen, wenn sie nicht immer erneut von den gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnissen, unter denen und für die sie zu wirken hat, ausgeht und von ihnen aus ihre konkreten einzelnen Aufgaben sich bestimmen läßt. Das heißt für die ländliche Büchereiarbeit, daß sie in allerengstem Zusammenhang mit den gegenwärtigen Problemen und Nöten des ländlichen und kleinstädtischen Lebens überhaupt auszubauen und zu entwickeln ist. Dabei geht es nicht an, nur einen Teil der „Landprobleme", etwa die Bildungsarbeit an Bauern, als dringend und in erster Linie der Lösung bedürftig anzusehen; sondern wir müssen das Ganze im Auge haben. Wohl aber ist es richtig, dies Ganze nun in seiner fast unendlichen Mannigfaltigkeit zu erkennen und methodisch sehr überlegt zu versuchen, in dieser Mannigfaltigkeit gleichartige zusammengehörige Einzelformen und Gruppen herauszustellen. Ich halte daher mit Bedacht an der Bezeichnung „das Land" fest und nehme es als eine durchaus zutreffende Deutung, wenn Schriewer dies als einen „geopolitischen" Begriff (im Unterschied zu dem „kulturpolitischen" Begriff Bauerntum) kennzeichnet[1]. Das sehe ich grade als charakteristisch für unsere gegenwärtige Situation an, daß die Gleichsetzung Land = Bauerntum nicht mehr zutrifft. Fast an allen Stellen ist das Bauerntum heute im Zurückgehen begriffen! Dazu kommt, daß im Bauerntum selbst entscheidende Wandlungen vor sich gehen. Gewiß, beide Vorgänge: das Schwinden des Bauerntums und seine innere Wandlung treten vielleicht in den mitteldeutschen Gebieten, aus denen meine Anschauungen gewonnen sind, besonders kraß zutage. Aber die Entwicklung, die hier wohl mit

[1] Franz Schriewer, Zum Problem der Bildungsarbeit an Bauern. In: Bücherei und Bildungspflege. 9. Jahrg. 1929, S. 181ff.

am weitesten vorgeschritten ist, kommt auch in anderen Gebieten immer mehr in Gang. — Es ist daher durchaus müßig, darüber zu streiten, ob Bildungsarbeit an Bauern oder an ländlich-bäuerlicher Industriearbeiterschaft wichtiger oder bedeutsamer sei. Mit dem Hinweis auf Riehl darf Schriewer wirklich nicht glauben, die Dringlichkeit der Bildungs- und Büchereiarbeit an der ländlichen Arbeiterschaft widerlegen zu können. Wer aus eigener Erfahrung weiß, wie grade in den Gegenden, in denen die Industrie sich immer mehr ausbreitet, eine Fülle sozialer, wirtschaftlicher, politischer — und rein menschlich-persönlicher Schwierigkeiten sich ergeben, der wird ohne jedes Schwanken davon überzeugt sein, daß hier Aufgaben auch für die ländliche Bildungs- und Büchereiarbeit uns gestellt sind, denen wir uns nicht entziehen dürfen. Daher mag jeder, der in der ländlichen Büchereiarbeit steht, mit aller Hingabe und Aufgeschlossenheit sich grade den Gruppen zuwenden, die sein Gebiet aufweist! Die dabei leicht auf seiten des einzelnen sich ergebenden Verallgemeinerungen und Überschätzungen werden schon im Ganzen des ländlichen Büchereiwesens ihren Ausgleich finden.

Ganz einig bin ich mit Schriewer darin — und das ist wohl das Entscheidende —, daß alle ländliche Büchereiarbeit dringend eine möglichst lebendige Kunde von dem Menschen und der Menschengruppe, der ihre Arbeit gilt, braucht. Diese Kunde gilt es heute erst noch zu erarbeiten! Hier liegen für jeden, der auf dem Lande lebt und dadurch ständig Gelegenheit zu einem unmittelbaren Einblick hat, große und wichtige Aufgaben, deren Lösung die „Menschen des Landes" uns nicht vorenthalten dürfen. Erfreulich, daß jetzt überhaupt diese Notwendigkeit erkannt ist und eine Reihe von Arbeiten, die von den Gegenwartsverhältnissen ausgehen, vorliegen.

Daß bei solchen Arbeiten zweckmäßigerweise eine Gliederung nach verschiedenen Typen von Dörfern (als „kommunalen Gebilden", wie Schriewer mich richtig verstanden hat) vorgenommen wird, ist an anderer Stelle schon vorgeschlagen. („Hefte" XI. Bd. 1927, S. 326.)

Ebenso ist schon darauf hingewiesen, wie wertvoll und wichtig für diese ländliche Bevölkerungskunde die Bereitstellung „konkreten Tatsachenmaterials" aus allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens ist. Dabei soll gar nicht behauptet werden, daß den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen allein die ausschlaggebende Bedeutung zukäme. Aber daran ist festzuhalten, daß die Erforschung der Sozial- und Wirtschaftsstruktur in den einzelnen ländlichen Bezirken eine ganz entscheidende Grundlage für den Aufbau der Bildungsarbeit abgibt.

Dies allein sichert uns m. E. vor dem Abgleiten in romantisch-idyllisierende Aussagen über ländliche Zustände. Im übrigen weiß doch wohl jeder, daß heute weder die Sozial- noch die Bildungsstruktur einer Landschaft durch eine Fülle aneinandergereihter Einzeltatsachen erschlossen werden kann, sondern daß sich ein lebendiges und wahrheitsgetreues Bild nur dann ergibt, wenn durch einen rational kaum faßbaren Akt der Gesamterfassung der Charakter eines solchen durch mannigfache Faktoren bestimmten Sozialgebildes aufgenommen wird. Daher sind neben den wissenschaftlichen Bemühungen um die Gewinnung der ländlichen Bevölkerungskunde auch die dichterischen Gestaltungen von größter Bedeutung, besonders jene, in denen sich mit genauer Kenntnis der Einzeltatsachen die Fähigkeit verbindet, in unmittelbarem Verstehen das Wesen der Landschaft, ihre Menschen und Schicksale zu erfassen und zu gestalten. (Als Beispiele aus vielen anderen seien genannt Joseph Wittig, Das Volk von Neusorge; G. Frenssen, Die Chronik von Barlete; Leo Weismantel, Das alte Dorf; Vershofen, Swennenbrügge.)

Nicht an einer „gesellschaftswissenschaftlichen Typenlehre“ liegt mir (wie Schriewer glauben machen will), sondern daran, daß wir auf den verschiedensten Wegen vordringen zu einer wirklich zutreffenden Erfassung der gesellschaftlichen und geistig-seelischen Zustände auf dem Lande. Darum glaube ich auch, daß z. B. die Monographie über das Schicksal einzelner Dörfer, vornehmlich im 19. und 20. Jahrhundert, sowie genaue Schilderungen von einzelnen Bildungsbeobachtungen, sofern sie nur nicht voreilig verallgemeinern, sondern mit konkreter Beschreibung sich begnügen, von größter Bedeutung sind. (So fordert die Thüringer Volkshochschule bei bestimmten Lehrgängen von jedem Teilnehmer eine Arbeit über die Entwicklung seines Dorfes im 19. Jahrhundert, und bei unseren Büchereilehrgängen bilden die „Sozialberichte“ der Teilnehmer wichtige Voraussetzungen für die Erörterung der Fragen des Bestandsaufbaues und der Büchereiarbeit überhaupt.)

Soviel heute zur Frage nach den soziologischen Voraussetzungen der Büchereiarbeit auf dem Lande, einem Fragengebiet, das mit Recht immer größere Beachtung für alle Bildungsarbeit gewinnt; auf dem aber auch von uns Volksbibliothekaren noch viel zu arbeiten ist.

III.

Die ganze Fülle der einzelnen Fragen der ländlichen Büchereiarbeit soll in dieser kurzen Einleitung nicht einmal andeutungsweise gestreift

werden. Die Beiträge dieses Heftes gehen an den verschiedensten Stellen auf diese Fragen ein. Allerdings tritt dabei das Gebiet des Bestandsaufbaues stark zurück. Aber hier ist es auch schwierig, im Rahmen einer Zeitschriftennummer Wesentliches zu bringen. Wir hoffen später, wenn umfassendere Beobachtungen grade für dieses Gebiet vorliegen, davon handeln zu können. Die entscheidende Forderung, die für den Bestandsaufbau zu erheben ist, ist die nach der Berücksichtigung der jeweiligen Sozial- und Bildungslage. Da wir aber, wie oben ausgeführt ist, erst jetzt dabei sind, uns zuverlässige Kenntnisse der gegenwärtigen ländlichen Zustände zu erarbeiten, ist es nicht überraschend, wenn wir auch für den Bestandsaufbau noch keine allgemein bedeutsamen Arbeiten aufweisen können. Ähnliches trifft auch für andere Zweige der ländlichen Büchereiarbeit zu.

Günstiger dagegen liegen die Verhältnisse, was die Fragen des organisatorischen und kulturpolitischen Aufbaues des ländlichen Büchereiwesens anbetrifft. So zeigt sich z. B. in der Beurteilung der verschiedenen Arbeitsformen für das ländliche Büchereiwesen — ortsfeste Bücherei — Wanderbücherei — Kreisbüchereiwesen — immer stärkere Übereinstimmung. Dasselbe gilt für den Aufbau und Ausbau der Beratungsstellen, ohne die ein leistungsfähiges ländliches Büchereiwesen nicht zu entwickeln ist. Im einzelnen ist dazu die Übersichtsliste über die Fachliteratur auf S. 375 dieses Heftes zu vergleichen.

Immer stärker bricht sich auch bei den Kommunen und Kommunalverbänden — oder wenigstens bei den fortschrittlichen und einsichtigen unter ihnen — die Erkenntnis Bahn, daß eine wirksame Büchereiarbeit auf dem Lande nicht mit einigen kümmerlichen Beihilfen auskommen kann, sondern daß der kommunale Aufbau der Büchereiarbeit ohne angemessene Mittel für Einrichtung und Betrieb nicht geleistet werden kann. Gewiß ist die Entscheidung dann, ob für die Einrichtung oder Umgestaltung einer Bücherei die Mittel unter den gegenwärtigen Umständen gewährt werden können, nicht leicht, wenn dafür pro Kopf des Einwohners durchschnittlich 1.— bis 2.— RM. notwendig sind, und dazu der Betrieb, soll die Bücherei weiter leistungsfähig erhalten werden, jährlich pro Einwohner —.50 RM. erfordert. Aber die Erfahrung zeigt doch, daß, wenn wir den Kommunen eine stichhaltige Erklärung für diesen Kostenbedarf an Hand von Berechnungszahlen und Betriebsergebnissen, die in der Praxis erprobt sind (vgl. S. 359 dieses Heftes), geben, daß dann trotz der schwierigen Finanzverhältnisse kulturell und sozial verantwortungsbewußte Gemeinden der öffentlichen Bücherei diese Mittel gewähren, weil sie wissen, welche

Bedeutung der planmäßigen Bildungsarbeit durch das Buch heute in jedem Gemeinwesen zukommt[1]. Dankbar begrüßen wir es daher, wenn jetzt auch führende Persönlichkeiten der Verwaltung mit solchem Nachdruck, wie es jüngst wieder der Herr Regierungspräsident zu Liegnitz tat, für eine gründliche fachliche Fundierung und für die finanzielle Sicherstellung der neuzeitlichen Büchereiarbeit auf dem Lande eintreten. (Vergleiche den Bericht über die Büchereitagung in Lauban in dieser Nummer der „Hefte".)

Das aber ist das Entscheidende. Die ländliche Büchereiarbeit muß heute planmäßig und gründlich aufgebaut werden, unter Anwendung aller fachlichen Erkenntnisse und Erfahrungen. Es wäre verhängnisvoll, wenn wir glaubten — oder durch ungünstige finanzielle Verhältnisse dazu gezwungen würden, eine (fachlich und finanziell) „billigere" Arbeit genüge auch. Nein, die öffentliche Bildungs-Bücherei auf dem Lande muß in Bestandsauswahl und Reichhaltigkeit ihrer Bücherbestände, in sorgfältiger Büchervermittlung, in ihren Katalogen, in ihren Betriebsformen, in ihrer Unterbringung, in ihrem Personal, kurz in ihrer Gesamtgestaltung so ausgebaut sein, daß sie wirklich sozial- und literarpädagogisch wertvolle Arbeit leisten kann.

Die Erfahrungen zeigen, daß solche Büchereien weit über die Erwartungen hinaus Anteilnahme und Benutzung bei der ländlichen Bevölkerung finden. Gewiß, Schwierigkeiten bleiben nicht aus, aber sie sind zu überwinden allein von einer Bücherei, die in sachlicher wie in finanzieller Hinsicht gut fundiert ist. Darum liegt alles daran, daß auch für die ländliche Büchereiarbeit von den Volksbibliothekaren wie von den kommunalen und staatlichen Trägern die fachlichen und finanziellen Voraussetzungen in immer größerem Ausmaß geschaffen werden. Dazu mögen auch die Beiträge dieses Heftes Anregung und Hilfe bieten!

Hans Hofmann

---

[1] Die Gemeinde Lützschena bei Leipzig (1000 Einw.) bewilligte 1928 zur Einrichtung einer öffentlichen Bücherei 1500 RM. und stellte außerdem einen eigenen Raum für die Bücherei bereit.

Wichtige Berechnungszahlen

Es ist eine mißliche Sache, an geistige Erscheinungen mit einem normativen Zollstock heranzutreten und Maß zu nehmen: hier einiges zu kurz, dort einiges zu lang zu befinden. Der das tut, hat keine Sympathie zu gewärtigen: gegen den scharfen Schnitt der Zahl und ihre anmaßliche Exaktheit erhebt das Lebendige mit Recht Einspruch. Indessen wäre zu bedenken, daß die Zahl am Lebendigen keine absolute Grenze hat, daß auch hier noch mancherlei regelrecht „gemessen" werden kann. Nur freilich muß die Zahl zwei gewohnte Ansprüche fallen lassen: alles abbilden zu wollen, und völlig exakt arbeiten zu wollen. Ihre Funktion beschränkt sich hier im wesentlichen darauf, ungefähre Grenzen zu setzen, ein bloßes Mehr oder Weniger zu konstatieren. Verlangt man nicht mehr, so ist auch auf geistigem Gebiet die Zahl treue Helferin. Kann sie nicht sagen: „so ist es, so soll es sein", so kann sie doch mit ziemlicher Bestimmtheit sagen: „so ist es gewiß nicht, so darf es gewiß nicht sein".

Noch einmal mit aller Deutlichkeit: die Erfüllung jener Zahlen garantiert in keiner Weise gute Büchereiarbeit, dagegen: bleibt die Wirklichkeit erheblich hinter ihnen zurück, so ist gewißlich gute Büchereiarbeit nicht möglich. Hält man sich das gegenwärtig, so ist die Nützlichkeit solcher Maßstabanlegungen in die Augen springend: die einzelne Bücherei erhält durch sie einen schnellen und deutlichen Hinweis, wo sie etwa, um besser wirken zu können, Neuerungen, Reformen zu versuchen habe.

Allgemein sei bemerkt, daß unsere Maßzahlen, die wir, um jeden dogmatischen Mißbrauch auszuschließen, fast durchgängig mit einem gewissen Spielraum ansetzten, auf zeitlich und örtlich breiter Erfahrungsbasis ruhen. Sie sind bestimmt für allgemein-öffentliche volkstümliche Ausleihbüchereien (ohne Lesesäle) bis zu einer Größe von höchstens 10000 Bänden, die nur werthaften, zweckmäßig ausgesuchten, durchaus bewegten Bestand (keinen Aufbewahrungsbestand) enthalten und ihre Aufgabe in einer intensiven individuellen Büchererschließung erblicken.

1. Laufende Aufwendungen für eine Ausleihbücherei ohne Lesesaal (einschließlich Personalkosten, jedoch ausschließlich Gebäudekosten): mindestens jährlich 30—40 Pfg. auf den Kopf der Bevölkerung.

   Ausdrücklich sei bemerkt, daß es sich nur um die Kosten der Weiterführung einer sachgemäß eingerichteten Bücherei handelt. Die Einrichtungskosten kann man sich ungefähr berechnen mit Hilfe der Maßzahlen 2 (wobei der Posten 2c zu erhöhen wäre), 3, 5, 9, 15. — Die Sätze von 30 bis 40 Pfg. sind gewissermaßen das Existenzminimum der Bücherei. Wo sie überschritten werden (Sätze von 50 Pfg. und mehr werden vielfach erreicht), steigern sie in entsprechendem Maße die Wirkungsmöglichkeiten der Bücherei. Die Angaben gelten für den Fall, daß nur eine Bücherei am Ort ist; sie würden sich etwas erhöhen müssen, wenn zwei oder mehrere Büchereien sich in die bibliothekarische Betreuung des Ortes teilen.

Diese Übersicht erschien auch in den „Westdeutschen Blättern für Büchereiberatung", 2. Jg. 1929, S. 6ff. D. S.

2. Aufteilung der laufenden Sachaufwendungen: a) Bücher etwa 65%, b) Einbände etwa 25%, c) Material und Drucksachen etwa 10%.

   Die Zahl 2c ist etwas reichlich bemessen. Unter Einbände werden solide Dermatoid-Büchereieinbände verstanden. Katalogdruck ist in der Berechnung nicht mit einbegriffen.

3. Durchschnittspreis pro Band (in Büchereieinband gebunden): unterhaltende Bücher 6.— RM., belehrende Literatur (außer Kunst und Technik) 7.— RM.

   Der Durchschnittspreis würde sich erniedrigen, wenn in größerem Umfange Originaleinbände eingestellt würden, wovor jedoch im Interesse der Erhaltung des Bestandes dringend gewarnt werden muß. Über Büchereieinband siehe die Bemerkung zu 2.

4. Entsprechung: Werke — Buchbinderbände. 100 Werke entsprechen etwa 115 Buchbinderbänden.

   Diese Entsprechungszahl zu wissen, ist unter Umständen wichtig bei Voranschlagsberechnungen.

5. Jahresleserzahl: mindestens 3% der Bevölkerung.

   Unter Jahresleser wird der Leser verstanden, der die Ausleihbücherei im Betriebsjahre mindestens einmal benutzt hat. 3% der zu betreuenden Bevölkerung ist ein niedriger Satz, der vielfach überschritten wird (bis 6% und mehr). Kleinere Orte mit weniger Bildungs- und Zerstreuungsmöglichkeiten können im allgemeinen einen höheren Satz erreichen als größere Orte. Er bezeichnet ungefähr das Mindestziel, das eine Bücherei nach Verlauf einiger Zeit erreichen muß. Ein dauerndes Darunterbleiben würde darauf deuten, daß die Bücherei nicht alle ihre Werbekräfte innerer und äußerer Natur entfaltet hat.

6. Jahresausleihe pro Leser: Durchschnittlich höchstens 15—18 Bände.

   Diese Zahlen gelten für den Fall, daß die Entleihung durch besondere Vorschriften (Lesegebühren, Zahl der gleichzeitig oder in einem Monat zu entleihenden Bände) nicht oder nur wenig beschränkt wird. Wo diese Zahl als Durchschnitt wesentlich überschritten wird, ist vielfach auf eine qualitativ geringere Ausleiharbeit zu schließen.

7. Tägliche Absenz: Höchstens $^1/_5$ bis $^1/_6$ des Gesamtbestandes.

   Ist täglich mehr als ein Fünftel oder ein Sechstel des Bestandes „vergriffen", so deutet das auf einen zu kleinen Bestand.

8. Ausleihanteil der belehrenden Literatur: 30—40% der Gesamtausleihe.

   Diese Zahlen gelten für die häufig geübte Praxis, die die Entleihung von erzählenden Werken und Reisebeschreibungen nur in der Weise beschränkt, daß mit einem Mal nicht mehr als ein Band dieser Literatur an einen Leser ausgegeben wird. Für kleinere Büchereien, die einen noch nicht voll entfalteten belehrenden Bestand und eine sehr einfache Leserschaft haben, würden sich die angegebenen Sätze um ein Geringes erniedrigen dürfen.

9. Notwendige Bestandsgröße: 4—6 Bände pro Jahresleser. Die größere Zahl gilt für kleinere Büchereien.

   Voraussetzung ist hier wie überall eine einfache Leserschaft und völlig zweckmäßige Bestandszusammensetzung. Vgl. hierzu meine Ausführungen in den „Heften", XII. Bd. 1928, S. 227 ff.

10. Gebietsgrößen für den Aufbau des Bücherbestandes:

Kleinbücherei (bis 3000 Bände):		Mittlere Bücherei (bis 10000 Bände):
Erzählende Literatur	etwa 60%	etwa 50% des Bestandes
Lebensbilder	etwa 12%	etwa 9% des Bestandes
Reisebeschreibungen	etwa 12%	etwa 9% des Bestandes
Sonstiges	etwa 16%	etwa 32% des Bestandes

Unter Lebensbilder wird die gesamte biographische und autobiographische Literatur verstanden. Es geht aus der Doppeltabelle hervor, daß bei größeren Beständen die Differenzierung im allgemeinen größer sein muß als bei kleineren. Vgl. hierzu meine Ausführungen a. a. O. Seite 229.

11. Zirkulationszahlen (Jahresausleihe dividiert durch Bestand):
für den erzählenden Bestand jährlich höchstens 5maliger Umsatz,
für Reisebeschreibungen jährlich höchstens 4maliger Umsatz,
für Lebensbilder jährlich höchstens 3maliger Umsatz,
für sonstige belehrende Literatur jährlich höchstens 2maliger Umsatz.
Höhere Zahlen als angegeben deuten an, daß zu wenig Bestand vorhanden, insbesondere die Differenzierung zu gering ist.

12. Staffelung (Mehrfachbesetzung) des Bestandes: im ganzen Bestand etwa 25—30% Mehrstücke; im erzählenden Bestand allein etwa 50—60% Mehrstücke.
Diese Zahlen geben eine wohl nur von wenigen Büchereien erreichte, nichtsdestoweniger aber erstrebensnotwendige obere Grenze an. Zu allermeist werden die Staffelungsbedürfnisse unterschätzt. Vgl. hierzu meine Ausführungen a. a. O. Seite 232. Kleine Büchereien können sich mit geringeren Sätzen begnügen, etwa 15—20% für den ganzen Bestand, 30—40% für den erzählenden Bestand, ganz kleine mit noch weniger.

13. Ausleiharbeit: durchschnittlich höchstens 25—30 Bände pro Ausleihstunde und Ausleihkraft.
Werden von einer Ausleihkraft erheblich mehr Bände stündlich ausgegeben, so darf mit ziemlicher Sicherheit auf ungenügende Beratungsarbeit geschlossen werden.

14. Ausleihstundenzahl pro Woche (bei einfacher bibliothekarischer Besetzung): mindestens durchschnittliche wöchentliche Bandausleihe dividiert durch 25 bzw. 30.
Der Quotient ist fast zu klein. Man tut im allgemeinen gut, die Zahl der Ausleihstunden noch etwas höher anzusetzen, da sich eine gleichmäßige Besuchsdichte der Ausleihstunden nicht erzwingen läßt.

15. Raumbedarf für eine 5000-Bände-Bücherei: 1. Ausleihraum für das Publikum 30 qm, 2. Schalterraum 10 qm, 3. Magazin 25 qm, 4. Arbeitsraum 15 qm.
Hierzu wäre zu bemerken, daß der Raumbedarf nicht einfach der Bestandsgröße proportional verändert werden darf. Eine Tausend-Bände-Bücherei wird mehr als ein Fünftel obigen Betrags benötigen, eine Zehntausend-Bände-Bücherei unter Umständen mehr als das Doppelte usw. Die Gründe sind leicht einzusehen. Diese Zahlen geben, ähnlich wie die unter 1, gewissermaßen nur das äußerste Existenzminimum an.

Dr. Rudolf Angermann

Gründungshilfen für den Bücherei-Aufbau

Erfahrungen mancherlei Art, nicht zuletzt auch Beobachtungen bei Lehrgängen, ließen immer wieder die Tatsache erkennen, daß eine mit noch soviel Liebe zur Sache, aber unzureichenden Mitteln unternommene Büchereigründung über kurz oder lang zum Scheitern verurteilt ist. Die Ursachen anzuführen, erübrigt sich an dieser Stelle. Bedauerlich ist dabei in erster Linie, daß hierdurch so viele für unsere Arbeit wertvolle Kräfte abgeschreckt werden und sich von der Arbeit zurückziehen. Daß die Gemeindeverwaltung auf dem Lande, namentlich in Niedersachsen, nur außerordentlich schwer für ein so verdächtig fortschrittliches Unternehmen wie eine Volksbücherei zu gewinnen ist, zumal wenn von ihr Mittel verlangt werden, hat mancher arbeitsfreudige und für die Sache wertvolle Landlehrer an sich erfahren müssen. Diese Wahrnehmungen trafen zusammen mit der Feststellung, daß die Anregungen der Lehrgänge dann am fruchtbarsten sich auswirken, wenn sie sogleich in die Tat umgesetzt werden können. Verstreicht erst viel Zeit, ehe die zu einer einigermaßen leistungsfähigen Dorfbücherei erforderlichen Mittel durch Anträge oder Sammlung aufgebracht sind, so ist sehr leicht die anfängliche Begeisterung verflogen, und der nötige Arbeitseifer ist dahin.

Diese häufig auch von anderen Beratungsstellen beobachteten Tatsachen ließen die Hannoversche Beratungsstelle im Herbst 1927 einen neuen Weg beschreiten. Da auch sie, wie wohl allgemein üblich, Beihilfen zur Gründung von Büchereien aus den ihr vom Staat überwiesenen Mitteln grundsätzlich nicht verteilt, so mußte in anderer Weise für die Gründung von Büchereien das erforderliche Kapital zur Verfügung gestellt werden. Es gelang dies durch Abschluß eines Kreditvertrages mit dem Einkaufshaus für Volksbüchereien und einer hiesigen Buchhandlung. Die Verträge lauten dahin, daß Kredite bis zu einer bestimmten Höhe von der Beratungsstelle in Anspruch genommen werden können, welche ihrerseits als Gesamtschuldnerin auftritt und durch halbjährliche Ratenzahlungen dafür sorgt, daß die Höchstbeträge nicht überschritten, bzw. die Schulden allmählich abgedeckt werden. Die Grundsätze für die Gewährung einer „Gründungshilfe" sind aus dem als Anlage wiedergegebenen Merkblatt zu ersehen, das zu Aufklärungszwecken und als erste Verhandlungsgrundlage dient. Ist die Gründung spruchreif geworden und sind die zu stellenden Bedingungen erfüllt, so wird ein Vertrag zwischen der Beratungsstelle und der Gemeinde abgeschlossen. Vordrucke dieses Vertrages stellt die Beratungsstelle Interessenten gern zur Verfügung.

Neben den Bestimmungen über Höhe und Zahlungsfrist für den Anschaffungsbetrag sind als wichtigste Punkte dieses Vertrages zu erwähnen:

1. Der Träger der Bücherei verpflichtet sich, alle Maßnahmen zu treffen, um eine neuzeitliche Verwaltung der Bücherei sicherzustellen. Insbesondere macht er dem Verwalter ständige Arbeitsverbindung mit der Beratungsstelle zur Pflicht. Hierzu gehört auch die regelmäßig unaufgeforderte Berichterstattung an die Beratungsstelle zum 1. 4. und 1. 10. an Hand von Formblättern, welche die Beratungsstelle überweist. (§ 3.)

2. Der Träger der Bücherei verpflichtet sich, jährlich einen bestimmten Betrag in den Haushaltplan zur Erhaltung, Erweiterung und Verwaltung der Bücherei einzusetzen. (§ 4.)

3. Die Gemeinde verpflichtet sich, für eine würdige Unterbringung der Bücherei und entsprechendes Inventar Sorge zu tragen. (§ 6.)
4. Bis zu dem Zeitpunkt des vollen Erwerbs der Bücherei soll der Verwalter der Bücherei nur im Einverständnis mit der Beratungsstelle gewechselt werden. (§ 8.)

*

Die Befürchtung, daß diese Einrichtung zu übereilten Gründungen führen, ja eine Art Gründungsfieber hervorrufen würde, hat sich darum nicht erfüllt, weil namentlich personal das strengste Auswahlprinzip zugrunde gelegt worden ist. Es wurden mit den Gründungshilfen nur dort Büchereien ins Leben gerufen, wo neben einer gewissen theoretischen Schulung auch in der pädagogischen Einstellung und im Wesen des betreffenden Büchereileiters die nötige Gewähr für sinnvolle Ausgestaltung und Entwicklung der Bücherei gegeben war. Da die Bücherei von vornherein mit einem der Größe des zu erwartenden Leserkreises entsprechenden Bestande in einwandfreier Ausstattung, mit dem nötigen technischen Material versehen, in die Erscheinung tritt, so ist naturgemäß die Werbung für sie wesentlich erleichtert, damit aber auch ihre wirtschaftliche Grundlage sichergestellt. Wie sich diese Einrichtung allmählich durchsetzt, zeigt am besten der Umstand, daß in letzter Zeit auch Kreisausschüsse und Magistrate, nicht wie anfangs, nur Dorfgemeinden oder Kirchengemeinden, dazu übergegangen sind, durch einen Gründungshilfenvertrag den Aufbau einer Kreisbücherei oder eines Kreisbüchereiwesens zu erleichtern. Da in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle Kommunen die Trägerinnen solcher Büchereien geworden sind, und diese sich vertraglich zu bestimmten jährlichen Unterhaltungsbeträgen verpflichten müssen, so bedeuten die Gründungshilfen praktisch einen weiteren Schritt auf dem Wege zur Kommunalisierung des Volksbüchereiwesens namentlich auf dem Lande. Nicht zu vergessen ist dabei schließlich, daß die Bodenständigkeit und der Eigenwuchs solcher Büchereien in besonderer Weise gefördert wird, wenn der Aufbau des Bestandes in gemeinsamer Arbeit des Bibliothekars mit der zuständigen Beratungsstelle erfolgt. Alle diese Vorteile haben auch insofern günstig gewirkt, als in unserer Provinz das System der Wanderbücherei mehr und mehr verlassen und die ortsfeste Bücherei als die gegebene Form erkannt wird.

Dr. Fritz Heiligenstaedt

Anlage

Merkblatt
für die Gründungshilfen der Beratungsstelle Hannover

Es zeigt sich immer wieder, daß eine nachhaltige Werbung für die Volksbücherei und damit ihre ausreichende Fundierung leichter durchgeführt werden kann, wenn die Bücherei bereits bei ihrer Gründung mit einem ansehnlichen Bücherbestand in einwandfreier bibliothekarischer Ausstattung, ausgerüstet mit einer gediegenen, neuzeitlicher Praxis entsprechenden technischen Ausrüstung, in Erscheinung tritt. Hat heute ein für seine Sache begeisterter Verwalter die ersten 50 Mark aufgebracht, so wird er in den meisten Fällen darauf bedacht sein, für dieses Geld soviel Bücher als möglich zu erwerben; Anforderungen an Ausstattung, an die technische Einrichtung usw. müssen da oft zurücktreten. Das hat sich dann vielfach gerächt, indem der

an sich nicht große Bestand billiger, das heißt meistenteils schwach gebundener oder auf schlechtem Papier gedruckter Bücher bald unansehnlich und reparaturbedürftig wird, daß die Leser sich zurückziehen, weil sie die sie interessierenden Bücher durchgelesen haben. Damit aber schwindet die Werbekraft der Bücherei, und gar mancher Verwalter, der mit frischen Kräften und bestem Wollen begonnen hat, verliert die Lust, und die Bücherei, kaum entstanden, verfällt.

Dem kann nur dadurch begegnet werden, daß, wie oben gesagt, die Bücherei bereits in einer Gestalt eröffnet wird, die ihr wenigstens für ein bis zwei Jahre erfolgreiches Wirken ermöglicht.

Aus diesen Erwägungen heraus hat die Beratungsstelle größere Mittel bereitgestellt, um in derartigen Fällen zu helfen.

Bei Zusammenarbeit mit der Beratungsstelle braucht in Zukunft unter den nachfolgenden Bedingungen nur der fünfte Teil des Betrages in bar eingezahlt zu werden, der zur Gründung der Bücherei notwendig ist. Kurz gesagt: Mit einer Anzahlung von 50 Mark kann eine Bücherei eröffnet werden, die einen Wert von 250 Mark darstellt usf. Die Abtragung des Restes geschieht nach Vereinbarung innerhalb zwei Jahren.

Es liegt naturgemäß nicht in der Absicht der Beratungsstelle, mit dieser neuen Einrichtung zu massenhaften und übereilten Gründungen anzureizen. Darum müssen gewisse Vorbedingungen bildungspfleglicher und geldlicher Art gegeben werden, die indessen keine Belastung, vielmehr letzten Endes eine Förderung der betreffenden Bücherei bedeuten:

1. Der Verwalter muß sich mit Wesen und Arbeitsweise neuzeitlicher Büchereiarbeit vertraut gemacht haben, sei es durch das Studium einschlägiger Fachwerke, zu deren Benennung die Beratungsstelle gern bereit ist, sei es durch Fühlungnahme mit den Kreisberatern oder schließlich und besonders durch Teilnahme an einem von der Beratungsstelle veranstalteten Lehrgang.

2. Träger der zu begründenden Bücherei soll in der Regel die Kommune sein. Einzelne Persönlichkeiten sind als Träger der Einrichtung ausgeschlossen. In dem zwischen ihr und der Beratungsstelle abzuschließenden Vertrage verpflichtet sich die Kommune, einen bestimmten Betrag jährlich für die Bücherei in den Gemeindehaushaltsplan einzusetzen.

3. Die Auswahl des Bücherbestandes erfolgt durch den Verwalter im Einvernehmen mit der Beratungsstelle. Mit dem ersten Bestande zugleich wird das notwendige technische Gerät einer halbentfalteten Kleinbücherei beschafft. Die Zusammenarbeitung des Bestandes, Herstellung des Kataloges usw. erfolgt gleichfalls durch den Verwalter unter Anleitung und Hilfe der Beratungsstelle.

Anfragen sind zu richten an die

Beratungsstelle für volkstümliches Büchereiwesen in der Provinz Hannover

Hannover, Sedanstraße 37

Von den Anfängen einer Bezirksbücherei

I.

An Stelle der für sich allein arbeitenden örtlichen Bücherei, die nur auf die eigenen Bücherbestände und Arbeitsmöglichkeiten angewiesen ist, und an Stelle der (starren oder elastischen) Wanderbücherei, die trotz zahlreicher Verbesserungen, die bei ihr möglich sind, doch stets große Mängel aufweisen wird, wird jetzt vielfach für die Büchereiarbeit auf dem Lande eine neue Aufbauform empfohlen und angewandt, die eine organische Verbindung zwischen örtlicher Bücherei und Wanderbücherei darstellt. Bei dieser Aufbauform, die an anderer Stelle ausführlich beschrieben ist[1], spielt die Erweiterung des Bücherbestandes der einzelnen Ortsbücherei durch die Bestände einer zentralen Kreis- oder Stadtbücherei eine entscheidende Rolle. Diese Vermehrung des Bücherbestandes in unseren kleinen Büchereien ist heute aus finanziellen und sozialpsychologischen Gründen besonders dringend. Die Mittel für den Bücherkauf sind immer noch sehr gering, und wenn auch an vielen Orten erfreuliche Fortschritte erzielt sind, so sind doch die bekannten Finanzschwierigkeiten fast aller Gemeinden gerade auch für die einzelne kleine Bücherei von einer katastrophalen Auswirkung. Wichtiger ist aber noch ein anderes. Die Differenzierung der Leserwünsche auch in zahlenmäßig kleinen Gemeinden ist heute viel größer als ehedem. Das hat seinen Grund darin, daß heute auch in kleinen Gemeinwesen die wirtschaftliche, soziale, politische und weltanschauliche Einheit und Geschlossenheit einer sehr starken Unterschiedlichkeit, ja Gegensätzlichkeit gewichen ist. Es finden sich heute oft in einem Dorfe nicht nur Bauern und mit der Landwirtschaft direkt zusammenhängende Berufe, sondern vielfach auch durch eine Fabrik, die sich am Ort befindet, Arbeiter, die oft orts- oder gar landfremd sind. Sofort entstehen neue Wünsche und Anforderungen für die Zusammensetzung des Bücherbestandes, denen die einzelne Bücherei nur selten aus eigenen Kräften entsprechen kann. Dazu kommt, daß in jedem Fall besonders interessierte Einzelne über den allgemeinen Bücherbestand hinaus Werke für ihre besonderen Neigungen entsprechend dem Grad ihrer Fortschritte brauchen, die sonst allgemein nicht benötigt werden. Jeder Büchereileiter wird aber gerade diesen Lesern gern die für sie wichtige Literatur beschaffen wollen. Und die besondere Schwierigkeit der kleinen Bücherei liegt nun eben darin, daß diese Wünsche immer nur von einzelnen oder wenigen Lesern gestellt werden, die Anschaffung solcher dann wenig benutzter Werke aus den beschränkten Mitteln sich daher kaum rechtfertigen ließe.

II.

Diese Schwierigkeiten wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu beheben, ist die Aufgabe einer Zentralbücherei. Je nach der örtlichen Lage kann diese als Kreisbücherei oder als Stadtbücherei, die ihre Bestände den angeschlossenen Büchereien zur Verfügung stellt, oder als reine Ergänzungsbücherei seitens einer Beratungsstelle oder Bücherei aufgebaut werden. — Für die Kreishauptmannschaft (Reg.-Bez.) Leipzig wurde im vorigen Jahr durch die Amtliche Sächsische Kreisberatungsstelle Leipzig der Anfang mit solch

[1] Die Arbeitsformen für den Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens. In: Volkstümliches Büchereiwesen im Reg.-Bez. Liegnitz. Leipzig 1928, S. 26ff.

einer Bezirksbücherei gemacht. Allerdings standen für diesen Zweck nur sehr geringe Mittel (1000.— RM. vom Sächsischen Ministerium für Volksbildung) zur Verfügung. Es war also von Anfang an äußerste Beschränkung notwendig, sollte nicht eine völlige Zersplitterung und Wirkungslosigkeit eintreten. Diese Beschränkung wurde nach zwei Seiten geübt. Einerseits wurden Bücher fast nur aus der Schönen Literatur und verwandten Gebieten (Reisen und Abenteuer, Lebensbilder, Tierbilder) angeschafft. Das ganze Gebiet der belehrenden Literatur, für das sonst gerade das Prinzip der Ergänzungsbücherei von besonderer Bedeutung ist, mußte bis auf wenige Werke (geschichtlichen und heimatgeschichtlichen Inhalts) wegbleiben. Andererseits wurde die Zahl der Büchereien, denen Bestände ausgeliehen wurden, auf fünf beschränkt. So konnte von den insgesamt 150 Bänden, die als Grundstock der Bezirksbücherei beschafft wurden, jede Bücherei etwa 20—30 Bände Ergänzungsbestand erhalten. Und das bedeutet für Büchereien, deren Eigenbestand zwischen 200 bis 1000 Bänden liegt, doch schon eine recht beträchtliche Hilfe. Diese Ergänzungsbestände wurden im Mai 1928 an die Büchereien gegeben und im Mai 1929 wieder an die Kreisberatungsstelle zurückgesandt. Eine Bücherei, die im Laufe des Winters aus eigenen Mitteln ihre Bestände vermehren konnte, gab sie bereits eher zurück, so daß im ganzen sechs Büchereien in den Genuß dieser Bücher gelangen konnten. — Wir hatten zuerst Bedenken, ob ein so bescheidener Anfang überhaupt zweckmäßig sei. Aber die Erfahrungen, die wir im Laufe dieses Betriebsjahres gesammelt haben, und die Ergebnisse, die von den Büchereien erzielt sind, zeigen doch, daß schon dieser Anfang recht erfolgverheißend ist und der Gedanke der Bezirks-Ergänzungsbücherei, der ja auch anderwärts zu guten Ergebnissen geführt hat, entschieden weitere Förderung verdient. — Es sei deshalb noch einiges von der Durchführung und den Ergebnissen berichtet.

III.

Bei der Auswahl der Bücher für die Ergänzungsbücherei waren für uns zwei Gesichtspunkte maßgebend:

1. Die Bereitstellung besonders stark begehrter Bücher, für die die einzelnen Büchereien die so dringend erforderlichen Wiederholungsstücke aus eigenen Mitteln nicht beschaffen können.
2. Die Bereitstellung differenzierter Werke, deren Anschaffung infolge der geringen Benutzung aus eigenen Mitteln der Büchereien nicht zu rechtfertigen ist.

Es handelte sich also bei dem Aufbau dieses Bestandes um zwei entgegengesetzte Vorgänge: um Staffelung und Differenzierung. (Vgl. dazu den Beitrag von Rudolf Angermann in „Hefte für Büchereiwesen", XII. Bd. 1928, Seite 227ff.)

Da wir uns im wesentlichen auf Schöne und Erlebnisliteratur beschränkten, seien als Beispiel für die Staffelung die Werke von Jack London, Heye, Faber, Bengt Berg genannt, für die Differenzierung die Werke von Hans Grimm, Volk ohne Raum; Romain Rolland, Verzauberte Seele I—III; Galsworthy, Forsyte Saga I—VI; Schaffner, Johannes. Schon die Auswahl der Bestände erfolgte vor der Anschaffung im engsten Zusammenarbeiten mit den örtlichen Büchereileitern; diese wählten sich, nachdem dann die Werke von uns ausleihfertig gemacht waren (Büchereieinband, Signierung, doppelte Buchkarten), die Werke aus dem Gesamtbestand aus, die sie für ihre Leser gern haben wollten. Wir stellten die für die einzelne Bücherei aus-

gewählten Bände, entsprechend gegliedert, in einem Verzeichnis für die Leserschaft zusammen, das die Büchereileiter in mehreren maschinenschriftlichen Exemplaren erhielten. — Eine Benutzungsordnung nebst Anweisungen für die Statistik wurde ausgearbeitet. Die einzelnen Büchereien, die uns schon vorher durch längere Zusammenarbeit bekannt waren, wurden noch einmal aufgesucht, um an Ort und Stelle alle Fragen der Eingliederung der neuen Bände in den vorhandenen Bestand, der Verwendung, der Ausleih-Organisation usw. zu besprechen. — Die meist schwache Benutzung dieser Büchereien in den Monaten Mai bis September gab den Büchereileitern Gelegenheit, zuerst selbst die neuen Werke zu lesen.

IV.

Welche Ergebnisse sind nun erzielt? In allen Büchereien sind die Werke außerordentlich stark im Umlauf gewesen. Im ganzen sind mit 145 Bänden 1102 Entleihungen in der Zeit eines Jahres erzielt. Das heißt: durchschnittlich wurde jeder Band 7,6 mal entliehen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß in den kleinen Gemeinden in der Zeit vom Mai bis September nur recht schwach gelesen wird. Überhaupt nicht gelesen wurden nur 7 Bände. Die Größe der Orte, deren Büchereien beteiligt waren, erstreckte sich von etwa 900 Einwohnern bis 5000 Einwohnern. Auf die einzelnen Büchereien verteilt, ergeben sich Durchschnittsentleihzahlen pro Band von 3,6 bis 11,6 mal. Diese höchste Durchschnittszahl wurde in einer Gemeinde von 2300 Einwohnern (Eythra) erreicht bei einem Eigenbestand von 400 Bänden. Hier wurden mit 22 Bänden 256 Entleihungen erzielt, die die Bücherei also als Zusatzleistung ohne jede eigene finanzielle Belastung vornehmen konnte. Ähnlich günstig sind die Ergebnisse in einer anderen Bücherei (Großstädteln 850 Einwohner), die mit 33 Bänden 288 Entleihungen (also 8,7 pro Band) erzielte.

Daß auch die differenzierten Werke reichlich benutzt wurden, geht daraus hervor, daß in der genannten Bücherei Eythra die beiden Bände von Grimm, Volk ohne Raum, 10 mal und 8 mal, in Großstädteln R. Rolland, Verzauberte Seele I—III, je 10 mal, Die Forsyte Saga I—V 6,5, 4,4 und 5 mal, in Taucha (6500 Einw.) Jakob Schaffners Johannes 5 mal entliehen wurden. Bezeichnend ist auch, daß in der erst im November 1928 mit 271 Bänden errichteten Bücherei in Lützschena (etwa 1000 Einwohner), das ausgesprochene Arbeiterwohnsitzgemeinde ist, abgesehen von den Abenteuerbüchern die stärksten Entleihungen mit Carl Hauptmann, Mathilde (11 mal), Jack London, Martin Eden I und II (7 mal) und Colin Roß, Erwachende Sphinx (6 mal) erreicht wurden.

Im ganzen darf also gesagt werden, daß schon jetzt diese Ergänzungsbücherei trotz ihres sehr bescheidenen Umfanges recht erfreulichen Anklang gefunden hat. Besonders hervorzuheben ist, daß trotz der sehr großen Inanspruchnahme der Erhaltungszustand der Bände durchaus zufriedenstellend ist. Es ist also nur zu begrüßen, daß auch der Bezirksverband der Amtshauptmannschaft (Kreis) Leipzig in diesem Jahr erstmalig 5000.— RM. für Büchereizwecke zur Verfügung gestellt hat, die zum Teil auch zum Ausbau dieser Ergänzungsbücherei mit verwandt werden sollen. Denn es dürfte hier erwiesen sein, daß auf diesem Wege bei einem richtigen Vorgehen durch Zusammenschluß der Kräfte erhöhte Leistungen für alle erzielt werden können.

Hans Hofmann

Erfahrungen mit einem gemeinsamen Druckkatalog für ländliche Büchereien

Im Oberamtsbezirk Stuttgart-Amt ist seit nahezu zwei Jahren ein gemeinsames gedrucktes Bücherverzeichnis für die Büchereien des Bezirkes in Benutzung. Dieses wurde im 12. Band der „Hefte", Seite 18ff., einer eingehenden Würdigung unterzogen. Dabei ist auch auf die Situation dieses Bezirkes sowie auf die Bedeutung eines solchen gemeinsamen Verzeichnisses näher eingegangen worden. Da die Frage der Sachverzeichnisse für die Leser allenthalben in der Büchereiarbeit auf dem Lande und in der Kleinstadt eine Rolle spielt, wird es vielleicht von Interesse sein, zu hören, wie dieser Versuch bisher sich bewährt hat. — Zur näheren Orientierung sei nochmals mitgeteilt, daß wir in unserm Verzeichnis (40 Seiten) etwa 325 Werke aufgeführt haben. Davon entfallen etwa 270 auf die Schöne Literatur, 50 auf die belehrende Literatur (11 Reisen u. Abenteuer; 13 Lebensbilder).

So wie das Verzeichnis gedacht war, sollte es vier verschiedene Funktionen erfüllen: Erstens sollte es Bücherverzeichnis für die Hand der Leser in den einzelnen Ortsbüchereien sein. Zweitens sollte es den Büchereileitern Anhaltspunkte beim Aufbau eines guten und geeigneten Buchbestandes bieten. Drittens sollte es für den Gedanken der volkstümlichen Bücherei bei den Lesern, bei den Ortsvorstehern und überhaupt in einer größeren Öffentlichkeit werben. Viertens sollte es zum Aufbau eines geschlossenen Büchereibezirkes den ersten Anstoß geben und den Gruppierungspunkt bilden.

Wieweit das Verzeichnis diese Funktionen bis jetzt erfüllen konnte, ist nach einer verhältnismäßig so kurzen Beobachtungszeit noch nicht endgültig festzustellen. Immerhin aber läßt sich auch heute schon mancherlei über diesen Versuch eines gemeinsamen Bücherverzeichnisses und des Aufbaues eines geschlossenen Büchereibezirkes mit solchem Ausgangspunkt berichten.

Wir beginnen mit dem Bericht über die Ergebnisse, die mit dem Verzeichnis für den Aufbau eines geschlossenen Büchereibezirkes erzielt wurden, da uns hieran bei der Arbeit am Verzeichnis mit am meisten gelegen war[1]. Einem solchen Zusammenschluß zahlreicher einzelner Büchereien pflegen sich erfahrungsgemäß auch bei voller Einsicht in die Bedeutung einer Bezirksbücherei mannigfache Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Es kam mir daher darauf an, ganz unmittelbar bei allen Beteiligten den Wunsch zu einer solchen strafferen Zusammenfassung zu erwecken. Das gemeinsame Bücherverzeichnis, dessen Erarbeitung schon viele gemeinsame Aufgaben gestellt hatte, sollte das erste Bindemittel sein. Schon bei einem zweiten Anregungslehrgang innerhalb dieses Bezirkes, an welchem 22 Büchereileiter teilnahmen, wurde beschlossen, in regelmäßigen Fachzusammenkünften praktische Fragen der Büchereigestaltung, die Probleme der Leser- und Schrifttumskunde zu besprechen und die erforderlichen Erkenntnisse für eine planmäßige Büchervermittlung und damit für die restlose Ausschöpfung des neugeschaffenen Bücherverzeichnisses zu erarbeiten. Damit war die unmittelbare Anerkennung des Büchereibezirkes von

[1] Über die württembergische Büchereiarbeit im Ganzen unterrichtet das Heft „Zum Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens in Württemberg", Stuttgart 1928, auf das an anderer Stelle dieser Nummer hingewiesen ist. D. V.

seiten der Büchereileiter erreicht. Es handelt sich dabei um eine rein freiwillige Zustimmung zu dieser Art Büchereiarbeit, und eine Bindung des einzelnen Büchereileiters außer der ideellen besteht nicht. Inzwischen fanden vier solcher Fachbesprechungen statt, bei welchen der Wunsch der Bücherwarte, durch Besprechungen der im Verzeichnis aufgenommenen Bücher allmählich den ganzen Buchbestand kennenzulernen, von diesen selbst ausging. Jeder hat sich verpflichtet, bis zur nächsten Fachbesprechung ein Buch zu lesen und darüber dann zu berichten. In Form kurzer Niederschriften, die allen Beteiligten zukommen, soll der persönliche Eindruck während des Berichtes auch für spätere Zeit festgehalten werden. In einer der letzten Zusammenkünfte wurde mit Recht das Problem wichtiger Neuerscheinungen angeschnitten, welches im allgemeinen nur durch Errichtung einer Bezirksbücherei gelöst werden kann, soweit es sich nicht um Bücher handelt, die an sich schon zum Bestand der ortsfesten Bücherei gehören sollten. In einer bald notwendigen Neuauflage sollen diese Werke mit aufgenommen werden, wie auch sonstige Erfahrungen Berücksichtigung finden werden. Vielleicht ist es bis dahin auch gelungen, die Bezirksbücherei zu schaffen, deren Bestand, soweit sachlich begründet, in irgendeiner Form in dem neuen Verzeichnis ebenfalls zur Darstellung kommen würde.

Aus dieser starken Bedeutung, die dem Verzeichnis nahezu von allen Büchereileitern beigemessen wird, ergibt sich von selbst, daß es auch bei den Anschaffungen neuer Bücher immer wieder zu Rate gezogen wird. Wie entscheidend aber die Schaffung eines solchen Grundbestandes in den kleinen Büchereien ist, leuchtet ohne weiteres ein.

Von nahezu ebensogroßer Tragweite erwies sich die Wirkung des Verzeichnisses und des Zusammenschlusses der Büchereileiter auf die finanzielle Gestaltung der Büchereien. In zahlreichen Gemeinden erhöhte sich der Beitrag zur Ortsbücherei um ein Mehrfaches des bisher verwilligten Betrages. Nicht unwesentlich dabei war der Einfluß der Beratungsstelle, die Aussicht auf teilweise Stundung des Betrages, der halbamtliche Druck der Amtskörperschaft und eine in Aussicht gestellte Beihilfe aus der Ernst-Jakob-Siller-Stiftung. Da in Württemberg die Gemeinden durch die ungerechte Verteilung der Schullasten in durchaus verständlicher Weise bei Fragen des sonstigen kulturellen Lebens recht sparsam sein müssen, bedarf es hier gerade in diesen Dingen besonderer Maßnahmen. Die Amtskörperschaft, in Stuttgart-Amt der Bezirkswohlfahrts-Verein, bringt der Büchereiarbeit großes Verständnis entgegen, was sich vor allem auch darin zeigt, daß sie auf Anregung der Beratungsstelle, des Landesausschusses für volkstümliches Büchereiwesen (Abteilung des Vereins zur Förderung der Volksbildung, Stuttgart) von ihrem bisherigen Verteilungsmodus (gleichmäßige Zuteilung der bewilligten Mittel) zu einer Konzentrierung derselben auf wichtige, im Aufbau begriffene Büchereien überging. Auf diese Weise ist es gelungen, im letzten Jahr neben der Förderung einer Anzahl von Büchereien vor allem zwei Büchereien völlig neu aufzubauen, die Öffentliche Bücherei in Vaihingen und die Ortsbücherei in Rohr. Die Bücherei in Vaihingen geht infolge der Größe der Gemeinde über den Rahmen des Verzeichnisses hinaus. Die Anregung zur Gründung der Bücherei ist aber trotzdem auf die Schaffung des Büchereibezirkes Stuttgart-Amt im wesentlichen zurückzuführen. Die Bücherei in Rohr dagegen wurde als erste ganz nach dem durch das Verzeichnis gegebenen Aufbauplan bearbeitet.

In welcher Weise das Bücherverzeichnis seine Funktion in der einzelnen Bücherei als Verzeichnis für die Hand der Leser erfüllt und wieweit der auf-

genommene Buchbestand in Auswahl und Umfang den Anforderungen genügt, das zeigt am ehesten die Erfahrung in dieser Bücherei Rohr. Ganz unzweifelhaft stellte das Verzeichnis ein starkes Werbemittel für die Bücherei dar; denn in der kurzen Beobachtungszeit von Januar bis März 1929 haben sich in der neu eingerichteten Bücherei 102 Leser angemeldet; das sind 6% der Bevölkerung. Bei diesem unerwarteten Ansturm mußte sich in unangenehmer Weise der bereitgestellte Buchbestand von 312 Bänden als unzureichend erweisen. Besonders der Bestand an Lebensbildern, Reisebeschreibungen und Tiergeschichten war zu klein; deshalb wurden die eingehenden Leihgebühren sofort zur Vermehrung der Exemplare hauptsächlich in diesen Gebieten verwendet. Ganz erstaunlich war die Beobachtung, wie selbständig und sicher die Leser das Verzeichnis handhabten. Es fehlte natürlich auch nicht an neunmal Gescheiten, die behaupteten, es seien nur alte Schmöker vorhanden, die sie alle schon lange gelesen haben. Diese Aussage aber hielt bei der ersten Stichprobe nicht stand. Aus der Statistik dieses ersten Vierteljahrs geht hervor, daß, wie nicht anders zu erwarten, die Bücher der großen Gruppe des Kataloges „Erzählung, Dichtung, Erlebnis", in welcher auch Dichtung, Lebensbilder, Reisebeschreibungen, Tiergeschichten außer der unterhaltenden Literatur enthalten sind, mit über 90% entliehen wurden, obwohl der Buchbestand dieses Gebietes nur 84% des Gesamtbestandes umfaßt. Die Bücher dieses Abschnittes wurden während dieser Zeit 2,1 mal entliehen, während die der beiden andern Gebiete, „Lebensfragen" und wissenschaftliche Literatur, 0,8 bzw. 0,6 mal umgesetzt wurden.

Es sei dieser Bericht über eine Arbeit in einer kleinen Bücherei nicht geschlossen, ohne auf die dem Beamten größerer Büchereien meist unbekannten Schwierigkeiten hingewiesen zu haben, die vor allem in dem Mangel an Mannigfaltigkeit des Buchbestandes zu suchen sind. Auch in der unterhaltenden Literatur besitzt die Bücherei selten zwei Bücher, die in gleichwertiger Weise dem Leser auf einen bestimmten Wunsch hin empfohlen werden könnten. Nahezu jedes einzelne Buch stellt eine eigene Gattung dar, die in der großen Bücherei zumeist durch verschiedene Werke vertreten wird. Dieser Umstand erschwert eine sachgemäße Ausleiharbeit ungemein, stellt auf alle Fälle an den Leiter kleiner Büchereien hohe Anforderungen in bezug auf die eigene Lektüre. Es wäre deshalb zu erwägen, ob nicht auch hier, auf dem Gebiet der unterhaltenden Literatur, ein gebietweiser Aufbau eher am Platz wäre als ein alle Gebiete einigermaßen gleichmäßig umfassender.

Wenn auch über diese Bezirksarbeit noch nichts Abschließendes gesagt werden kann, so darf doch festgestellt werden, daß dieser erste Versuch des Aufbaus eines geschlossenen Büchereibezirkes mit dem Ansatzpunkt eines gemeinsamen Bücherverzeichnisses als ein richtiger Weg unter anderen bezeichnet werden kann. Er bietet vor allem auch die Möglichkeit einer direkten und unmittelbaren Einwirkung auf jeden einzelnen Büchereileiter, ohne dessen Arbeitsfreudigkeit und Selbständigkeit einzuschränken.

Alfred Jennewein

Aus der Arbeit einer Werkbücherei

Öffentliche Bücherei der Deutschen Linoleum-Werke Bietigheim

Als mir im Februar 1928 von der Generaldirektion der Deutsche Linoleum-Werke A.-G. der Auftrag wurde, in Bietigheim eine volkstümliche Bücherei einzurichten, da hatte ich allerlei Bedenken zu überwinden, ehe ich den Auftrag annahm. Ich kannte die Einstellung der Werkleitung nicht, wußte auch nicht, mit welchen Hemmungen ich zu rechnen haben würde. Heute freue ich mich, wenn ich die nunmehr fertige Bücherei betrete. Denn ich konnte fast ohne finanzielle Hemmungen arbeiten, und, was wichtiger ist, die Werkleitung trug auch allen volkspädagogischen Forderungen in weitem Umfang Rechnung.

Bietigheim ist ein Landstädtchen von 6000 Einwohnern, in der Nähe Stuttgarts gelegen. Das Städtchen wäre kaum von Bedeutung, wenn es nicht eine größere Industrie am Platze hätte. Die Deutsche Linoleum-Werke A.-G. ist der einzige deutsche Linoleum-Konzern. In Bietigheim befinden sich ein Werk und die Generaldirektion. Im Werk sind 1500 Arbeiter und 500 kaufmännische Angestellte beschäftigt. Die Bücherei war nun zunächst ausschließlich als Werkbücherei gedacht. Allein den Bemühungen von Herrn Direktor Bäuerle (Verein zur Förderung der Volksbildung in Württemberg), der um das Zustandekommen der Bücherei große Verdienste hat, und Herrn Stadtschultheiß Schmidbleicher ist es zu danken, daß die Bücherei nun gleichzeitig öffentliche Stadtbücherei geworden ist.

Als ich den Auftrag erhielt, war ich noch in Leipzig und konnte so Bücher und technisches Material an Ort und Stelle einkaufen. Bei dem Aufbau des Bücherbestandes, der im Einvernehmen mit der DZ. erfolgte, ging ich von meinen früheren Erfahrungen in der württembergischen Büchereiarbeit aus. Als Anfangsbestand waren 3000 Bände vorgesehen. Als ich nach glücklich bestandenem Volksbibliothekarexamen in die schwäbische Heimat zurückkehrte, konnte ich dank der raschen Arbeit des Einkaufshauses gleich mit der Arbeit beginnen. Das Werk genehmigte meinen Antrag auf Anstellung einer hauptamtlichen Sekretärin ohne weiteres. Während der Einrichtungsarbeiten fand ich bei der Werkleitung mit allen Anliegen ein williges Ohr. So wurden z. B. die Standortsnummern auf alle Bände mit Gold aufgeprägt. Ich hatte dazu 6 Wochen lang einen Goldpräger im Hause, der alle 3000 Bände prägte.

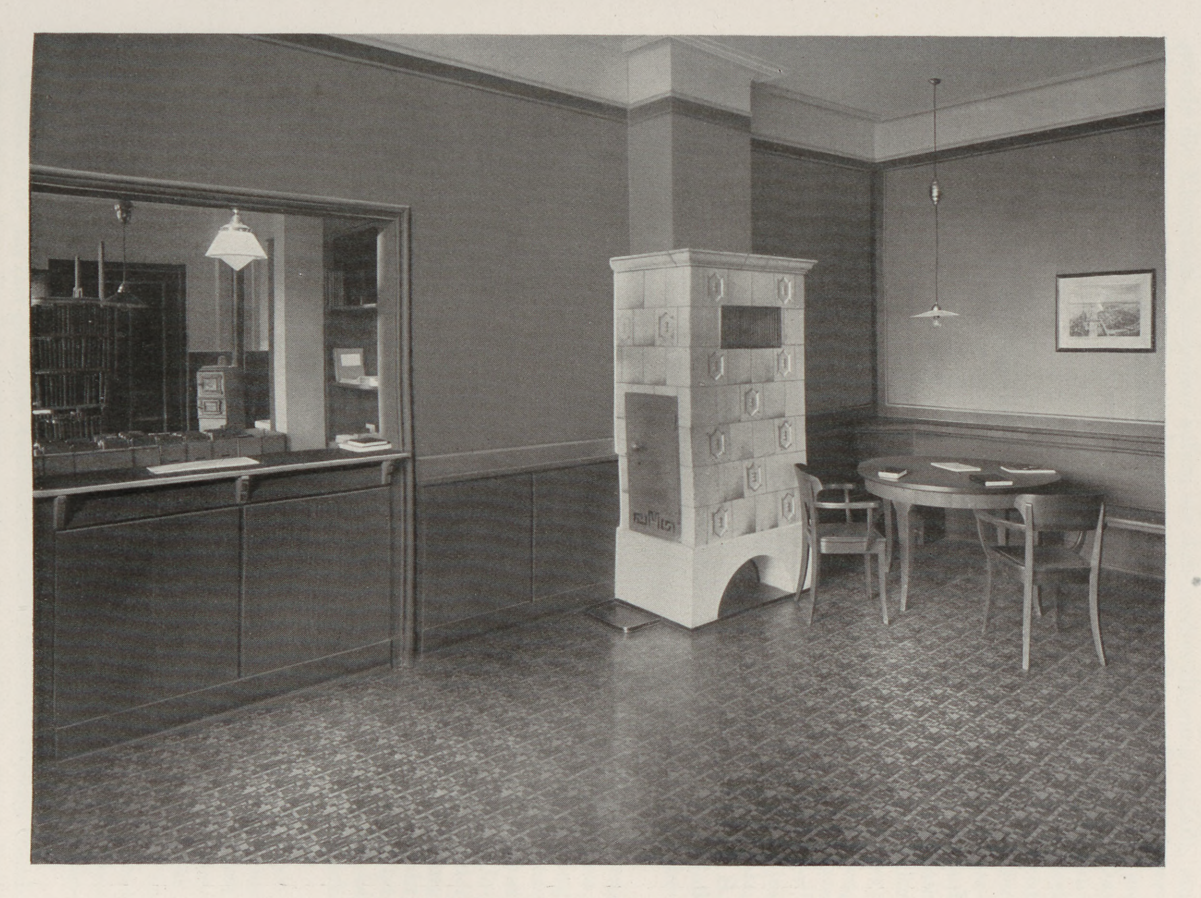
Bei der Ausgestaltung der Räume wurden meine Erwartungen weit übertroffen. Ich behandelte die Frage der Raumgestaltung mit dem Innenarchitekten des Werkes, zeigte ihm als Beispiel die Schrift „Der Raum der Bücherei" und fand in ihm einen verständnisvollen Berater und Förderer in dieser so wichtigen Angelegenheit. Besonders unser Ausleihraum ist wirklich ein Schmuckkästchen geworden. Ein gemütlicher, prachtvoller Kachelofen verbreitet im Winter eine heimelige Wärme. An den Kachelofen anschließend ist die Leseecke eingerichtet, ein großer runder Tisch mit einer Wandbank und einigen bequemen Lehnstühlen. Der ganze Raum ist in halber Höhe mit amerikanischem Kiefernholz getäfelt. An den Wänden hängen einige alte Stiche von Bietigheim und dem benachbarten Besigheim. Auch unser Arbeitsraum und das Magazin wurden aufs beste eingerichtet. Das Werk hat im Betrieb selbst Handwerksleute aller Art, so daß die meisten Arbeiten von Leuten des Werkes gemacht wurden. Daß eine gut eingerichtete Buchdrucke-

rei und Buchbinderei im Werk sind, kommt uns natürlich ebenfalls in allen Teilen zustatten, denn wir können als Abteilung des Werkes uns alle anderen Abteilungen nutzbar machen. Die Druckerei druckte uns so alle unsere Drucksachen, wie mir scheint, in sehr geschmackvoller Weise. So konnten wir auch die Frage des Katalogdruckes in eigener Weise lösen. Drucken wollte ich denselben noch nicht, da wir jedes Jahr größere Anschaffungen machen wollen und so die Kataloge sehr rasch veraltet wären. So verfiel ich auf einen Ausweg, der mir nach den gegebenen Verhältnissen recht glücklich scheint. Das Werk besitzt für alle Vervielfältigungen eine Rotaprintmaschine. Der Text wird auf Metallplatten geschrieben, direkt mit der Schreibmaschine, die Platten werden mit Säuren präpariert und kommen dann in die Maschine zur Vervielfältigung. Diese Maschine machten wir uns dienstbar. Wir legten 15 verschiedene Sachkataloge an, die wir alle vervielfältigten, je nach der Art des Sachkatalogs in 100 bis 1000 Exemplaren. Dadurch waren wir fast vom ersten Tag der Eröffnung an in der Lage, unseren Lesern die Kataloge unentgeltlich mit nach Hause geben zu können. Selbstverständlich erhält nicht jeder Leser alle Kataloge; wir geben ihm lediglich die Sachverzeichnisse, für die er sich besonders interessiert. Das Ausstellungsverzeichnis zu unserer Jugendbuchwoche, die wir vor Weihnachten 1928 veranstalteten, wurde auf dieselbe Weise in 1000 Exemplaren hergestellt und konnte an jeden Besucher unentgeltlich abgegeben werden. Die Kataloge ließen wir außerdem in der Buchbinderei in einen farbigen Karton heften und binden. Im ganzen kann ich vom gesamten Aufbau der Bücherei sagen, daß wir alles getan haben, was in unseren Kräften stand, um die Bücherei zu einer anziehenden Stätte ernster Schrifttumspflege zu machen. Daß wir fast ohne finanzielle Hemmungen arbeiten konnten, hat die Arbeit natürlich außerordentlich erleichtert. Aber wir hoffen, daß die Ergebnisse den Aufwand als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Die Freude über die schöne Bücherei kam auch bei der Eröffnungsfeier allenthalben zum Ausdruck. Am Sonntag, dem 18. November 1928, hatten sich etwa 150 geladene Gäste, darunter die Bücherwarte und Ortsvorsteher des Bezirks, im Speisesaal des Werkes eingefunden. Das Lehrerstreichquartett des Konservatoriums in Stuttgart eröffnete die Feier mit einem Satz von Mozart. Dann begrüßte Herr Generaldirektor Dr. Eber die Gäste. Er dankte Herrn Direktor Bäuerle für seine selbstlose Mithilfe bei der Einrichtung, sprach auch dem Leiter der Bücherei den Dank des Werkes aus. Direktor Bäuerle-Stuttgart betonte, wie erfreulich es für jeden Volksbildner sei, wenn er auch in den Kreisen der Wirtschaft Verständnis für seine Arbeit finde. Er zeigte dann in trefflichen Ausführungen, was die volkstümliche Bücherei unserer Tage will, und daß es auch für die Entwicklung einer Werkbücherei entscheidend sei, daß sie ebenso wie kommunale Büchereien unabhängig und frei, nur nach volkspädagogischen Gesichtspunkten geführt werde. In meinem Vortrag über „Stellung und Aufgabe der öffentlichen Bücherei im Gemeindeleben“ versuchte ich zunächst, die Bücherei in die Reihe unserer anderen kulturellen Einrichtungen einzuordnen, und erläuterte dann im einzelnen die Aufgaben, die heute der volkstümlichen Bücherei gestellt sind. Stadtschultheiß Schmidbleicher dankte zum Schluß der Werkleitung dafür, daß diese die Bücherei der ganzen Stadt zur Verfügung gestellt habe.

Daß die Bücherei auch in unserem kleinen Landstädtchen einem starken Bedürfnis entsprach, das zeigte der Ansturm, den wir sofort nach der Eröffnung erlebten. Wir nahmen in der ersten Woche 600 Leser auf und liehen 720 Bände aus.

*



Öffentliche Bücherei der Deutsche Linoleum-Werke A.G.
Bietigheim bei Stuttgart



Öffentliche Bücherei der Deutsche Linoleum-Werke A.G.
Bietigheim bei Stuttgart

Nachdem nun die Bücherei das erste halbe Jahr ihrer Wirksamkeit hinter sich hat, mögen einige Erfahrungen aus unserer Arbeit angeschlossen sein. Es hat sich bei unserer Bücherei von neuem die alte Erfahrung bestätigt, daß gerade die Kleinstadt, besonders sofern sie Arbeiterbevölkerung umfaßt, ein überaus günstiger Boden für die Büchereiarbeit ist. Unsere Bücherei versorgt heute, ein halbes Jahr nach der Eröffnung, 1245 Leser aus Bietigheim, das sind über 20% unserer Bevölkerung (B. hat 6000 Einwohner). Dazu kommen noch 360 Leser, die aus 56 verschiedenen Gemeinden der Umgegend stammen, aber in Bietigheim beschäftigt sind. So ist unsere Bücherei von selbst zu einem Bildungszentrum unserer Gegend geworden; denn nicht nur der ländliche Industriearbeiter holt bei uns seine Bücher, auch der Lehrer und der Bürgermeister des kleinen Landorts befriedigen ihre Lesebedürfnisse in unserer Bücherei. Unsere beiden stärksten Lesergruppen sind die Arbeiter und die kaufmännischen Angestellten, da wir ja in erster Linie Werkbücherei sind. 650 Arbeiterlesern stehen 225 kaufmännische Angestellte gegenüber. Beide Lesertypen unterscheiden sich grundlegend voneinander: Der ländliche Industriearbeiter, mit dem wir es ausschließlich zu tun haben, ist als Leser ein völlig unbebautes Feld. Er ist wohl der einfachste, primitivste Leser, den man sich denken kann. Unser Kapitel „Reisen und Abenteuer" wird von ihm am meisten begehrt, und deshalb mußte ich dieses Kapitel im laufenden Jahre stark mit Wiederholungsstücken versehen. 1600 Bände, 10% der Gesamtentleihungen, fallen allein auf dieses Gebiet. So ist z. B. Defoes Robinson eines der meist begehrten Bücher. Es ist offenbar so, daß diesem ländlichen Arbeiter bisher die Möglichkeiten fehlten, selbst die bekanntesten Jugendbücher in der Jugend zu lesen.

Eine gut ausgebaute Jugendabteilung für Jugendliche von 10—14 Jahren, die wir jetzt eingerichtet haben, soll in Zukunft diesem Übelstand abhelfen. Wir versorgen jetzt 344 Kinder. Eine neu eingeführte Bilderbuchabteilung von 200 Bänden vermittelt jetzt auch den 7—10jährigen die ihnen entsprechende Lektüre. Zum Erfreulichsten in unserer Arbeit gehört die überaus starke Benützung dieser Jugendabteilung. Aus ihr wurden im ersten Halbjahr 3226 Bände entliehen, davon entfielen 2458 Bände auf Volksschüler und 768 Bände auf Realschüler. Dabei sind die Knaben in der Benützung eifriger als die Mädchen. Bei der Benützung der belehrenden Abteilung steht das Kapitel der Reisebeschreibungen mit 204 Bänden obenan, dann folgt aber sofort das Gebiet der Technik mit 198 Bänden. Das überaus starke technische Interesse unserer Jungen fällt mir immer wieder auf, weil ich das aus meiner eigenen Jugend nicht kannte.

Neben dem Arbeiterleser sind die Angestellten unsere wichtigste Lesergruppe. (Das Werk beschäftigt allein 500 kaufmännische Angestellte.) Hier haben wir es durchweg mit mehr differenzierten Lesern zu tun, die vielfach von dem Verlangen in die Bücherei getrieben werden, das „Neueste" kennenzulernen. Da wird uns die Befriedigung des Lesers weit schwerer gemacht. Vielfach sind diese Leser auch sehr kritisch, und wenn der Ausleihende in der Bücherkenntnis nicht sehr sattelfest ist, kann es am Schalter unangenehme Situationen geben. — Erwähnt sei noch, daß ein großer Teil unserer Angestellten in den benachbarten Städten Ludwigsburg und Stuttgart beheimatet ist.

Auffallend ist das fast gänzliche Ausbleiben unserer hier sehr starken Handwerkerschicht. Nur die Schuhmacher machen eine Ausnahme; unter ihnen haben wir unsere wertvollsten Leser. Im ganzen beteiligt sich überhaupt der bürgerliche Teil unserer Bewohner weit schwächer als die Arbeiter. Dagegen sind unsere Vortragsabende (ich sprach unlängst über „Lebenswerte in der

modernen Literatur") mehr von bürgerlichen Interessenten besucht als von den Arbeitern. Wir wollen nun nächsten Winter durch Einführungs- und Vorleseabende versuchen, die bürgerlichen Kreise auch mehr für die Bücherei zu interessieren.

Über die Entleihungen seien noch einige Zahlen genannt. Die Gesamtausleihe betrug im ersten (Winter-) Halbjahr 16177 Bände. Davon entfielen allein auf Kinder 3226 Bände, Lehrlinge 1291 Bände, auf Arbeiter 5228 Bände, kaufmännische Angestellte 1932 Bände, Arbeiterfrauen 1369 Bände, bürgerliche Frauen 1739 Bände. Mehr als die Hälfte aller Entleihungen, 10346 Bände, entfallen also auf die Arbeiterschaft. Wie steht es nun mit der Benützung unserer belehrenden Abteilungen? Wir erreichen wohl insgesamt 25—28% Entleihungen aus diesen Abteilungen, aber diese Zahl ist nur möglich durch die starke Benützung der „Reisen und Abenteuer". Die übrigen Gebiete werden nur wenig oder fast gar nicht benützt. Wir haben ein schönes Sonderverzeichnis „Sozialismus", das von den Arbeitern so gut wie nicht benützt wird, höchstens noch die biographischen Bücher von Wilhelm Blos. Vor allem aber bleiben die kulturkundlichen Fächer vorläufig ganz unbenützt: Bildende Kunst, Musik, Literatur und Theater. Das ist mir immer sehr schmerzlich. So waren anfänglich auch für unsere Tierbücher fast keine Leser zu gewinnen. Wir haben diese nun in einem Sonderverzeichnis herausgegeben, am Schalter uns dafür eingesetzt; der Erfolg blieb nicht aus. Wir haben jetzt besonders unter den Arbeiterlesern eine ganze Anzahl, die diese Bücher gern lesen. Die Benützung der belehrenden Abteilungen wird in der Kleinstadt immer hinter der Großstadt zurückbleiben. Vielleicht fehlt es auch vielfach an den rechten Büchern, um den Stoff den Lesern nahezubringen. Doch wird die weitere Arbeit uns sicher auch an diesem Punkt noch voranbringen.

Aus dem zuletzt Angeführten ergibt sich klar, daß der Büchereiarbeit in der Kleinstadt auch Grenzen gesetzt sind, daß gewisse Hemmungen zu überwinden sind, aber im großen ganzen hat sich bei mir im letzten Arbeitsjahr der Glaube gefestigt, daß auch eine intensive Büchereiarbeit, die beträchtliche Anforderungen an die Leser stellt, in der Kleinstadt durchzuführen ist, und daß gerade an kleineren Plätzen die so betriebene Bücherei von selbst zum kulturellen Mittelpunkt der Gemeinde wird.

Fritz Mäder

Nachwort der Schriftleitung. Dank des Entgegenkommens der Deutschen Linoleumwerke A.-G. sind wir in der Lage, unsern Lesern in einer Abbildungsbeilage zwei Bilder dieser schönen, der ganzen Öffentlichkeit zur Verfügung stehenden Werkbücherei bieten zu können. Wir sprechen dafür auch an dieser Stelle unsern Dank aus.

Zur Frage der Büchereiarbeit auf dem Lande und in der Kleinstadt

Eine Übersicht aus der Fachliteratur der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Dorfbücherei und ländliches Büchereiwesen. „Hefte“ XI. Band 1927, Seite 323 ff. Zugleich Besprechung der Schrift: Die Dorfbücherei von Franz Schriewer. Vergleiche dazu Schriewer „Bücherei und Bildungspflege“ 9. Jahrgang 1929, Seite 181 ff.

Die Arbeitsformen für den Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens. In: Volkstümliches Büchereiwesen im Regierungsbezirk Liegnitz. Leipzig 1928, Quelle & Meyer. Seite 26 ff. (Ortsbücherei — Wanderbücherei — Geschlossener Büchereibezirk.)

Zum kommunalen und staatlichen Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens. Referat. Leipzig 1928, Deutsche Zentralstelle. 16 Seiten.

Der Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens in Thüringen. Drei Berichte. „Hefte“ XII. Band 1928, Seite 41 ff.

Der Ausbau des ländlichen Volksbüchereiwesens in der Provinz Hannover. Eine Denkschrift der Beratungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen in der Provinz Hannover. 4 Seiten.

Zum Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens in Württemberg. Hrsg. von Alfred Jennewein. Stuttgart 1928, Landesausschuß für volkstümliches Büchereiwesen. 12 Seiten.

Volkstümliches Büchereiwesen im Regierungsbezirk Liegnitz. Im Auftrage des Herrn Regierungspräsidenten zu Liegnitz herausgegeben von Hans Hofmann. Leipzig 1928, Quelle & Meyer. 86 Seiten Text, 10 Tafeln, 9 Grundrisse und eine Übersichtskarte.

Inhalt: Volkstümliches Büchereiwesen im Rgbz. Liegnitz / Die staatliche Förderung des volkstümlichen Büchereiwesens / Kommunalpolitik und volkstümliche Bücherei / Die Arbeitsformen für den Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens / Die Stadtbücherei Görlitz / Die Städtische Bücherei Bunzlau / Die Städtische Bücherei Neusalz / Volkstümliches Büchereiwesen im Kreise Lauban / Die Bibliotheken der Stadt Lauban.

*

Maß und Ordnung. Wesen und Stellung des Bauerntums im Volksaufbau. Von Georg Koch. „Hefte“ XII. Band 1928, Seite 73 ff. (Auch als Sonderdruck.)

Wilhelm Heinrich Riehls Volkslehre in ihrer Bedeutung für die volkstümliche Bücherei. Von Walther Koch. „Hefte“ XII. Band 1928, Seite 217 ff.

Zur Frage der Bevölkerungskunde. Mit zwei Beispielen für die ländliche Bevölkerungskunde. Von Hans Hofmann. „Hefte“ XIII. Band 1929, Seite 181 ff.

*

Die Praxis der Volksbücherei. Ein Ratgeber für die Einrichtung und Verwaltung kleiner volkstümlicher Büchereien. Von Walter Hofmann. Zweite, verbesserte Auflage. 1926. 91 Seiten mit 15 Abbildungen.

Zwei Bücherverzeichnisse für ländliche Büchereien. Zur Frage des gemeinsamen Druckkataloges. „Hefte“ XII. Band 1928, Seite 15 ff.

Zahlen, die zu denken geben. Aus der Büchereiarbeit in der Nordmark. Finanzierung und Betriebsergebnisse ländlicher Büchereiarbeit. „Hefte“ XII. Band 1928, Seite 37 ff.

*

Die Aufgaben der Büchereiberatungsstellen und die Anforderungen an ihre Mitarbeiter. Von Dr. Rudolf Angermann. In: Der Volksbibliothekar. Leipzig 1927, Quelle & Meyer. Seite 78 ff.

Der Ausbau des Beratungswesens. Entschlüsse des Arbeitskreises für Beratungswesen. „Hefte“ XI. Band 1927, Seite 139 ff.

Die staatliche Förderung des volkstümlichen Büchereiwesens. Von Robert v. Erdberg. In: Volkstümliches Büchereiwesen im Regierungsbezirk Liegnitz. Leipzig 1928, Quelle & Meyer. Seite 10 ff.

Aus der Arbeit preußischer Beratungsstellen. Berichte auf der Jahresversammlung 1928 der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung. „Hefte“ XIII. Band 1929, Seite 68 ff. (Auch als Sonderdruck.)

Die angegebene Literatur steht durch die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Leipzig N 22, Richterstraße 8, zur Verfügung.

Erster Weltkongreß für Bibliothekswesen und Bibliographie in Rom und Venedig

Unter tatkräftiger Förderung aller öffentlichen Instanzen Italiens und der lebhaftesten Anteilnahme der gesamten italienischen Öffentlichkeit, ja breitester Volksschichten tagte vom 15.—30. Juni in Rom und Venedig der I. Weltkongreß für Bibliothekswesen und Bibliographie.

Die rund 100 offiziellen Vertreter des Bibliothekswesens und der bibliographischen Arbeit von 26 Nationen, daneben mehrere hundert Fachgenossen aller Länder der Welt, insbesondere natürlich aus Italien selbst, berieten in Rom und Venedig in Plenar- und Sektions-Sitzungen die mannigfaltigen Fragen bibliothekarischer Zusammenarbeit auf internationaler Basis. Um die Bedeutung, den Verlauf und die praktischen sowie ideellen Werte dieses Kongresses richtig würdigen zu können, muß man sich auf die bisher vorhanden gewesenen Möglichkeiten und Formen internationaler Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Bibliothekswesens und der Bibliographie sowie auf die dem Kongreß gesteckten Ziele besinnen.

Vorgeschichte und Zielsetzung des Weltkongresses

Über die Vorgeschichte des I. Weltkongresses hat der schwedische Reichsbibliothekar Isaak Collijn, der Vorsitzende des Internationalen Komitees für Bibliothekswesen und Bibliographie, dem Kongreß einen gedruckten Bericht vorgelegt, der in deutscher Übersetzung auch im Juni/Juli-Heft der Minerva-Zeitschrift[1] erschienen ist. Aus diesem Bericht ist zu entnehmen, daß Bibliotheks- und Bibliographie-Probleme auf dem Gebiete der intellektuellen Zusammenarbeit nach dem Weltkriege eine außerordentliche Bedeutung erreicht haben. Die „Commission de Coopération Intellectuelle" in Genf und das ausführende Organ dieser Kommission, das Institut International de Coopération Intellectuelle in Paris, haben die Bedeutung dieser Fragen sehr früh erkannt. Die Kommission in Genf richtete eine Unterkommission für Bibliographie ein, das Institut in Paris schuf ein internationales bibliographisches Informationsbüro. Es war natürlich, daß die Arbeiten dieser Organe die führenden Männer des Bibliothekswesens der Welt immer wieder zusammenführten und damit auch die Erörterung anderer Fragenkomplexe sowie den organisatorischen Zusammenschluß der Bibliothekare der verschiedenen Länder nahelegten. Der Gedanke der Zusammenfassung der bibliothekarischen und bibliographischen Arbeit der ganzen Welt wurde sodann sehr wesentlich gefördert durch eine Reihe von internationalen bibliothekarischen Zusammenkünften: Zunächst durch den internationalen Bibliothekar-Kongreß, der im Juni 1926 auf Einladung der Tschechoslowakischen Regierung in Prag abgehalten wurde. Ihm folgte im Herbst desselben Jahres die Feier des 50jährigen Jubiläums der American-Library-Association, an der Vertreter aller bedeutenden bibliothekarischen Organisationen der Welt teilnahmen. Entscheidend war aber die Tagung, die der Englische Bibliothekarverein aus Anlaß seines 50. Jubiläums vom 28. September bis 1. Oktober 1927 in Edinburgh abhielt. Hier wurde am 30. September 1927 eine Resolution angenommen, durch die das Internationale Komitee

[1] Minerva-Zeitschrift, Zentralblatt für die gelehrte Welt. 5. Jahrg., Juni/Juli 1929.

für Bibliothekswesen und Bibliographie gegründet wurde. Diese Resolution war von den Vertretern der Bibliothekarvereine 15 verschiedener Länder (darunter an führender Stelle auch Deutschland) unterzeichnet. Der wesentliche Zweck dieses Komitees war die Vorbereitung internationaler bibliothekarischer Kongresse, die wenigstens einmal alle 5 Jahre abgehalten werden sollten. Es wurde bestimmt, daß der erste dieser Kongresse 1929 oder 1930 stattfinden sollte; zur Durchführung dieses I. Weltkongresses wurde ein Exekutivkomitee aus den Delegierten von Amerika, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Schweden und der Tschechoslowakei gebildet. Der Vorsitzende dieses Komitees war der schon erwähnte schwedische Reichsbibliothekar Collijn. Auf der ersten Sitzung dieses Komitees in Rom am 31. März 1928 wurde beschlossen, daß der nächste Bibliothekar-Kongreß im Jahre 1929 in Rom abgehalten werden sollte. Der allgemeine Charakter sowie die konkrete Aufgabe sowohl für den Kongreß in Rom wie für alle künftigen Kongresse wurde von dem Exekutivkomitee bereits in dieser ersten Sitzung am 31. März 1928 dahingehend festgelegt, daß möglichst nur rein internationale Fragen bibliothekstechnischer und bibliographischer Art behandelt werden sollten. Die für die Durchführung der Arbeit im einzelnen vorgesehenen Sektionen sollten sich demgemäß mit Fragen rein internationalen Charakters beschäftigen. Als ihre Verhandlungsgegenstände wurden folgende ins Auge gefaßt: Klassifikationssysteme für internationalen Gebrauch; Internationale Katalogregeln; Laufende Bibliographien; Internationale Bibliographie; Ausarbeitung eines internationalen Codex für Bibliographie; Bibliotheksbau und -Ausrüstung; Pflichtexemplare und freiwilliges Depot in verschiedenen Ländern; Internationale Stipendien, Austausch von Bibliothekaren; Unterricht in Bibliothekswissenschaft, Bibliothekarschulen; Bibliothekarische Vereine und Berufsfragen; Internationale Verbindungen zwischen Bibliotheken; Auskunftsbüro und Bibliographische Institute; Literarische Statistik.

Es stellte sich aber schon während der Vorbereitungsarbeiten heraus, daß das internationale Prinzip in diesem Sinne nicht überspannt werden dürfe, daß es vielmehr gerade für die Erfüllung der den Bibliotheken im geistigen Leben der Menschheit zufallenden Aufgabe unbedingt erforderlich sei, den einzelnen Nationen die Möglichkeit zu geben, vor einem internationalen Forum über ihre besonderen Leistungen auf dem Gebiete des Bibliothekswesens und der Bibliographie Bericht zu erstatten. Es wurde daher eine besondere Sektion eingerichtet, in der über die Tätigkeit der verschiedenen Bibliothekskategorien in den einzelnen Ländern Bericht erstattet werden sollte. Leider führte diese Sektion den mehr als mißverständlichen Titel „Bibliothekarische Statistik“. Daß dem italienischen Bibliotheks- und Buchwesen innerhalb der Verhandlungen in einer besonderen Sektion Raum gewährt wurde, ist nicht nur begründet in der Rolle Italiens als Kongreßland, sondern auch in der ganz überragenden Bedeutung, die es im Bibliothekswesen durch seine gewaltigen Bibliotheksschätze einnimmt. Es sei hier vorweg bemerkt, daß gerade in diesen beiden, den rein internationalen Charakter des Programms sprengenden Sektionen die Erörterung über die Fragen sich abspielte, die über das rein bibliothekstechnische und bibliographische Element, das naturgemäß den ganzen Kongreß beherrschte, hinauswiesen. Wenn es in diesen beiden Sektionen, der ganzen Anlage der Verhandlung entsprechend, nur zum Verlesen kurzer Berichte kam, so war doch zu spüren, daß auch auf dem Gebiete etwa des volkstümlichen Büchereiwesens, der Kinder-, Schüler- und Jugendbüchereien ein Austausch von Erfahrungen von Land zu Land von großer Bedeutung ist. Bevor im einzelnen über den

Verlauf und die Ergebnisse des Kongresses einiges mitgeteilt wird, sei vorweggenommen, daß am Schluß des Kongresses eine Resolution angenommen wurde, nach der sich das Komitee umwandelt in eine Internationale Vereinigung der Bibliothekarvereine, deren Zweck nach § 2 der angenommenen Statuten die Förderung internationaler Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Bibliothekswesens sein soll.

Der äußere Verlauf des Kongresses

Äußerlich verlief der Kongreß, wie mehr oder weniger alle internationalen Zusammenkünfte verlaufen. Er begann mit der feierlichen Eröffnung des Kongresses im Senatoren-Saal auf dem Kapitol, wo der Chef der Italienischen Regierung, Mussolini, die aus allen Ländern der Welt erschienenen Bibliothekare mit freundlichen Worten begrüßte, in denen naturgemäß auch die große Bedeutung Italiens für das gesamte Kulturleben der Menschheit und insbesondere für das Bibliothekswesen unterstrichen wurde. Als Tagungsort war dem Kongreß der Palazzo Corsini, der Sitz der Königlichen Akademie der Wissenschaften, überwiesen worden, ein zwar sehr repräsentativer Rahmen, der sich aber für die glatte Abwicklung der Verhandlungen als nicht sehr günstig erwies. Wie denn überhaupt die Organisation des Kongresses in mehr als einem Punkte manches zu wünschen übrigließ. Daß man von dem vorher festgelegten Programm in dem einen oder anderen Punkte abgehen muß, läßt sich durchaus verstehen. Daß das vorbereitende Komitee jedoch keinen Weg finden konnte, diese Veränderungen zur Kenntnis aller Teilnehmer zu bringen, muß als bedauerliches Manko vermerkt werden, auf dessen Konto sehr viel der immer wieder aufkommenden Mißstimmung der Kongreßteilnehmer zu buchen ist. So fehlte völlig eine Teilnehmerliste, auf Grund deren man der Spezialisten, für die man sich im einzelnen interessierte, hätte habhaft werden können. Man kann eben einen Kongreß mit rund 1000 Teilnehmern nicht nach denselben Methoden organisieren wie eine Gelehrtenzusammenkunft, an der vielleicht 100 Persönlichkeiten teilnehmen.

Als nach Erledigung der Formalitäten, wie Wahl des Präsidiums, Konstituierung der einzelnen Sektionen u. a., in die eigentliche Verhandlung eingetreten werden sollte, schien der ganze weitere Verlauf des Kongresses dadurch gefährdet, daß man die Sektionen in drei Gruppen nacheinander tagen lassen wollte. Es ist das Verdienst des Generaldirektors der Preußischen Staatsbibliothek Dr. Krüß, daß die Versammlung das Nebeneinandertagen der Gruppen beschloß. Es wäre sonst nur ein ganz verschwindender Teil des umfangreichen Verhandlungsstoffes erledigt worden. Bei dem vorbereitenden Komitee waren nämlich insgesamt 177 Referate angemeldet worden. Hiervon sind schätzungsweise 50 wirklich zur Verlesung gekommen, d. h. die einzelnen Referenten lasen in 10, höchstens 15 Minuten die Leitsätze ihrer Vorträge vor. Hier und da kam es auch zu einer kleinen Debatte. Eine wirkliche gründlich Erörterung der aufgeworfenen Fragen war im allgemeinen nur möglich in kleinen Kreisen, die sich abseits der offiziellen Verhandlungen bildeten und zweifellos sich in noch weit höherem Maße gebildet hätten — wenn eben die Organisation besser gewesen wäre. Am klügsten waren diejenigen vorgegangen, die das, was sie dem Kongreß mitzuteilen beabsichtigten, gedruckt für alle Kongreßteilnehmer vorgelegt hatten. In besonders vorbildlicher Weise war das geschehen von den nordischen Ländern, die ihre Beiträge in wirklich repräsentativen Drucken darboten. Ähnlich waren auch die Delegierten der Tschechoslowakei sowie einige amerikanische und englische Referenten vorgegangen.

Das Ergebnis der Sektionsverhandlungen wurde in der Schlußplenarsitzung des Kongresses am 29. Juni in 15 Resolutionen niedergelegt. Diese Resolutionen beziehen sich fast ausschließlich auf Fragen der internationalen Bibliographie, des internationalen Leihverkehrs, des Austausches von Bibliothekaren und der Schaffung von bibliothekarischen Ausbildungsstätten. Es liegt auf der Hand, daß es sich bei all diesen Erörterungen nur um allgemeine Richtlinien, nicht um konkrete Verwirklichungen handeln konnte. In der feierlichen Schlußsitzung, die am 30. Juni zu Venedig im Dogen-Palast stattfand, wurde außerdem eine Resolution angenommen, die mit besonderem Nachdruck noch einmal die Bedeutung des Bibliothekswesens und der Bibliographie für das Kulturleben der Menschheit betonte und den Regierungen die Förderung des Bibliothekswesens in seiner mannigfachen Gliederung zur Pflicht machte. Dieses Schlußvotum des Kongresses sei wegen seiner großen Bedeutung auch für das Volksbüchereiwesen hier im Wortlaut wiedergegeben:

Erklärung

Vor dem Auseinandergehen erklären die Mitglieder des Ersten Weltkongresses der Bibliotheken und für Bibliographie in feierlicher Weise,

daß im Bereich von Kultur und Wissenschaft wie im Bereich der Volkserziehung den Bibliotheken unter den diesen Zwecken dienenden Institutionen mit die erste Stelle gebührt, da es ohne die Bibliotheken nicht möglich wäre, die Grenzen der menschlichen Erkenntnis durch gelehrte Arbeit zu erweitern und dem Bildungsstreben des Volkes zu genügen;

daß infolgedessen den Regierungen und sonstigen öffentlichen Gewalten jedes Landes die unbedingte Pflicht obliegt, die Bibliotheken in gleicher Weise zu fördern wie die Universitäten und Schulen, sowohl in ihren finanziellen Bedürfnissen wie in ihrer Ausgestaltung nach geistiger, technischer und sozialer Richtung;

daß nur durch Erfüllung dieser Voraussetzung die Nationen sich das volle Rüstzeug schaffen können, das für den Fortschritt auf geistigem Gebiet, dem höchsten Ziel aller menschlichen Zivilisation, unbedingtes Erfordernis ist.

Sein ganz besonderes Gepräge erhielt der Kongreß durch die Fülle der Ausstellungen, die in Rom, Neapel, Florenz, Bologna, Modena, Venedig und Mailand von den Bibliotheken veranstaltet wurden. Es war, als ob ein gewaltiges Schatzhaus seine besonderen Schätze ausgewählt hätte, um sie vor den staunenden Augen der alten und der neuen Welt auszubreiten. Alle Besucher, besonders die Spezialisten für Handschriften, Inkunabeln und Büchereinbände werden reichsten Gewinn, auch nach der fachlichen Seite, davongetragen haben. In Rom und Neapel zeigte eine besondere Ausstellung, daß Italien auch auf dem Gebiete des modernen Buches und der modernen bibliographischen Arbeit, wenn auch nicht Bahnbrechendes, so doch Vorzügliches leistet. Mit besonderem Danke sei hier auch berichtet von den zahlreichen Empfängen, die in herrlichen Palästen und südlich heiteren Gärten von den staatlichen und städtischen Behörden geboten wurden und in ganz besonderer Weise einen der Hauptzwecke des Kongresses, die persönliche Annäherung unter den Fachgenossen, ermöglichten. Besonders eindrucksvoll war die Audienz, die der Papst den Kongreß-Delegierten sowie den Teilnehmern in der Vatikanischen Bibliothek gewährte, wobei er in

geistvoller und launiger Weise über seine persönlichen Beziehungen zu der bibliothekarischen Arbeit sowie über die Kulturbedeutung der Bibliotheken sprach.

Die erste Internationale Bibliotheksausstellung

Nach der Absicht des Exekutiv-Komitees sollten die General- und Einzelberichte, die dem Kongreß über die aktuelle Lage der Bibliotheken in den verschiedenen Ländern vorgelegt wurden, vervollständigt werden durch eine internationale Bibliotheksausstellung. Diese Ausstellung sollte Aufschluß geben über die besten und wichtigsten Ergebnisse der bibliothekarischen Technik und Praxis in den einzelnen Ländern. Dieses Ziel wurde im großen und ganzen durchaus erreicht. Es war von den einzelnen Ländern eine Fülle von Anschauungsmaterial zusammengebracht worden, das den Besuchern nach jeder Richtung hin reiche Anregung zu geben in der Lage war. Daß die Ausstellung nicht zur rechten Auswirkung kommen konnte, da sie just an dem Tage ihre Pforten öffnete, an dem die meisten Kongreßteilnehmer sich auf den Weg nach Neapel begaben, gehört zu dem bereits berührten Kapitel der Organisation. Besonders eindrucksvoll war die Ausstellung, in der die American-Libray-Association in äußerst geschlossener Weise das gesamte amerikanische Büchereiwesen zur Darstellung brachte. Die dominierende Stelle, die in Amerika das öffentliche Büchereiwesen seit Jahrzehnten innehat, war auf etwa 40 großen Bildtafeln und Diagrammen sowie in einer Fülle von ausgezeichnet angelegten Bildermappen veranschaulicht. Neidvoll mußte der deutsche Besucher konstatieren, einen wie außerordentlichen Vorsprung die amerikanischen öffentlichen Büchereien seit Jahrzehnten besitzen, soweit Stellung in der öffentlichen Meinung, Größe und Zweckmäßigkeit der Büchereigebäude, vor allem aber die finanziellen Aufwendungen in Frage kommen. Wie weit die geistige Durchdringung der Arbeit gediehen ist, läßt sich natürlich nur an Ort und Stelle feststellen. Ganz zweifellos lassen die in reicher Fülle vorhandenen Bücherverzeichnisse erkennen, daß die literarpädagogische Arbeit energisch und praktisch angefaßt wird. Dabei steht allerdings die schnelle, bequeme und sichere Information des einzelnen Lesers über bestimmte sachliche Fragen sichtbar im Vordergrund.

Die Ausstellungsabteilung Englands sowie der nordischen Staaten dokumentierten den starken Einfluß, den das amerikanische Büchereiwesen auf die Gestaltung des volkstümlichen Büchereiwesens in diesen Ländern ausgeübt hat und noch dauernd ausübt.

Die Deutsche Abteilung der Ausstellung gab leider nur einen Ausschnitt aus dem reich gegliederten deutschen Bibliothekswesen. Neben der sehr anschaulichen Darstellung der weitverzweigten und weithin wirkenden Arbeit der Preußischen Staatsbibliothek und der namentlich in bibliographischer Hinsicht bedeutungsvollen Arbeit der Deutschen Bücherei kam das übrige deutsche Bibliothekswesen nur sehr dürftig oder überhaupt nicht zur Geltung. Um mit dem letzteren zu beginnen: Es fehlten vollständig die preußischen und außerpreußischen Universitätsbibliotheken, es fehlten gänzlich die Bibliotheken der Technischen Hochschulen und das gerade in Deutschland sehr hoch entwickelte Spezialbibliothekenwesen. Die Stadtbibliotheken waren wohl in einer Sondergruppe dargestellt; diese Darstellung war aber zu wenig durchgestaltet. Am unzulänglichsten war das Volksbüchereiwesen veranschaulicht. Es hatten wohl eine große Anzahl von deutschen Volksbüchereien ihre Kataloge und Bildermappen gesandt, ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden wäre, den gesamten Umfang und die geistige Bedeutung dieser Arbeit plastisch werden zu lassen. Von der bedeutungsvollen

Arbeit der großen freien Organisationen (Borromaeus-Verein, Soz. Arbeiterbibliotheken, Evgl. Buchkammer usw.) war überhaupt nichts zu sehen, ebensowenig von der weitverzweigten Tätigkeit der Staatlichen Beratungsstellen. Für künftige Fälle muß unter allen Umständen dafür Sorge getragen werden, daß das deutsche Bibliothekswesen nicht nur in größerer Vollständigkeit, sondern auch in einer wirklich repräsentativen Gestaltung der Ausstellungsobjekte der internationalen Bibliothekarwelt dargeboten wird. Für die bibliothekarischen Berufsverbände, die großen Volksbildungsorganisationen sowie die am Bibliotheks- und Büchereiwesen beteiligten staatlichen Stellen liegt hier eine bedeutungsvolle Aufgabe, die bis zum nächsten bibliothekarischen Weltkongreß irgendwie gelöst werden muß.

Die deutsche Vertretung auf dem Kongreß

Nach dem von dem vorbereitenden Komitee festgelegten Schlüssel hatte Deutschland 9 offizielle Delegierte zu stellen; als solche waren von den bibliothekarischen Berufsverbänden, dem Verein Deutscher Bibliothekare sowie dem Verband Deutscher Volksbibliothekare, folgende Fachgenossen benannt worden:

Dr. Erwin Ackerknecht, Direktor der Stadtbücherei Stettin,
Professor Dr. Richard Fick, Direktor der Universitätsbibliothek Göttingen,
Professor Dr. Otto Glauning, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig,
Dr. Adolf Hilsenbeck, Direktor der Universitätsbibliothek München,
Geheimrat H. A. Krüß, General-Direktor der Preuß. Staatsbibliothek Berlin,
Professor Dr. Georg Leyh, Direktor der Universitätsbibliothek Tübingen,
Dr. Rudolf Reuter, Direktor der Volksbibliotheken der Stadt Köln,
Dr. Wilhelm Schuster, Bibliotheksrat der Stadtbibliothek Berlin,
Dr. Heinrich Uhlendahl, Direktor der Deutschen Bücherei, Leipzig.

Von diesen war Dr. Hilsenbeck in letzter Stunde aus persönlichen Gründen an der Teilnahme verhindert worden, während Dr. Schuster, dem 1. Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, von der Stadt Berlin befremdlicherweise der erforderliche Urlaub versagt worden war — eine bemerkenswerte Blüte kommunaler Sparpsychose. Außer diesen offiziellen Delegierten hatten sich noch etwa 30 bibliothekarische Fachkollegen und -kolleginnen als Teilnehmer eingefunden, so daß alle Sparten des deutschen Bibliothekswesens vertreten waren. Es sei nicht versäumt, auch an dieser Stelle den beiden Vertretern des Deutschen Reichs in Rom, Herrn v. Neurath und Herrn v. Bergen, für die gastliche Aufnahme und mannigfache Förderung den herzlichen Dank der deutschen Teilnehmer auszusprechen. Insgesamt waren von den deutschen Delegierten und Teilnehmern 19 Referate eingereicht worden, von denen freilich meines Wissens nur einige wirklich zur Verlesung kamen. Die Referate über das Volksbüchereiwesen sollen in einer Broschüre vereinigt und nachträglich den Delegierten und Kongreßteilnehmern zur Verfügung gestellt werden.

Die Volksbüchereifragen auf dem Kongreß

Der Vorgeschichte, den gesetzten Zwecken und der personalen Zusammensetzung des Kongresses entsprechend spielten, wie schon angedeutet, spezifische Volksbüchereifragen nur eine untergeordnete Rolle in den Verhandlungen. Abgesehen von den bereits erwähnten vier Referaten der Vertreter

des deutschen Volksbüchereiwesens sind vor allem die Berichte über das italienische Volksbüchereiwesen und über die damit eng verbundenen Schüler- und Kinderbüchereien zu nennen, insbesondere Leo Pollini über die Volksbücherei in Italien, Maria Nobili über das italienische Kinderbuch, Ulissa Ortensi über die Volksbücherei in und außerhalb Italiens, Maria Passe' Pascolato über Kinder- und Jugendbücherei. Alle diese Referate zeugten von einem regen Interesse der italienischen Öffentlichkeit für das volkstümliche Büchereiwesen, dessen Verwirklichung allerdings — an deutschen Verhältnissen gemessen — noch in den Anfängen steht.

Herbert Putnam referierte über die Beziehungen der amerikanischen Bücherei zum Schulwesen und A. E. Bostwick legte dem Kongreß eine ausgezeichnete Übersicht über die öffentlichen Büchereien in den Vereinigten Staaten vor.

Mit besonderem Nachdruck sei hingewiesen auf den Vortrag, den die rumänische Bibliothekarin beim Internationalen Institut für Agrikultur in Rom Marie Teodorova über Bibliopsychologie hielt. Ihre Ausführungen berührten in sehr vielen Punkten die leser- und bücherkundlichen Probleme, die vor allem die Deutsche Zentralstelle in dem mit ihr aufs engste verbundenen Institut für Leser- und Schrifttumskunde seit Jahren in umfassender Arbeit zu klären sucht. Die Darstellung der Referentin fußte auf den Arbeiten, die der Russe Nikola Roubakine seit 1889 in dem von ihm geleiteten Internationalen Institut für Bibliopsychologie in Lausanne nach experimental psychologischen Methoden ausgeführt hat. (Ein ausführlicher Bericht über dieses Referat wird später gegeben.)

*

Zusammenfassend darf man sagen, daß alle Teilnehmer des I. Weltkongresses reichen fachlichen und vor allem menschlichen Gewinn heimbrachten, daß ein verheißungsvoller Anfang zur völkerverbindenden und damit völkerversöhnenden Arbeit auf dem Gebiete des Bibliothekswesens gemacht wurde, den es beharrlich auszubauen gilt.

Dr. Rudolf Reuter

Schlesische Büchereitagung

Im Zusammenhang mit dem planmäßigen Neu-Aufbau des Büchereiwesens im Regbez. Liegnitz veranstaltete der Herr Regierungspräsident zu Liegnitz am 31. Mai und 1. Juni eine Büchereitagung in Lauban. Der außerordentlich zahlreiche Besuch auch von seiten der Herren Landräte, Bürgermeister, Schulräte, Jugendpfleger zeigte, wie die Anteilnahme für die Büchereiarbeit in diesem Bezirk immer noch im Wachsen ist. Regierungspräsident Dr. Poeschel, der trotz der Anwesenheit des Landwirtschaftsministers im Bezirk die Tagung eröffnete, wies auf den engen Zusammenhang hin, der zwischen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen und der Bildungsarbeit bestehe. Die freie Volksbildung, Volkshochschule und Bücherei, sei daher heute von besonderer Bedeutung und verdiene nachhaltige Unterstützung und Förderung seitens der kommunalen, kreiskommunalen und staatlichen Behörden. Nach einem Rückblick auf die bisherige Entwicklung der Büchereiarbeit in Schlesien und nach einem Wort des herzlichen Gedenkens für Dr. Robert von Erdberg, zu dessen Ehren die Versammlung sich

von den Plätzen erhob, stellte der Herr Regierungspräsident drei Forderungen auf, die seitens der Gemeinden und Kreise bei Einrichtung und Betrieb von öffentlichen Büchereien unbedingt zu beachten seien:

1. Die Büchereiarbeit muß heute von den Kommunen und Kreisen getragen werden.

2. Für Einrichtung und Betrieb sind ausreichende Mittel im Haushaltplan einzusetzen.

3. Die Büchereiarbeit ist unbedingt fachlich geschulten und erfahrenen Kräften zu übertragen. Bei Neueinrichtung oder Umgestaltung sind zentrale Fachberatungs- und Arbeitsstellen heranzuziehen.

Der Herr Regierungspräsident zeigte dann, wie im Regbez. Liegnitz nach diesen Grundsätzen verfahren sei. Der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen sprach er für die in den letzten Jahren geleistete wertvolle Mitarbeit seinen herzlichen Dank aus. Die Erfahrungen hätten ihm deutlich gezeigt, daß der Aufbau der ländlichen und kleinstädtischen Büchereiarbeit, ganz unabhängig von den einzelnen im Büchereiwesen vorhandenen Richtungen, auf jeden Fall die Unterstützung und Mitarbeit einer erfahrenen Fachstelle notwendig mache. Er hoffe, daß auch die Vorträge, Besichtigungen und Aussprachen dieser Tagung den weiteren Ausbau der niederschlesischen Büchereiarbeit förderten. — Im Anschluß daran erstattete Bibliothekar Hans Hofmann, Leipzig, ein Referat über Neue Fragen und Aufgaben für das Büchereiwesen auf dem Lande und in der Kleinstadt. Seine Darlegungen hatten vor allem den Zweck, in weiterer Ausführung der vom Regierungspräsidenten aufgestellten Gesichtspunkte die fachlichen und finanziellen Erfordernisse für eine neuzeitliche ländliche Büchereiarbeit an zahlreichen Fällen aus der Praxis deutlich zu machen.

Die lebhafte Aussprache, die eingeleitet wurde durch Berichte von Landrat Geh. Reg.-Rat Dr. Jerschke-Glogau und Schulrat Sommer-Hirschberg über die Büchereiarbeit in ihren Kreisen, zeigte die starke Anteilnahme gerade auch der leitenden Verwaltungsbeamten an der Büchereiarbeit. Den Vorträgen folgten Besichtigungen der Stadtbücherei Lauban, über deren Umgestaltung Herr Erster Bürgermeister Martius, der warmherzige Förderer dieser mustergültigen Anstalt, berichtete, sowie der Büchereien im Kreis Lauban, die Herr Landrat Freiherr von Rabenau in unermüdlicher Zusammenarbeit mit den Gemeinde- und Stadtverwaltungen aufgebaut hat. Damit wurde den Teilnehmern ein außerordentlich überzeugendes Beispiel für den geschlossenen Aufbau der Büchereiarbeit in einem Kreise in Verbindung mit der Stadtgemeinde vermittelt. Darauf fand die Besichtigung der Städtischen Bücherei Bunzlau statt, der Herr Erster Bürgermeister Burmann, wie Magistratsrat Gärtner bei seiner Begrüßung ausführte, sein nie versiegendes Interesse hatte zuteil werden lassen.

Die Büchereileiter fanden sich zu mehreren Arbeitsgemeinschaften und Besprechungen zusammen, bei denen im Anschluß an die eingehenden Besichtigungen der Stadtbücherei Lauban und der Ortsbücherei Marklissa Fragen der Buchauswahl, der Ausleihorganisation, der Bestandspflege, der Schülerbüchereiarbeit nach Referaten der Bibliothekare Else Schaeffer, Hans Nicklisch und Hans Hofmann-Leipzig unter lebhafter Mitwirkung auch der Kollegen und Kolleginnen von der Stadtbücherei Görlitz, der Beratungsstelle Breslau, der Stadtbücherei Lauban u. a. erörtert wurden. H. H.

Über Jeremias Gotthelf

Bücherliste am Schluß

Der Bauer, unser ältester und in allen Wechseln der Geschichte standhaftester Stand, fand erst zu einer Zeit, da er aufhörte, die Mehrheit des Volkes zu sein, seinen Homer. Dieser Homer war — ein Pastor und Pädagog. Das heißt aber, er hat das Dasein des Berner, Schweizer, deutschen Bauern — denn die örtlichen Verschiedenheiten sind nebensächlich — nicht nur mit einer epischen Kraft ohnegleichen gestaltet, sondern er hat sich, weil die Erfahrung an seinem Zeitalter es ihm aufgab, auch angestrengt, das Bauerntum in seiner überkommenen Gesittung zu stärken und gegen den Einbruch des modernen Liberalismus zu wappnen. Wer anders konnte zu solchem Werk besser gerüstet sein als der geistige und geistliche Hirt, der das Leben einer ganzen Gemeinde lebte und lenkte! Ob und wo er, nämlich Jeremias Gotthelf, einem neuen Zeitalter mit Recht oder Unrecht (vielleicht sollte man sagen: erfolgreich oder aussichtlos) widerstrebte, spielt hierbei keine große Rolle; denn die Pflichten einer Generation harmonieren selten mit den Einsichten der Nachwelt. Wesentlich ist aber, daß Gotthelf die Gefahren des Liberalismus zeitig erkannte und seiner verderblichen Einwirkung auf das Land begegnete, indem er dem Bauer den Bauer noch einmal, siegend oder unterliegend, vor Augen stellte. Und dies tat der Dichter mit einem naiven Genie, das ihn mit den größten deutschen Epikern verbindet.

Ich brauche nicht zu erklären, warum Gotthelf heute fast nur auf dem Lande seine ursprüngliche und eigentliche Wirkung ausübt, ja zumeist nur mit Einschränkungen ausübt, sofern sich die Situation verändert hat, von der Gotthelf ausging. Seine Dichtung hat zwar in nichts verloren, aber ihr Hauptwert, ihre Fähigkeit zu bilden und zu erziehen, fiel mit dem Stande, dem sie dienen wollte. In dieser Tatsache ist auch der Grund zu suchen, weshalb die Literaturgeschichte (als eine allgemeine Bildungsgeschichte) so wenig mit Gotthelf anzufangen weiß, und daß sich heute wenig Menschen mit ihm beschäftigen. Immerhin besinnt man sich wieder auf Gotthelf und erweist ihm wenigstens die gebührende Ehre, wofür als schönster Beweis die vortreffliche Neuausgabe seiner gesamten Werke bei Eugen Rentsch, Zürich, gelten mag.

Einige neuere biographische Arbeiten, die sich mit ihm beschäftigen, seien dazu noch angezeigt.

Die letzte schrieb Rudolf Hunziker, der Herausgeber der erwähnten großen Gotthelf-Ausgabe. Jahrzehntelange Forschung ermächtigt ihn, die älteren Darstellungen mit einer ganzen Reihe von Ergänzungen, Berichtigungen, Nachweisen zu überholen. Wir haben hier unzweifelhaft die zuverlässigste wissenschaftliche Arbeit über Gotthelf vor uns, wenngleich sie keine entscheidenden Veränderungen an der Gestalt des Dichters und Werkes bringt. Desto erfreuter stellt man fest, daß Hunziker alle philologischen Ausschweifungen vermieden hat und den größten Teil seiner Arbeitsergebnisse dort belassen hat, wohin allein sie gehören: in der wissenschaftlichen Ausgabe. Erfreulich ist auch die Objektivität, d. h. Unbefangenheit, mit welcher Gotthelf ins Verhältnis zu den politischen, sozialen, ethischen Vorgängen seiner Zeit gesetzt wird; denn wir wissen wohl, wie gerne und oft die heutige Reaktion ihn für den ihrigen ausgibt. Doch kann die Bücherei das Buch trotz all

dieser Vorzüge nur in beschränktem Maße verwenden, nämlich als kurze gelehrte Biographie für literarhistorisch interessierte Leser.

Das volkstümliche Lebensbild des großen Erzählers zu geben, lag nicht in Hunzikers Absicht. Es wäre auch unnötig, da uns die alte vortreffliche Biographie, die Carl Manuel 1857 erscheinen ließ, in einer neuen Ausgabe wieder zugänglich ist. Dieses Werk des Berner Juristen, der mit dem Dichter gut bekannt war und vieles aus eigener Anschauung schildert, ist wirklich das Vortrefflichste, was wir über Gotthelf besitzen. Einfach, flüssig und immer fesselnd erzählt er in Kürze das Leben oder führt in ein unerschöpfliches, tiefes Menschentum ein. Und wenn er in das Werk eindringt, spricht stets ein Mensch mit vorzüglicher historischer Bildung und außerordentlichem Kunstsinn. Was dem Verfasser an kleinen sachlichen Irrtümern untergelaufen ist, vermag den großen Wert seiner Arbeit nicht zu verringern, und was die Zeit seinen Urteilen hinzuzufügen hat, kann man schließlich selbst anbringen.

Uns fehlt heute etwas anderes: eine synthetische Darstellung des epischen Phänomens Gotthelf. Gotthelf ist ein Beispiel von riesenhaften Maßen, und eine schöpferische Betrachtung müßte an ihm, glaube ich, die wertvollsten Einsichten in Wesen und Aufgaben der epischen Kunst gewinnen.

Bisher haben nur zwei kleine Versuche in diese Richtung gezielt.

Der erste, stark literarhistorische stammt von Harry Maync und findet sich in dem Sammelband „Deutsche Dichter. Reden und Abhandlungen". Maync betrachtet Gotthelf unter einem sehr glücklich gewählten Gesichtspunkte. Er entwickelt Gotthelfs Charakter und Weltanschauung an Hand der Kritik Gottfried Kellers und stellt einen sehr aufschlußreichen Vergleich des Berners mit Immermann an. Wenn ich weiter feststelle, daß Maync Gotthelfs „einseitige, faustdick aufgetragene Tendenz" und seine „mangelhafte" schriftstellerische Technik von dem unbewußten Künstlertum scheidet und behauptet, daß dieses trotz jener ihn groß mache, so widerspricht das zwar den oben geäußerten Erwartungen. Aber ich muß hinzufügen, daß Maync in einigen Abschnitten, wo er z. B. über Gotthelfs Naturalismus, Realismus, Humor und Sprache handelt, ganz wesentliche Einsichten ausspricht[1].

Mit viel größerer Sicherheit begreift Ricarda Huch den Epiker in ihrem Vortrag über „Jeremias Gotthelfs Weltanschauung". Sie beweist mit der kleinen Arbeit etwas, was man vor lauter Literaturwissenschaft beinahe nicht mehr sieht: daß der wirkliche Dichter noch immer die ersten und zumeist treffendsten Einsichten in einen Dichter und sein Werk besitzt. Durch eine geistreiche These hat R. H. den Einspruch, den man gegen Mayncs zweifache Beurteilung erheben will, bereits vorweggenommen. Sie sagt: nicht trotz der politischen, pädagogischen, religiösen Tendenz, sondern eben deswegen erreichten Gotthelfs Werke den höchsten künstlerischen Wert. Dieser ist geradezu Folge seiner zusammenhängenden Weltanschauung; denn sie war bei ihm nicht nur Ansicht, sondern lebendige Kraft. Den Nachweis für ihre Behauptung führt Ricarda Huch durch eine Betrachtung der göttlich-natürlichen Ordnung, die in Gotthelfs Werken herrscht (Betrachtungen über Familie, Kirche, Konvention, soziale Gegensätze, Krieg, Schule, Recht, Buch und Zeitung, Geld- und Naturalwirtschaft, Staat usw.), und es fällt

[1] Das Buch enthält noch Aufsätze über Mörike, Immermann, C. F. Meyer, Liliencron, Keller. Sie basieren immer auf wissenschaftlicher Forschung, vermeiden indes biographische Tatsachenregistrierung und mühen sich, die dichterischen Persönlichkeiten herauszuarbeiten. Wir empfehlen deshalb, dies Buch gelegentlich an Stelle größerer Einzelbiographien auszuleihen.

ihr nicht schwer zu zeigen, daß diese Ordnung sich zweckmäßiger erweist als die weltlich-konventionelle. Etwas Bitterkeit über die Gegenwart (1917) spricht aus den Zeilen. Im übrigen erfrischt die offene, selbständige, kluge und kampffreudige Art der Dichterin.

Übersichtsliste

Rudolf Hunziker, Jeremias Gotthelf. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 228 Seiten. Preis geb. 4.— RM. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. 50/51.)

Carl Manuel, Jeremias Gotthelf. Sein Leben und seine Schriften. Zürich 1923, Eugen Rentsch. 172 Seiten. Preis geb. 2.— RM.

Harry Maync, Deutsche Dichter. Reden und Abhandlungen. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 304 Seiten. Preis 7.20 RM.

Ricarda Huch, Jeremias Gotthelfs Weltanschauung. Vortrag. Bern 1917, A. Francke. 72 Seiten. Vergriffen.

Hoyer

Schöne Literatur

Martin Andersen Nexö, Im Gottesland. Roman. München 1929, A. Langen. 375 Seiten. Preis 8.— RM.

Ein neuer und umfangreicher Roman Andersen Nexös erweckt von vornherein besondere Erwartungen. Unwillkürlich erwägen wir, welche wichtigen Fragen und Probleme unserer Zeit der große Arbeiterdichter wohl diesmal behandelt hat. Es kann gleich als Ergebnis gesagt werden, daß Nexö mit seinem neuen Roman „Im Gottesland" wieder einen starken Griff in die Wirklichkeit und in die Welt unserer Tage getan hat. Wenn trotzdem die Wirkung nicht so tiefgehend, nicht so erschütternd bleibt, wie bei den beiden Hauptwerken „Pelle" und „Stine", so liegt es wohl weniger in einem Nachlassen der dichterischen Kraft als in der Begrenzung, die der Stoff des Romans mit sich bringt. Dort blieb, bei aller Breite und Vielfältigkeit der Darstellung, das Wesentliche das tieferschütternde Schicksal des einzelnen Menschen. Hier dagegen, in dem neuen Roman, soll ein ganzer Stand, der Bauernstand, in seiner Entwicklung und Situation dargestellt werden; es überwiegt also hier die Breite und Fülle der Gestalten, Bilder und Bezüge, der Roman wird wesentlich Zeitbild und erst in zweiter Linie Darstellung einzelner Menschenschicksale. So ist auch sein „Inhalt" nicht so sehr Geschehen und konzentrierte Handlung, sondern die Schilderung des dänischen Bauernvolkes vor und in dem Krieg.

Jede einigermaßen vollständige und objektive Beschreibung einer menschlichen Gesellschaftsgruppe erfordert außer dem klaren und ungetrübten Blick für Tatsachen, für konkrete Dinge und Zustände — diesen Blick besitzt Nexö in besonderer Weise — eine sehr vielseitige Beobachtung, das Herantragen von tausend Einzelzügen, Materialien, Bausteinen, die zusammengefügt erst das volle Bild des Ganzen in allen seinen Teilen und Bezügen ergeben. Somit ist eine Wiedergabe des Inhaltes von Nexös neuem Roman sehr erschwert. Wir berührten schon kurz das äußere Thema: Unter „Gottesland" ist hier zunächst Dänemarks gesegnetes Bauernland gemeint. Der Bauernstand wird in seiner älteren Generation repräsentiert durch die ehrwürdig-schöne Gestalt des Quellenhofbauern, des alten Ebbe Fisker. Ebbe gehört zu den Wenigen, für die der große dänische Volkserzieher Grundtvig noch nicht gestorben ist, die ganz im Geist und Sinne seiner Lehre und seines Lebens ihren Menschenweg still, in sich gefestigt, gütig und nach außen hin Wärme, Freude und Liebe ausstrahlend, dahingehen. Aber dieser schlichte Menschenfreund, dieser alte, fromme, lebens- und gottesgläubige Bauer paßt nicht mehr in die Generation von Landwirten (Gutsbesitzer nennen sich die Reicheren bereits!), die vor dem Kriege die Arbeit den Alten abnahmen. Da ist Jens Vorup, Ebbes Schwiegersohn, kein schlicht dienender Bauer mehr, sondern ein unruhvoller, lebhafter Geist, der stets alle wirtschaftlichen Chancen, die sich ihm bieten, kaufmännisch-klug berechnet, der mit der Zeit mitgeht, technische Verbesserungen einführt, bis ihn der Wirbel des Weltkrieges packt und gänzlich aus der gewohnten und geregelten Daseinsweise des Bauern herausreißt zu immer gewagteren Spekulationen, inflationsmäßigem Geldeschachern. Und wie Jens Vorup ergeht es der Mehrzahl der dänischen Bauern so: die durch den Krieg gegebene plötzliche Möglichkeit, auf jede Weise, wie unlauter und schmutzig sie auch sei, Geld in Menge und Masse zu

verdienen, wirft sie alle um, entwurzelt diesen angeblich so bodenständigen und erdverhafteten Stand. Warnend spricht Nexö von dieser Entartung: „Hat jemand kaltblütiger als der Bauer seine Mühle an das Weltgewitter angekuppelt, um sie um jeden Preis Goldkörner mahlen zu lassen?“

So ernst und zeitgemäß dieses Thema auch durchgeführt ist, so stark auch uns die hier aufgeworfenen Fragen angehen, so enthalten sie vielleicht allzuviel Materie, die für die dichterische Behandlung wenig geeignet ist. Und in der Tat haftet daher dem Roman eine nüchterne Schwere an, die ein wärmeres Mitleben und Mitfühlen vielfach verhindert. Immerhin gibt der Dichter ja nicht bloß eine soziologische Studie, er beschreibt auch Menschen und läßt uns hineinschauen in die Freuden und Schmerzen verschiedenster Menschenseelen. Es muß einer eingehenderen Besprechung überlassen bleiben, hier die vielen und bedeutsamen Einzelzüge und Beobachtungen — z. B. die Gestalt des Pastors Vraa, das Leben und Streben des jungen sozialistischen Lehrers Niels Fisker, die Volkshochschulbewegung, von der wir ein lebendiges Bild erhalten, und vieles andere — aufzuzeigen. Nexö verleugnet hier nicht im geringsten seine prächtige Menschenliebe und Menschenkenntnis: wenn auch einige der Gestalten gleichsam nur als Vertreter ihres Standes gezeichnet sind, immer sind sie aus dem Leben heraus und voll und ganz geschaut und gestaltet.

Man kann abschließend sagen: Nexö hat in seinem neuen Roman zwar nicht unsere gesamte Zeit, wohl aber, in bewußter Beschränkung, einen Ausschnitt dieser Zeit, den Verfall des dänischen Bauernstandes durch Krieg und Inflation, scharf und lebendig gezeichnet. Daß das Schwergewicht im Sozialen, ja Soziologischen, nicht im Rein-Menschlichen oder in der Idee des Aufstiegs einer unterdrückten Klasse (wie beim „Pelle“) liegt, bewirkt eine gewisse lähmende Breite des Ganzen, z. T. auch ein Steckenbleiben im Stofflichen, so daß auch das starke, entscheidend abschließende Ende fehlt. Wird Nexö — das ist als letzter Eindruck unsere Frage — uns nicht noch ein wirkliches Schlußwerk zum „Pelle“ geben können, den Roman der Arbeiterklasse, die die Macht hat und deren Glieder doch immer Elend, Not, Leid und Unterdrückung zu durchkämpfen haben?

Rang

Johan Bojer, Die Auswanderer. Roman. Aus dem Norwegischen übertragen von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1927, C. H. Becksche Verlagshandlung. 454 Seiten. Preis 6.— RM.

Aus den verschiedensten Gründen folgt die kleine Schar dem Erik Foß, der schon einmal dort war, in die Neue Welt nach, und doch ist es nur ein Grund: das Leben ist ihnen in der alten Heimat auf die eine oder andere Weise verbaut. Der arme, kinderreiche Häusler vermag auch durch beispiellosen Fleiß seine Familie nicht zu ernähren. Dem Kleinbauer fehlt es an Kapital, den widerspenstigen Boden zu verbessern. Soll er es nicht in Amerika verdienen? Der philosophische Per Föll bekommt nun doch die schöne Gutstochter, — weil sie das Kind eines anderen empfangen hat. Sie müssen ein neues Leben anfangen, und ebenso der aus dem Gefängnis entlassene Knecht und das Herrenkind, die Oberstentochter, die mit ihm durchbrennt. Und dann der Lehrer, dem sie kein Amt gaben, weil er ein unzufriedener Räsoneur und Freidenker ist, und der Küsterssohn, das Muttersöhnchen, das nichts Rechtes gelernt hat. Voller Hoffnungen und Pläne ziehen sie hinüber in die neue Freiheit, in das Land der Möglichkeiten. Aber von der unendlichen Mühe des ersten Anfanges hatten sie keine Ahnung. Nun hat sie ihr Führer in vielen Tagemärschen weit in die Steppe Dakota hinein-

geführt, die noch nie ein Pflug berührt hat, und sie müssen mit ihren geringen Hilfsmitteln gleichsam wieder bei der Steinzeit anfangen. Schwere Arbeit, Steppenbrand, grausamer Winter, Mißernte: das ist eine harte Zeit für alle und eine strenge, aber doch erfolgreiche Zucht für den Lehrer und das Muttersöhnchen. Und es geht schließlich vorwärts, die Erde bringt Frucht, der Viehstand nimmt zu, man darf an Hausbau denken. Neue Ansiedler wandern zu, die Eisenbahn wird vorbeigelegt, Motorgerät kommt, eine Kirche entsteht, eine Bank, eine Stadt, Schulen, Krankenhäuser usw. Die ersten Ansiedler halten in diesem wunderbaren Aufstieg fest zusammen, und es kostet auch Opfer. Der treue, fürsorgliche Erik Foß kommt zuerst um, und mit Per Föll nimmt es noch ein traurigeres Ende, und mancher muß sich ändern. Aber die anderen bringen es doch weit. Ihre heimische Sprache und Sitten haben sie nach Möglichkeit gepflegt, — die Kinder freilich werden Amerikaner, daran läßt sich nichts ändern. Nur in den Alten will die Sehnsucht nach der Heimat nicht schweigen. Alle spielen mit dem Gedanken, eines Tages zurückzugehen, und dann kommen sie doch nicht dazu. Ach, es ist ihnen gar nicht leicht ums Herz. Sie haben nun zwei Heimaten, eine des Gemüts und der Erinnerung und eine des Erwerbs, das Land der Fjorde und Berge und die eintönige Steppe, — und im Grunde sind sie beiden fremd, die beglückende Ruhe des Herzens finden sie hier nicht, und jener alten Welt sind sie bereits entwachsen. Das ist ihr Schicksal.

„Segen der Erde" im Norden Amerikas! Es ist nicht das erstemal, daß Bojer an Hamsun erinnert. Davon, daß er ihm an Sprache, Erfindung, Farbe und selbst an Realistik gleichkommt, kann zwar keine Rede sein. Gleichwohl freuen wir uns über dieses gute Buch, über den vortrefflichen Stoff und sind sicher, daß Bojer einer noch breiteren Schicht gefallen wird, weil er dem Wunsch und Gefühl seines Lesers mehr entgegenkommt.

Hoyer

Adolf Johansson, Die Rotköpfe. Die Geschichte eines Geschlechts aus der Wildnis. Jena 1921, E. Diederichs. 277 Seiten. Preis 3.50 RM.

Adolf Johansson, Die Alrauntalsaga. Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne. Jena 1929, E. Diederichs. 178 Seiten. Preis 3.50 RM.

In dem schwedischen Dichter Adolf Johannsson sucht ein einziges großes Erlebnis nach Gestaltung: im Leben der Natur liegt eine erdenhafte Kraft, deren Urgrund dem Menschen undeutbar ist, zu dem er aber mit einem Teil seines Wesens, das ihm selbst Geheimnis und das er dennoch benennt, immer wieder hingezogen wird. Wie weit er diese Kräfte seiner Seele zu entwickeln bemüht ist und die aus ihnen geleiteten Erkenntnisse lebt, bestimmt den Sinn oder Unsinn seines Lebens.

Einmal — sieht Johansson — gibt sich nun der Mensch jenem „Geheimnis" hin, läßt sein Leben im Glauben an die Wirklichkeit und den Sinn seiner Existenz von ihm leiten. Ein anderer aber versucht es zu erklären und bringt es unter eine Willensformel, die in der Gier endet. Ganz fern erscheinen Johansson noch all die Menschen, die jenes schicksalhafte Wissen verloren haben und nichts anderes mehr sind als Schemen, die nur seelenlose Dinge kennen und seelenloses Tun.

In dem Roman Die Rotköpfe ersteht „die Geschichte eines Geschlechts aus der Wildnis". Aus dem Siedelland ziehen ein Mann und eine Frau in die Wildnis. Sie sind Eindringlinge in eine fremde Welt, die ihnen die Wehr einer geheimnisvollen Nur-Natur-Sphäre entgegenstellt. Der Mann weiß das Be-

wußtsein seiner Einsamkeit durch seine Kraft zu überwinden. Doch die Frau wird erdrückt von dem Unnennbaren, das sie umgibt, und fällt zuletzt in Wahnsinn, in dessen wirren Phantasien die Gestalt des Luchses als Symbol des Hasses zwischen Mensch und Urwald erscheint.

Was den Eltern Kampf und Versagen bedeutete, vollzieht sich im Sohn und dessen Frau als natürliche Eingliederung. Beide haben im Urwald ihre Heimat gefunden. Ihr Wesen ist in seiner großen Natürlichkeit des Instinkts und Gefühls stark mit dem Wesen der Natur um sie herum verbunden. Sie fliehen vor der Menschen-Gemeinschaft, über der der „böse Zauber“ — der der Kleinlichkeit und des Neides — liegt, in tiefere Wildnis.

In ihrem Sohn wird dieses Verbundensein mit der Natur schöpferisch — was sie als „Zauber“ nur triebhaft spüren konnten, wird im Spiel seiner Geige gestaltetes Erleben.

Generationen der „Rotköpfe“ versinken in Vergessenheit. Da wächst noch einmal ein Glied des Geschlechts als Findling in jenem Siedlerdorf auf, das der erste der „Rotköpfe“ gegründet hat. Aber seine Fremdheit und die Gemeinschaft des Dorfes, in die er sein Wesen nicht einzugliedern weiß, machen ihn wurzellos. Er hat die Kraft verloren, den Stimmen seines Blutes, die ihn in die Wildnis ziehen, zu folgen. Sonderbare Ahnungen über seine Herkunft, die er nicht kennt, machen ihn zum Träumer und Phantasten, — eines Nachts reitet er auf einem Elch all seiner Sehnsucht entgegen in einen dunklen See.

Die Alrauntalsaga ist in gewissem Sinn Fortsetzung der „Rotköpfe“. Ein Mann verirrt sich in der Wildnis und stürzt von einem Felsen. Er verliert das Gedächtnis an alles Vergangene. Darum nennt ihn das Mädchen, das ihn gefunden und gesund pflegt, Adam. Auf Wanderungen entdeckt er die düsteren Berge, hinter denen das Alrauntal liegt. Sie ziehen ihn geheimnisvoll an. Das Mädchen warnt ihn, das Betreten des Tales bedeute den Tod. Trotzdem er Eva liebt, wird der Drang so groß, daß er auszieht, das Geheimnis jenes Tales zu ergründen. Ein Greis „Hundertjahr“ erscheint ihm zur letzten Warnung. Adam findet die Bewohner des Tales im Kampf um den Alraun, der Glück, Macht und Reichtum bedeutet. Adam will auch glücklich und reich werden, so wird er, wie sie, Mörder und Brandstifter. Aber in Adam, dem Fremden, wächst das Entsetzen über sein Leben, und aus den Fragen entstehen Zweifel. Da sieht er langsam ein: Niemand weiß, wie und was der Alraun ist, aber jeder glaubt vom anderen, daß er ihn besitze: da entsteht die Feindschaft, der Krieg. Jeder will den Alraun haben, um allein mächtig und reich zu sein, darum schließen sich Sippen zusammen, um andere Sippen zu töten, und „es klingt wie ein Märchen und ist doch wahr, daß sie mit Stolz das Zeichen trugen, das ihre Lieben ins Verderben gebracht hatte“.

Da erkennt Adam in seinem Entsetzen: der Alraun ist ein Nichts und alles Kämpfen und Morden ist Unsinn. „Hundertjahr“ ist der Mensch, der das in sich selbst durch Lieben gefunden hat, was alle in Hassen und Feindschaft im Alraun suchten: das Glück. Adam flieht aus dem Tal. Die Erlebnisse haben ihn reif gemacht für den Frieden in Evas Hütte.

Das, was beide Werke verbindet, kommt in den letzten Gedanken Adams zum Ausdruck, in der Erfahrung, daß er in sein viel bewußteres Leben doch alle von den Rotköpfen nur triebhaft gelebte Wahrheit aufnehmen und einordnen muß. Die Handlung der Rotköpfe entwickelt sich aus einer Schilderung des Naturlebens, die an Sinnlichkeit und Ursprünglichkeit ihres gleichen sucht. Die Alrauntalsaga dagegen ist mit einfachen, oft bewußt groben Mitteln gestaltet, um ihren stark symbolhaften Charakter zu unterstreichen. So stellt jedes Werk eine in sich geschlossene Form dar. Nur die Frauen-

gestalten Johanssons entbehren dieser Ausgeglichenheit, da er ihre Geschlechtlichkeit nicht immer in ihr übriges Wesen einzuordnen vermag. (Besonders bei der Brita in „Die Rotköpfe".) Beiden Werken ist ein starkes, Verwandtsein der Bewegung zwischen Landschaft, Tier und Mensch eigen, das die Handlung ruhig und schicksalsmäßig sich entwickeln läßt, ohne besondere Spannungsmomente hervorzubringen.

Bei der heutigen Überproduktion des psychologischen Romans empfinden wir die Werke Johanssons als besonders naturhaft echt und ursprünglich. Statt seine Menschen, ihre Gedanken und Gefühle zu sezieren, ordnet er sie als Ganzes ein in eine Welt der Natur und des Schicksals, deren Undeutbares er gläubig und ehrfürchtig erkennt.

Deux

Friedrich Griese, Die Flucht. Erzählung. Berlin 1928, Bruno Cassirer. 115 Seiten. Preis geb. 3.80 RM.

Eine alte Sitte verlangt, daß die Bauern der drei anderen Höfe des Norrtales dem jeweiligen Hofsohn auf Varg, der gerade 16 Jahre alt wird, zum Martinstag besondere Ehre antun. Aber die Ehre ist gekränkt durch den Vater, denn er hat mit einer Magd einen idiotischen Sohn gezeugt. Wie das Vergehen laut wird und vom Hofbauern selbst gesühnt, davon handelt die Erzählung. Von ihrem eigentümlichen Wesen sagt jedoch die Inhaltsangabe nur wenig. Denn das liegt in dem schweren Gefühl, dem unsagbaren und ungesagten, das die Herzen jener Menschen bewegt und hinter ihren Taten steht; in dem Irrationalen einer Sitte und Sittlichkeit, die von keinem Gesetz vorgeschrieben ist; in der unmittelbaren, aller Rechenschaft spottenden Gebundenheit der Menschen an ein Verhängnis. Die ungewöhnliche Erfindung und die reife Sprache bestätigen wiederum Grieses starkes Talent.

Hoyer

Ch. F. Ramuz, Das große Grauen in den Bergen. Roman. Deutsch von W. J. Guggenheim. Leipzig 1927, C. Weller & Co. 283 Seiten. Preis geb. 6.50 RM.

Wir haben schon einmal auf Ramuz aufmerksam gemacht und wiederholen vor diesem Buche, daß er sich als ein ganz ausgezeichneter volkstümlicher Erzähler bewährt[1]. Nämlich: er spricht aus einer so innigen Verbundenheit mit den Erscheinungen, daß sein Vortrag dem einfachen, nicht intellektualisierten Menschen nahegeht; er wählt allerdings Gegenstände, die den religiös empfindenden Landmann mehr bewegen als etwa den Industriearbeiter; aber an Ramuz' einzigartigem Erzählerstil muß sich eigentlich jeder Mensch tief erfreuen. — Von der Fabel nur so viel, daß ein unerklärbares Verhängnis in Gestalt einer Reihe von Unglücksfällen über eine neu bezogene Alp hereinbricht und zwei wunderbare Liebesleute vernichtet.

Hoyer

Gustav Kohne, Die Sippe der Uhlenklooks. Roman. Leipzig 1928, Fr. W. Grunow. 444 Seiten. Preis 5.— RM.

Das Buch will ein Heimatroman sein. Das Heimatliche hat dichterischen Wert, wenn entweder die Erde, die Landschaft Schau und Schicksal wird oder die Geschichte eines Stammes und seiner Landschaft mit innerlichem und für das gegenwärtige Geschlecht bedeutsamem Leben erfüllt wird. Beides

[1] Vergleiche „Hefte" 12. Bd. 1928, S. 177ff.

vermag der Verfasser nicht zu geben. Die Landschaft bleibt äußerliche und also wirkungslose Schaustellung, sie ist weder eigenartig gesehen, noch vertieft erfaßt. Für das Historische hat der Verfasser ebensowenig ein Organ; der Geist der behandelten Jahrhunderte ist ihm fremd, das Reformationszeitalter wie das Rokoko sind nicht einmal äußerlich richtig dargestellt. Das Heimatliche ist Kulisse, Attrappe geblieben.

Die Handlung hält sich an elementare Motive: Konflikt zwischen Alter und Jugend, Vatermord, Landnahme, Landverteidigung, Gegensatz von alter und neuer Zeit u. a. Diese Motive, dankbar und leicht in bewegte, spannende Handlung umzusetzen, werden vom Verfasser ganz äußerlich zusammengereiht, ohne daß sie ins Seelische vertieft, ins Kausal-Geistige eingebaut, ins Mythisch-Religiöse erweitert werden. Das Mystische, das besonders im ersten Teile verwendet worden ist, bleibt angelesene Volkskunde, statt ins Dämonische oder Tragische umgesetzt zu werden.

Die Charaktere sind ohne Wurzeln in Zeit, Landschaft und Handlung. Sie sind konstruierte Schemen, die fast durchweg ohne Beziehung zu dem sie umgebenden Leben, ohne innere Lebenskraft, ohne Vernunft sich betätigen. Das (durch vier Jahrhunderte) dargestellte Geschlecht der Uhlenklooks würde danach aus lauter beschränkten, unvernünftig sich gebärdenden Gliedern bestanden haben. Niedersächsische Bauern reden und handeln anders als diese Figuren, stottern nicht immer nervös, verlieren nicht die Farbe, starren nicht entseelten Auges usw. Niedersächsische Adlige haben nicht das geistige Niveau und den Charakter von weltfremden, dorfschulgebildeten Sinnierern. Dem Verfasser fehlt Lebenskenntnis und Menschenkenntnis.

Demgemäß ist auch die Sprache ohne Charakter und sinnliche Kraft. Die Darstellung ist in der Erzählung, der Schilderung und im Gespräch von unerträglicher Breite. Die Gespräche insbesondere sind unnatürlich (vgl. z. B. die Liebesszene S. 128—134) und gehaltlos.

Ich halte das Buch für ein schwächliches, selbst handwerklich betrachtet sehr mäßiges und für Volkslektüre ungeeignetes Buch. Wie die lobenden Urteile, die der Verlag im Prospekt zusammenstellt, zustande kommen, wäre einer selbständigen Erörterung wert.

Tränckner

Gustav Frenssen, Die Chronik von Barlete. Kulturgeschichte eines niedersächsischen Dorfes. Mit einer Karte und 27 Abbildungen. Berlin 1928, G. Grote. 235 Seiten. Preis 3.50 RM.

Kein Roman, wirklich eine Dorfchronik, die in der Urzeit, vor 100000 Jahren, beginnt und in der Gegenwart endet. Wer (wie ich, der Landsmann) das Quellenmaterial, die wissenschaftlichen, historischen, archäologischen, geologischen u. a. Werke der Heimat kennt, auch einzelne von den lokalen Überlieferungen, wird dem Chronisten Frenssen die Ehre geben müssen, daß er sie gründlich gelesen, taktvoll benutzt und mit soviel Phantasie verlebendigt hat, als eben nötig war. So ist ein Volksbuch daraus geworden, wie es in dieser Art wohl schwerlich ein zweites gibt: Lokalgeschichte der Enge, die sich zur Stammes- und Landesgeschichte erweitert, modern kollektivistisch also im besten Sinn, immer im Sachlichen verharrend und doch mit der Wärme des Herzens dem Herzen nahegebracht; voll von Bildern und Geschichten aus der Geschichte, die mit Augen des Volks gesehen und in Volkssprache wiedererzählt sind. Vielleicht das Buch, das den Schreiber am längsten überdauern wird.

Ob das Buch auch in andern Teilen Deutschlands zur Volkslektüre geeignet ist, wird besser ein anderer beurteilen.

Tränckner

Clara Viebig, Die mit den tausend Kindern. Roman. Stuttgart 1929, Deutsche Verlagsanstalt. 321 Seiten. Preis geb. 7.— RM.

Der Roman entbehrt nicht der Vorzüge, die man bei Clara Viebig auch sonst feststellen kann: gute Beobachtungsgabe, flotte Erzähltechnik und gute Kenntnisse des Alltagslebens und seiner verschiedentsten Erscheinungsformen. Im allgemeinen aber wirkt er leerer als frühere Werke von ihr und nicht entfernt so packend wie die besten unter ihnen. Das Problem ist: Wie verträgt sich die Berufsarbeit der Frau als Lehrerin mit ihrer Stellung als Gattin und Mutter?

Marie-Luise lehrt an einer Schule im Osten Berlins. Ihre Fähigkeiten und ihre Frische heben sie aus der Masse der Lehrenden heraus, der Schulleiter wird schnell auf sie aufmerksam; ja, er möchte sie gern zur Mutter seiner Kinder machen und sich selbst mit ihr ein neues Glück erringen. Daß sie dem alternden Manne beim leisesten Bemühen schon die Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche deutlich macht, ist bei ihrer Jugend verständlich. Weniger verständlich ist, daß sie auch dem wirklich Geliebten, einem mittellosen jungen Arzte, schließlich das Verlöbnis aufsagt, weil „es sich nicht vereint", Ehe nämlich und Beruf. Sie sieht es mit trauriger Deutlichkeit bei einer Kollegin. Ihren Beruf aber aufgeben dürfte sie bei dieser Heirat schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht. Sie kommt schwer über die erste Zeit der Trennung weg; aber sie verwindet es. Als nach Jahren der Geliebte aus sicherer Lebensstellung heraus noch einmal an sie schreibt und um sie wirbt, als sie ihm angehören könnte, ohne gleichzeitige Berufsausübung, da lockt sie dieser Gedanke nur vorübergehend. Zu tief schon hat sie im Beruf Wurzel geschlagen; Hunderte von Kindern sieht sie warten auf eine gütig lenkende Hand, auf ein verstehendes Herz; Kinder, denen sonst beides wohl kaum geboten wird. Alle Mißerfolge mit ihnen, die neben den Erfolgen nicht ausgeblieben waren, können den Wunsch, weiter unter ihnen zu wirken, nicht abtöten. Sie kann ihren Beruf auch unter den neuen Verhältnissen nicht aufgeben.

Daß diese Frau auf die Ehe um des Berufes willen verzichtet, zeugt von einer überragenden Vorherrschaft des Verstandes, verbunden mit einem immerhin echten Idealismus, der vor Halbheiten zurückschreckt. Weil aber die Undurchführbarkeit der Doppelaufgabe sich ihr nicht am eigenen praktischen Durchleben erweist, sondern überwiegend Vernunft, Gewohnheit und Erfolg sie bei ihrer Entscheidung bestimmen, wirkt die Entscheidung nicht überzeugend; man wird nicht ergriffen. Man sagt sich: Nun ja, sie ist die geborene Lehrerin; man findet sie zwar nicht unweiblich, aber unnatürlich. Der Satz von der „Unvereinbarkeit" aber ist mit ihrem Verhalten noch nicht bewiesen. Denn das eine praktische Beispiel, die an ihrer Doppelaufgabe scheiternde Kollegin, genügt dafür nicht, weil es sich bei dieser Frau um eine viel zu unbedeutende Persönlichkeit handelt; und Argumente wie diese sind nicht wesentlich, daß zum Beispiel die Mutterschaft der Lehrerin den Kindern Anlaß zum Tuscheln geben könnte. Diese Dinge kann man wohl auch, und zumal in unserer Zeit, ganz anders sehen, nämlich positiv und im edelsten Sinne pädagogisch auswertbar.

Überzeugt also das Buch nicht durch die Beantwortung der gestellten Frage, so scheint es uns doch schon als Buch, welches die Meinungen über diese Frage in Fluß bringen wird, nicht unwichtig. Da dem Roman trotz des aufgezeigten Mangels — und auch vieler Schwächen im einzelnen — die obengenannten Vorzüge nicht abzusprechen sind (eine gute Episodenfigur ist unter den anderen die im Ruhestand lebende Lehrerin, die ihre Mütterlich-

keit an einen Unwürdigen verschwendet) und da Clara Viebig zu den Verfasserinnen gehört, die auch an Frauen wirklich herankommen, so sollte man dieses „Diskutierbuch" seine Wirkung in den Büchereien erweisen lassen.

Geppert

Balder Olden, Das Herz mit einem Traum genährt. Roman. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-AG. 288 Seiten. Preis 4.50 RM.

Der tiefe Gram um den Tod seiner herrlichen jungen Frau hat den Ingenieur Praxmarer aus Argentinien nach Deutschland zurückgetrieben. Die junge adlige Cilli befreit ihn aus seiner ungeheuren Melancholie, doch das Glück der neuen Ehe zerbricht bald an den Unberechenbarkeiten ihres Charakters. Das Morphium hilft dem Enttäuschten den Schmerz verwinden, bis ihn der Tod davon ganz erlöst.

Auf mannigfache, allzu mannigfache Weise ist die Fabel verbreitert. Da ist die einsame Landschaft Südamerikas, das gesellschaftliche Leben seiner Städte, Spielsäle; da ziehen die tollen Erscheinungen der Inflation vorüber; österreichischer Adel in der Not der Nachkriegszeit; ein ländliches Idyll, nein eine ganze reale Gutswirtschaft wird vorgestellt. Praxmarers Sehnsucht aber pendelt zwischen der großen, wilden, fremden Natur und dem genießerischen Kulturleben Europas. Abenteuer, Liebe, Glück und Enttäuschung führen ihn von einem zum andern. Zurück bleibt nur Skepsis, Melancholie, Träume: das sind die unerfüllten, unerfüllbaren Wünsche eines Abenteurers mit krankem, empfindsamem Herzen.

Man hat in diesem Roman einen neuen Typ der Unterhaltungsliteratur feststellen wollen. Soviel kann man zugeben, daß Olden den herkömmlichen, durchschnittlichen Gesellschaftsroman gehörig auffrischt. Denn er bringt Gegenwart und neue Typen, die es vor dem Krieg nicht gab oder die zumindest heute eine andere Rolle spielen. Gleichwohl überwindet er die alte, Illusionen nährende Form nur scheinbar. Der Autor spielt mit den Figuren nach der Lust oder gegen die Lust ihres Herzens, und das ist meist die seines Herzens: nur bleiben sie so wirkungslos, so unwichtig vor der eisenharten Wirklichkeit der Zeit, die wir kennen. Und das Bedenkliche dabei ist, daß sich Olden mit den leichten Mitteln des Unterhaltungsromanes nicht zufrieden gibt, sondern wichtiger genommen sein will als er hier ist. Nein, es sind nur Träume: Geld und schöne Frauen, Genuß, Liebe, Spiel, Luxus und große Lebensart; von diesen Idealen nähren die haltlosen, unverbundenen Figuren ihr Herz. Wie sollte es davon leben!

Hoyer

Balder Olden, Kilimandscharo. Ein Roman aus Deutsch-Ost. 6. bis 12. Tausend. Berlin 1928, Universitas Deutsche Verlags-A.G. 236 Seiten. 3.50 RM.

Erzählte Bilder aus dem ostafrikanischen Krieg, aus den Kämpfen der deutschen Truppen im Kilimandscharogebiet, dem Eingangstor der Kolonie. — Ein aktiver Offizier führt eine kunterbunte Schar von Weißen: Pflanzer, Jäger, Forscher, Missionare, kindliche und brutale Abenteurer, sentimentale Zyniker, Wüstlinge, Idealisten, Sonderlinge. Es sind europaüberdrüssige Kerle, halbe und ganze Afrikaner, verliebt in das „wilde" Land und dennoch deutsch, allzu deutsch. Nun hat sie die Not zu lauter Säufern und Helden gemacht, zu Räuberhauptmännern in Busch und Steppe, indes

ihre Farmen herunterkommen. Wissen sie nicht genau, daß es Verbrechen ist, wenn in den Kolonien Weiße gegen Weiße kämpfen, wenn man Schwarze auf Weiße schießen läßt? Sie finden sich darein mit dem Fatalismus, den dies Land selbst zu erzeugen scheint. Sie unternehmen Expeditionen, liefern Gefechte, gehen auf Patrouillen mit den Askaris, diesen stoischen Landsknechten aus allen schwarzen Stämmen. Gefolgt von den schicksalergebenen Trägern, von Massaispähern geleitet oder verraten, ertragen sie Hitze, Durst, Fieber und sterben, wenn es sein muß, ohne großes Aufheben. — Das Buch interessiert nicht so sehr wegen der hier und da angestrebten romanhaften Verknüpfung weißer Schicksale, aber außerordentlich durch die erlebten und geschauten Tatsachen, die afrikanischen Wirklichkeiten. Die Schönheit und Brutalität des Lebens ist in ihm, Arbeit, Glück und Leid der weißen Herren — man ahnt die Vorläufigkeit, Unzulänglichkeit ihres Daseins in dieser Natur. Und dann das Wunder: Neger! Und das Wunder: Tier! Und stark, überwältigend teilt sich das ungeheure Erlebnis der Landschaft mit, welcher alle diese Menschen verfallen sind.

Wir haben hier einen neuen deutschen Erzähler des afrikanischen Lebens bekommen. Seine ungeniert wahrhaftige und tendenzfreie Darstellung wird auch die proletarischen Leser anziehen.

Hoyer

*

Nikolai Ognjew, Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew. Aufzeichnungen eines Fünfzehnjährigen. Autorisierte Übersetzung von Marie Einstein. Berlin 1927, Verlag der Jugendinternationale. 270 Seiten. Preis 3.50 RM.

Rjabzew ist der fünfzehnjährige, für sein Alter stark entwickelte, etwas ruppige Sohn eines organisierten Kommunisten, selber begeistert vom Sowjetwesen und trotz des fläzigen Benehmens ein kreuzbraves, tüchtiges, selbständig denkendes Bürschchen. Ein Jahr Tagebuch zeigt ihn so, zeigt die Gärung und Entwicklung, Pubertätskonflikte, erotisches Spiel usw. Mehr als das psychologische Material interessiert sodann ein Einblick in eine russische Schule, die sich eben auf das Dalton-System umgestellt hat. Das Sowjetprinzip — in der Klasse, im ganzen Schulkörper, bei Lehrer- und Schülerversammlungen, in Komitees, Schulgerichten, bei Prüfungen usw. angewandt — gibt den Schülern durch Selbstverwaltung großen Einfluß und natürlich ebenso Gelegenheit zu tüchtigen Handlungen wie zu endlosen Streitereien, Debatten, Albernheiten, Dünkelhaftigkeiten, wie das zu diesem Alter gehört. Der erziehliche Nutzen des Prinzips, Selbständigkeit und staatsbürgerliche Gesinnung (im Augenblick oft noch eine Farce), kann sich erst in der Folge zeigen. Wir haben übrigens auch in Deutschland eine Anzahl Schulen, die ähnliche Grundsätze anwenden, und wenn ich recht unterrichtet bin, erzielen sie in der sachlichen, fachlichen Ausbildung mehr und Besseres als Kostjas Anstalt. Aber vermutlich steht die heute auch günstiger da als bei ihren Anfängen. — Von der kommunistischen Zellenbildung innerhalb der Schule, von ihrer Verbindung mit den Betrieben, von den Jugendorganisationen usw. kann man sich nach den Aufzeichnungen leider nur ein dürftiges Bild machen.

Ob Aufzeichnungen eines Jugendlichen, soweit sie seine persönlichen Angelegenheiten behandeln, die geeignete Lektüre für andere Jugendliche sind, mag ich nicht kurzerhand entscheiden. Rjabzew behandelt jedenfalls auch Gegenstände, die unsere Schüler heute bewegen. Sein Tagebuch wird mindestens von der kommunistischen Jugend begehrt. Für Eltern und Erzieher lohnt sich die Lektüre ohne weiteres.

Hoyer

Sinclair Lewis, Der Mann, der den Präsidenten kannte, oder Gemüt und Seele des staatserhaltenden Bürgers Lowell Schmaltz. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 223 Seiten. Preis 5.— RM.

Es fiel dem Erzähler Sinclair Lewis schon in früheren Werken schwer, sich von der dankbaren Hauptfigur seines Spießerromans „Babbit' zu trennen. Er ließ seinen G. F. Babbit, Bürger der Stadt Zenith U. S. A., den Typus des hundertprozentigen amerikanischen Patrioten und flachen Durchschnittsbürgers, in einzelnen Szenen von „Dr. med. Arrowsmith" und „Elmer Gantry" wieder als Statisten auftreten. Auch in diesem neuen Roman findet man Babbit als Bekannten und Gesprächspartner des Mr. Lowell Schmaltz wieder, ja man sieht bald, daß auch die Hauptperson des Werkes selbst ein Doppelgänger Babbits ist. — Mehr noch als das den Satiriker nachhaltig reizende Charakterbild Babbits hat den Erzähler Lewis aber ein besonderer, rein künstlerischer Einfall zu diesem zweiten Spießerroman geführt. Die Erzählung ist kein Roman im üblichen Sinne; vielmehr sind einige monologartige Gespräche des Lowell Schmaltz zu einer lose verwobenen Einheit zusammengefügt. Es hat den Verfasser des „Babbit" gelockt, seinen Spießertypus sich diesmal durch Gespräch und Monolog gleichsam selbst charakterisieren zu lassen, dieses schon im „Babbit" ungewöhnlich entwickelte Kunstmittel zum tragenden Prinzip einer ganzen Erzählung zu machen. Ein gewagtes Experiment, das aber diesem überlegenen Erzähler doch zu einem glücklichen Ende gelungen ist. Denn nicht nur der Inhalt, auch die Form dieser monologischen Gespräche wird hier zu einem Charakterisierungsmittel. Mr. Lowell Schmaltz ist in seinen Gesprächen ein Fanatiker des Nebensächlichen! Er verwickelt sich in tausend Nebendinge, bis er den Zweck seiner Rede, die Pointe einer Geschichte vergißt. Und wie nun Lowell in diesem monologischen Wortschwall grotesk vom Hundertsten ins Tausendste gerät, zeichnet er selbst den ganzen Umkreis und Inhalt seines Lebens. Es entsteht — wie im „Babbit" — das Bild eines Menschen, der in den kleinen und kleinlichen Dingen des „praktischen Lebens" mit einem Ernst und einer geschäftigen Ausschließlichkeit aufgeht, die erheiternd, aber auch monströs und erschreckend ist. Dies ist der gewohnte Inhalt seiner Reden, der Inhalt seines Daseins: Hymnen auf das Auto, Schilderung seiner autotechnischen Kenntnisse und Fertigkeiten, Anpreisung des Radio als der äußersten Kulturerrungenschaft, Beschreibung komfortabler Hotels, Lob des Pullmanwagens, Familiengeschichten mit Zank, Sentimentalität, Verlogenheit und etwas aufgeschnappter Psychoanalyse, Kirchenklatsch, zu guter Letzt Lob und Begeisterung für Amerika und „Amerikanisierung", Gemeinplatz über Gemeinplatz. In seiner großen Club-Rede am Ende des Buches über „die grundlegenden und fundamentalen Ideale des christlich-amerikanischen Bürgertums" bekennt er sich zu den zwei Ideen: „Dienst am Kunden" und „Praktischkeit" — was man sinnvoll mit Reklametüchtigkeit und spießiger Nützlichkeitsgesinnung übersetzen wird.

Mit diesem Porträt des Mr. Lowell Schmaltz, des Mannes, der den Präsidenten — angeblich — kannte, der jedenfalls bei passender Gelegenheit effektvoll vom „guten alten schweigsamen Cal Coolidge" als von einem alten Bekannten spricht, hat Sinclair Lewis von neuem einen Beitrag zur Erkenntnis der Kehrseite des „Amerikanismus" und zugleich ein neues Stück antibourgeoiser Satire gegeben. Als wirklicher Erzähler aber hat er zuviel Lust am Gegenständlichen, zu viel Freude am Dasein selbst, als daß er nur eine flächig-einseitige Satire gibt. Er spürt und läßt spüren, wo dieser Bürger Schmaltz nicht nur Spott, sondern wirkliches Mitempfinden verdient. Wie

schon das Bildnis Babbits, so ist auch dies neue Spießerbildnis nicht allein Satire, sondern zugleich auch eine Dichtung jenes bitteren Humors, der die Akzente leidvoller menschlicher Unzulänglichkeit zu setzen weiß. — Im Rahmen des Gesamtwerkes von Sinclair Lewis muß man dieses Buch vor allem als Versuch ansehen, den „Babbit“ in die eigenartige — reizvolle, aber auch weniger leicht zugängliche — künstlerische Form eines „Monolog-Romanes“ zu übersetzen. Nicht verkennen aber wird man, daß manche Einzelheiten schon allzu deutliche Wiederholungen des „Babbit“-Stoffes sind.

Schröder

Arnolt Bronnen, O. S. Roman. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 410 Seiten. Preis 4.— RM.

Bronnens Oberschlesienroman ist in der Öffentlichkeit heftig umstritten. Der Grund liegt nicht nur darin, daß es sich hier um einen politischen Roman mit stark ausgeprägter Tendenz handelt, sondern daß bei Bronnen ein deutlicher Wandel in der Tendenz festzustellen ist. Es ist eine Absage des ehemals politisch-radikalen Autors vom Pazifismus und ein Bekenntnis zum Nationalismus.

Der Roman spielt in der Zeit des 3. polnischen militärischen Vorstoßes gegen Oberschlesien, als der deutsche Selbstschutz einen Widerstand organisierte — trotz aller Schwierigkeiten von seiten der Entente, ohne wirkliche Hilfe vom Reich. Es fand sich da zusammen zum Schutz deutschen Bodens „ein schmaler Streifen patriotischer, doch schwer lenkbarer Landsknechte. Ein Heer, das vorgab, nicht zu existieren, Kämpfe, die unbekannt bleiben mußten, Sieg ohne Ruhm, Niederlage ohne Gnade, Gefangenschaft, die sicherer Tod war“. Not und Grauen dieser Monate heftigen Kampfes schildert Bronnen. Es ist der Krieg in seiner rauhen Wirklichkeit, der haßerfüllte Kleinkrieg, die Grausamkeiten in großen und kleinen Dingen, von Bronnen brutal gestaltet. Im Mittelpunkt der Handlung der Monteur Kreneck, der „kam, losgelöst von der kollektiven Maschinerie der mühsam gezähmten Arbeiterheere, um sich einzufügen in die Blutlinien des zum Himmel strebenden Bodens“. Hier ist der Einzelne nichts, er wird erst dadurch, daß er sich als Teil des Ganzen, des Volkes fühlt. Die verschiedenen Menschen, die sich hier zusammenfinden — Arbeiter und Offiziere, Bauern und Intellektuelle — sie eint und lenkt eines — instinktiv oft — „der Geist, der Geist der Nation; keiner von ihnen stünde hier, sich selbst unbegreiflich hinein-, hinabstürzend in die tausendfachen Grauen des Todes, der Vernichtung, der Verstümmelung, ohne den Geist der Nation“. Dieser Geist beseelt die Deutschen beim siegreichen Sturm auf den Annaberg. Der Widerstand der Wenigen vermag jedenfalls das Schlimmste abzuwehren. Wenn trotzdem eine Entscheidung fiel, die mitten durch Oberschlesien eine Grenze zog, „die Opfer jener Kämpfe fielen nicht vergebens. Wenn auch Verrat die äußeren Erfolge nahm, so gab doch ein neuer Himmel neue Saat. Die Zerstörung stockte. Das Ziel blieb oben, flatternd in künftiger Siege Wind“. So endet das Buch.

Trotz dieses Bekenntnisses zur Schicksalsverbundenheit deutschen Volkstums, zur Notwendigkeit deutschen Grenzlandkampfes bleibt dies Buch traditionslos, es ist das Buch eines nationalen Revolutionärs, nicht eines mit dem Volksboden Verwachsenen. Es ist in weitem Umfange formlos, die zahlreichen erotischen Szenen sind zu breit, zu sehr auf Sensation gearbeitet, zu oft spricht der Literat, nicht der Künstler; der Zynismus Bronnens, aus den früheren Werken wohlbekannt, findet sich auch hier wieder. Daneben entsteht ein farbenreiches Bild des oberschlesischen Industrielandes, der Land-

schaft und der Menschen. Das Wesentliche bleibt: das lebendig gewordene Bewußtsein einer Volksverbundenheit nicht im Sinne eines Vorkriegspatriotismus, sondern eines elementaren Bewußtwerdens unsichtbarer Lebenszusammenhänge.

Ob die Darstellung der Ereignisse in allen Einzelheiten historisch zuverlässig ist, kann hier nicht entschieden werden. Das festzustellen, muß Aufgabe einer anderen Untersuchung sein. Uns kommt es darauf an, die Problemstellung Bronnens aufzuzeigen und einige Gesichtspunkte darzulegen, die für die Beurteilung des Buches von Bedeutung sind. Endgültiges über den Wert eines so aktuellen Werkes zu sagen, ist unmöglich. Das eine kann man aber feststellen: Dieser Roman ist — trotz aller Problematik — ein beachtliches Zeitdokument, er hat seine symptomatische Bedeutung durch den Stoff, der behandelt wird, und durch den Tendenzwandel, der sich hier kundtut. Wie ernst es Bronnen damit ist, kann erst seine weitere Entwicklung zeigen.

Langendorf

*

In diesem Zusammenhang dürfte für die Leser unserer „Hefte" nicht uninteressant sein, Pressestimmen zu diesem Buch kennenzulernen. Wir bringen einige Äußerungen führender Zeitungen und Zeitschriften, die wir im wesentlichen der von Heinrich von Gleichen herausgegebenen jungkonservativen Wochenschrift „Der Ring" entnehmen. Es ist kein Wunder, daß die Rechte sich besonders eingehend mit dem Bronnenschen Roman beschäftigt. Die konservative „Kreuz-Zeitung" hat als erste das Buch an hervorragender Stelle sehr anerkennend besprochen. Paul Fechter in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" ist kritischer. Er äußert sich ebenfalls anerkennend: „Bronnen hat in seinem Buch die Atmosphäre jener wilden Tage geschickt erfaßt . . . er ist aber zugleich, namentlich in der ersten größeren Hälfte, immer wieder rückfällig geworden ins primitiv Literarische und in seine fatale erotische Tonart verfallen. . . Was der Autor seinen Figuren zum Teil in den Mund legt, erinnert an die finstersten Seiten seiner ‚Exzesse', ist derart unlebendig literarisch, daß man von da her nur mit Mühe den Weg wieder zu seinen Ansätzen zur wirklichen Realität zurückfindet. . . Wir haben die Aufgabe, anspruchsvoller zu sein." Hermann Ullmann, der Herausgeber der „Politischen Wochenschrift", bemerkt in seiner Besprechung, daß dieser Schriftsteller auch dort, wo er ernst zu nehmen ist, sich nicht artistische Bluffs versagen kann: „Scheu vor toter Tradition führt zum sprachlichen Zynismus, zu einem gewissen stilistischen Snobismus". Ullmann kommt trotzdem zu einer positiven Bewertung. Das Bronnensche Buch sei „über seine eigene Leistung hinaus ein äußerst wichtiges Symptom. Jener vertiefte, über die ‚nationale' Fassade der nachbismarckschen Generation hinausstrebende Nationalismus, für den alle wahrhaft Volksverbundenen seit 20 Jahren kämpfen, ist auf dem Marsche. Formlos und mit allerlei bitterer Polemik belastet (gegen zwei Fronten kämpfend), aber im Kern gesund, weil von tiefer Ehrfurcht". „Der Ring" selbst schreibt, der Roman verdiene „auf alle Fälle eine positive Würdigung . . . Wo der Pazifist Schrecken und Ende feststellt, erkennt der Künstler starkes Leben. Gerade das Bronnensche Buch zeigt den entschiedenen, ja rücksichtslosen Griff zum Leben". Die Zeitschrift betont den Willen zur Traditionslosigkeit, „den Willen auch zur Unterwelt gegen jede Oberwelt", der deutlich spürbar das Ressentiment des Sozialisten enthalte. Dem Sozialisten, ob er nun den Weg zum Nationalismus finde oder nicht, fehle der Gegenspieler der konservativ gebundenen Führungsebene. „Position und Besitz haben feige und träge ge-

macht. Hier fehlt der lebendige Nerv, der Führung und Gefolgschaft zusammenströmen läßt. Aus dieser heute vielleicht notwendigen Einseitigkeit heraus ist dieses Buch entstanden, das schmissig die Polen herausfordert, weil man sie verachtet, aber auch eine Oberschicht herausfordert, weil man nur die verächtlichen Teile von ihr kennt." Werner Wirths schreibt in der „Deutschen Rundschau": „Dieses Buch ist mehr Bekenntnis als Wahrheit; vielleicht ein Anfang, jedenfalls nichts Abgeschlossenes. Dazu ist es zu subjektiv, zu zynisch, zu abenteurerhaft. . . Aber als aufrührerisches Dokument erhebt es sich durch den brutalen Willen, das Ganze über den einzelnen zu setzen, charakteristisch über die Romane zeitgenössischer Literaten, denen Krieg und Volksnot allenfalls sensationeller Hintergrund für die gestörten Belange des privaten Ich bedeuten." Ernst Jünger begrüßt Bronnen (in den Leipziger Neuesten Nachrichten): „Hier auch erfahren wir Nationalisten Unterstützung von einer Seite, auf die wir lange gewartet haben".... Der Krieg ist nach Jünger kein zivilisatorischer, sondern ein elementarer Akt. Bei Bronnen ist „das Zivilisatorische nicht mehr Selbstzweck, es versucht nicht mehr, das Elementare von sich aus anzugreifen, sondern es hat sich ihm unterstellt". Die Nation, der Krieger, der Revolutionär, sie „argumentieren nicht — sie sind: sie leben und kämpfen, töten und sterben . . ."

Die „Vossische Zeitung" lehnt das Buch ab. „Das Buch, das noch weniger eine Tatsachenschilderung als eine Dichtung ist, stellt den elenden Polen, Franzosen, Italienern, den mattherzigen Engländern, den feigen Vertretern der deutschen Republik eine Auslese germanischer Edelinge gegenüber, die ihre Fausttaten und Maulwerke gegen die polnischen Banditen und ihre Helfer im gegnerischen wie im eigenen Lager — immer hundert Schwerbewaffnete gegen einen deutschen Helden — durch Beziehungen zu einem 16jährigen Mädel krönen, das daran stirbt. Es wäre nicht allzu schwer, aus dem chauvinistischen Machwerk eine antideutsche Hetzschrift zu machen. Mit einem Wort: es ist ein Erzeugnis jenes Ungeistes, der im Feuer des Krieges ausgebrannt schien und zum Schaden der Nation in der Nachkriegsperiode künstlich neu belebt wurde". Ähnlich schreibt Rudolf Olden im „Berliner Tageblatt", schließt aber: „Des Dichters Talent ist nicht reich, aber was er hat, blitzt und funkelt, das make up ist zauberhaft." P. L.

Kriegsbücher

Wir haben in Nummer 5 dieses Bandes, S. 222, eine ausführliche Darstellung einiger wichtiger Bücher zum Kriege gegeben. Die starke Anteilnahme, die diese Werke gefunden haben, hat zu einer sehr lebhaften Produktion von „Kriegsliteratur" in den letzten Monaten geführt. Wir haben nicht die Absicht, alle diese Erscheinungen zu prüfen und zu besprechen, glauben auch nicht, daß die öffentliche Bücherei verpflichtet ist, Kriegsliteratur in allzu breitem Umfang in ihre Bestände aufzunehmen. Da aber unter den letzterschienenen eine Reihe von Berichten über das Kriegsleben und -erleben sind, die immerhin Anspruch auf Beachtung erheben dürfen, geben wir im folgenden eine kurze Übersicht, aus der jede Bücherei dann wählen mag, was für ihre besondere Leserschaft noch in Betracht kommt. Es sei hier auch auf die Übersicht in „Die Bücherhalle. Leserzeitschrift der Städti-

schen Bücherhallen zu Leipzig" 1929, S. 80ff. hingewiesen, die auch die ältere Kriegsliteratur und Dokumente und Bilderwerke zum Krieg in einer für die Leser geeigneten Gliederung und Charakterisierung enthält.

Die Schriftleitung

Martin Beradt, Schipper an der Front. Berlin 1929, S. Fischer. 331 Seiten. 4.— RM.

Beradts bereits 1919 geschriebenes Buch wirkt als nüchtern-wahrheitsgetreuer Bericht dokumentarisch für diese verborgene und doch an Mühen, Verlusten und schwerem Erleben reiche Tätigkeit der „Schipper" an der Front.

Eduard Lachmann, Vier Jahre. Frontbericht eines Reiters. Berlin 1929, Horen-Verlag. 173 Seiten. 3.— RM.

In gedrängter Sprache und Darstellung wird hier ohne Räsonnement, Fragen und Anklagen karg und spröde ein Bericht der vier Kriegsjahre gegeben, wie sie in ruhelosem Wandern, Reiten, Verharren und Kämpfen an der Ost- und Westfront ein adliger, zuchtvoller Mensch durchlebt und durchlitten hat. Ein fast unpersönliches und dichterisches Dokument, nicht so leicht lesbar wie andere weniger verdichtete, darum aber vehementere und wirkungsvollere Kriegsbücher.

Wilhelm Michael, Infantrist Perhobstler. Mit bayrischen Divisionen im Weltkrieg. Berlin 1929, Rembrandt-Verlag. 360 Seiten. 4.— RM.

Lose aneinandergereihte Episoden, sehr „bajuvarisch" im Ton und im Geschehen. Trotz dieses Mangels an Distanz bleibt — durch verschiedene erschütternde Szenen — der Eindruck auch dieses Kriegsbuches stark, eben weil der Krieg selbst in seiner harten und unerbittlichen Wahrheit hier zu uns spricht.

A. M. Frey, Die Pflasterkästen. Ein Feldsanitätsroman. Berlin 1929, G. Kiepenheuer. 351 Seiten. 4.— RM.

Freys Buch zeichnet grauenhafte Bilder von den Verwundungen, Verstümmelungen und Zerfetzungen Tausender und aber Tausender von Soldaten, grausige, unerbittliche Wahrheit auch hier, der finstere Abgrund und Höllentrichter des blutigen Gemetzels. Das eintönige und oft genug sinnlose Leben derer, die als „Sanitäter" hier fast übermenschliche Leistungen einzusetzen hatten, ist klar, scharf und nüchtern geschildert.

John dos Passos, Drei Soldaten. Berlin 1920, Malik-Verlag. geb. 3.— RM.

Der amerikanische Kriegsroman (in Sinclairs „Jimmie Higgins" wird der Krieg nur als Episode und Hintergrund der Handlung gesehen), der ähnlich wie Barbusses „Feuer" ein flammendes Bekenntnis gegen den organisierten Völkermord, insbesondere gegen jeden Militarismus ist. Wie roh, brutal, den Menschen als geistiges und seelisches Individuum erniedrigend dieser im Krieg sich völlig entfaltende Militarismus sein kann, zeigt Passos am Schicksal dreier amerikanischer Soldaten scharf und eindrücklich.

*

Gebrüder v. Rhoden, Briefe und Tagebücher aus dem Felde. München 1918, C. H. Beck. geb. 5.— RM.

Kriegsbriefe gefallener Studenten. Herausgegeben von Ph. Witkop. München 1929, Georg Müller. 344 Seiten. geb. 5.50 RM.

Die Brüder v. Rhoden stammen aus einem evangelischen Pfarrhause. Ihre Briefe bezeugen einen selten tiefen und religiösen Ernst und jenen hohen Opfermut, der die Besten unserer Jugend im Kriege beseelte.

Noch stärker, weil monumentaler, wirkt der aus einer Überfülle von eingesandten Briefen ausgewählte Band der „Kriegsbriefe gefallener Studenten". Ein Ton bitteren Ernstes spricht hier zu uns. Sowohl das Antlitz des Krieges wie das unserer deutschen, im Weltkrieg gefallenen Jugend ersteht in diesem Dokument eines schweren und zugleich auch ruhmvollen Schicksals.

Rang

Bestandsauswahl für die Schülerbücherei einer Volksschule

Eine Vorschlagsliste für das 5.—8. Schuljahr

Der Ausbau der Schülerbüchereien, auf deren Bedeutung für eine neuzeitliche Unterrichtsarbeit in den letzten Jahren ja auch durch behördliche Verordnungen hingewiesen ist, wird erfreulicherweise jetzt an vielen Schulen mit starkem Interesse in Angriff genommen. Leider sind die dazu vorhandenen Mittel in den meisten Fällen noch recht gering. Es gilt daher vor allem dort, wo gar keine oder nur kleine Bestände vorhanden sind, mit dem wenigen so hauszuhalten, daß an einer Stelle wenigstens mit einer geschlossenen Büchereiarbeit begonnen werden kann. Dabei wird es sich empfehlen, zunächst entweder nur eine Abteilung der Bücherei (Klassenlektüre, Sachbücher, Ausleihbücher) oder eine Stufe so gut als möglich auszugestalten und von da aus später planmäßig weiterzubauen.

Am dringendsten scheint nach den allgemeinen Erfahrungen das Bedürfnis auf der Oberstufe zu sein, weil hier die Bindung an ein sonst vielleicht noch vorhandenes Lesebuch am meisten gelockert ist und das Lesen von Ganzschriften auch über den Rahmen der Klassenlektüre hinaus, ja oft gerade angeregt durch sie, am ehesten durchgeführt werden kann. Wir bringen daher im folgenden eine Bücherliste, die zeigen soll, was etwa für einen Betrag von etwa RM. 150.— für die Oberstufe einer Volksschule beschafft werden kann. Wir gehen dabei davon aus, daß die Schule sich in einer landwirtschaftlich-industriell gemischten Gemeinde befindet.

Unter Oberstufe verstehen wir die Klassen des 5.—8. Schuljahres, die also von Kindern vom 10.—14. Jahre besucht werden. Es ist dies jene Altersstufe, in der der jugendliche Leser bereits dem eigentlichen Märchenalter entwachsen ist und sich mehr dem Realen zuwendet. Aber bei allem Drang nach der Wirklichkeit und Wahrheit der Dinge und Geschehnisse behält die Phantasie doch noch ihr Recht. Charlotte Bühler hat diese Stufe kindlicher Entwicklung einmal das „Robinsonalter„ genannt und sie damit sehr richtig nach jenem ewig lebendigen Jugendbuch charakterisiert, in dem diese Mischung

von Abenteuerlichkeit und bis ins kleinste detaillierter Schilderung der Wirklichkeit in außerordentlich klarer Weise zum Ausdruck kommt. Wendet sich also das Kind dieser Stufe auch von dem Märchen als solchem zunächst ab, so liest es doch noch mit Begeisterung die märchenhaften Erzählungen eines W. Hauff und Aus 1001 Nacht neben den eigentlichen Abenteuergeschichten. Unter diesen selbst behalten außer dem Robinson noch einige andere ihren dauernden Wert für die Kinder aller Zeiten. Wir haben davon den Lederstrumpf, Onkel Toms Hütte und etwas von Gerstäcker aufgenommen, da wir dem in letzter Zeit wieder stark propagierten Karl May doch nicht zustimmen können. Im übrigen ist hier wie auch in anderen Abteilungen versucht worden, aus der reichen Fülle neuzeitlicher Erscheinungen Passendes auszuwählen (London, Mukerdschi, Stefansson). Das kommt vor allem auch in den Gruppen „Aus Heimat und Ferne“ und den „Tiergeschichten und Jagdgeschichten“, die beide Reiseschilderungen mit stark abenteuerlichem Einschlag enthalten, zum Ausdruck. Letzten Endes liegt in der starken Freude dieser Altersstufe am Abenteuerlichen aber doch auch eine immer mehr erwachende Anteilnahme am Persönlichen beschlossen, die sich beim Knaben zunächst in einer Verehrung des Heldenhaften im Sinne des Körperlich-Starken zeigt. Deshalb die Vorliebe für die Götter- und Heldensagen, als deren literarische Vorstufe man vielleicht die Natursagen (von Riesen usw.) ansehen darf. Um auch hier eine der neuzeitlichen Fassungen (Weber, Vesper) einzustellen, haben wir die sehr eindrucksvolle und preiswerte Ausgabe der Dietrichsage von Theodor Seidenfaden genannt. Heldenverehrung ist schließlich auch die Ursache für die Lektüre geschichtlicher Erzählungen, von denen wir eine kleine Auswahl bringen, wobei wir die zeitgenössische Darstellung besonders beachtet haben. Mit allen diesen Helden in der Sage, im Abenteuerbuch, in der Erzählung identifiziert sich der jugendliche Leser und findet so jenes innige Verhältnis zum Schrifttum, das für seine Weiterentwicklung außerordentlich bedeutungsvoll ist. — Diese Freude an persönlicher Teilnahme wird ihm vor allem auch dort zuteil, wo das Leben des Kindes und die es umgebende Natur im Mittelpunkt der Handlung stehen. Wir haben den hierher gehörenden Geschichten aus dem Familien- und Kinderleben aber auch deshalb besondere Beachtung geschenkt, weil wir hier einem besonderen Interesse der Mädchen nachkommen und mit besserer Literatur der Wirkung der üblichen Mädchenbücher wenigstens z. T. begegnen wollten. Freilich muß mit Bedauern festgestellt werden, daß wir bisher für diese Stufe nur Ansätze zu guten Kindergeschichten haben, besonders wenn wir an Großstadtkinder denken. Jedoch dürfte sich innerhalb der Verhältnisse einer mittleren Kleinstadt landwirtschaftlich-industriellen Charakters, die der Zusammenstellung zugrunde gelegt sind, dieser Mangel noch nicht so sehr geltend machen. — Bestehen bleibt er aber für alle Fälle dann, wenn es sich um die Auswahl der „lustigen Geschichten“ handelt. Dem starken Bedürfnis unserer Kinder können wir hier, wenn wir von Buschs Bildergeschichten absehen, nur in geringem und ungenügendem Maße nachkommen. Mit Absicht haben wir dabei die kurzen, den Kindern meist fernliegenden Schwänke zugunsten geschlossener Darstellungen zurückgestellt. Einen vollen Erfolg dürfte freilich die „Geschichte vom hölzernen Bengele“ haben, statt deren man auch Bierbaums deutsche Neugestaltung desselben Stoffes einsetzen kann (Zäpfel Kerns Abenteuer, Köln, Schaffstein, 5.50 RM.).

In der vorliegenden Auswahl sind die eigentlichen Sachbücher, die also für ein „erarbeitendes“ Lesen benötigt werden, bewußt weggelassen; nur die erzählende Literatur ist aufgeführt. Da es nun aber galt, für die vorhan-

dene Summe eine möglichst große Auswahl von Büchern zu beschaffen, mußten naturgemäß auch billige Ausgaben gewählt werden. Daher sind — ohne dem Ausbau der Abteilung „Klassenlesestoffe" vorgreifen zu wollen — auch die billigen Sammlungen genannt worden. Es handelt sich dabei aber immer um gebundene Exemplare und um solche Reihen, die sowohl durch ihre Größe als auch durch ihre äußere Ausgestaltung mehr den Eindruck eines Buches als den eines Heftes machen (Schaffsteins Blaue und Grüne Bändchen, Kranzbücherei).

Die vorliegende Liste, die nicht etwa eine bindende Norm darstellt, will nur beispielhaft allen denen Wege zeigen, die mit bescheidenen Mitteln aus der Fülle des Vorhandenen auswählen wollen, um überhaupt zu einem Aufbau oder einer Umgestaltung der Schülerbücherei zu kommen. Naturgemäß reicht eine so kleine Auswahl von Büchern zunächst nur aus zu einer für alle Klassen gemeinsamen Ausleihbücherei. Es wird Aufgabe der maßgebenden Stellen sein, nicht nur einmalig, sondern laufend Beträge für die Schülerbücherei in die Haushaltpläne einzusetzen, damit nach und nach jede Klasse vom zweiten Schuljahr an ihre Klassenbücherei erhalten kann[1].

Märchen und märchenähnliche Geschichten

H. Bossert, Kiku San's Spiegel. Japanische Märchen und Erzählungen. Stuttgart, Gundert . . . . —.85 RM.

K. Ewald, Mutter Natur erzählt. Naturgeschichtliche Märchen unter genauer Beachtung naturkundlicher Wahrheit. Stuttgart, Franckh . . . . 5.60 RM.

W. Hauff, Märchen. Leipzig, Fikentscher . . . . 3.— RM.

W. Hauff, Die Karawane. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 61) . . . . geb. —.90 RM.

R. Kipling, Mogli, das Dschungelkind. Märchenhafte Tiergeschichten. Köln, Schaffstein. (Bl. Bändchen. 35) . . . . . . geb. —.90 RM.

Die neidischen Schwestern u. a. Märchen aus 1001 Nacht. Gut illustriert. Leipzig, Anton & Co. . . . . 1.80 RM.

Sindbad, der Seefahrer. Märchen aus 1001 Nacht. Gut illustriert. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk . . . . 1.35 RM.

Th. Volbehr, König Bob, der Elefant. Afrikanisches Tiermärchen. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 22) . . . . geb. —.90 RM.

Sagen

Rübezahl. Stuttgart, Thienemann . . . . 3.50 RM.

G. Schalk: Götter- und Heldensagen. Reich illustriert. Oldenburg, Stalling . . . . 3.— RM.

Th. Seidenfaden, Dietrich von Bern. München, Kösel & Pustet 1.— RM.

P. Zaunert, Von Holden und Unholden. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 13) . . . . geb. —.90 RM.

P. Zaunert, Von Riesen und Zwergen. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 33) . . . . geb. —.90 RM.

P. Zaunert, Von Nixen und Kobolden. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 53) . . . . geb. —.90 RM.

[1] Vgl. Richtlinien zur Einrichtung und Verwaltung von Schülerbüchereien in Volksschulen. Von Paul Wagner und Hans Hofmann. Leipzig 1929, Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen.

Schwänke und andere lustige Geschichten

C. Berg, Schlupps, der Handwerksbursch. Eine moderne Eulenspiegelgeschichte. Frankfurt a. M., Englert & Schlosser . . . . 2.50 RM.
G. A. Bürger, Münchhausen. Breslau, Hirt . . . . 1.25 RM.
Eulenspiegel. Breslau, Hirt . . . . 1.25 RM.
A. Grumann, Die Geschichte vom hölzernen Bengele. Freiburg i. Br., Herder . . . . 3.50 RM.

Geschichten aus dem Kinder- und Familienleben

M. Hamsun, Die Langerudkinder. Geschichten aus dem Leben einer norwegischen Bauernfamilie. München, Langen . . . . . 7.— RM.
Kinderwelt. Ernste Geschichten von H. Böhlau, H. Voigt-Diederichs u. a. Leipzig, Wunderlich . . . . 1.20 RM.
Kleine Helden. Erzählungen Amicis'. Von den Apenninen zu den Anden u. a. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 14) geb. —.90 RM.
S. Lagerlöf, Kindheitstage. Erzählungen aus dem Leben der schwedischen Dichterin. Frankfurt a. M., Diesterweg. (Kranzbücherei Nr. 72) . . . . —.90 RM.
P. Maede, Hermann Roß, der Bahnwärterjunge. Einfache Geschichten aus dem Leben. Leipzig, Wunderlich . . . . 3.60 RM.
P. Rosegger, Kindheitswege des Waldbauernbuben. Leipzig, Staackmann . . . . 3.50 RM.
A. Sapper, Familie Pfäffling. Stuttgart, Gundert . . . . . . 4.20 RM.
A. Sapper, Frieder. Stuttgart, Gundert . . . . —.85 RM.
J. Spyri, Heidi. Stuttgart, Perthes . . . . 4.50 RM.
A. Stifter, Bergkristall und andere Weihnachtsgeschichten. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 4) . . . . geb. —.90 RM.
Th. Storm, Bötjer Basch. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 103) . . . . geb. —.90 RM.
E. v. Wildenbruch, Kindertränen. Berlin, Grote . . . . . . 2.80 RM.

Abenteuerliche Geschichten

H. Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte. Köln, Schaffstein . 3.50 RM.
J. F. Cooper, Lederstrumpf. Stuttgart, Union. Zwei Teile. Zus. 4.50 RM.
Fr. W. Dahncke, Abenteuergeschichten aus fernen Ländern. Hamburg, Gebr. Enoch . . . . 4.80 RM.
D. Defoe, Robinson. Köln, Schaffstein . . . . 2.50 RM.
Fr. Gerstäcker, Im Inselmeer. Berlin, Flemming & Wiskott . 2.40 RM.
D. G. Mukerdschi, Auf Jagd im Dschungel. Frankfurt a. M., Diesterweg. (Kranzbücherei. Nr. 164) . . . . geb. —.90 RM.
H. Richter, Maschinen-Tom. Die Geschichte eines Urwaldjungen. Hannover, Sponholtz . . . . 5.— RM.
R. L. Stevenson, Die Schatzinsel. Berlin, Werner Kube . . . 4.80 RM.
B. Voigt, Im Schülerheim zu Windhuk. Erlebnisse deutscher Jungen in Steppe und Busch. Berlin, Safari-Verlag . . . . . 4.50 RM.

Aus Heimat und Ferne

E. Blenda-Nordström, Schneesturm in Lappland. Frankfurt a. M., Diesterweg. (Kranzbücherei. Nr. 153) . . . . —.90 RM.
A. K. Gebauer, Um den Mount Everest. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk . . . . 2.90 RM.
S. Hedin, Durch Asiens Wüsten. Braunschweig, Westermann 2.— RM.
O. Iden-Zeller, Auf einsamen Wegen durch Nordostsibirien. Köln, Schaffstein. (Grüne Bändchen. Nr. 39) . . . . . . geb. —.90 RM.
St. v. Kotze, Im australischen Busch. Köln, Schaffstein (Grüne Bändchen. Nr. 16). . . . . geb. —.90 RM.
J. London, Otoo, der Heide. Geschichte aus der Südsee. Frankfurt a. M., Diesterweg. (Kranzbücherei. Nr. 146) . . . . geb. —.90 RM.
Meyer-Lemgo, Eine Mondfahrt. Stuttgart, Franckh . . . . 2.40 RM.
D. G. Mukerdschi, Kari, der Elefant. Frankfurt a. M., Rütten & Loening . . . . 5.— RM.
Nordseegeschichten. Köln, Schaffstein. (Bl. Bdchen. Nr. 19) —.90 RM.
V. Stefansson, Kek, der Eskimo. Erlebnisse eines Eskimojungen. Hannover, Sponholtz . . . . 5.— RM.

Aus der Geschichte

O. Behr, Georg Kresse, der Bauerngeneral. Köln, Schaffstein . 3.40 RM.
J. Boßhart, Schaniggel. Kurze, eindringliche Geschichte aus dem Kriege 1870. Saarlouis, Hausen . . . . geb. —.60 RM.
E. A. Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Rekruten von 1813. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 44/45.) . . . . 1.80 RM.
G. Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest. Berlin, Grote 4.50 RM.
K. Linke, Meier Helmbrecht. Gute Nacherzählung, reich illustriert. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk . . . . 1.— RM.
W. v. Molo, Aus Schillers Jugendzeit. Köln, Schaffstein. (Blaue Bändchen. Nr. 152) . . . . geb. —.90 RM.
K. Schurz, Kinkels Flucht. Frankfurt a. M., Diesterweg. (Kranzbücherei. Nr. 81) . . . . —.90 RM.
J. G. Seume, Aus meinem Leben. Frankfurt a. M., Diesterweg. (Kranzbücherei. Nr. 136) . . . . —.90 RM.

Tiergeschichten und andere naturkundliche Erzählungen

A. Brehm, Tiergeschichten. Berlin, Comeniusverlag. . . . . . 1.40 RM.
Br. H. Bürgel, Die seltsamen Geschichten des Doktor Ulebuhle. Berlin, Ullstein . . . . 4.— RM.
Fr. W. Dahncke, Jagdgeschichten. Hamburg, Gebr. Enoch . 4.80 RM.
H. Löns, Mümmelmann. Hannover, Sponholtz . . . . 1.50 RM.
Ostafrikanische Jagdabenteuer. Frankfurt a.M., Diesterweg. (Kranzbücherei. Nr. 101/2) . . . . 1.80 RM.
E. S. Thompson, Bingo. Stuttgart, Franckh . . . . 5.60 RM.
Tiergeschichten. Enthält Erzählungen von M. v. Ebner-Eschenbach u. a. Leipzig, Wunderlich . . . . 1.20 RM.

Paul Wagner

Fachliteratur

Zum Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens in Württemberg. Von Alfred Jennewein. Hrsg. vom Landesausschuß für volkstümliches Büchereiwesen. Stuttgart 1928, Verein zur Förderung der Volksbildung. 12 Seiten.

Im Anschluß an die in der allgemeinen Fachliteratur entwickelten Grundsätze für den Aufbau des deutschen Büchereiwesens werden hier die wichtigsten Gesichtspunkte für die württembergische Büchereiarbeit klar und eindringlich beschrieben. Den kommunalen und staatlichen Trägern immer wieder deutlich zu machen, daß heute nur durch eine planmäßige, die einzelnen Glieder sinnvoll zusammenfassende Büchereiarbeit sachliche Fortschritte erzielt werden können, ist die Absicht dieser Richtlinien. Mit Recht wird dabei auch größter Wert auf die Schulung der nebenamtlichen Büchereileiter und die Eingliederung der württembergischen Arbeit in die gesamte deutsche Büchereibewegung gelegt. H. H.

Zur Frage der Schülerbücherei sind im Auftrage der Beratungsstelle für Schul- und Jugendbüchereien, Dortmund, zwei kleine Broschüren erschienen (Langensalza, Julius Beltz, Preis je 30 Pf). Maria Braukmann gibt in dem Heftchen Der Umkreis der Schülerbücherei eine „Wegweisung für den Bestandsaufbau und für die Anlage eines Sachverzeichnisses“. Sie ordnet dabei die Bücher nach drei Gruppen (1.—4. Schuljahr / 5.—6. Schuljahr / 7.—8. Schuljahr) und innerhalb dieser Gruppen nach Dichtungsarten (Märchen, Sagen usw.). Für jede dieser Gruppen gibt sie dann eine knappe psychologische und literarpädagogische Begründung, wobei sie sich allzu stark an Rüttgers Buch „Die Dichtung in der Volksschule“ hält. Obwohl dabei mancherlei Beachtliches — wenn auch nicht Neues — gesagt wird, hat man doch von dem Ganzen den Eindruck, daß der lebendige Zusammenhang mit der unterrichtlichen Praxis, in der heute das Buch nicht allein Erziehungs-, sondern in hohem Maße auch Bildungs- und Arbeitsmittel ist, zu wenig betont ist.

Die Verwaltung der Schülerbücherei behandelt Heinz Raskop. Die Frage Schul- oder Klassenbücherei, die Ergänzung des Bücherbestandes, die Verzeichnisse, die Ausleihe, die Büchereiformulare u. a. m. werden kurz besprochen. R. selbst stellt seine Ausführungen in einer einleitenden Bemerkung mit Recht nur als einen Versuch zur Lösung der büchereitechnischen Fragen der Schülerbücherei hin. Sein Vorschlag ist daher ein Weg neben allen jenen, die in der letzten Zeit genannt sind.

Die umfassende Darstellung der Schülerbücherei, die den innigen Zusammenhang der literarpädagogischen, unterrichtlichen und büchereiorganisatorischen Fragen und Arbeitsformen aufweist und von da aus Lösungen versucht, steht auch heute noch aus. P. W.

*

Jahresversammlung 1929
Verband Deutscher Volksbibliothekare E.V.

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare lädt zu seiner 5. Jahresversammlung ein. Die Tagung findet vom 29. September bis 2. Oktober d. J. in Frankfurt a. M. statt. Sie soll den Fachgenossen sowie den Trägern und Freunden des volkstümlichen Büchereiwesens Gelegenheit zu einem Austausch über solche fachlichen Fragen geben, die heute im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen. Die Tagung wird diesmal also in ganz besonderem Maße der Fortentwicklung unserer fachlichen Arbeit gewidmet sein. Der unterzeichnete Vorstand würde es aus diesem Grunde auf das lebhafteste begrüßen, wenn die Tagung durch recht zahlreiche Teilnahme der Fachgenossen und der Freunde der freien Volksbildung aus allen deutschen Ländern zu der erhofften Förderung der großen, noch vor uns liegenden kulturellen und sozialen Aufgaben führen würde.

Der Geschäftsführende Vorstand:
Dr. Wilhelm Schuster, Erster Vorsitzender; Hans Hofmann, Schatzmeister;
Dr. Wolfgang Engelhardt, Schriftführer

Vorläufiges Programm

Sonntag, den 29. September
20 Uhr Eröffnung und Begrüßung der Jahresversammlung: Ansprache des Ersten Vorsitzenden des VDV: Büchereiarbeit und Kulturpolitik / Festvortrag von Alfons Paquet-Frankfurt/Main: Buch und Welt.

Montag, den 30. September
9 Uhr Tätigkeitsbericht des Geschäftsführenden Vorstandes / Bericht über das Jahrbuch / Anträge / Verschiedenes.
16 Uhr: Zur Frage der Ausbildung und Prüfung des volksbibliothekarischen Personals: Bericht der Ausbildungskommission des VDV / Anträge der Ausbildungskommission und Aussprache.

Dienstag, den 1. Oktober
9½—13 Uhr Sitzung der Sektionen. 1. Der Büchereibau: Referenten: Hans Hofmann-Leipzig und Dr. Max Wieser-Berlin-Spandau; 2. Die Büchereiarbeit an Kindern und Jugendlichen: Referenten: Erna Oelfke-Berlin und Dr. Adolf Waas-Frankfurt/Main; 3. Die Büchereiarbeit auf dem Lande nach ihrer soziologischen Voraussetzung: Referenten: Dr. Walther Koch-Saarbrücken und Dr. Franz Schriewer-Flensburg; 4. Die Musikbücherei: Referenten: Dr. Rudolf Angermann-Hagen und Dr. Wolfgang Engelhardt-Berlin-Cöpenick.
13½ Uhr: Gemeinsames Mittagessen.
16½ Uhr: Berichte der Sektionen / Vorführungen neuer technischer Einrichtungen und Verfahren (Spritzverfahren, Abwaschbare Bucheinbände usw.)

Mittwoch, den 2. Oktober
9½ Uhr: Besichtigungen und Führungen: Städtische Volksbüchereien mit Zweigstellen und Kinderlesehallen / Wissenschaftliche Bibliotheken (Stadtbibliothek / Senckenbergische Bibliothek / Rothschildsche Bibliothek) / Akademie der Arbeit und andere Volksbildungseinrichtungen / Anschließend Ausflug.

Das Programm wird den Mitgliedern des Verbandes direkt von der Geschäftsstelle zugehen. Wünsche für Einladungen sind an die Geschäftsstelle des Verbandes, Berlin C 2, Brüderstr. 34/38 zu richten.

52. Jahresversammlung der Englischen Library Association

Vom 9.—14. September findet in Brighton die 52. Jahresversammlung der englischen Bibliothekare statt. Auf der Tagesordnung finden sich außerordentlich zahlreiche interessante Verhandlungsgegenstände: Die Kleinstadt in ihrem Verhältnis zur ländlichen Büchereiarbeit / Erfahrungen in der ländlichen Büchereiarbeit / Der student-reader und seine Bücher / Gemeinsame Katalogisierung und ihre Probleme / Büchereiarbeit an Kindern vom Standpunkt der Eltern, der Bibliothekare, der Lehrer / Bucharbeit in den Elementarschulen / Rundfunk-Erzählungen / Das Arbeitsprogramm der Library Association. Mit der Tagung sind eine Ausstellung von Büchern und Büchereibedarf sowie besondere Arbeitsgemeinschaften über Einzelthemen, Ausflüge und Besichtigungen verbunden.

UMSCHAU

Siehe dazu die Vorbemerkung im letzten Hefte

Neue Bücherei

BÖHLEN b. LEIPZIG. *Öffentliche Bücherei.* Zur Einrichtung einer öffentlichen Bücherei wurden von den Gemeindeverordneten einmalig 1500.— RM. bewilligt. Die Gemeinde Böhlen zählt z. Z. rund 3000 Einwohner (1927 noch 1500 Einwohner!). Sie ist ein in lebhafter Entwicklung begriffenes Gemeinwesen, das insbesondere durch die A.-G. Sächsische Werke (Kohlengruben) vor beträchtliche Aufgaben kommunaler Art gestellt ist. Die Einrichtung der Bücherei soll in engster Zusammenarbeit mit der Amtl. Sächs. Kreisberatungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen in der Kreishauptmannschaft Leipzig erfolgen.

Tagungen

REICHSAUSSCHUSS FÜR SOZIALISTISCHE BILDUNGSARBEIT. *Tagung.* Am 9. Juni 1929 fand in Gera die diesjährige Reichskonferenz der Bezirksbildungsausschüsse statt. Sie hatte die Aufgabe, die Probleme der Praxis der Arbeiterbildung sowie die Fragen des organisatorischen Aufbaues des Bildungsapparates und der planmäßigen Zusammenarbeit der einzelnen Bildungsausschüsse mit der Zentrale zu erörtern. Referate wurden u. a. erstattet von R. Weimann über innere Organisation, von A. Stein über die Zeitschrift Sozialistische Bildung, von J. Setzer, dem Leiter der Zentralstelle für das Arbeiterbüchereiwesen, über den Aufbau und die Aufgaben des Arbeiterbüchereiwesens. Ausführliche Mitteilungen sind in Nummer 7 (Juli) der „Sozialistischen Bildung“ zu finden.

LUXEMBURG. *Tagung.* Auf Veranlassung des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung hielt Dr. Adolf Waas-Frankfurt/M. am 30. Juni und 1. Juli in Esch in Luxemburg, dem Mittelpunkt des dortigen Gruben- und Hüttengebietes, einen Kursus für nebenamtliche Bibliothekare ab. Es war eine Arbeitsgemeinschaft von etwa 12—15 Menschen, die als Verwalter von Arbeiterbibliotheken des luxemburgischen Industriegebietes ganz auf sich gestellt, mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, die Grundfragen bibliothekarischer Arbeit zu erörtern. Es war eine lebendige Aussprache, denn es

handelte sich um die Arbeit in einer bewußt sich entwickelnden Arbeiterschaft voll geistiger Kräfte; um so stärker empfand man allerseits die Notwendigkeit, das Begonnene fortzusetzen und die Verbindung mit diesen in der Vereinzelung stehenden Büchereien fester werden zu lassen.

PROVINZ SACHSEN. *Arbeitswoche.* Die Deutsche Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung veranstaltete im Auftrag des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Zusammenarbeit mit dem Volkshochschulverband der Provinz Sachsen vom 21. bis 27. Juli eine „Arbeitswoche für Erwachsenenbildung in Kleinstadt und Land“. Die Arbeitswoche wurde im Eckartshof bei Halberstadt, dem Volkshochschulheim des Evangelischen Volksbildungsausschusses, abgehalten. Referenten waren Dr. Laack, Geschäftsführer der Deutschen Schule; Direktor Willberg, Leiter des Volkshochschulverbandes der Provinz Sachsen; Dr. Pfleiderer, Leiter der Volkshochschule Stuttgart; Dr. Franz Angermann, Leiter des Volkshochschulheimes Sachsenburg; Dr. Hammelsbeck, Leiter der Volkshochschule Saarbrücken; Pastor Tonnesen, Leiter der Heimvolkshochschule Rendsburg; Bibliothekar Hans Hofmann und Lehrer Adolf Strube-Harsleben. Die Referate befaßten sich mit den Fragen der Volksbildungsarbeit im allgemeinen sowie mit der Praxis der kleinstädtischen und ländlichen Volkshochschul-, Büchereiarbeit und Musikpflege. Ein zahlreicher Besuch und eine lebhafte Mitarbeit der Teilnehmer zeigten, welch große Aufgaben gerade in diesem Gebiet noch für die freie Volksbildung sich ergeben.

Etats

FREISTAAT SACHSEN. *Etat.* Die Mittel für das Volkshochschulwesen des Freistaates Sachsen wurden für das Haushaltjahr 1929/30 von 145000.— RM. auf 215000.— RM. erhöht. Die Mehrbewilligung von 70000.— RM. ist zur Einrichtung und zum Ausbau von Betriebsräteschulen bestimmt. Die Mittel für das Volksbüchereiwesen wurden um 10000.— RM. vermehrt, von 50000.— RM. auf 60.000.— RM.

KREISHAUPTMANNSCHAFT LEIPZIG. *Etat.* Der Bezirksverband der Amtshauptmannschaft (Kreis) Leipzig setzte erstmalig in den Etat einen Betrag von 5000.— RM. zur Förderung des Büchereiwesens in den einzelnen Gemeinden ein. Im Januar und Februar 1929 hat der Leiter der Kreisberatungsstelle auf Veranlassung des Herrn Amtshauptmannes in einer Mitgliederversammlung der Vereinigung berufsmäßiger Bürgermeister über „Öffentliche Bücherei und kommunale Büchereipolitik“ sowie vor dem Bezirkslehrerverein Leipzig-Land über „Fragen des ländlichen Büchereiwesens“ Referate gehalten. In beiden Kreisen wurde nachdrücklichst die Förderung der Büchereiarbeit auch seitens der Amtshauptmannschaft gefordert.

BERGISCH-GLADBACH. *Notlage der Bücherei.* Im Jahre 1907 stiftete Frau Anna Zanders, geborene von Siemens, zum Gedächtnis ihres verstorbenen Gatten eine Bücherei und verband damit eine große, gut ausgestattete Lesehalle. 1915 siedelte die Bücherei, die bis dahin im Rathaus untergebracht war, in ein großes, für ihre Zwecke umgebautes Haus über. Der Krieg und die Nachkriegsjahre brachten es mit sich, daß die Spender allein sowohl für die Bücherei als auch für ihre fachmännischen Leitungen die Gelder nicht mehr aufbringen konnten. Es bildete sich eine Vereinigung von Freunden der Bücherei, und auch die Stadt gab sehr stattliche Zuschüsse. Die Bibliothek umfaßt zurzeit etwa 13000 Bände und dürfte in einer Stadt von 20000 Ein-

wohnern wohl einzig dastehen. 50 % der Bände sind Belehrende Literatur, 37 % Schöne Literatur, 1 % Zeitschriften und 12 % Jugendschriften. Eine Unmenge von Heimatabenden, Dichterabenden, literarischen Abenden, wissenschaftlichen Vorträgen, Frauenabenden, Kindervorlesungen usw. hat die Bibliothek veranstaltet. Jetzt kommt die Meldung, daß die Bibliothek, die dem geistigen Bedürfnis eines größeren Bezirks entgegenkam, aus Mangel an finanziellen Mitteln eingehen muß. Möchte sich ein Weg finden lassen, der es ermöglicht, die Bibliothek Bergisch-Gladbach zu erhalten. (Aus der Kölnischen Zeitung vom 11. 7. 1929.)

Betriebs-Ergebnisse und -Maßnahmen

BUNZLAU. *Städtische Bücherei.* Die Städtische Bücherei Bunzlau (etwa 18500 Einw.) wurde am 15. April 1928 nach einer durchgreifenden Neugestaltung, über die an anderer Stelle ausführlich berichtet ist[1], dem Betrieb nach einer 11 Monate langen Schließung wieder übergeben. Bereits im Laufe des ersten Betriebsjahres wurde eine Übersiedlung in andere Räume notwendig, da die bisher im Jugendhaus innegehabten für das Wohlfahrtsamt freigemacht werden mußten, das im Erdgeschoß bereits ein Säuglingsheim unterhielt. Die Bücherei ist jetzt in einem sehr vorteilhaft wirkenden Gebäude untergebracht, das für Repräsentations- und Verwaltungszwecke einer keramischen Fabrik gebaut wurde und jetzt durch die Initiative des Ersten Bürgermeisters Burmann mit dem gesamten umliegenden wertvollen Gelände in den Besitz der Stadt gelangt ist. Die Bücherei nimmt alle Räume der großen ersten Etage ein und kann sich hier viele Jahre ungehemmt entwickeln. Damit ist die Unterbringung der Bücherei in sehr befriedigender Weise gelöst, und gegenüber dem früheren Zustand sind ganz erhebliche Verbesserungen erzielt. Durch die Anlage der Räume, an denen möglichst wenig geändert werden sollte, war die Anbringung eines Schalters nicht durchführbar. Es ist ein Ausgabetisch konstruiert worden, der eine — hier sehr erwünschte — freiere Bewegung des Ausleihenden zum Katalograum gestattet und sich (nach Urteil des Büchereileiters) bisher gut bewährt hat.

Bei der Wiedereröffnung der Bücherei am 15. April 1928 wurde zuerst nur Schöne Literatur verliehen, neun Buchgruppen Belehrender Literatur wurden erst im Verlaufe der Monate Mai und Juni 1928 in den Leihverkehr eingesetzt.

Die Ausleihe findet Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag von 16—20 Uhr, Sonnabends von 16—18 Uhr statt. Die Einschreibegebühr für alle Leser beträgt —.30 RM., nur Erwerbslose und Rentner erhalten Leseheft und Bücher kostenlos. Ein Buch im Monat ist kostenlos, jedes weitere kostet —.10 RM. Zu gleicher Zeit können zwei Bände entliehen werden, beide können Werke der Schönen Literatur sein. Die Lesefrist beträgt 4 Wochen.

Am 31. III. 1929 wurden 3770 Bände Gesamtbestand gezählt; davon entfallen 1291 Bände auf die Schöne, 2275 Bände auf die Belehrende Literatur und 204 Bände auf Lesesaalbestand.

Für das Berichtsjahr ergaben sich 210 Ausleihtage mit insgesamt 780 Ausleihstunden. Während der Ferien war die Ausleihe vom 10. VI. bis 6. VII. 1928 und wegen Umzuges vom 10. II. bis 25. II. 1929 geschlossen.

---

[1] Siehe hierzu sowie zu den folgenden Berichten die Schrift Volkstümliches Büchereiwesen im Regbez. Liegnitz. Mit Abbildungen und Grundrissen. Im Auftrage des Herrn Regierungspräsidenten zu Liegnitz herausgegeben von Hans Hofmann. Leipzig 1928.

Von 9523 Entleihungen entfallen 7264 Bände auf die Schöne und 2259 Bände auf die Belehrende Literatur.

Die Städtische Bücherei Bunzlau hatte 671 Leser, 406 männliche und 265 weibliche. Den proletarischen Lebenskreisen gehörten 195, den bürgerlichen 476 an. Nach Lebensaltern getrennt wurden 94 jugendliche und 577 erwachsene Leser gezählt.

NEUSALZ/ODER. *Städtische Bücherei.* Die Städtische Bücherei Neusalz (etwa 16000 Einw.) ist nach ihrer Reorganisation am 15. April 1928 eröffnet worden. Während des Betriebsjahres (bis zum 31. 3. 1929) war die Bücherei täglich von 11—13 Uhr, sowie an vier Wochentagen von 17—19½ Uhr geöffnet. Jeder Leser erhält ein Buch im Monat unberechnet, für jedes weitere unterhaltende Buch zahlt er —.10 RM., für jedes weitere belehrende Buch —.05 RM. Der Leser kann zu gleicher Zeit nur einen Roman und ein oder mehrere belehrende Bücher entleihen. Die Lesefrist betrug im Berichtsjahre 14 Tage.

Der Bücherbestand weist 3058 Bände auf und verteilt sich auf 1500 Bände Schöne Literatur und 1558 Bände Belehrende Literatur. (Die Belehrende Literatur wurde erst ab 15. September 1928 ausleihfertig.)

Im Berichtsjahr sind 270 Ausleihtage mit 1010 Ausleihstunden abgehalten worden. Entliehen wurden insgesamt 10070 Bände; davon entfallen 7445 Bände auf die Schöne Literatur und 2625 Bände auf die Belehrende Literatur.

Die Städtische Bücherei Neusalz hatte bis 31. 3. 1929 insgesamt 936 aktive Leser. Von ihnen sind 671 männlich und 265 weiblich. Den Arbeiterkreisen sind 467 und dem Bürgertum 469 Leser zuzurechnen. Nach Lebensaltern getrennt, werden 400 jugendliche und 536 erwachsene Leser gezählt.

Die Städtische Bücherei Neusalz legt für die Leser im Ausleihraum 20 maschinenschriftliche Kataloge für die verschiedenen Literaturgebiete bereit. Außerdem hat sie ein von den Breslauer Büchereien übernommenes Auswahlverzeichnis „Deutsche Erzähler“ in 82 Exemplaren verkauft, in Verbindung mit den Breslauer Büchereien ein zweimonatliches Mitteilungsblatt „Die Lesergemeinde“ mit Buchbesprechungen und Bücherlisten kostenlos abgegeben, und eine Bücherliste „Frauenbücher“, die von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen ausgearbeitet wurde, für die Leserinnen bereitgestellt.

LAUBAN. *Stadtbücherei.* Die Stadtbücherei Lauban (etwa 16000 Einw.) wurde am 3. November 1928 mit einer schlichten, aber eindrucksvollen Feier durch Ersten Bürgermeister Martius, der der Neugestaltung der Bücherei, insbesondere der außerordentlich schönen Unterbringung und Ausstattung, seine lebhafte persönliche Anteilnahme hatte angedeihen lassen, der Öffentlichkeit übergeben. Die Büchereiarbeit liegt in den Händen von Büchereileiter Gustav Dasler und Bibliothekarin Paula Haeger (hauptamtlich), die zugleich die Büchereiarbeit für den Kreis Lauban in der Hälfte ihrer Dienstzeit durchführt und von Kreis und Stadt ab 1. 8. 1928 gemeinsam angestellt wurde. Neben der neu aufgebauten Stadtbücherei besteht noch eine alte Archivbibliothek, die wertvolle Bestände enthält und von Büchereileiter Gustav Dasler bereits früher vollständig neu geordnet wurde. Über die Geschichte dieser Büchereien hat Erster Bürgermeister Martius in der „Liegnitzer Schrift“ (siehe Fußnote S. 411) eingehend berichtet.

Die Ausleihe bei der Stadtbücherei begann am 9. November 1928 und fand bis 31. Dezember 1928 Montags von 17—20 Uhr und Freitags von 14—17 Uhr

statt. Seit 1. Januar 1929 ist die Bücherei Montags und Freitags von 17 bis 20 Uhr geöffnet.

An Gebühren zahlen die Leser für jeden Band pro Woche —.05 RM. Zu gleicher Zeit werden an den Leser nur ein Romanband und ein Band aus anderen Gebieten ausgeliehen. Die Leihfrist ist 3 Wochen.

Die Stadtbücherei Lauban hat einen Gesamtbestand von 1642 Bänden. Davon gehören 810 Bände der Schönen Literatur und 832 Bände der Belehrenden Literatur an.

Es wurden bis zum 31. 3. 1929 37 Ausleihtage und 113 Ausleihstunden gezählt. Zwischen Weihnachten und Neujahr war die Bücherei geschlossen.

Insgesamt wurden in der Berichtszeit 4950 Bände Entleihungen vorgenommen. 3357 Bände entfielen auf die Schöne Literatur, 1593 Bände auf die Belehrende Literatur.

Die Gesamtleserzahl betrug 569 aktive Leser. Davon sind 311 männlich und 258 weiblich. Von den Lesern befinden sich 188 in proletarischer und 381 in bürgerlicher Lebenshaltung. 89 gehören den jugendlichen, 480 den erwachsenen Altersgruppen an.

LAUBAN/KREIS. *Grenzlandbücherei.* Im Kreise Lauban ist in Zusammenwirken von Kreis und Magistrat der Stadt Lauban ein geschlossener Büchereiaufbau durchgeführt, bei dem die in den einzelnen Gemeinden und Landstädten errichteten Öffentlichen Büchereien ihren fachlichen und organisatorischen Rückhalt an der Stadtbücherei Lauban haben, die als Zentralbücherei für den Kreis wirkt. Verwaltungsrechtlich sind Kreisbüchereiwesen (Kreis-Wohlfahrtsausschuß) und Stadtbücherei (Magistrat Lauban) völlig getrennt. Eine hauptamtliche volksbibliothekarische Kraft wird von Kreis und Magistrat gemeinsam angestellt. Als Anfang sind, über den Kreis verteilt, zunächst sechs öffentliche Büchereien eingerichtet. Über die Einzelheiten des Aufbaues gibt der Bericht von Landrat Freiherrn v. Rabenau in der Liegnitzer Schrift genaue Angaben.

Die Büchereien Geibsdorf, Langenöls, Marklissa, Meffersdorf, Schönberg, Seidenberg sind seit Mitte November in Betrieb. Von vornherein war die Beteiligung der Nachbarorte vorgesehen, die sich auch in den meisten Fällen schon angebahnt hat; z. B. in Meffersdorf sind von den 114 Lesern 27 aus fünf umliegenden Orten. Drei der Büchereien sind in einem eigenen Raum in Schulen untergebracht: Seidenberg, Marklissa, Schönberg; zwei im Gemeindesaal des Ortes: Meffersdorf und Geibsdorf; eine im Versammlungsraum des Gemeindehauses: Langenöls.

Der Gesamtbestand der Grenzlandbüchereien beträgt 1580 Bände. Davon gehören 973 Bände der Schönen, 607 Bände der Belehrenden Literatur an. Folgende Übersicht zeigt das Verhältnis zwischen Bestand, Leserzahl und Entleihungen in den einzelnen Orten während der ersten Arbeitszeit von November 1928 bis 31. März 1929:

Geibsdorf	etwa 2000 Einw.:	209 Bände	76 Leser	470 Entleihungen
Langenöls	etwa 4000 Einw.:	256 Bände	89 Leser	379 Entleihungen
Marklissa	etwa 3000 Einw.:	270 Bände	136 Leser	577 Entleihungen
Meffersdorf	etwa 3000 Einw.:	260 Bände	114 Leser	740 Entleihungen
Schönberg	etwa 2000 Einw.:	317 Bände	206 Leser	1365 Entleihungen
Seidenberg	etwa 3000 Einw.:	268 Bände	110 Leser	586 Entleihungen

Von den insgesamt 4117 Entleihungen entfallen 2940 auf Schöne, 1177 Bände auf Belehrende Literatur. Zusammen hatten die Büchereien 731 Leser, nach Geschlechtern getrennt: 456 männliche und 275 weibliche; nach Lebens-

altern getrennt: 172 jugendliche und 559 erwachsene Leser. — Schon diese ersten Ergebnisse, bei denen noch die in diesem Winter besonders schwierigen klimatischen Verhältnisse zu berücksichtigen sind, zeigen, daß auch in diesen kleinen Gemeinden die Bücherei schon jetzt großen Anklang gefunden hat.

GÖRLITZ. *Mitteilungen der Stadtbücherei.* Die Stadtbücherei Görlitz veröffentlicht als erste Nummer der von ihr neu herausgegebenen Mitteilungen der Stadtbücherei Görlitz die Vorträge, die anläßlich des „Tag des Buches" in Görlitz bei einer Kundgebung der Stadtbücherei und Volkshochschule gehalten wurden. Die Stadtbücherei hat in Verbindung mit der Volkshochschule den „Tag des Buches" zu einer wirkungsvollen Kundgebung für die freie Volksbildungsarbeit benutzt. Es wird berichtet, daß im Anschluß an diese Kundgebung Ausstellungen und Führungen stattfanden, die insgesamt von 868 Erwachsenen und etwa 1000 Knaben und Mädchen, die vor der Schulentlassung standen, besucht wurden. Auch über die Durchführung dieser Ausstellungen und Besichtigungen berichtet die erste Nummer.

GABLONZ a. N. *Deutsche Bücherei und Lesehalle.* Die Deutsche Bücherei der Stadt Gablonz (27000 deutsche Einw.) blickt im Jahre 1928 auf ein fünfjähriges Bestehen zurück. Die Bändezahl ist im Jahre 1928 auf 7674 gestiegen. Davon gehörten 4123 Werke der Schönen Literatur, 2974 der Belehrenden Literatur an; an Zeitschriften wurden 320, an Karten und Bildwerken 257 Stücke gezählt.

Die Zahl der eingeschriebenen Leser betrug Ende 1928 3544. Entleihungen wurden im Berichtsjahre 39392 Bände erzielt. 67% aller Entleihungen entfallen auf das Erzählende Schrifttum, 3% auf Gedichte und Dramen, 30% auf Belehrende Literatur. Auch die mit der Bücherei verbundene Lesehalle hatte, selbst in den Sommermonaten Juni bis August, eines zahlreichen Besuches sich zu erfreuen. Es wurden insgesamt 48477 Besuche festgestellt. Der gedruckte Jahresbericht enthält interessante Zusammenstellungen über die Entwicklung innerhalb der ersten 5 Jahre. Als dringendste Aufgaben für die Zukunft werden eine günstigere Unterbringung sowie der Ausbau des Bücherbestandes genannt.

BERLIN-NEUKÖLLN. *Stadtbücherei.* Im Betriebsjahr 1928/29 wurden 65016 Entleihungen gezählt. Die Zahl der Leser betrug 4171 (in Vorjahr 3915). Von der Gesamtausleihe entfielen 53½% auf Belehrende Literatur, im Vorjahre 52%. Am 1. 4. 1929 betrug der Bücherbestand 35638 Bände. Er verteilt sich auf eine Hauptstelle mit 26041 Bänden und drei Zweigstellen mit 6067, 2351 und 1179 Bänden. Am 1. Oktober 1928 wurde die Zweigstelle Schönstedtstr. eröffnet als Jugendbücherei mit einem Bestand von 966 Bänden. Diese Bücherei gewann ziemlich schnell einen großen Leserkreis, während der Jugendlesesaal, der dort zur Entlastung des Lesesaales der Hauptbücherei mit einem Bestand von 205 Bänden eingerichtet wurde, in der Zeit vom 1. Oktober 1928 bis 1. April 1929 nur 1145 Besuche erzielt hat, was nach den Angaben der Leitung den Erwartungen nicht entspricht. Der vervielfältigte Jahresbericht enthält zahlreiche statistische Tabellen, die ein genaues Bild von der Entwicklung in den einzelnen Abteilungen geben.

LEIPZIG. *Volkshochschule und Bücherhallen.* Die Volkshochschule der Stadt Leipzig und die Städtischen Bücherhallen haben im Sommersemester im Rahmen des Seminars für freies Volksbildungswesen, das an der Universität Leipzig besteht, eine Arbeitsgemeinschaft abgehalten, bei der das Verhält-

nis zwischen Büchereiarbeit und Volkshochschularbeit erneut einer eingehenden Untersuchung unterzogen wurde. Um zu möglichst konkreten Ergebnissen zu kommen, wurden die Arbeitssituation und die Arbeitsergebnisse der beiden Institute auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaften und der Geschichte miteinander verglichen. Der Direktor der Städtischen Bücherhallen gab einen Überblick über den vorhandenen Bestand und seine Benutzung durch die verschiedenen Lesergruppen. Dr. Wolfgang Seiferth vom Volksbildungsamt zeigte die Entwicklung der gesellschaftswissenschaftlichen und geschichtlichen Kurse seit Gründung der Volkshochschule im Jahre 1922 auf. Die Arbeitsgemeinschaft wird fortgesetzt werden.

LEIPZIG. *Ausstellung Moderne Baukunst.* Anläßlich der Ausstellung Moderne Baukunst veranstalteten die Städtischen Bücherhallen im Anschluß an das vor kurzem ausgegebene Verzeichnis „Die Kunst unserer Zeit" eine Ausstellung der Literatur zur modernen Baukunst. Es war den Besuchern Gelegenheit gegeben, die wichtigsten Bücher selbst zur Hand zu nehmen und den Katalog einzusehen. Davon wurde reichlich Gebrauch gemacht.

WESEL. *Stadtbücherei.* Die Stadtbücherei Wesel (24500 Einwohner), deren Leitung ab Oktober 1928 Dr. Metzmacher übertragen wurde, hat im Etatjahr 1928/29 25033 Entleihungen gezählt. Davon gehören 86,47% der Schönen Literatur und 13,53% der Belehrenden Literatur an. Der Bücherbestand betrug am 1. April 1929 7400 Bände (gegenüber 5839 am 1. April 1928). Die Zahl der eingeschriebenen Leser beläuft sich auf 1536 (gegenüber 1332 im Vorjahr). Die Bücherei veranstaltete im Winter 1929 sieben Vorlesestunden, sowie am Vorabend des 22. März eine Feier zum „Tag des Buches". Ein vierseitiger gedruckter Jahresbericht wurde im Mai 1929 ausgegeben.

NORDMARK. *Grenzbüchereiwesen.* Die Zentrale für Nordmarkbüchereien legt auch für das Jahr 1928/29 einen gedruckten Jahresbericht vor, der neben einer allgemeinen Schilderung im Anhang außerordentlich interessante Statistiken enthält. (Vgl. dazu „Hefte", XII. Bd., S. 37ff.) Es sind jetzt der Zentrale für Nordmarkbüchereien 117 Dorfbüchereien südlich und 22 Dorfbüchereien nördlich der Grenze angeschlossen. In den 117 Dorfbüchereien südlich der Grenze beträgt die Zahl der Bände 50506, die Zahl der Leser 10684 und die Zahl der Entleihungen 104856. Die 22 Dorfbüchereien nördlich der Grenze weisen insgesamt eine Bändezahl von 6410, eine Leserzahl von 1658 und eine Ausleihziffer von 15092 Bänden auf. Kleinstadtbüchereien werden südlich der Grenze 10 unterhalten (Zahl der Bände 12426, Zahl der Leser 1809, Zahl der Entleihungen 31860). Nördlich der Grenze befinden sich 5 Kleinstadtbüchereien mit 10992 Bänden Bestand, 2864 Lesern und 46136 Entleihungen. Dazu kommen noch die Büchereien der Stadt Flensburg. Im Berichtsjahr wurde dem Ausbau des Schülerbüchereiwesens besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Die Zentrale für Nordmarkbüchereien bearbeitete ferner einen besprechenden Katalog für die belehrenden Abteilungen der Kleinstadtbüchereien mit dem Titel: Aus Menschenschicksal und Völkergeschichte, Heimat und Ferne, Natur und Kunst, Staat und Wirtschaft, Lebensanschauung und Lebenspraxis.

PROVINZ HANNOVER. *Beratungsstelle.* Der Jahresbericht für 1928/29 liegt gedruckt vor. Er berichtet über die Verteilung der Beihilfen, über eine außerordentliche Steigerung der Tätigkeit auf dem Gebiete der Lehrgänge — es wurden in 13 Kreisen Lehrgänge von 2—3tägiger Dauer abgehalten —,

über die Gründungshilfen, die im Berichtsjahr mit einem Gesamtbetrag von 11850.— RM. in Anspruch genommen wurden. Am Schluß werden bei den Aufgaben, die die Beratungsstelle vor sich sieht, u. a. hervorgehoben eine Fachtagung für die Leiter der Büchereien in Mittel- und Kleinstädten, Bearbeitung von Auswahllisten der belehrenden Literatur für die hannoverschen Büchereien und Schaffung einer einheitlichen Büchereistatistik.

SAARGEBIET. *Autobücherei.* Die Statistik für die Autobücherei des Verbandes der Volksbüchereien im Saargebiet zeigt für das Betriebshalbjahr 1. 10. 28 bis 31. 3. 29 folgende Ergebnisse an. Bei 4024 aktiven Lesern wurden im Winterhalbjahr insgesamt 27524 Entleihungen erzielt. Diese entfielen mit 22725 Bänden auf erwachsene und mit 4799 Bänden auf jugendliche Leser. Erzählende Literatur wurde 68,1%, Gedichte und Dramen 1,5%, belehrende Literatur 30,4% entliehen. — (Vgl. „Hefte“ XII. Bd. 1928, S. 138 und 216.)

Am 15. Juli 1929 betrug die Gesamtzahl der Leser 4557. Seit dem 15. April 1929 nahm die Leserschaft um 484 Leser, d. h. um rund 12% zu. Die Zahl der Ausleihstellen der zwei Bücherautos ist auf 34 gestiegen.

SAARGEBIET. *Ortsbüchereien.* Die Gemeinde Brebach bei Saarbrücken stellte den Bibliothekar des Verbandes der Volksbüchereien ab 1. April 1929 zur Hälfte zum Ausbau der Bücherei der Gemeinde Brebach und der übrigen Gemeindebüchereien der Bürgermeisterei Brebach an.

Außerdem fördert der Verband der Volksbüchereien des Saargebietes mit Rat und Tat noch den Aufbau der Büchereien folgender größeren Gemeinden: Im Kreise Ottweiler: Neunkirchen, Wiebelskirchen, Ottweiler, im Kreise Saarlouis: Saarlouis und Dillingen, im Kreise Saarbrücken: (außer Brebach) Sulzbach, Völklingen, Dudweiler.

Im Februar 1929 wurde die neue Zweigstelle Burbach der Stadtbücherei Saarbrücken eröffnet, die bereits 1069 Leser zählt. Die Zweigstelle Burbach dient dem Verband der Volksbüchereien zugleich zu Unterrichts- und Anschauungszwecken.

Dieses Heft erscheint als Doppelnummer 8/9.
Nummer 10 wird Mitte Oktober erscheinen.

Mitarbeiter dieses Heftes

Dieses Heft enthält Beiträge von Bibliotheksdirektor Dr. Rudolf Angermann, Hagen i. W., Badstr. 5; Oberstudiendirektor Dr. Fritz Heiligenstaedt, Leiter der Beratungsstelle Hannover, Hannover, Sedanstr. 37; Büchereileiter Alfred Jennewein, Stuttgart, Hölderlinstr. 50; Büchereileiter Fritz Maeder, Bietigheim (Württ.); Bibliothekar Dr. Bernhard Rang, Köln, Andreaskloster 5 sowie von folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Elisabeth Deux, Klara Geppert, Hans Hofmann, Dr. Walter Hoyer, Eduard Schröder, Christian Tränckner, Paul Wagner.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E.V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Gegenwart und Bildung

Zur Volkshochschularbeit in der Industriestadt

Volkshochschularbeit in Industriestädten hat eine entscheidende Voraussetzung: es muß ein wirksames Beziehungsverhältnis bestehen zwischen der Volkshochschule und den Menschen der Stadt, und zwar mit Rücksicht auf die besondere Formung, die an ihnen durch die Tatsache „Industriestadt" geschieht. Wir wollen dieses Beziehungsverhältnis nicht nur voraussetzen, sondern behaupten. Wir wollen behaupten, daß eine Volkshochschule in der Industriestadt sinnlos ist, wenn sie keine *wirksame* Beziehung zu den besonderen Lebensumständen der Menschen besitzt, die in dieser Stadt sind.

Es ist merkwürdig, daß ein solcher Satz überhaupt einer Besinnung und Ermittlung bedarf. Das kommt daher, weil wir erst haben lernen und erkennen müssen, daß Beziehungen zwischen Bildungsstätten und den Menschen, für die sie da waren, *unwirksam* geworden sind. Für die Universität gilt es in gewissem Sinne bis heute, daß das Bildungs- und Wissensgut, das sie durch Lehre wahrt und durch Forschung mehrt, wirksam an die Studentenschaft herangebracht werden kann. Jahrhundertelang sind zudem die Akademiker als Theologen und Juristen Lehrmeister und Führer des Gesamtvolkes gewesen, und zwar auf Grund ihrer akademischen Wissens- und Bildungsgüter. Diese Führung geschah unter der Hand. Im 19. Jahrhundert wurde das anders. Die Geführten — das Volk — entglitten. Da aber die Kultur — als das Sachgut zur Führung — unbeschadet und zuverlässig weiter zu gelten schien, war für die akademischen Volksfreunde nach 1870 ganz selbstverständlich, was zu tun war: nämlich, unter den fortgeschrittenen demokratischen Verhältnissen das Kulturgut dem „Volk" zu bringen. Es schien ihnen sozusagen nur ein Funktionswechsel ins Demokratische hinein notwendig. So hieß Volksbildung in ihrem besten Sinn: Jedermann die Teilnahme an der Kultur ermöglichen.

Das waren Hoffnungen am Abend einer glanzreichen kulturellen Vergangenheit. Inzwischen ist es Tag geworden, und wir haben uns den Schaden längst bei Licht besehen. Ich brauche auf all die landläufigen Einwände nicht einzugehen; die Bedenken gegen die „Popularisierung“ sind ebenso berechtigt wie wir wissen, daß Bildungsgut und Kultur selber in der Krise sind. Und zuletzt haben wir eingesehen, daß auch der früher vorausgesetzte Einheitsbegriff Volk nicht mehr zu Recht besteht; es gibt keine Einheit Volk mehr, für das die gewordene Kultur da und lebendig ist. Es ist eine fatale Situation, von der wir auszugehen haben: Volksbildung, wenn es als wirksame festgefügte Kräfte weder Volk noch Bildung gibt!

Erfahrene einsichtige Männer der Praxis haben denn auch aus diesen Tatsachen den Schluß gezogen: Volksbildung muß heute sein „Bildung zum Volk“. Diese Formulierung hat uns einen tüchtigen Sprung weitergeholfen. Aber wir müssen uns erst über den Wandel, sie zu deuten, klar sein, ehe wir sie ganz unmißverständlich gelten lassen dürfen. Es geht uns ja um die wirksame Beziehung von Volkshochschule zu Industriestadtvolk.

Wir müssen ein schwerwiegendes Mißverständnis abtun. „Bildung zum Volk“ wird überall da mißverstanden, wo man in dieses „zum Volk“ ein unangreifbares Ideal aus national-historischer Entwicklung oder überhaupt eine abstrakt formulierbare Vorstellung als Zielbild sich einschaltet. Da entstehen nur Kurzschlüsse, und sie entspannen, was gerade darin als das eigentliche Problem ausgehalten werden muß. Theorien verbauen den Weg zum Austragen unserer Situation, die das Wort von der „Bildung zum Volk“ wahr gemacht hat. Sie austragen heißt uns zunächst nichts anderes, als daß das völlige Fehlen des Volkseins, wozu Bildung nottut, als G e g e n w a r t gespürt wird. Gewiß hat die bloße Gegenwart aus sich keine Schöpferkraft des Zukünftigen. Aber sie muß dennoch in ihrem Eigenrecht gelebt und ausgetragen werden, auch wenn dieses Eigenrecht für uns wissende Zeitgenossen ein tragisches oder unglückseliges ist. Sie darf nicht in die Watte des Historismus gepackt und isoliert werden. Das Mißverstehen fängt also an, wo noch an eine Volksverwirklichung von der Vergangenheit her geglaubt wird. Und zwar meist so: Unsere Dichter und Denker haben vor 100 und 150 Jahren durch die Nationalliteratur die Deutschen erst zum Volke gemacht; durch Besinnung auf sie und indem wir sie vermitteln, sind wir wieder Volk, bilden wir zum Volk. Bis in die parlamentarischen Ausschüsse oder von ihnen aus wird solche Volksgemeinschaft gern dekretiert. Volkshochschulprogramme bedienen sich dieser billigen

Weisheit und kündigen an „Goethes Sturm- und Drangzeit", „Deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts von Klopstock bis Herder", „Das Wesen der deutschen Romantik" und andere mehr. Das sind sehr schöne Dinge, und in der Hand eines guten Pädagogen können damit Stunden einer erlesenen Bildungsfreude erstehen. Diese Bildung jedoch schafft auf keinen Fall den gegenwärtigen Menschen und nicht das Volk der Gegenwart. Die Menschen, die diese Bildung wollen, und jeder Mensch, solange er sich in diese Bildung hineinbegibt, gehören der Vergangenheit an.

An dieser Tatsache fassen wir das wichtige Problem, nämlich die innere Tendenz aller Bildung, alles Gebildet-Seins, in Vergangenes zu locken. Uns zu einem Volk der Bildung machen wollen, kann nur das Ideal von Zeitgenossen sein, die nicht handelnd in der Gegenwart stehen, Ideal der nicht-gegenwärtigen Pädagogen. Wenn wir unter den „gebildeten" Zeitgenossen sondieren, bemerken wir bald, in wieviel verschiedenen Zeiten die verschieden gebildeten Menschen leben. Je höher die Bildung, um so weiter reicht sie in die Vergangenheit zurück, das Gymnasium fundiert sich im griechischen Altertum. In der reinen Gegenwart lebt nur der ungebildete Mensch. Nun deuteten wir aber schon darauf hin: Aus der reinen Gegenwart, aus der Unbildung also, kann keine Zukunft, die wir so nötig haben, gestaltet werden. Unser Problem heißt demnach die Vergegenwärtigung der Bildung.

Wenn wir nämlich keine Kulturkrisis hätten, würden wir nicht in verschiedenen Zeiten leben. Die Zeitspanne aller lebenden Zeitgenossen wäre — räumlich — groß genug, um alle Bildung zu umfassen, sie lebendig-gegenwärtig zu halten und wirken zu lassen. Statt dessen beherrscht uns die Unruhe, die Schnellebigkeit, der Zeitenwechsel. Eltern haben eine völlig andere Bildungswelt als ihre Kinder, jeder Beruf hat eine andere, jede Politik eine andere. Es gibt keinen Bildungsraum mehr in der Zeit. Daß wir keine Zeit, keinen Zeitraum, mehr haben, heißt, daß wir nur im Augenblick leben; und dieser Augenblick ist es, der gestaltet werden muß. Hier liegt ein Ansatzpunkt gegenwärtiger Volksbildung.

Diese ganze Sachlage, die ich zu schildern begonnen habe, ist die des Industriestadtvolkes. Allerdings, das ein Volk nennen, das diese Sachlage hat, kann nur eine Vorwegnahme sein. Wir finden und bilden zum Volke erst dadurch, daß wir seine Sachlage klar erkennen. Dieses Erkennen entwickelt sich aus dieser ersten Feststellung, daß wir keine Zeit haben, nur im Augenblick leben. Drei hervorragende Merkmale wollen wir anführen, die diese Sachlage des Industriestadtmenschen bestimmen.

Die Vorherrschaft von Presse, Kino und Radio beruht auf ihrer Augenblickswirksamkeit. Wir sind offen allen Wirksamkeiten, die nicht mehr als den Augenblick erfüllen. Wenn es nicht so wäre, könnte sich nicht die Masse der Zeitungen und des Bilderdienstes rentieren. Die Leistungen der Sportler, die Rekorde auf allen Gebieten, die das wechselnde Gemüt der heutigen Menschen erfüllen, sind Leistungen des höchsten Augenblicks; dann ist es vorbei. Wir müssen uns Zwang antun, Verständnis für Leistungen aufzubringen, deren Würdigung Zeithingabe von uns erfordert. Die Broschüre und der Zeitschriftenaufsatz sind uns wichtiger, weil wir für eine systematische Arbeit von Hunderten von Buchseiten keine Zeitspanne opfern wollen oder können. Das Feuilleton der großen Zeitungen erhält eine große kulturelle Verantwortung.

Ein zweites Merkmal ist der Augenblickscharakter aller Arbeit, Tagelohnarbeit. Was uns von früher her Beruf bedeutet, ist nicht denkbar ohne seine Verflochtenheit in eine Lebensspanne, in die Dauer. Solche Beziehungen „auf lange Sicht" gibt es bei der heutigen Arbeit nicht; ihre Kehrseite ist die Arbeitslosigkeit als einziges Gesicht, als das Gespenst von der Zukunft her, um jetzt und hier nur den Augenblick zu lassen, der Wechsel bringt und „Wendigkeit" erfordert.

Das dritte Merkmal wollen wir zusammenfassen als Katastrophe der personhaften Gemeinschaftsbeziehungen. Auf den Charakter des „Vorübergehenden" in den meisten Bindungen und Beziehungen der heutigen Menschen untereinander hat Eugen Rosenstock in seinem Aufsatz über „Sitte und Symbol als Lebensmächte" (Märzheft 1929 der „Erziehung") ausführlich aufmerksam gemacht. Wir brauchen nur ein akutes Beispiel anzugeben: die allgemeine Diskussion über die Kameradschaftsehe. Daß man sie fordert, ist ein Ausdruck dafür, daß der unverbindliche Augenblick als das Ausschlaggebende angesehen wird. Gemeinschaften, die Dauer verlangen, und manche sogar Dauer auf Lebenszeit, sind in der Krisis. Alle erzieherischen Beziehungen müssen heute damit rechnen, im nächsten Augenblick zu Ende zu sein. Es können keine Gemeinschaftsbeziehungen erhalten werden zwischen Lehrer und Schüler. Der Lehrer ist verurteilt, nur Lehrer zu sein; es gibt keine Fortsetzung seines erzieherischen Verhältnisses zum Kinde in eine Freundschaft mit dem Jugendlichen oder gar zum Erwachsenen. Sobald der Zögling in die Arbeitswelt tritt, wird es Ortswechsel und Menschenwechsel geben, die Bindung an gewachsenes Leben wird zerrissen. Es gibt kein Wachstum mehr, es gibt nur noch Fertigkeiten. Das Fehlen der Bindungen an Menschen ist ersetzt durch die bloße Bin-

dung an Sachgüter. Jeder zählt sich zu einer Partei, zu einer Konfession, man ist organisiert, und das Warum des Organisiert- und Gebundenseins ist sachlich, abstrakt formulierte Idee. Die organisierten Menschen sind heilfroh um diese abstrakten Bindungen, sie fürchten das Vertrautwerden mit Menschen. Denn der Mensch trägt seine Bindungen an Sachgüter immer in seiner konkreten Gestalt, die nie anders wirksam werden kann als durch die personhaften Beziehungen, d. h. in der Gestalteinheit aus Gewordenem und Werdendem, also durch etwas, das dem Augenblick ungemäß ist. Bindung an Menschen verpflichtet über den Augenblick hinaus zu Treue und Schuld. Alles, was Zeitspanne erfordert, widerspricht dem heutigen Wesen, darum auch der Wirkmangel der Religion.

Was die neue veränderte Sachlage des Industriestadtmenschen gegenüber früheren Zeiten ausmacht, ist eine Fülle wechselnden Erlebens und Geschehens, aber als Eintagserlebnis, während früher wenige, aber entscheidende Erlebnisse große Spannen des Lebens ausfüllten und gestalteten. Die Schule gab früher genug Kraftantrieb für die Menschen, sich mit den auf ihr errungenen Mitteln ihre Welt und ihr Leben im geistig-seelischen Sinne aufzubauen, von da aus ihre Erfahrungen zu durchdringen. Heute stellt die Gegenwartswirklichkeit ganz andere Anforderungen, als sie die Schule überhaupt sehen und auf sie vorbereiten kann. Daraus entsteht die neue Tatsache, daß erwachsene Menschen bedürftig werden, zu lernen und nach Mitteln zu suchen, diese ihre Lebenslage zu beherrschen und zu gestalten. Hier setzt die Volksbildung ein; von ihr hängt es ab, ob die Einordnung des heutigen Menschen in die Gegenwart, um sie geistig zu beherrschen, sich vollzieht oder seine Ablenkung in die Unwirklichkeit nicht-gegenwärtiger Zeiten.

Der erste ganz bescheidene Dienst der Erwachsenenbildung muß also der sein, selbst zu erkennen und erkennen zu lehren, was heute los ist. Bildung zum Volke — um darauf zurückzukommen — ist sie, wenn sie ihre Menschen zum gemeinsamen bewußten Erfassen der gegenwärtigen Situation, zur Selbsterkenntnis des Industriestadtvolkes führt. Denn so, wie wir sind, woher wir kommen, sind wir dieses Industrievolk nicht. Jeder hat seinen persönlichen Ballast aus irgendeiner nicht-gegenwärtigen Zeit. Der eine steckt dreiviertel im Kirchenvolk des Mittelalters, der Deutschnationale wurzelt in der politischen Zeit von Schwarz-Weiß-Rot, die Völkischen tragen eine Zeitstaffel von 36000 Jahren arischen Geblüts in sich, der Sozialist verkrampft sich in die materialistische Geschichtsauffassung, wie sie vor 50 Jahren galt,

der Kommunist macht in richtiger Absage an die Tauglichkeit der Bildung seinen Sprung bis in die Urzeit vorgeschichtlicher Gesellschaftszustände.

Mit alledem wird die Gegenwart nicht erfüllt und ihre Not nicht gewendet. Es kann zwar nicht irgendeine Stelle in der Erwachsenenbildung die Vermessenheit haben, diese Erfüllung zu schenken oder diese Not zu wenden. Die Erfüllung bleibt schließlich jedem persönlichen Leben vorbehalten, und die Wendung der Not wird an politische Entscheidungen weitergegeben.

Erwachsenenbildung ist nirgends Vollenderin, sondern ist immer nur Mittlerin, allerdings Mittlerin in einer sehr revolutionären Sendung. Das Mittel dieser Mittlung ist — um ein heutiges Schlagwort zu gebrauchen — die Zustandsschilderung. Wer den „Krieg“ von Ludwig Renn gelesen oder die „Dreigroschenoper“ gesehen hat, weiß, was gemeint ist. Lampels Revolte, Bruckners Verbrecher und Breitbachs „Rot gegen Rot“ gehören hierher. Die Bücher und das Theater der Gegenwart haben, wenn sie als Bildung wirksam werden wollen, ganz bestimmte Folgerungen aus der Sachlage des Industrievolkes gezogen. Statt der Handlung und Fabel, statt verwickelter und sich entwickelnder Charakterologie steht die Schilderung der bloßen Gegebenheiten im Vordergrund. Sie zielt auf den augenblicksempfänglichen Zuschauer und Leser. So angemessen es aber der Volkshochschule ist, daß sie dieses Theater und diese Literatur der Gegenwart bejaht, weil sie Wesentliches am Industrievolk zur Darstellung bringen, so darf sie selbst doch nicht in eigener Zuständlichkeit verharren.

Die Bewußtmachung der Tatsachen ist nur der Boden, nur die Voraussetzung ihrer Bildungsarbeit. Es ist nur damit gesagt, daß sie nicht in anderen Bildungszeiten, bei Plato, Schiller oder Fichte ihre Weisheit borgen soll. Sie hat ihre Stoffe in der Gegenwart und ihrer Not; aber die bloße Aktualität bringt nicht weiter.

Wir können das zweite Erfordernis so ausdrücken, daß wir sagen: Die Gegenwart will Antwort haben. Es ist der Zustand, der als der gegebene zu schildern ist, aber es ist noch etwas da, das da-gegenwartet. Antwort kann nur geben, was nicht Gegenwart ist, was über ihr steht. Dieses Erfordernis unserer Situation macht die Ver-antwortung der Volkshochschule. Wenn wir also mit unserer ersten Forderung der Zustandsschilderung uns ganz unter das Industrievolk gestellt haben, so überhaupt nur den Boden der Arbeitsmöglichkeit gewinnen, dann heißt diese zweite Forderung: Gegenpol sein, also auch Gegenpol zu den Menschen, die in die Volkshochschule kommen. Es

ist so wichtig, daß diese Notwendigkeit klar gesehen und bei aller berechtigten Aktualitätsforderung anerkannt bleibt. An dem mangelnden Verständnis hierfür scheitert oft die bestmögliche Zusammenarbeit.

Die Verantwortung gegenüber der Gegenwart macht die Volksbildner zu Hütern des Mehr-als-Gegenwärtigen. Sie sind als Pädagogen keine Vollzugsbeamten nach festgefügtem Lehrplan, wie ihn der Staat der jeweils Herrschenden zur Verfügung stellt, noch nach dem Willen der Masse, die nach Ideologien für ihre Herdentriebe verlangt. All ihre Wirksamkeit hat die Volksbildung in die Spanne des Menschlichen hineinzumessen. Das Menschliche als der ewige Wert ist immer höher und breiter und tiefer als was die bloße Gegenwart zu erfüllen vermag. Es gibt einen Glauben, der die Gegenwart bejaht, weil er die Zukunft bejaht. Um dieser Zukunft willen muß er alles gegenwärtige Geschehen in das Menschliche beziehen. Wer darum die Organisationen bejaht, weil sie für die Zukunft etwas zu schaffen haben, muß zugleich gegen sie sein, weil sie immer in Gefahr sind, sich um ihrer selbst willen in der Gegenwart zu verabsolutieren; — gegen die Organisation, nämlich für die Lebendigkeit des Geistigen. Wieder ein Beispiel aus der Literatur: Gladkows „Zement“. Niemand kann glühender den gegenwärtigen Bestand des russischen Bolschewismus lieben und sich doch ebenso gegenüber den Unzulänglichkeiten für das Ewig-Menschliche einsetzen: Daschas Kind geht zugrunde.

Das besagt nichts gegen Bindungen, auch nicht gegen politische. Im Gegenteil; Neutralität ist der Todfeind der Erwachsenenbildung; sie gilt nur als Organisationsform, als pädagogische Ungebundenheit, als pädagogische Freiheit von den Gefahren des Organisativen. Aber die Bindungen an sich und welche es seien, müssen als die große Bildsamkeit jedes Einzelnen und der Gruppen bejaht werden. Es gilt nur, sie zu reinigen, lauter zu machen, vom Schlagwort der Parteipresse und der Verbitterung der Eintagserlebnisse hinweg zum Menschlichen.

Deshalb als letztes ein Wort zur „Funktionärschulung“. Es ist nicht viel dagegen zu sagen, wenn sie als der Sinn und Zweck der Erwachsenenbildung in zunehmendem Maße hingestellt wird. Die Volksbildung soll nicht ästhetisierende Menschen erziehen, sondern die Gegenwart braucht politisch erzogene Menschen. Darum geht es. Funktionär heißt aber nicht: für eine Parteiparole gedrillt sein, sondern Funktionärschulung im Sinne der Volkshochschule: die Beweglichkeit zwischen weltanschaulicher Zielsetzung und der gegenwärtigen Wirklichkeit der Dinge lebendig erhalten. Etwas für die ästhetische Bildung der Menschen zur sogenannten Persönlichkeit zu tun,

ist sinnlos und gar nicht zu machen. Für jeden Menschen, der handelnd im Leben steht und die Wirklichkeit zu erkennen gelernt hat, steigt das, was Bildung ist, wie in einer der kommunizierenden Röhren von selbst auf. Nach Maßgabe dessen, was wir an der Wirklichkeit erkennen und übersehen, steigt in uns unsere Bildung, das Wissen um das Leben. Die Vergegenwärtigung des Menschlichen an der Wirklichkeit, wie sie ist, muß gelingen; so lange haben wir keine Kultur und keine Bildung, keine Bildung und Gegenwart.

Dr. Oskar Hammelsbeck

Über die Anekdote in der volkstümlichen Bücherei

I.

Fürs erste muß der Begriff der Anekdote richtiggestellt werden. Denn im letzten Jahrhundert, da sie wenig Achtung und Pflege erfuhr, hat sich unvermerkt der Mißbrauch eingebürgert, jeden mehr oder minder eingekleideten Witz für eine Anekdote auszugeben. In Wahrheit haben die beiden jedoch nur das Äußerlichste gemein, und man muß sich, will man eine treffende Vorstellung von der Anekdote gewinnen, schon an ihre großen Meister halten, am besten an die unvergänglichen Beispiele des Johann Peter Hebel. Wenn nun hier versucht wird, das Wesen der echten Anekdote genauer zu bestimmen, so soll freilich wenig an der Definition und um so mehr an der Anschauung liegen.

Der Gegenstand der Anekdote stammt jederzeit aus der Wirklichkeit unserer Menschenwelt, d. h. er stellt ein tatsächliches Vorkommnis vor, oder falls es ein erfundenes ist, zumindest ein in der natürlichen Welt mögliches. Aber die erfundenen Beispiele sind selten, auch bei Hebel, was seinen Grund einmal in der Tatsache hat, daß der menschliche Geist selten an die ungeheuerliche Erfindungsgabe der Wirklichkeit heranreicht. Zum andern aber ist die Anekdote ihrer Herkunft zufolge Nachrichtenübermittelung, „Zeitung“ des Geschehnisses. Also verlangt sie zunächst Sachlichkeit, Objektivität, wenn auch keineswegs peinliche Wahrheit. Fabel, Sage, Märchen, Legende scheiden aus.

Freilich eignet sich nicht jede wirkliche Begebenheit als Stoff der Anekdote, sondern erst die besondere, ungewöhnliche, auffällige, und selbst diese bleibt eine bloße Kuriosität, wenn sie nicht in eine sinn-

volle und bedeutungsvolle Beziehung zu unserer Welt- und Menschenvorstellung gerät. Die Tatsache zum Beispiel, daß ein junger Bergmann verschüttet und nach fünfzig Jahren sein guterhaltener Leichnam wieder gefunden wird, oder daß ein einquartierter Franzose sich zu Neiße in dem gleichen Bette findet, das aus seinem Vaterhause vor 18 Jahren ein grausamer Husar geraubt hatte, ergibt noch keine Anekdote. Es fehlt die menschliche Beziehung. Wenn dagegen das jugendliche Angesicht des Bergmanns durch die Mineralien der Erde erhalten ist, von niemand anders als der nun altersgebeugten Braut erkannt und von ihr zu Grabe gebracht wird, — oder wenn jener Soldat den schurkigen Husaren ausfindig macht und, sein Rachegefühl überwindend, ihn mit Großmut straft, so wird unsere Erfahrung und Kenntnis um eine höchst merkwürdige und denkwürdige Begebenheit bereichert. Denkwürdig, denn sie ist wohl wert, daß wir uns dabei einige Gedanken über Menschenart und Schicksal, Tun und Leiden machen; merkwürdig, weil wir sie, eben dieser Eindringlichkeit wegen, im Gedächtnis bewahren und zur rechten Zeit uns auf sie besinnen werden. Vielleicht macht die Denkwürdigkeit, die ja dem Tragischen ebenso wie dem Komischen, dem Gräßlichen ebenso wie dem Zärtlichen und Erhabenen freien Raum läßt, überhaupt die eigentliche Trefflichkeit der Anekdote aus, derentwegen sie nicht nur einen Augenblick interessiert, sondern als lebendiges Eigentum des Lesers oder Hörers weiterwirkt. So gibt Schiller, da er die Anekdote von der großmütigen Handlung zweier Brüder beginnt, der Hoffnung Ausdruck, daß das erzählte Beispiel den Leser wärmer zurücklassen werde als alle tugendhaften Romanhelden. Denn Schauspiele und Romane zünden, wie er sagt, unsere Phantasie wohl an, versetzen aber das Herz nur in eine augenblickliche Glut und bereichern es schwerlich für das *praktische* Leben. „Wer weiß“, ruft Schiller aus, „ob nicht eben die gekünstelte Existenz in einer idealistischen (nämlich phantasiemäßig mitzulebenden Roman-) Welt unsere Existenz in der Wirklichen untergräbt?“ Darum lobt er die *wahrhaftige* Anekdote.

Hebel hat die Denkwürdigkeit seiner Anekdoten oft in allerlei „Merke!“ und Betrachtungen ausgemünzt. Man hat dieses Verfahren als unkünstlerisch verurteilt. Mag sein. Aber die Anekdote erschöpft sich, wie schon gesagt, keineswegs in der bloßen Kunst, und es gibt auch heute noch genug Leser, die die Einschiebsel und Anhängsel des Kalendermannes ebensogern aufnehmen, wie es sein zeitgenössisches Publikum tat. Was soll's auch schaden, wenn einem eine Einsicht, die man von selbst gewinnt, gleichwohl in klarer Fassung zugegeben wird? Zum

Wesen der Anekdote gehört die moralische Sentenz natürlich nicht. Manche widerstehen sogar der lehrhaften Abstraktion.

Als weiteres Merkmal der Anekdote stellt man ihre Kürze fest, eine scheinbar ganz äußerliche, dennoch recht entscheidende Bestimmung. Die Kürze — nicht nach Metermaß oder Zeilenzahl gerechnet — bedingt die größtmögliche Einfachheit und Sparsamkeit in bezug auf Mittel und Aufwand der Erzählung, sie fordert beinahe nackte Sachlichkeit und stellt somit dem Erzähler eine schwierige Aufgabe. Wenn der gezwungen ist, auf Nebenumstände, Ausschmückungen, subjektive Äußerungen, soweit sie nicht streng und unerläßlich zum Thema gehören, zu verzichten, so hat er alle Kraft in das Wort und die Tatsache selbst zu legen, damit sie gleichwohl sichtbar und begreiflich erscheine. In einem Wort möchte er sagen, wozu der Romanschreiber eine Seite, und in einem Satze, wozu jener ein Kapitel benötigte, und dabei immer noch lebendiger, anschaulicher sein. Man verstehe also auch, welche sichere Gestaltungskraft dazu nötig ist, und daß der anekdotische Vortrag eine besondere, seltene, vielleicht angeborene Gabe verlangt. Die derart bestimmte Kürze grenzt nun die Anekdote sehr deutlich gegen Novelle und Roman ab. Sie verzichtet auf die Darstellung der individuellen Züge, des völligen Hintergrundes, auf die Entwicklung einer Person oder eines Schicksals, auf Einfühlung, Stimmung und Mitleben des Lesers. Aber gerade diesem Umstand verdankt die einzelne Anekdote ihre lange Lebensdauer. Denn je weniger sie in zeitlichen Umständen befangen ist, desto leichter besteht sie den Wandel der Generationen.

Das einzige wesentlich zeitlich Bedingte an der Anekdote ist ihre sprachliche Fassung. Wer aber glaubt, die Anekdote lebe, sobald oder solange die Generationen jene erneuern, schließt falsch. Die Anekdote ist vorerst eine mündliche Literaturform, was nichts anderes bedeutet, als daß sie sich ununterbrochen neuformt. Das gehört zum Gesetz ihres Lebens und Webens. Läßt ihre Lebenskraft nach, hat sie einem Zeitalter nichts mehr zu sagen (oder hört es nicht mehr auf sie), dann stirbt sie auch wirklich. Anders, wenn sie schriftlich fixiert ist und dadurch über ein undankbares Zeitalter hinweggerettet wird. Dann besteht freilich die Gefahr, daß gerade das veraltete Sprachgewand die freudige Wiederaufnahme behindert. Nun wohl, bei Hebel droht diese Gefahr für absehbare Zeit nicht. Die „netten und lustigen Röcklein", deren er in der Vorrede mit bescheidenem Stolz erwähnt, sind heute noch so schön, reich und kunstvoll wie am ersten Tag; ihr Schneider war einer unserer größten Prosakünstler und obendrein ein wunderbar gütiger,

überlegener und humorvoller Mensch. Man muß nur einmal genau zusehen, was er aus den übernommenen Stoffen gemacht hat, wieviel warme Menschlichkeit er hineingenäht und welche erstaunlichen Prosagebilde er draufgestickt hat. Das seltene Glück, reifste Sprachkunst mit unverdorbener Volkstümlichkeit vereint zu finden (ein bewundernswertes, erstrebenswertes und bis heute nicht wieder erreichtes Ideal): wir haben es bei Hebel in höchstem Maße. Lob genug für einen, der keines braucht.

Dagegen noch ein Wort zu den Ausgaben der Hebelschen Anekdoten. Das Schatzkästlein wirkt am stärksten in der guten Originalausgabe (1) mit den kleinen Holzschnitten. Der Einwand, daß darin auch ein Teil Veraltetes enthalten sei, oder daß man die Geschichten neu anordnen müßte, ist zwar nicht ganz unbegründet, aber doch nicht entscheidend. Von den zahlreichen neuen Ausgaben führe ich noch etliche an, die man in der Volksbücherei gut verwenden kann. Da erscheint zunächst eine bei Schauenburg in Lahr (2), der Text ist um weniges vermindert, und die Geschichten wurden in eine solche Folge gebracht, daß die landwirtschaftlichen, himmels- und naturkundlichen Kalenderartikel sich nicht am Anfange häufen wie im „Schatzkästlein". Die Lebensbeschreibung des Dichters, einfach und unterhaltsam vorgetragen, wird schließlich manchem willkommen sein. Radikaler ging Hans Franck (3) vor. Er hat nur die strengen Anekdoten ausgewählt und aus diesen auch noch die lehrhaften Zwischen- und Schlußbemerkungen ausgemerzt. Das gibt reinere Kunst, verfälscht aber den Volksdichter ein wenig. — Von den vielen Ausgaben für die Jugend empfehlen sich zwei. Die eine, in der Union-Jugendbücherei (4) in guter Ausstattung erschienen, läßt solche Beiträge aus, an denen unzweifelhaft nur Erwachsene interessiert sind. Sie eignet sich also besonders für die schulentlassene Jugend. Das andere kleine und sorgfältige Büchlein (5) aus dem Dietrich-Verlag sei um der lustigen Bilder willen empfohlen. Ich glaube, daß in solchen Sammlungen die Illustration gerade am rechten Platze ist.

Neben Hebel steht der andere große Meister der deutschen Anekdote: Heinrich von Kleist. Er hat in dieser Form nur etwa dreißig Stücke geschaffen — nach dem gleichen Begriff wie Hebel, doch unter Bevorzugung heroischer und dämonischer Motive —, aber darunter geradezu großartige Meisterstücke: durchweht von einem feurigen Atem, in stürmischem Rhythmus vorschreitend, in immer heftigeren Steigerungen auf einen überwältigenden Ausgang hinstürzend. Beweis zugleich, wieviel Spielraum auch eine so einfache Form dem künstlerischen Tem-

perament läßt. Leider gibt es gegenwärtig im Buchhandel keinen einzigen Sonderdruck der Anekdoten Kleists, ein Übelstand, dem hoffentlich bald abgeholfen sein wird. Man behilft sich einstweilen mit dem entsprechenden Bande einer Gesamtausgabe, wo die Anekdoten freilich leicht als eine unwichtige Beigabe erscheinen können.

In dem kürzlich erschienenen Deutschen Anekdotenbuch, herausgegeben vom Kunstwart durch Hermann Rinn und Paul Alverdes (6), besitzen wir jetzt auch eine ganz vorzügliche Anthologie der deutschen Anekdote. Hebel und Kleist kehren selbstverständlich mit ihren besten Stücken wieder. Dazu kommt eine Auslese aus den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts, die ja sehr viel Anekdotisches enthalten, also aus Paulis „Schimpf und Ernst", Wichrams „Rollwagenbüchlein", Schumanns „Nachtbüchlein", Kirchhoffs „Wendunmuth" und anderen. Erfreulicherweise waren sich die Herausgeber darüber klar, daß das Deutsch jener Sammlungen heute nicht mehr lebendig ist. Sie haben es mit Geschick erneuert und dabei die Alten, welche selbst nur Nacherzähler schriftlicher und mündlicher Überlieferung waren, ziemlich frei wiedergegeben, ohne darum die charakteristischen Derbheiten der Zeit zu unterschlagen. Da ist ferner Grimmelshausen mit mehreren wundervollen Beispielen vertreten. Und dann begegnen wir einer großen Zahl unserer späteren Prosaisten, die sich gelegentlich an der Anekdote versuchten: Lichtenberg, C. F. D. Schubart, Kant, Goethe, Schiller, Ludwig Aurbacher[1], David Heß, Kerner, die Brüder Grimm, Gottfried Keller, G. Freytag u. a. Durchweg herrliche Stücke. Übrigens verzichtet die Sammlung auf historische Anordnung. Die Geschichten sind unter den Leitworten „Dämon", „Das Zufällige", „Liebe", „Nötigung" und „Hoffnung" gruppiert, und auch hieraus ersehe man, daß die Herausgeber keine literarhistorischen Absichten verfolgen. Sie hatten, während sie ihre Schätze zusammentrugen und, wo nötig, frisch aufpolierten, immer den gegenwärtigen Leser vor Augen und verfolgen durchaus praktische Kulturarbeit im Sinne des Kunstwartes. In der Volksbücherei ist das „Deutsche Anekdotenbuch" ganz unentbehrlich, wennschon es von Rechts wegen ein Hausbuch sein soll. Die Ausstattung ist übrigens mustergültig.

Das Bestreben, die Anekdote — als Form überhaupt — wieder zu Ehre und Geltung zu bringen, ist noch gar nicht alt. Als erster nahm

---

[1] Aurbacher strebt in seinem „Volksbüchlein" Hebel nach, ohne ihn zu erreichen. Das Werkchen wird besonders in katholischen und ländlichen Gegenden noch gern gelesen. Die Anekdote macht aber nur den kleineren Teil unter den Geschichten aus, weshalb das „Volksbüchlein" hier nicht besonders aufgeführt wurde.

sich ihrer, entflammt vom Rheinischen Hausfreund, Wilhelm Schäfer an, und er hat sie, ohne ein Nachahmer Hebels zu werden, wirklich zu neuem Leben erweckt, zu neuen Wirksamkeiten entwickelt. Die Frucht seiner bewußten Anstrengungen sind die beiden Bücher: „Dreiunddreißig Anekdoten" (7) und „Neue Anekdoten" (8) (in welchen alle bisher gesondert erschienenen enthalten sind). Aber auch in seinen anderen Dichtungen, sogar in dem Pestalozzi-Roman erweist sich Schäfers ursprüngliche anekdotische Begabung ganz klar. Er besitzt hohe Überlegenheit gegenüber dem Stoff, er übt strenge Zucht in der Sprache und hat einen Stil von geschliffener Klarheit und Festigkeit ausgebildet, eine Kunst, die freilich auch in anderen Gattungen nichts schadet. Dazu hat er noch den Sinn für die kleine, einmalige Begebenheit, die dennoch große Schlüsse zuläßt; er versteht wohl, wie man großes Schicksal im kleinen Zufall deutlich macht. Und das mit Geist, Humor und Seele.

Die Volkstümlichkeit Hebels, so sehr sie Schäfer in der Einsicht erstrebt, daß volkstümliche Kunst das Höchste sei, was Bildung vermag, erreicht er allerdings nicht in dem Grade. Dabei fehlt es ihm eigentlich nicht an der natürlichen Einfachheit der Gesinnung und des Ausdrucks. Aber vielleicht ist volkstümliche Kunst in derselben allgemeinen Geltung wie vor hundert Jahren heute nicht mehr möglich. Oder die Schuld liegt auch daran, daß Schäfer über die rein menschlichen Dinge Hebels hinaus eine zweite Absicht verfolgt. Besonders in der letzten Sammlung macht er nämlich den Versuch, deutschem Werden und Wesen in der Anekdote höchste sinnbildliche Gestalt zu geben. Der Versuch ist gelungen, nur kostet er manchmal die Einfalt und Unmittelbarkeit der Anekdote. Denn oft ist der Dichter genötigt, seiner höheren Absicht zuliebe in die Breite und Tiefe zu arbeiten, und da kann es wohl vorkommen, daß man zwar versteht, wo er hinaus will, daß indes die direkte Freude an der anekdotischen Tatsache selbst darunter leidet. Oder zumindest ist es oft nur einem wirklich gebildeten Verstande möglich, Schäfers Dichtung in ihrem vollen Sinne zu erfassen. Glücklicherweise erreicht und wirkt Schäfer deutsche Wesensgestaltung auch da, wo er ohne besondere Bewußtheit schafft. Denn er hat nicht nur den Glauben daran und den Willen dazu, sondern die ursprüngliche Gabe. Aufgabe und Berufung decken sich bei ihm, und darin liegt immer der Wert des wahren Dichters.

Ein ähnliches Kunstwollen wie Schäfer schwebt dem jüngeren Hans Franck vor, ohne daß er sich nach Inhalt und Form ernstlich mit jenem vergleichen darf. In der Erfindung sind seine Geschichten noch

am stärksten, wenn sich auch Mäßiges und sogar Gewöhnliches darunter findet. Vor allem aber fehlt dem Vortrag der Fluß, fehlt es an präziserem Aufbau, an den starken Registern, also an den besten anekdotischen Mitteln. Statt dessen drängen sich ausschweifende Reflexionen, Stimmungen und psychologische Entwicklungen vor. So auf der Mitte zwischen Anekdote und Novelle stehend, wirken die meisten Geschichten schwach. Und das erst recht, weil auch sie Anspruch auf symbolische Bedeutsamkeit erheben, wie schon der Sammeltitel „Regenbogen“ (9) andeutet. Neunundvierzig Geschichten sind da in sieben gleiche Gruppen geteilt, deren jede eine Epoche deutscher Geschichte charakteristisch versinnlichen soll. Mancher Tiefsinn ist hineingeheimnist, und manche grobe Tendenz liegt obenauf. Um aber immer zu überzeugen, dazu fehlt der tiefverbundene und zugleich überlegene Geist Schäfers. So versagt der „Regenbogen“, ohne daß er schlecht zu nennen wäre, vor den höchsten Ansprüchen, die er nun einmal herausfordert.

Lieber empfehle ich noch Paul Ernsts Komödianten- und Spitzbubengeschichten (10), obwohl auch sie sich von der oben bestimmten Anekdote, in einer anderen Richtung, entfernen. Jede der beiden Gruppen von Geschichten spielt innerhalb eines gleichbleibenden Personenkreises: die eine zwischen italienischen Theatertypen um 1600, also einer ausgesprochenen Komödiantenzeit, wo die Schauspieler ihre Bühnenfiguren noch lebten, — die andere zwischen den Bürgern, Polizisten und Gaunern des gleichzeitigen Rom, wobei es sich zumeist um die dreisten Streiche des Spitzbuben Lange Rübe handelt. Man wird manchmal an den „Eulenspiegel“ denken, doch sind Paul Ernsts Erzählungen viel feiner ausgearbeitet. Schwank-Novelletten wäre vielleicht eine passende Bezeichnung für diese köstlichen, mit meisterlich knapper Kunst hingesetzten, humorvollen, geistreichen, allem Hintersinn fernen Angelegenheiten. Und doch, ob sie gleich allermeist der spielenden Phantasie des Dichters entsprungen sein mögen, stecken sie voller Wahrheit. Die Erinnerung an die spätmittelalterliche Schwanksammlung „Wendunmuth“ — diesen gemeinsamen Titel gibt der Dichter den beiden Zyklen — ist keine Überhebung. Den Unmut zu wenden, ist das Geringste, was sie vermögen. Vielleicht kann dem einfachen Leser die historische Einkleidung, besonders bei den Komödiantengeschichten, hinderlich sein; aber sehr schwer ist es keinesfalls, sich zu einem reinen Genuß durchzufinden.

Mit diesen Büchern ist unser Vorrat an guter und brauchbarer Anekdotenliteratur zunächst erschöpft. Er ist gewiß nicht groß, dafür ist

er gut. Es geht auch gar nicht an, daß man ein und demselben Leser viele solche Bücher hintereinander gibt: Anekdoten kann man nicht nacheinander weglesen wie Romankapitel. Jede Anekdote ist eine geschlossene Einheit, und wenn sie vortrefflich ist, von so wuchtig zusammengedrängtem Gehalt, daß man nicht gleich von ihr loskommt, sondern sich eine Weile mit ihr beschäftigt, — oder man läßt sie überhaupt nicht zur vollen Wirkung kommen. Die Anekdotensammlung gleicht einem Schrank mit wertvollen Vorräten, und einen Vorratsschrank soll man nicht plündern. Man liest in Abständen, nicht viel auf einmal, sucht und blättert, um auch die bekannte Geschichte noch einmal zu bedenken. Man verhilft ihr vielleicht auch zu ihrem ursprünglichen Recht, liest sie vor oder erzählt sie. Auf diese Weise ist aber das rein passive Verhalten des Lesers, das man z. B. bei der Romanlektüre beobachtet, zum guten Teil aufgehoben[1]. Und erst recht bewahrt der Lesende seine persönliche Selbständigkeit, wenn die Begebenheiten — wie beim „Schatzkästlein" — einer Stoff- und Geisteswelt entstammen, die er, ohne gelehrte und literarische Voraussetzungen zu benötigen, nur kraft eines gesunden Sinnes zu überschauen und zu durchdringen vermag. Unter diesen Umständen ist die Anekdote geschickt, immer wieder Gemeineigentum zu werden wie das Volkslied und Sprichwort. Besseres kann die Bücherei nicht erstreben.

II.

Eine besondere Betrachtung verlangt die Gruppe der historischen Anekdoten, welche im ersten Abschnitt übergangen wurde, nämlich diejenigen Anekdoten, die sich an bestimmte geschichtliche Ereignisse und vor allem Personen anknüpfen. Ihre Zahl ist groß, ihr Wirkungsbereich kleiner. Denn während die oben behandelte literarische Anekdote, wie man sie zur Not nennen könnte, zumeist übernationale und überzeitliche Gültigkeit besitzt, tatsächlich auch ihre Stoffe aus aller Welt bezogen und in alle Welt verbreitet hat, ist der Wirkungskreis der historischen Anekdote nach Zeit und Volk mehr oder weniger beschränkt. Die Erinnerung an Friedrich den Großen lebt auf einem anderen Boden als die an Napoleon. Außerdem kommt es bei der Bewertung der historischen Anekdote auch auf ihr Verhältnis zur objektiven Tatsachenwelt an, und wie seltsam da die Dinge liegen können, sei hier nur einmal an dem Beispiel der Fridericus-Anekdote erläutert.

[1] Damit ist auch schon angedeutet, inwieweit Anekdoten sich zum Vorlesen eignen. Das rechte Maßhalten ist hier entscheidend! D. V.

Die Anekdote bemächtigte sich Friedrichs des Großen recht eigentlich erst nach seinem Tode, wenngleich schon zu seinen Lebzeiten mancherlei im Umlauf waren. Zu der Streitliteratur, die für oder gegen diesen umstrittenen Mann aufgetreten war und manche Seiten seines Wesens weithin in wahres und auch falsches Licht gesetzt hatte, gesellten sich, nachdem er hingegangen war, die Biographien mit einer Masse neuen Stoffes. Die damals beliebte Anekdotenmalerei nahm sich des Helden mit Eifer an, charakterisierte und karikierte ihn mit echten und erfundenen Zügen und brachte ihn in Verbindung mit völlig erdichteten Begebenheiten. Dazu gestaltete die mündliche Überlieferung des einfachen Volkes in Stadt und Land, im Gedenken an manche Segnungen seiner Regierung und unter dem Eindruck seines außergewöhnlichen Wesens, Eigenschaften und Taten des Königs immer weiter aus. Wie es denn überhaupt ein uraltes Mittel ist, Art und Wert eines Menschen in einer treffenden charakteristischen Anekdote festzulegen und sein Bild in dieser Form zu übermitteln. Die Geschichtschreibung selbst weist ja in ihren Anfängen lange Zeit anekdotenhafte Züge auf und hat diese zweifellos oft der volkstümlichen Überlieferung entnommen. So könnte man die historische Anekdote getrost als Geschichtschreibung des Volkes bezeichnen, sofern sie dasjenige aus seinem geschichtlichen Erleben festhält, was ihm des Gedächtnisses wert erscheint. Wobei man freilich nicht übersehen darf, daß eine solche Histoire den mannigfachsten verfälschenden, oft sogar raffiniert hervorgerufenen Einwirkungen unterliegt.

Eigentliche Geschichtschreibung, auch die primitive, unterscheidet sich freilich von der eben bezeichneten, also einer mündlichen, planlosen, kritiklosen Formung historischen Materials, ganz erheblich. Jene bemüht sich, das Wesentliche der historischen Erscheinung in möglichster Vollständigkeit zu ergreifen und zu ordnen, d. h. sie behandelt einen geschlossenen geschichtlichen Komplex im zeitlichen und Sinn-Zusammenhang. Und weil die Fähigkeit hierzu notwendig nur individuell sein kann, war wirkliche Geschichtschreibung auch jederzeit das Werk Einzelner.

Die historische Anekdote ist das Werk vieler, ihre Schöpfer bleiben fast immer anonym. Auf Chronologie verzichtet sie oder behandelt sie ganz willkürlich. Vollständigkeit wie äußere Wahrheitstreue stehen ebenfalls außer ihrer Absicht. Es kommt ihr einzig und allein auf den Einzelfall, auf die kleine nebensächliche Begebenheit an, sofern sie charakteristisch ist. Das Große wird im Kleinen nachgewiesen, durch das Teilchen eine Ahnung vom Wesen des Ganzen erzeugt oder der

historische Gegenstand in einer blitzartigen Erleuchtung (der Pointe) gezeigt. Aus dieser Absicht rechtfertigt sich auch die freie Erfindung oder Bearbeitung von Situation und Pointe, wenn nur der Zweck erreicht wird, in unserem Falle also die historische Person Friedrichs des Großen charakteristisch erscheint.

Von Mythe oder Legende braucht in solchen Fällen trotzdem noch keine Rede zu sein. Denn jene stellen immerhin die innere historische Wahrheit in ein klares Licht. Aber natürlich bleiben große historische Individuen und Ereignisse auf die Dauer auch von einer inneren Umgestaltung nicht verschont, und dann ist die Anekdote im Begriffe, legendär und mythologisch zu werden. Eine Neigung zur Entstellung hat sie sowieso an sich, sofern sie eben einzelne Charakteristika möglichst kraß hervorhebt. Und je größer der zeitliche Abstand vom geschichtlichen Objekt wird, desto willkürlicher möchte sie verfahren. So entstanden Anekdoten, in denen nur ein Teil (oft nur ein winziger Teil, wie die historische Kritik nachweist) vom ursprünglichen Wesen Friedrichs enthalten ist. Das Volk hat ihn für seine Gedankenwelt zurechtgemacht, popularisiert und dabei heroisiert und vergöttlicht. In dieser neuen Gestalt lebt und wirkt nun der Held, nicht nur als Erinnerung, sondern als mythologische Wirklichkeit weiter, und solange das nur in mündlicher Überlieferung geschieht, ist das Maß der Umgestaltung gar nicht abzuschätzen.

Im Augenblick der schriftlichen Fixierung und Verbreitung durch den Druck erleidet die Anekdotenbildung einen entscheidenden Eingriff. Das geschah z. B. schon kurze Zeit nach Friedrichs Tode. 1786 bis 1789 erschienen in neunzehn folgenden Heften bei Unger in Berlin die „Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen", eine Sammlung von zahlreichen, vorzüglich freien populären Anekdoten. Ohne Gewähr historischer Richtigkeit geben sie doch ein reiches und im großen und ganzen auch einheitliches Bild des Königs, wie es unmittelbar nach seinem Tode in der Vorstellung des Publikums weiterlebte. Zuverlässiger ist die Sammlung, welche der bekannte Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai 1788—92 in 6 Heften unter dem folgenden Titel herausgab: „Charakteristische Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Personen, die um ihn waren". Nicolai hat die Begebenheiten teils selbst erlebt, zumeist aber von Augenzeugen, insbesondere von drei ihm persönlich bekannten Gewährsmännern aus der Umgebung des Königs erfahren. Er macht sich sogar die Mühe, eine Anzahl umlaufender Anekdoten ausführlich zu widerlegen. Doch ist auch auf seine Angaben, trotz des stolzen Pochens

auf die Wahrheit, nicht in jedem Falle Verlaß, und von gelegentlicher Lobhudelei kann man ihn so wenig wie die Ungersche Sammlung freisprechen. Durch diese beiden Sammlungen wurde nun der Prozeß der mündlichen Anekdotenbildung gestört und zu einem gewissen Abschluß gebracht. Zwar konnten sie die Entstehung weiterer Anekdoten natürlich nicht hindern; dazu stand man noch zu stark unter dem Eindruck Friedrichs. Aber die über ganz Deutschland verbreiteten Sammlungen beanspruchten Autorität, da sie ja aus Friedrichs eigener Residenz, von Verehrern und sogar Augenzeugen stammten. Und so erhielten sie von ganz allein den Rang eines Musters oder Kanons, in dem die maßgebenden Züge des Königs für die populäre Einbildung festliegen (dies zeichnet eben die beiden Sammlungen vor unwichtigeren zeitgenössischen aus), und davon mochte man sich, wenigstens in der lesekundigen Öffentlichkeit, nicht allzuweit entfernen. Außerdem bezog in der Folgezeit das Volk mittelbar immer wieder Stoff aus dem Vorrate der beiden Bücher, wodurch sogar eine ziemliche Gleichartigkeit in der mündlichen Tradition verursacht wurde.

Die zwei Anekdotensammlungen sind heute weder in ihrer Vollständigkeit, noch in ihrer Fassung recht genießbar. Es befindet sich viel Abfall darunter, auch packt die zumeist mäßige Darstellung nicht mehr, und schließlich haben wir heute zu Friedrich II. auch noch ein anderes Verhältnis als die nachfolgende Generation. Dies ist sicher der Grund, daß keine Neudrucke hergestellt werden.

Es ist nun ganz aufschlußreich zu sehen, was sich aus der großen Fülle des Vorrates in unsere Zeit gerettet hat. Zu dem Zwecke seien die Anekdotenbücher vorgestellt, die seit 1914, also in einem Zeitraum erschienen, da das Interesse an Friedrich in vielen Kreisen neu erwachte und eine reiche Literatur hervorrief.

Sie gehen, mit einer Ausnahme, alle auf die Ungersche und Nicolaische Sammlung zurück. Das erste erschien 1915 als Inselbüchlein: „Anekdoten von Friedrich dem Großen" (11). Ein dünnes, solid ausgestattetes Bändchen, mit 6 Holzschnitten von Menzel, einem Auszug aus Nicolais Vorwort, einem kurzen Nachwort des Herausgebers und etlichen Seiten Anmerkungen. Maßgebender Gesichtspunkt für die Zusammenstellung der Anekdoten ist die historische Wahrhaftigkeit, d. h. es sind vor allem nachweisbare Berichte aus Nicolai aufgenommen, dagegen unsichere Erzählungen weggelassen. Das hat natürlich zur Folge, daß die typische Anekdote schwach vertreten ist, zugunsten historischer Schilderungen, die eigentlich über den Rahmen der Anekdote hinausgehen. Freilich ist dokumentarische Wahrheit, selbst in

schmeichelhafter Auswahl, immer ein Vorzug. Über die Brauchbarkeit dieser bescheidenen Ausgabe kann also kein Zweifel sein.

Das zweite Buch, „Anekdoten vom alten Fritz“ (12), eins der bekannten dünnen Jugendbücherhefte, ist für die Jugend berechnet. Es bevorzugt die populärsten, legendären Anekdoten, welche Weisheit, Mut, Gerechtigkeit und sonstige Tugenden des Königs recht drastisch oder gefühlvoll exemplifizieren. Ob dies die rechte Auswahl für die Jugend ist, stelle ich in Frage. Für die volkstümliche Bücherei scheidet das Heft schon wegen seiner buchtechnischen Mängel aus.

Das umfangreichste neuere Anekdotenbuch über Friedrich den Großen ist in der Reihe der Lutzschen Anekdotenbibliothek erschienen: „Humor Friedrichs des Großen“ (13). Es bringt in der Hauptsache eine Auswahl aus Nicolai und Unger, ohne daß der Herausgeber seine Grundsätze bekennt. Er beginnt mit dem bekannten Zerwürfnis Friedrichs mit seinem Vater und reiht dann die verschiedenartigsten Beispiele, unbekümmert um die historische Echtheit, ungefähr in chronologischer Folge bis zum Tode des Königs aneinander. Man erhält also kein authentisches, aber immerhin ein vielseitiges und in manchem ähnliches Bild des großen Königs, des furchtlosen Feldherrn, des geistreichen und schlagfertigen Gegners, des gerechten, sorgsamen Landesvaters usw. Trotz der etwas trockenen, schwerfälligen, lehrhaften und mitunter schlecht pointierten Diktion ist die Lektüre des Buches im großen und ganzen unterhaltsam und anregend. Die volkstümliche Bücherei darf diese Ausgabe, solange nichts Besseres da ist, ohne große Bedenken verwenden.

Ganz anderer Art ist die Sammlung „Königsweisheit des großen Friedrich“ (14), gleichfalls in Lutz' Anekdotenbibliothek erschienen. Wir finden da eine Zusammenstellung von Erlassen, Marginalien (Randbemerkungen), Kabinettsordern des Königs, also nachweisbaren, schriftlich niedergelegten Regierungshandlungen. Der Begriff der Anekdote ist darum eigentlich fehl am Platz, der Band gehört streng genommen gar nicht in unsere Reihe. Aber er läßt a u c h ein Bild des Königs entstehen, und zwar gerade in seiner königlichen Eigenschaft, und darum ist der Vergleich mit den Anekdotenbüchern nicht unwichtig. Denn jene dort beliebten und bewunderten Züge sind hier stark reduziert und oft vollständig widerlegt. An Stelle des populären, menschlichen, witzigen, humorvollen Friedrich, und was er noch für Tugenden haben mag, begegnet man dem typisch aufgeklärten, absoluten Despoten, dem strengen, unzugänglichen, beißenden, sparsamen,

ja geizigen, wenngleich weitsehenden und pflichtbewußten Herrscher. Wer von der Lektüre der vorigen Bücher zu diesem kommt, erfährt eine gehörige Belehrung. Übrigens setzt es eine leidliche historische Kenntnis voraus, läßt sich auch nicht als geschichtliche Einführung verwenden. Es gehört, wenn man es einstellen will, unter die Quellen zur Charakteristik Friedrichs, also in das Sachgebiet Geschichte.

Die merkwürdigste Weiterbildung der volkstümlichen Königsfigur können wir in einem Büchlein des westfälischen Dichters Josef Winckler kennenlernen: „De olle Fritz“ (15). Es ist das ein Ableger seines „Pumpernickel“, d. h. die dort geschilderte Figur des alten Schneiders Börnebrink stellt Winckler noch einmal besonders vor und läßt dieses tolle Original — er ist wahrhaftig dichtendes Volk — Anekdoten vom Alten Fritz erzählen, oder wie der Untertitel besser sagt: verschollene Schwänke und Legenden voll phantastischer Abenteuerlichkeit und schnurriger Mythe. Man muß dem Autor glauben, daß diese Geschichten in seiner Heimat wirklich erzählt wurden und daß der Schneider ihr tatsächlich die vorgelegte (plattdeutsche) Fassung gegeben hat. Dann macht man aber an einem Falle, wo die Phantasie niemals durch eine schriftliche Fixierung aufgehalten oder geleitet wurde, die erstaunliche Beobachtung einer reinen Legendenbildung, die mit der historischen Figur in ganz phantastischer Freiheit geschaltet hat, so daß nur noch lose Beziehungen zu ihr erkennbar sind. Der König ist hier einfach der klügste Kerl der Welt, ein Eulenspiegel, ein Schalk, ein Teufelskerl, ein Hexenmeister, ein toller Bursche, der die gewagtesten Stückchen ausführt, der frißt, säuft, mit den Bauern Kegel schiebt, durchs offene Fenster einsteigt, das Recht der ersten Nacht bei der Bauernbraut begehrt, einen Mann zum Hahnrei macht, von der Kanzel herab schimpft und wettert, mit der Hexe zum Tanzplatz reitet, den Teufel nasführt usw. Manchmal erinnert eine Begebenheit an die altbekannten Anekdoten, die allermeisten sind aber durchaus nicht mehr typisch für den Preußenkönig und könnten ebensogut einer anderen volkstümlichen Figur zugeschrieben werden. Um so mehr wirken sie als Dichtung: kraftvoll, lebendig, aus dem Herzen zusammenfabuliert und voll des besten, ungeniertesten, auch unanständigen Humors. Kein Buch gerade für Kinder und Empfindsame, aber urwüchsige Volksphantasie. Der Dichter bekennt selbst, wieviel er ihr verdankt: „Lieber Börnebrink“, redet er im Nachwort seinen Schneider an, „du hast den ersten Mythos des Heldentums über meine Seele geworfen! Nicht in steifer Gottähnlichkeit — menschlich ohne Maßen, mit urheidnischer Witterung für das Dämonische hast du mir Fridericus Rex von der Sohle des

Volksborns emporgehoben, längst bevor er jetzt wieder in tiefster nationaler Not Mode ward!"

Ist die Verschiedenartigkeit der historischen Anekdote an den paar Beispielen klar geworden, dann braucht es keine weitere Begründung dafür, daß über die Art ihrer Verwendung keine allgemeine Regel gelten kann. Ob sie dem eigentlich historischen Interesse näher oder ferner steht, ob sie vorzüglich auf die Epoche oder die Persönlichkeit oder den Repräsentanten oder die Absonderlichkeit gerichtet ist, ob sie Geschichte nebenbei illustriert oder zusammenfassend symbolisiert oder sehnsüchtig idealisiert oder entstellt, das ist erst im Einzelfalle festzustellen. Dort, wo die Anekdoten eine historische Figur in solcher Üppigkeit umranken wie Friedrich, Napoleon, Bismarck, liegt natürlich immer ein gut Teil Heldenverehrung zugrunde, man kann aber nicht übersehen, daß diese Literatur auch gern in reaktionärer Absicht mißbraucht wird.

Unsere Betrachtung gibt einen Fingerzeig, welche weitere Lektüre sich nötigenfalls an die historische Anekdotensammlung anknüpfen läßt: nämlich Memoiren, Selbstbiographien, biographische Romane und Lebensbilder, soweit sie anekdotischen Charakter haben. Daß dies bei den beiden erstgenannten zutrifft, ist ja bekannt. Sie gehen nur insofern andere Wege als der Anekdotenkranz, als es ihnen auf den folgerichtigen Zusammenhang ankommt, betreffe er nun Ereignisse oder Charakter oder Schicksal. Die Anekdoten werden untereinander in einen Zusammenhang, in eine größere (aber nicht wissenschaftliche oder systematische) Ordnung eingefügt. Eine ähnliche Rolle können sie auch im biographischen Roman spielen, wofür als Beispiel nochmals Wilhelm Schäfers „Lebenstag eines Menschenfreundes" anzuführen ist. Und daß selbst eine Biographie in vorwiegend anekdotischen Zügen aufgebaut werden kann, belegt am treffendsten Kiellands „Rings um Napoleon"[1].

Memoiren, Selbstbiographie, biographischer Roman und Lebensbild bedeutender historischer Persönlichkeiten müssen uns sogar in den meisten Fällen eine selbständige Anekdotenliteratur ersetzen; denn zu einer solchen bringt es nur eine geringe Anzahl von Heroen. Allerdings läßt sich aus jenen größeren Gebilden das Anekdotische heraussuchen und in besonderer Absicht zusammenstellen, wofür als letzte noch einige Beispiele angeführt seien. Hartmanns „Künstlerwäldchen" (16) und „Künstlerspiegel" (17), das sind zwei einander ganz ähnliche Bücher, die — ohne Wiederholung — Maler-, Bildhauer- und

[1] Achte Auflage Leipzig 1924 bei Georg Merseburger.

Architekten-Anekdoten aus sechs Jahrhunderten, von den Brüdern van Eyck bis zu Liebermann, in zeitlicher Reihenfolge aufführen. Allgemeines Verständnis können sie natürlich nur zum kleineren Teil beanspruchen, denn nur wenige Künstler sind so populär geworden wie Menzel oder Zille; aber Liebhabern der bildenden Kunst werden sie manches Vergnügen bereiten. Wieder macht man bei der Lektüre dieser Bücher oder der „Spieldose" (Musikeranekdoten, 18) die Beobachtung, wie aufschlußreich über Wert und Wesen eines Menschen und seines Tuns, hier also über seine Kunst und dann auch über das Metier überhaupt, manchmal die Anekdote sein kann. Dies stellen wir fest ohne alle Überschätzung und nur zur gebührenden Rechtfertigung. Denn daß es mehr wertlose als wertvolle Anekdoten gibt und zumal daß sie nur selten in so gediegener Fassung und voll von solch innerem Reichtum anzutreffen sind wie etwa bei Hebel, braucht ohnedies nicht versichert zu werden.

Bücherliste

1) Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes von J. P. Hebel. Mit 60 Holzschnitten. Original-Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 282 Seiten. Vergriffen.

2) Die schönsten Geschichten aus Hebels Rheinländischem Hausfreund. Mit einer Lebensbeschreibung des Dichters von Karl Hesselbacher. Lahr 1926, M. Schauenburg. 240 Seiten mit Abbildungen. Preis geb. 5.— RM.

3) Anekdoten von Joh. Peter Hebel. Mit einer Einführung von Hans Franck. Reichenberg 1924, Gebr. Stiepel G. m. b. H. 132 Seiten. Preis geb. 2.10 RM.

4) Joh. Peter Hebel, Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes. Für die Jugend zusammengestellt von Gustav Plieninger. Neu durchgesehen von Karl Hobrecker. Stuttgart 1927, Union. 174 Seiten. Preis kart. 1.80 RM. (Union-Jugendbücherei.)

5) Joh. Peter Hebel, Erzählungen aus dem Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes. Mit vielen Bildern von H. Stockmann. München 1925, G. W. Dietrich. 72 Seiten. Preis geb. 3.75 RM.

6) Deutsches Anekdotenbuch. Eine Sammlung von Kurzgeschichten aus vier Jahrhunderten. Herausgegeben vom Kunstwart durch Hermann Rinn und Paul Alverdes. München 1927, G. D. W. Callwey. 315 Seiten. Preis 4.50 RM.

7) Wilhelm Schäfer, Dreiunddreißig Anekdoten. Zweite Auflage. München 1921, Georg Müller. 391 Seiten. Preis geb. 3.50 RM.

8) Wilhelm Schäfer, Neue Anekdoten. München 1926, Georg Müller. 376 Seiten. Preis 6.— RM.

9) Hans Franck, Der Regenbogen. Siebenmalsieben Geschichten. 7 Bände. Leipzig 1927, H. Haessel. 507 Seiten. Preis 5.— RM.

10) Paul Ernst, Wendunmuth. Komödianten- und Spitzbubengeschichten. München 1920. Georg Müller. 452 Seiten. Preis 7.50 RM.
Jetzt in: Paul Ernst, Gesammelte Werke, Abt. 1, Bd. 5.

11) Anekdoten von Friedrich dem Großen. Leipzig 1915, Insel-Verlag. 83 Seiten. Preis geb. —.90 RM.

12) Anekdoten vom alten Fritz. Reutlingen 1919, Enßlin & Laiblin. 32 Seiten. Preis —.20 RM. (Bunte Jugendbücher.)

13) Humor Friedrichs des Großen. Anekdoten, heitere Szenen und charakteristische Züge aus dem Leben Friedrichs II. Bearbeitet von Fr. Schmidt-Hennigker. 14. Auflage. Stuttgart 1927, Robert Lutz. 192 Seiten. Preis 2.25 RM. (Jetzt Verlag von Otto Muhl, Stolp i. Pommern.)

14) Königsweisheit des großen Friedrich. Herausgegeben von Leo Loßburg. Zweite Auflage. Stuttgart 1914, Robert Lutz. 286 Seiten. Preis 2.50 RM.

15) De olle Fritz. Verschollene Schwänke und Legenden voll phantastischer Abenteuerlichkeit und schnurriger Mythe, gesammelt und herausgegeben als Niederdeutsches Andachtsbüchlein von Josef Winckler. Bremen 1926, Carl Schünemann. 100 Seiten. Preis geb. 3.60 RM.

16) Das Künstlerwäldchen. Maler-, Bildhauer- und Architekten-Anekdoten von Alfred Georg Hartmann. Zweite Auflage. Berlin 1918, Bruno Cassirer. 242 Seiten. Vergriffen.

17) Der Künstlerspiegel. Maler-, Bildhauer- und Architekten-Anekdoten aus sechs Jahrhunderten von Alfred Georg Hartmann. München 1920, F. Bruckmann A.-G. 225 Seiten. Preis geb. 4.— RM.

18) Die Spieldose. Musiker-Anekdoten. Gesammelt und erzählt von Ernst Decsey. Zweite Auflage. Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachfolger. 190 Seiten. Preis geb. 4.— RM.

Dr. Walter Hoyer

Weltkonferenz für Erwachsenenbildung

Cambridge 1929

Der Weltbund für Erwachsenenbildung (World Association for Adult Education), der gleich nach Kriegsende von Dr. Albert Mansbridge, dem Gründer und langjährigen Führer der englischen Gesellschaft für Arbeiterbildung (Workers' Educational Association) gegründet ist, hat sich in den 10 Jahren seines Bestehens aus einer zunächst vorwiegend angelsächsisch bestimmten zu einer weltweiten Organisation der Erwachsenenbildung entwickelt. Die erste Weltkonferenz des Bundes, die vom 22.—29. August d. J. in Cambridge stattgefunden hat, bot — aufs Ganze gesehen — einen verhältnismäßig guten Überblick über den Stand der Erwachsenenbildung der Gegenwart. Dieses informatorische Bemühen des Kongresses wurde unterstützt durch ein während der Konferenz erschienenes Handbuch (International Handbook of Adult Education[1]), das auf 476 Druckseiten das Erwachsenenbildungswesen der folgenden Länder schildert: Australien, Österreich, Belgien, Bulgarien, Tschechoslowakei, Dänemark, England, Finnland, Frankreich, Deutschland, Holland, Ungarn, Indien, Italien, Japan, Neuseeland, Norwegen, Palästina, Polen, Rumänien, Spanien, Schweden, Schweiz, Vereinigte Staaten von Amerika, Wales, Jugoslawien.

Schon aus dieser Aufzählung der Länder aber geht hervor, daß die informatorische Leistung des Kongresses nur mit wesentlichen — von der Kongreßleitung auch durchaus zugegebenen — Einschränkungen gelungen ist. Von europäischen Ländern fehlte vorab Rußland mit seinen interessanten und ernst zu nehmenden Bemühungen um die Erwachsenenbildung; von anderen wichtigsten Ländern fehlten China und Südamerika. Aber auch noch in anderer Richtung ist das Bild, das der Kongreß von der Weltlage der Erwachsenenbildung gab, fragmentarisch geblieben: bei der Bemühung, in die Tagesordnung des Kongresses an Vorträgen, allgemeinen und Gruppen-Versammlungen das Äußerste an Menge und Umfang hineinzubringen, blieb es bei den meisten Themen doch im wesentlichen bei einer allerersten Information, die sich noch dazu meist gerade auf die Seiten der Aufgaben bzw. Verhältnisse bezog, die auch sonst in der Literatur verhältnismäßig am besten bekannt sind. So hatten wohl viele den Eindruck, daß die besonderen Probleme der Arbeiterbildung, die doch die zentralen Probleme der heutigen Erwachsenenbildungsarbeit sind, während der Tagung nicht in dem doch wohl erforderlichen Maße im Mittelpunkt standen; und dieser Eindruck wird bei genauerer Durchsicht des „Handbuches" nicht abgeschwächt.

---

[1] Verlag der World Association for Adult Education, 16 Russell Square, London WC 1. Eine ausführlichere Anzeige wird noch in den „Heften" erfolgen.

Trotzdem wäre es ganz falsch, die Bedeutung des Kongresses zu unterschätzen oder gar gänzlich zu leugnen. Die Gelegenheit, daß 400 an der Arbeit der Erwachsenenbildung in über 40 verschiedenen Ländern interessierte Menschen 8 Tage lang in größeren und kleineren Gruppen zusammensind und ihre Fragen voreinander ausbreiten, ist an sich schon nicht ohne Wert. Und wenn dabei — was unausbleiblich ist — vielerlei Beziehungen von Mensch zu Mensch geknüpft werden, von denen doch manche auch Dauer haben werden, so kann das auf die Arbeit der Gruppen und der Einzelnen auch dann fruchtbare Wirkungen ausüben, wenn die Voraussetzungen und Zielbestimmungen der Arbeit der verschiedenen Gruppen sich weitestgehend voneinander unterscheiden.

Daß solche Verschiedenheit des Ausgangs- und Zielpunktes vielfach vorlag, kann für die Konferenz allerdings nicht bestritten werden. Wie groß diese Verschiedenheit war und sein mußte, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man etwa bedenkt, wie die Erwachsenenbildung sich in einem reichen, mit westlicher Tradition gesättigten, von wenigen Millionen Menschen bewohnten Land wie Holland ansieht und wie anders etwa in Indien, wo Hunderte von Millionen Menschen zu dem, was ihnen als europäische Kultur entgegentritt, ihre Stellung erst gewinnen müssen und dabei in die mannigfaltigsten Spannungen geistiger, ökonomischer und nationaler Art zu dem ihnen ursprünglich fremden Bildungsinhalt geraten und doch schon aus Gründen der nationalen Selbsterhaltung es nicht vermeiden können, westlichen Einflüssen offen zu sein. Aber auch wo es sich um Länder mit viel geringerer Verschiedenartigkeit handelt, liegen die Dinge auf dem Gebiet des Erwachsenenbildungswesens ganz verschieden: England mit dem starken öffentlichen Bewußtsein seiner Bürger, Amerika mit seinem geradezu leidenschaftlichen Glauben an „education", Deutschland mit seiner ganz eigenartigen Fragestellung und seiner weltanschaulich-politischen Mannigfaltigkeit; größer kann die Verschiedenheit nicht sein. Trotz alledem hat sich aber auf dem Kongreß gezeigt — und das ist sein erstes sehr wichtiges Ergebnis —, daß in allen Ländern die Erkenntnis sich durchzusetzen beginnt, daß Erziehung etwas ist, was nicht auf eine bestimmte physiologisch bedingte Periode im Menschenleben beschränkt ist, sondern eine Angelegenheit, die so lange Bedeutung hat, wie wir leben. Es dürfte nicht schwer sein, sich klarzumachen, welche außerordentliche Bedeutung eine solche Überzeugung hat, wenn sie wirklich in das öffentliche Bewußtsein eindringt.

Eine inhaltliche Klärung oder gar Einigung darüber, was nun Erwachsenenbildung sei, welches ihr Ziel, welches ihre Wege seien, ist natürlich nicht erreicht worden. Über die gemeinsame Überzeugung von der Wichtigkeit der Erwachsenenbildung überhaupt hinaus bestand der Beitrag der Konferenz auf objektivem Gebiete darin, daß einige wichtige Sonderprobleme der Erwachsenenbildungsarbeit in unserem europäisch-amerikanischen Kulturkreis in kleineren Arbeitskreisen erörtert und, wo nicht gültige Ergebnisse, so doch wertvolle Anregungen aufgenommen wurden, die sich hoffent-

lich für die Arbeit der einzelnen Delegationsmitglieder fruchtbar machen lassen.

Die Konferenz war in Plenarversammlungen und in Gruppenbesprechungen aufgeteilt; die Plenarversammlungen fanden vormittags, die Gruppenbesprechungen nachmittags statt. Da nachmittags stets mehrere Gruppen tagten, mußte der einzelne Konferenzteilnehmer sich das ihn Interessierende heraussuchen. Das führte bisweilen dazu, daß man wegen der Gleichzeitigkeit mehrerer interessanter Gruppensitzungen manches zwangsläufig versäumte. Die Themen der Plenarversammlungen waren: 1. Grundsätze und Aufgaben der Erwachsenenbildung. 2. Extensive und intensive Erwachsenenbildung. 3. Erwachsenenbildung und Industriearbeiter. 4. Humanistische und technische Bildung in ihrer Beziehung zueinander. Von den etwa 20 Gruppenbesprechungen hebe ich die folgenden Themen hervor: Ländliche Erwachsenenbildung, Frauenfragen, Settlements und Erwachsenenbildung, Büchereifragen, Radio, Universitätsausdehnung, die Bekämpfung des Analphabetentums.

In den Plenarversammlungen war keine Möglichkeit zur Diskussion vorgesehen; man hatte versucht, die Mannigfaltigkeit möglicher Auffassungen dadurch zur Geltung kommen zu lassen, daß zu jedem Thema drei oder mehr Redner sprachen. In den Gruppenversammlungen dagegen war Gelegenheit zur Aussprache gegeben und wurde in mehreren Gruppen auch recht lebhaft benutzt.

Die Höhepunkte der Plenarversammlungen scheinen mir gelegen zu haben: in der Eröffnungsrede des derzeitigen englischen Unterrichtsministers Trevelyan, der die entscheidende Bedeutung der Erwachsenenbildungsarbeit für die Entwicklung der Labour Party betonte, in dem Referat Professor Wilhelm Flitners-Hamburg über extensive und intensive Erwachsenenbildung, das eine ausgezeichnete Darstellung dessen gab, was die heute ausschlaggebende Gruppe deutscher Erwachsenenbildner unter diesen Schlagworten versteht (es ist sehr zu hoffen, daß Flitner dies Referat veröffentlicht; ich glaube, mancher Streit innerhalb der deutschen Volksbildner könnte danach als erledigt betrachtet und die Kräfte für wichtigere Aufgaben freigemacht werden), und dem Vortrag Spencer Millers-New York (Leiter des amerikanischen Büros für Arbeiterbildung), der die Härte und die Möglichkeiten des Arbeiterschicksals in der modernen durchindustrialisierten Wirtschaft mit großer Eindringlichkeit zeichnete und zu dem Ergebnis kam: „das Verhältnis zwischen Arbeit und Muße gewinnt eine neue psychologische Bedeutung. Um heute Arbeit leisten zu können, muß man wirklich Mitglied der Gemeinschaft sein; die Erwachsenenbildung muß Arbeit und Freizeit dienlich sein, wenn sie die Bedürfnisse des Industriearbeiters ausreichend befriedigen soll. — Die Erwachsenenbildung des Industriearbeiters ist deshalb mehr als ein Versuch, eine Klasse ökonomisch frei zu machen. Sie will das Streben des Arbeiters unterstützen, im wechselnden Charakter des Maschinenzeitalters sein wirkliches Verhältnis zu seinen Mitarbeitern, zur Gemeinschaft und zur Welt zu

finden. Deshalb dient sie der Allgemeinheit wie dem Einzelnen, der Heimat wie der Welt".

Von besonderem Interesse für die Mitarbeiter an den Volksbüchereien war die Sondersitzung über Büchereiarbeit und Erwachsenenbildung. Unter dem Vorsitz von Fräulein Linda A. Eastman, Bibliothekarin in der wohl bibliothekarisch am stärksten entwickelten amerikanischen öffentlichen Bücherei von Cleveland (Ohio), sprachen ein tschechischer, ein englischer und ein deutscher Bibliothekar über die besonderen Fragen der Büchereiarbeit ihres Landes. Fräulein Eastman gab zunächst einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Büchereiwesens in Amerika und zeigte besonders, in wie nahem Zusammenhang das Büchereiwesen der Vereinigten Staaten mit dem Streben vieler jungen Menschen stünde, über den Stand elementarer Kenntnisse hinaus zu umfangreicherem Wissen vorzudringen. Sie wies dabei vor allem auf die stark anregende Wirkung des Kriegs-Büchereidienstes hin, der von amerikanischen Büchereiverbänden organisiert und geleitet worden war, und dessen Ergebnisse manche Bibliothekare in ihrer Nachkriegstätigkeit zu viel entschlossenerem Wirken auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung angetrieben hätten. Einen weiteren starken Antrieb sah sie in der Wirksamkeit der „Carnegie Corporation", deren Ziel die „Förderung und Verbreitung von Wissen und Verstehen im Volke" ist. Fräulein Eastman berichtete dann über die Bemühungen, den Lesern Auskunft und Beratung seitens der Bücherei zu vermitteln. Zu diesem Zweck ist der Bücherei eine besondere Auskunftsstelle angegliedert, die Einzelnen und Gruppen zur Verfügung steht. Hier fügt sich besonders glücklich die im amerikanischen Volk offenbar sehr starke Tendenz, Kurse für Erwachsenenbildung abzuhalten, in die Büchereiarbeit ein. Der wichtigste Dienst aber, den die Bücherei im Sinne der Erwachsenenbildung leistet, gilt den Einzelnen. Soweit junge Menschen mit wirklichem Lernwillen in die Bücherei kommen, ist ein beratender Bibliothekar jederzeit zu ihrer Hilfe bereit. Diese Berater sollen, wie Fräulein Eastman sagte, über reiches erzieherisches und literarisches Wissen verfügen; sie stellen für die Leser ganze Leselisten auf und beraten sich mit ihnen außerdem über den Gang ihrer Studien, den Besuch von Kursen in den Erwachsenenschulen usw. Diese starke Betonung der Beratungsfunktion der öffentlichen Büchereien ist in der amerikanischen Büchereientwicklung etwas Neues. Bisher haben von den vielen Hunderten amerikanischer öffentlicher Büchereien nur etwa 20 solche beratende Bibliothekare angestellt. Die Bewegung geht aber weiter und wird sicher in den nächsten Jahren noch viel stärker werden. Dabei sind sich, wie Fräulein Eastman betonte, die amerikanischen Bibliothekare darüber klar, daß damit eine Fülle neuer Fragen vor ihnen auftaucht, für die sie zunächst noch keine Antwort finden. Die American Library Association, deren Geschäftsführer an dem Cambridger Kongreß teilnahm, ist an diesen Fragen ganz besonders interessiert und setzt viel Mühe daran, auf diesem Gebiet neue Wege und geeignete Hilfsmittel zu schaffen. Hervorgehoben

seien in diesem Zusammenhang drei Arbeitspläne des „Board on the Library and Adult Education“:

1. Kurze Lesekurse in verschiedenen Fächern, von einem Fachmann auf dem betreffenden Gebiet bearbeitet und mit einer Einleitung versehen. Über 40 solcher Lesekurse sind bis jetzt veröffentlicht worden. Die „American Library Association“ hat in 4 Jahren mehr als eine halbe Million Exemplare verkauft, und die Büchereien haben Belege von Tausenden von Lesern, die eines oder mehrere dieser „Lies mit einem Ziel“-Hefte durchgearbeitet haben. Im 11. Bd. der „Hefte“ ist darüber bereits berichtet (S. 88ff.).

2. Eine Liste lesenswerter Bücher. Wer einmal im Kreise von Erwachsenen von begrenzter Schulbildung mit Büchern zu tun hatte, weiß, wie schwer es ist, Bücher (in englischer Sprache wenigstens) zu finden, die inhaltlich „erwachsen“ sind und zu gleicher Zeit einen einfachen, interessierenden Stil und ein anziehendes Format haben. Eine Kommission hat die wünschenswerten Kennzeichen solcher Bücher untersucht und formuliert und ist eben dabei, eine Versuchsliste von mehreren hundert Büchertiteln zu veröffentlichen, die nach bisheriger Prüfung diesen Erfordernissen am ehesten genügen. Es wird der Wunsch ausgesprochen, daß gute Autoren ihre Feder in den Dienst dieser Buchgattung stellen.

3. Eine Untersuchung über Lese-Gewohnheiten. Ein von der „American Library Association“ und der „American Association for Adult Education“ gemeinsam eingesetztes Komitee befaßt sich mit der Untersuchung der Lese-Gewohnheiten. Das Ergebnis wird in diesen Tagen veröffentlicht und dürfte in mehrfacher Hinsicht für die Frage Büchereien und Erwachsenenbildung von Bedeutung sein.

Von dieser Fragestellung aus war es verständlich, daß vor allem die amerikanischen Bibliothekare mit besonders lebhaftem Interesse dem Referat folgten, das der Unterzeichnete über die deutschen volkstümlichen Büchereien zu erstatten hatte. Die Ausmaße und Zahlen, mit denen die amerikanischen Bibliothekare und, wie sich dann herausstellte, auch die englischen zu rechnen haben, lassen sich nicht ohne weiteres mit denen der deutschen Büchereien vergleichen. Aber die Probleme der Beratung scheinen in dem neueren deutschen volkstümlichen Büchereiwesen in sehr viel eindringlicherer Weise bearbeitet worden zu sein, als das in Amerika und England der Fall ist. Der Unterzeichnete schilderte kurz Ziel und Arbeitsweise der neuen deutschen volkstümlichen Bücherei und zeigte besonders, wie in Aufbau und Vermittlung des Buchbestandes die erwachsenenbildnerischen Aufgaben der volkstümlichen Bücherei als die entscheidenden Gestaltungs-Prinzipien anzusehen sind.

Im Anschluß daran berichtete Herr Stanislav Rambousek, der Sekretär des Vereins der Volksbibliothekare der Tschechoslowakei, über den Stand des tschechoslowakischen Büchereiwesens. Er berichtete über die Folgen des Büchereigesetzes in der Tschechoslowakei, das seit zehn Jahren in Geltung

ist. Dazu teilte er Zahlen mit, die das außerordentliche Wachstum der Büchereien erwiesen. So ist in den Jahren 1920/27 die Zahl der tschechischen Bibliotheken von 2885 auf 8527 gestiegen, die Zahl der slowakischen von 754 auf 2746, die der deutschen von 458 auf 3047. Entsprechend ist auch die Zahl der Ausleihen gewachsen.

Als Vertreter des englischen Büchereiwesens berichtete Herr Oberst Luxmoore Newcombe, beratender Bibliothekar der Londoner Central Library for Students. Die Abteilung der Zentralbibliothek, über die er besonders berichtete, dient der Förderung der an den verschiedenen Erwachsenenbildungskursen teilnehmenden Schüler. Sie können sich durch Vermittlung ihrer örtlichen Bücherei von der Zentralbibliothek die für ihr Studium erforderlichen Bücher leihen, eine Aufgabe, die gesehen von dem Standpunkt der englischen Erwachsenenbildung sicher durchaus wichtig ist, im Zusammenhang der allgemeinen Diskussion über öffentliches Büchereiwesen aber nur als Einzelproblem zu betrachten ist.

Das kam bei der kurzen, an die Referate anschließenden Diskussion auch sehr deutlich zur Geltung. Abgesehen von einer Frage, die an den tschechoslowakischen Referenten gestellt wurde, woher die für die große Zahl der in wenigen Jahren entstehenden Büchereien geeigneten Bibliothekare hätten genommen werden können, richtete sich die Hauptdiskussion darauf, Genaueres über die deutsche volkstümliche Büchereiarbeit zu erfahren, insbesondere über die Untersuchungen zur Feststellung der Hauptinteressen der Leserschaft und über die Maßnahmen zur Durchführung individueller Buchausleihe. In der allgemeinen Diskussion konnte infolge der beschränkten Zeit nur wenig dazu gesagt werden. Im Anschluß an die Sitzung aber wurden mehrere persönliche Zusammenkünfte zunächst zwischen amerikanischen, englischen und deutschen Bibliothekaren vereinbart, dann auch eine weitere allgemeine Diskussion angesetzt, bei der diese Fragen weiter behandelt werden konnten. Als eine der entscheidenden Fragen erwies sich dabei die: Freihand oder Ausleihe durch den Bibliothekar. Das Freihand-System ist in Amerika für den wichtigsten Teil der öffentlichen Bücherei in Geltung. In England hat es sich in den letzten 20 Jahren gleichfalls durchgesetzt, und auch in den skandinavischen Ländern ist es im Gebrauch[1]. Diese Frage ist natürlich bei der Diskussion der Bibliothekar-Sektion nicht zur Klärung gekommen. Was aber erreicht wurde, war, daß ein sehr ernsthafter Austausch der Argumente stattfand und daß der Beschluß gefaßt wurde, auch weiterhin über diese Fragen in Fühlung zu bleiben; ja, es wurde sogar angeregt, einen Austausch von Bibliothekaren ins Auge zu fassen, ähnlich dem, der schon jetzt zwischen den wissenschaftlichen Bibliothekaren der verschiedenen Länder stattfindet, um zu versuchen, nicht nur theoretisch miteinander die Fragen der Büchereiorganisation zu erörtern, sondern auch praktische Anschauungen von Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Arbeit zu gewinnen.

[1] Wie mir kürzlich erzählt wurde, scheint man in den kleineren Büchereien in Dänemark eine Kombination von Freihand und Bibliothekar-Ausleihe zu verwenden.

Es ist beim Weltbund für Erwachsenenbildung eine Resolution der amerikanischen Bibliothekare eingebracht und angenommen worden, der Weltbund wolle die Frage der Büchereiarbeit in Zukunft in noch höherem Maße berücksichtigen, als das bisher geschehen ist.

Es ist zu hoffen, daß die Aussprachen, die durchweg in einem kollegialen Geist geführt wurden, sich auch für die Arbeit der Zukunft praktisch auswirken.

Der Weltbund als Ganzes hat mit diesem Kongreß den Beweis erbracht, daß sich trotz aller Verschiedenheit der Erwachsenenbildung der verschiedenen Länder das Zusammenkommen zur gemeinsamen Erörterung der großen Fragen dieses Arbeitsgebietes wohl lohnt.

Abgesehen von den fachlichen Erträgnissen des Kongresses ist als organisatorisches Ergebnis festzustellen, daß der Weltbund sich jetzt eine seiner internationalen Aufgabe entsprechende Verfassung geschaffen hat, auf Grund deren in Zukunft in höherem Maße als bisher die Zusammenarbeit der verschiedenen Völker im Rahmen des Weltbundes möglich sein wird. Schließlich muß betont werden, daß der Eindruck des Kongresses gewiß nicht so schön gewesen wäre, wenn nicht eine so eigenartig reizvolle Stadt wie Cambridge seinen Hintergrund gebildet hätte. Einige Zeit in einem Cambridger College zu leben, heißt etwas von dem Geist des englischen Volkes spüren, das mit der gleichen Sicherheit die Überlieferungen vergangener Jahrhunderte bewahrt und die neuzeitlichsten Fragen in fortschrittlichstem Geist erörtert und zu lösen strebt.

Heinrich Becker

Die Etats der deutschen Volksbüchereien

Ein Rückblick auf die Entwicklung von 1895—1927

Im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 1929, Nr. 196, 202 u. 206 ist eine ausführliche Darstellung über die Entwicklung der Etats in den deutschen Öffentlichen Büchereien von Gerhard Schönfelder erschienen. Da diese Darstellung nur einem beschränkten Kreis zugänglich ist, haben wir den Verfasser gebeten, für die „Hefte“ die folgende Zusammenfassung zu geben. D. S.

I.

In dem von Prof. Dr. Menz geleiteten Seminar für Buchhandelsbetriebslehre an der Leipziger Handelshochschule wurden neben anderen bildungswirtschaftlichen Einzelfragen in der letzten Zeit auch die Etats der deutschen Bibliotheken genauer untersucht (vgl. „Hefte“, 12. Bd. 1928, S. 354/55). Die unmittelbare Absicht war die Durchforschung bestimmter buchhändlerischer Markt- und Absatzverhältnisse. Die Arbeit führte aber notwendig in die weiteren Zusammenhänge der deutschen Bildungswirtschaft hinein und damit in ein wissenschaftlich stark vernachlässigtes Gebiet. Mit der üblichen Betrachtung gewisser isolierter Zahlenreihen ist dabei wenig getan. Die erste Voraussetzung für eine kritische Betrachtung der wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Bibliotheken ist vielmehr die Untersuchung der Betriebsstruktur und des Bestandsaufbaues der einzelnen Büchereitypen, d. h. neben den Zahlen der bibliothekarischen Finanzstatistik sind auch die der Betriebsstatistik heranzuziehen. Die sich dabei ergebenden Tatsachen sind durchaus verschieden und mannigfaltig. Sie bedürfen einerseits einer individuellen Interpretierung aus ihren besonderen Verhältnissen heraus, andrerseits sind sie einzuordnen in die größeren bildungswirtschaftlichen und kulturpolitischen Zusammenhänge, mit denen sie in enger Wechselwirkung stehen. Zu bestimmten Folgerungen wird man jedoch erst dann gelangen, wenn die Untersuchung die Entwicklung in einem bestimmten Zeitabschnitt umspannen kann. Das Ergebnis solcher Arbeit wird natürlich von dem Material abhängen, das zur Verfügung steht. Die Volksbüchereien, für die hier das Resultat der eingangs erwähnten Untersuchungen auszugsweise mitgeteilt wird, teilen mit den anderen Bibliotheksgattungen weitgehend den Mangel, daß dieses Material heute noch sehr lückenhaft, und soweit es der Statistik entnommen werden muß, recht unmethodisch und systemlos, daher auch unzuverlässig ist. Sie haben aber den Vorzug, daß sie als Teil der Volksbildungsbewegung gerade hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Organisation die Öffentlichkeit stets ganz anders beschäftigt haben als die wissen-

schaftliche Bibliothek. So ist z. B. der Büchereibewegung um die Jahrhundertwende eine Fülle von Einzelmaterial zu verdanken. In diesem Zusammenhang ist auch die halbamtliche Statistik im „Jahrbuch deutscher Städte" schon frühzeitig zu nennen. So vielseitig auch sonst noch das in Jahrbüchern, Haushaltplänen, Einzelschriften und Zeitschriften enthaltene Material vorliegt, so ist doch die Anlage und Verarbeitung dieser zu ganz verschiedenen Zeiten hier und dort aus den einzelnen Teilen des Büchereibetriebes gewonnenen Unterlagen von einander stark abweichend. Dies gilt besonders für die Betriebsstatistik (Bestands- und Benutzungsstatistik), bei der selbst in den für die Gegenwart in erster Linie heranzuziehenden Bänden des „Jahrbuches der Deutschen Volksbüchereien" noch Wünsche offen bleiben. Diese Mängel sind — wenigstens zum Teil — dadurch begründet, daß im Laufe der Zeit sich die Grundlagen der volkstümlichen Büchereiarbeit in ihrem ganzen Wesen und Inhalt gewandelt haben. Daher können auch nicht die Büchereien selbst in ihrer wechselnden Gestaltung, ihre Leistungen, untersucht werden, sondern allein die finanziellen Mittel, die zu verschiedenen Zeiten in Deutschland für sie aufgewendet worden sind. In diesem Sinne sind also nicht die geistigen, sondern allein die wirtschaftlichen Voraussetzungen, d. h. die Aufbringung und die Verteilung der Mittel zu betrachten. Diese sind aber in ihrem Umfange und in ihrer Dringlichkeit abhängig von der Organisation der Bücherei im weitesten Sinne des Wortes. Es ist daher einmal das Verhältnis zwischen Etat und Betriebsstruktur und dann das Verhältnis zwischen Bestands- und Etataufbau zu untersuchen.

Auf dem zur Verfügung stehenden Raume können diese Zusammenhänge nur angedeutet werden. Für einen Vergleich der Etatziffern sind die absoluten Zahlen aus naheliegenden Gründen wenig verwertbar. Sie setzen völlige Gleichheit der Vergleichsobjekte voraus. Die Zahlen der auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Mittel bieten dagegen in ihrer einfachen Relation viele Vorteile. Aus Mangel an zuverlässiger zu errechnenden anderen Zahlen ist man heute noch weitgehend auf sie angewiesen. Die Zahlen der Bandentleihungen bzw. der Kostensatz pro ausgeliehener Band sind als Vergleichsgrundlage weniger brauchbar als der Normalkostensatz pro Leser. Es darf hier auf die Ausführungen Walter Hofmanns verwiesen werden[1]. Eine Untersuchung auf Grund dieses Normalkostensatzes würde sich nach folgendem Schema aufbauen:

Einwohnerzahl	Etat	Auf d. Einwohner in Pfgn.	Bestand in Bänden	Leserzahl	Leserzahl i. v. H. d. Bevölk.	Gesamtausleihe	Der Bestand wurde umgesetzt ...mal	Ausleihe in Bdn. pro Leser	Kosten pro ausgelieh. Band in Pfgn.	Kosten pro Leser in RM.
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
81400	23530	28,9	12500	2510	3,1	29400	2,4	11,7	80,0	9,37

[1] Zentralblatt für Volksbildungswesen, Jg. 12. 1912.

Vergleicht man auf dieser Grundlage eine größere Anzahl von Büchereien verschiedener Organisation und Arbeitsrichtung, so erhält man einen recht aufschlußreichen Einblick in die Zusammenhänge, die die Voraussetzung für den Etataufbau bilden. Beachtung verdient besonders die in Spalte 8 aufzuführende Umsatzziffer. Sie hängt zunächst ab von den Zahlen der Gesamtausleihe, bei denen die verschiedenen Ausleihebeschränkungen zu bemerken sind, und dann von den Bestandsziffern sowie von dem Charakter des Bestandes. Wichtiger noch sind die in Spalte 6 enthaltenen Leserzahlen in v. H. der Bevölkerung. Hier setzt — rein bildungswirtschaftlich gesehen — häufig die Etatkritik ein. Denn vielfach glaubt man, im Banne der „großen Zahlen", aus diesen Ziffern, gemessen am Gesamtaufwand, auf eine zu geringe bildungswirtschaftliche „Rentabilität" der volkstümlichen Bücherei, auf ihre zu geringe Breitenwirkung schließen zu dürfen. Demgegenüber würde es sehr interessant sein, die dem Normalkostensatz und der Leserzahl in v. H. der Bevölkerung entsprechenden „Leistungsfaktoren" auch einmal für andere Einrichtungen auf den Gebieten von Wissenschaft, Kunst und Bildung zu berechnen! Im übrigen wird die Leserzahl in v. H. der Bevölkerung nur aus Mangel an einer anderen, empirisch exakt zu ermittelnden Rechnungsgrundlage verwendet. Sie beruht insofern auf einer Fiktion, als die Gesamtbevölkerungsziffer, von der ausgegangen wird, in keiner Weise identisch ist mit der Zahl der überhaupt möglichen Leser. Sie unterliegt vielmehr gewissen natürlichen und künstlichen Beschränkungen, durch die ein bestimmter Prozentsatz der Gesamtbevölkerung von vornherein als möglicher Benutzer der Bücherei ausscheidet. Angermann[1], auf dessen Maßzahlen in diesen Zusammenhängen besonders hinzuweisen ist, gibt als „Sättigungspunkt" hinsichtlich der möglichen Erfassung von Lesern 3% an; Ladewig 4—6%. — Der N o r m a l k o s t e n s a t z p r o L e s e r wurde von Walter Hofmann (a. a. O.) für die Jahre 1911/12 i. D. noch mit 4.25 M. angegeben. Nach dem 2. Band des Jahrbuchs der deutschen Volksbüchereien ergibt sich für 1925/26 ein Durchschnittswert von 8.25 RM., der heute natürlich bereits mehr oder minder überholt ist. Genauere Feststellungen auf breiterer Grundlage werden erst nach Erscheinen des 3. Jahrganges des „Jahrbuches" möglich sein.

Aus der Praxis der Büchereiarbeit ergeben sich aber nun noch weiterhin eine Anzahl wirtschaftlicher Folgerungen, die überhaupt erst die konkrete Grundlage für die Aufstellung der Etats bilden. Es handelt sich hierbei um die Erhaltung und die Pflege der vorhandenen und um die Beschaffung neuer Bestände. Grundsätzlich kann dazu verwiesen werden auf den Bericht der Städtischen Bücherhallen in Leipzig[2]. Die Frage der Abnutzung spielt eine besondere Rolle. Je nach dem Höchstsatz von Entleihungen, in dem die Lebensdauer eines Bandes sich ausdrückt, ist der Wert eines ent-

[1] „Hefte für Büchereiwesen", 13. Bd. 1929, S. 359ff.

[2] „Hefte für Büchereiwesen", 9. Bd. 1924, S. 35ff.

sprechenden Prozentsatzes der Gesamtausleihe im Sinne einer Abschreibung gegen Wertverminderung und Substanzverlust in Rechnung zu stellen. Ein Band der Unterhaltungsliteratur kostet heute nach einmaligem Umbinden bis zum Ausscheiden nach der 100. Entleihung etwa 9.50 RM. Neben den notwendigen Neuanschaffungen spielen im Etataufbau die Wiederholungsstücke eine wichtige Rolle. Durch sie wird der Prozentsatz der Werke, die aus der Gesamtjahresproduktion eines Literaturgebietes angeschafft werden können, sehr stark eingeschränkt. Eine Berechnung an Hand der buchhändlerischen Produktionsstatistik zeigt eindringlich, wie schwer es für die volkstümlichen Büchereien ist, bei dem Tempo und den Ausmaßen der literarischen Produktion, bei den wechselnden Interessen der Leser, bei den vielen neuen Fragestellungen unserer Zeit auch nur dem notwendigsten Bedarf gerecht zu werden. Jede Einschränkung der Mittel wird diese Aufgabe also noch schwieriger gestalten.

Neben die Aufwendungen für den Sachetat treten noch die für den Personaletat und für den allgemeinen Betriebsaufwand. In der Mehrzahl der Gemeinden übersteigt heute der Anteil des Personalaufwandes im Rahmen des Gesamtetats den für Bücher und Buchbinder wesentlich. Der Einsatz ausreichender Mittel an dieser Stelle ist aber die beste Gewähr dafür, daß die in der Bücherei angelegten Mittel wirklich fruchtbar gemacht werden. Die Aufwendungen für Gebäude, Licht, Heizung, Reparaturen usw. sind in der allgemeinen Finanzstatistik der Büchereien nicht mit enthalten. Soweit die Büchereien im Besitz und in der Verwaltung von Gemeinden sind, erscheinen die Summen dafür meist an anderen Stellen der kommunalen Haushalte. Die Einnahmen der Bücherei aus dem eigenen Betrieb spielen für die Gesamtgestaltung des Etats keine wesentliche Rolle. — Nach den „Jahrbüchern" ergibt sich für 1924—25 und 1925—26 für die Ausgabenseite des Büchereihaushaltes folgendes Bild für die Verteilung der Einzelposten:

Bücher und Zeitschriften	31,5%
Buchbinder	10,1%
Sachetat	41,6%
Personaletat	58,4%
	100%

Damit sind die oben erwähnten Zusammenhänge zwischen Etat und Betriebsstruktur wenigstens andeutungsweise umrissen.

II.

Bei der Betrachtung der Etats selbst ist zu beachten, wie sich im Laufe der Entwicklung die Verteilung der finanziellen Lasten grundsätzlich verschoben hat. Hier sind Reich, Länder, Gemeinden und Private als Leistungsträger zu unterscheiden. Der Staat hat jederzeit dabei nur eine bescheidene

Rolle gespielt. Preußen und Sachsen stehen hier an der Spitze. Sachsen stellte 1875 zum ersten Male 15000 Mk. (1929: 60000 RM.), Preußen 1899: 50000 Mk. (1928: 300000 RM.) in die Staatshaushalte ein. Das sind in Preußen 0,8 Pfennige auf den Einwohner. Das Reich hält in seinen Haushaltplänen unmittelbar keine Mittel für das volkstümliche Büchereiwesen bereit. Eine entscheidende Rolle für die Finanzierung der deutschen Volksbücherei haben die privaten Leistungsträger, d. h. Privatpersonen, Vereine, Organisationen, Verbände gespielt, vor allem im 19. Jahrhundert. Erst im neuen Jahrhundert wächst diese breit angelegte Arbeit in das öffentliche Bildungswesen hinein, und die Gemeinden bestreiten aus öffentlichen Mitteln, was bis dahin zum großen Teile einer privaten Büchereifürsorge zufiel. An der Spitze solcher Fürsorge steht unter den vielen in Frage kommenden Organisationen heute noch der Borromäusverein. Es ist aber zu beachten, daß diese private Fürsorge der modernen öffentlichen Bildungsbücherei keineswegs in ganzem Umfange zugute kommt, sondern sich auf eine sehr große Zahl von Büchereien aller Art verteilt (Schul-, Kirchen-, Pfarr-, Jugend-, Vereins-, Berufs- und Fachbüchereien). Bildungswirtschaftlich bleibt hier die Frage offen, ob diese so vielseitig aufkommenden Mittel in jedem Falle im Sinne einer durchschnittlich besten Ausnutzung und Wirkung planvoll und zweckmäßig angelegt werden. Diese in ihrem Umfange beachtlichen finanziellen Leistungen finden eine Erweiterung in den Stiftungen aus Privatvermögen. In den Jahrzehnten vor dem Kriege spielte die deutsche Industrie darin eine mehr als bescheidene Rolle, wenn man von den wenigen großen Leistungen durch Krupp, Abbe und einigen anderen absieht. Heute ist dies trotz der wirtschaftlichen Nöte besser. Dafür fehlen so gut wie ganz die Stiftungen aus Privatvermögen, durch die um die Jahrhundertwende dem öffentlichen Büchereiwesen bedeutende Summen zugeführt wurden. Damals spielte darin auch der Buchhandel eine erfreulich aktive Rolle (Engelhorn, Trübner, Strauß, Heimann u. a.).

Die Einordnung der finanziellen Leistungen für die Volksbücherei in die öffentlichen Haushalte ist durch die Büchereibewegung um 1900 zweifellos sehr stark gefördert worden. Freilich ist Nörrenbergs ideale Forderung (7% des Aufwandes der Volksschulen nach amerikanischem Vorbild) niemals verwirklicht worden. Gemessen nur am Zuschußbedarf würden das im Reich pro Kopf 1913/14 schon 87, für 1925/26 aber sogar 132 Pfennige gewesen sein! Bezeichnend für die Verhältnisse jener Zeit ist eine amtliche Statistik über die Volksbüchereien des Herzogtums Braunschweig (1897), nach der 76% aller Büchereien ihre Entstehung einzelnen Personen verdankten. 47% der Büchereien waren nur auf die Lesergebühren angewiesen. 1895 sind in 26 deutschen Städten von den Gesamtaufwendungen 53% aus privaten und 46% aus kommunalen Mitteln. 2,1 Pfennige entfallen i. D. auf den Kopf der Bevölkerung, davon also noch nicht einmal ein ganzer Pfennig aus Gemeindemitteln! Am besten stand sich damals Frankfurt a. M., das einen Kopfdurchschnitt von 8,1 Pfennigen hatte. Von einer ernsthaften Finanzierung der

volkstümlichen Bücherei kann in jener Zeit noch keine Rede sein. Bezeichnend ist, daß eine klare Trennung zwischen Volksbücherei und „gelehrter" Bibliothek noch nicht möglich ist. Die Aufwendungen für diese sind aber teilweise schon sehr beachtlich (Breslau 23,3; Frankfurt a. M. 72,4; Köln 33,7; Königsberg 33,4 Pfennige usw.). Unter dem Einfluß der Büchereibewegung bessern sich die Verhältnisse langsam.

Jahr	Zahl der untersuchten Städte	Gesamtausgaben in Mark	pro Einwohner in Pfgn.	Anteile am Etat in Prozenten		
				Personal-Etat	Bücher u. Buchbind.	Sonstiges
1899	32	218626	3,8	36,9	38,4	24,7
1900	32	286700	5,0	32,7	39,5	26,8
1901/02	32	311760	5,5	32,6	39,8	27,6
1911	76	1585200	11,5	39,4	36,4	24,2

Es handelt sich hier nur um Städte mit über 50000 Einwohnern; für 1911 sind aber bereits 75% dieser Städte erfaßt. Aus privaten Mitteln stammten 1895: 53%, 1899: 38%; 1911: nur noch 29,6%. Die in 15 Jahren erfolgte Verschiebung der Lastenverteilung wird so deutlich. In welchem Maße in Preußen die Kommunen steigend aus öffentlichen Mitteln die Volksbüchereien finanzierten, lassen die folgenden Kopfzahlen (Pfennige) erkennen: 1895: 0,9; 1899: 2,3; 1900: 4,3; 1905: 6,8; 1908: 8,7 Pfennige. Im einzelnen löst sich dieses Durchschnittsbild natürlich in ein buntes Mosaik auf, den charakteristischen Zug der Entwicklung gibt es aber klar wieder. Den besten Einblick in die Verhältnisse der Vorkriegszeit gibt Otten[1] für die Jahre 1909/10. Aus ihrer Zusammenstellung lassen sich nach Ausscheidung der offensichtlich unzuverlässigen Angaben Berechnungen für 371 Gemeinden mit einem Drittel der Reichsbevölkerung anstellen. Von 541 Büchereien sind 57% städtisch und 42% privat. Sie weisen einen Gesamtetat von 2 Millionen Mark aus, von denen 76% aus kommunalen, 3% aus staatlichen, 12,5% aus privaten und 8,5% aus verschiedenen Mitteln stammen. Daß 57% städtische Büchereien über 76% der Mittel verfügen, zeigt die Besserstellung der kommunalen Einrichtungen. Im Durchschnitt entfallen auf den Einwohner rund 9 Pfennige. Auf jeden 7. Einwohner entfällt ein Band; die Bestände wurden reichlich 4 mal umgesetzt. Die Beziehung dieser Zahlen aus den Vorkriegsjahren zu anderen Posten des öffentlichen Bildungswesens ist interessant. Es betrugen 1911 pro Einwohner die Gesamtausgaben für „Unterricht, Bildung und Kunst" 15,78 Mark. Davon entfallen auf Museen 27,7, auf die Theater 57,7 und auf Volksbüchereien, Lesehallen und Volksbildungswesen zusammen 13,1 Pfennige. Der große Rest entfällt auf das Schulwesen. Den 13,1 Pfennigen für das gesamte Volksbildungswesen standen also für Museen, Theater und Musik 85,4 Pfennige gegenüber!

[1] Bennata Otten, Die deutschen Volksbibliotheken und Lesehallen. 1910.

Für die Nachkriegszeit kann man in erster Linie aus den beiden bisher erschienenen Bänden des „Jahrbuches" in wechselnden Gruppierungen die Gemeinden mit vergleichbaren Angaben untersuchen. Ihre Zahl schwankt zwischen 100 und 200, eine genügend breite Grundlage.

(In Klammern die aus dem Jahrbuch I errechneten Zahlen)	In Pfennigen pro Einwohner		Anteil am Gesamtetat in Prozenten	
	1925/26	1924/25	1925/26	1924/25
Bücher	5,9	(5,5)	27,5	(27,2)
Zeitschriften	0,9	(0,8)	4,0	(4,0)
Bücher und Zeitschriften	6,8	(6,3)	31,5	(31,2)
Einbände bzw. Buchbinder	2,2	(2,1)	10,1	(10,4)
Vermehrungsetat	9,0	(8,4)	41,6	(41,6)
Personaletat	12,7	(11,8)	58,4	(58,4)
Gesamtetat	21,7	(20,2)	100	(100)

Seit 1909 sind die Aufwendungen im Kopfmittel also um 140% gestiegen. Der Wandel der Besitzverhältnisse hat weitere Fortschritte gemacht: Es sind 80% kommunale (Otten 57%), 18,5% private (Otten 42%) Büchereien. Im Durchschnitt sind ferner 2,6% der Bevölkerung aktive Leser, d. h. jeder 39. Einwohner ist in diesem Sinne Benutzer der volkstümlichen Bücherei. Der Durchschnittskostensatz pro ausgeliehener Band beträgt 37,2 Pfennige.

Innerhalb eines Menschenalters ist die Entwicklung also von einem Kopfdurchschnitt von knapp 2 Pfennigen auf einen solchen von rund 22 Pfennigen gestiegen. Würde man Durchschnittswerte nur aus einer Reihe von Gemeinden errechnen, die bereits über ein gut ausgebautes Büchereiwesen verfügen, würde dieser Aufstieg noch deutlicher sein. Das dürfte aber leicht zu falschen Vorstellungen führen. In Wirklichkeit liegt der Durchschnittswert auf breitester Grundlage noch wesentlich unter 22 Pfennigen, wenn man nämlich auch die Gemeinden mit weniger als 10000 Einwohnern untersuchen könnte. Von dem anderwärts wiederholt genannten „Existenzminimum" von 30 bis 40 Pfennigen pro Einwohner sind wir im Allgemeindurchschnitt noch weit entfernt! Wenn auch an dem Durchschnitt von 22 Pfennigen eine viel größere Zahl von Gemeinden beteiligt ist als bei der Ermittelung von Werten um die Jahrhundertwende, so wird dieses Aktivum doch wieder stark durch die Tatsache ausgeglichen, daß infolge der veränderten Kaufkraftverhältnisse die Steigerungen zum Teil nur nominelle sind. Betrachtet man aber die Entwicklung der öffentlichen Haushalte überhaupt, in Reich, Ländern und Gemeinden, so sieht man, wie der Anteil des Bildungswesens am Gesamtzuschußbedarf immer mehr zurückgedrängt wird. Es erscheint daher nichts unangebrachter als ein Optimismus, der sich auf die zwar stetigen, aber überaus langsamen Fortschritte in der Finanzierung der volkstümlichen Büchereiarbeit gründet.

Gerhard Schönfelder

Wie wohnen?

Zwei Schriftchen zur Wohnungsgestaltung

Sein Wohnzimmer mit veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich gar nicht loben. So etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gesetzt sind.
Goethe. Eckermanns Gespräche 17. 1. 1827

Viele, an sich sehr schöne Veröffentlichungen, die für den neuen Wohngedanken werben und mit denen z. T. auch die Büchereien arbeiten, kommen für weitere Kreise nicht in Frage, weil sie mit zu großen Mitteln rechnen und weil sie selbst oft so kostspielig sind, daß weder der einzelne noch kleinere Büchereien sie erwerben können. Der „neue Wohnwille" ist aber im größeren Maße vorhanden, als er sichtbar sich auswirkt. Mangel an Zeit, an Geld, an Überblick über die Möglichkeiten, Mangel an Geschick und anderes tritt in den meisten Fällen hemmend zwischen Absicht und Ausführung; und allzu radikale Reformer (Taut, Bauhaus) wirken auch vielfach mehr abschreckend als zur Nachahmung anlockend. Als zweckmäßige Berater für die entsprechenden Leserkreise, und brauchbar auch in kleineren Büchereien, erscheinen da die folgenden Veröffentlichungen: O. O. Kurz, Was wir wollen und Ludwig Neundörfer, Wie wohnen? Kurz berücksichtigt die wichtigen Grundlagen vernünftigen Wohnens schon bei der Hausanlage. Das äußerlich ganz unscheinbare Heftchen ist ein einfaches Leitsätze-Verzeichnis (kein Lesebuch) für Hausväter, Hausfrauen, Hausbesitzer, Bauherren, Handwerker, Techniker und Mieter. An seinem Inhalt sollen sich Wünsche und Forderungen klären; denn je einheitlicher sie erhoben werden, je schneller werden wir zu gut durchdachten, sinnvoll gegliederten, brauchbar durchgestalteten, wirklich wohnlichen Wohnungen gelangen. Leider ist das winzige Heft formal ein höchst ungeeignetes Ausleihstück. Man sollte es im Ausleihbetrieb in keiner Hinsicht zählen, also weder Gebühr noch Anzahl der mitzugebenden Bücher beeinflussen lassen, es aber den an Wohnungsfragen Interessierten möglichst nahebringen. Am besten es in zahlreichen Stücken erwerben und in geeigneten Fällen den Lesern unberechnet überlassen. (Falls unsere Stadtverwaltungen uns das gestatten!!)

Neundörfers kleines Buch empfiehlt sich besonders durch den einleitenden Text, der in seiner Knappheit doch vielsagend ist. Hier ist die Innenausstattung das Thema; auch werden Winke zur Modernisierung gegeben, was hier gleichbedeutend mit Vereinfachung ist. Die Bilder, etwa 50 Photographien, zeigen kleinen und großen Hausrat und grundsätzlich nur solche Stücke, die die üblichen Mindestpreise, bei Wahrung guter Qualität, nicht überschreiten. Die Auswahl erfolgte in Zusammenarbeit mit dem deutschen Werkbund unter Berücksichtigung verschiedenster Hersteller, deren Anschriften angegeben sind. Daß Einzelheiten der Kritik nicht ganz standhalten und daß die Preise der Möbel, trotz ihrer Einfachheit, vom Verbraucher immer noch als nicht unbeträchtlich empfunden werden dürften, soll nicht unerwähnt bleiben. Man empfängt aber doch in weitem Maße Anregungen, deren Befolgung zweckmäßig, einfach und kostenlos ist.

In diesem Zusammenhang sei auch eine neue vielversprechende Zeitschrift genannt: Neue Hauswirtschaft. Hier werden Ratschläge und An-

regungen gegeben zu einer zeitgemäßen, kraftsparenden und sinnvollen Gestaltung des Hauses und der Hausarbeit. Dabei hat auch die Wohnfrage in den bisher erschienenen reichhaltigen und fesselnden Nummern des öfteren Berücksichtigung gefunden.

*

O. O. Kurz, Was wir wollen. Anregungen, Wünsche von Architekten, Hausfrauen, Technikern für den Wohnungsbau. München 1928, Callwey. 40 Seiten. Preis —.50 RM.

Ludwig Neundörfer, Wie wohnen? Neuzeit-Einrichtung kleiner Wohnungen. Herausgegeben im Auftrage des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung, Frankfurt a. M. Photographien: Fritz Grießhaber, Offenbach. Königstein i. T. 1929, Verlag der Eiserne Hammer, K. R. Langewiesche. 48 Seiten. (Preisliste von 1928/29.) Preis 1.20 RM.

Neue Hauswirtschaft. Zeitschrift. Herausgegeben von Erna Meyer. 1929 im 1. Jahrgang. Stuttgart, K. Thienemann. Preis viertelj. 2.— RM.

Geppert

Wohnhaus und Wohnung

Wir lassen eine Reihe Besprechungen von Neuerscheinungen folgen. Der Katalog „Die Kunst unserer Zeit" enthält mehrere Abschnitte, in denen die neuere grundlegende Literatur aufgeführt und charakterisiert ist. D. S.

Grete Dexel und W. Dexel, Das Wohnhaus von heute. Leipzig 1928, Hesse & Becker Verlag. 190 Seiten mit 152 Abbildungen. Preis geb. 3.60 RM.

Die Dexelsche Schrift tritt als brauchbare, d. h. vor allem praktische Ergänzung neben Adolf Behnes „Neues Wohnen — neues Bauen". Hat Behne vor anderm die gesellschaftlichen und lebenbestimmenden Fragen, wie sie unsere Zeit demjenigen stellt, der in jeder Beziehung gesund wohnen will, aufgeworfen und summarisch beantwortet, so geht das Ehepaar Dexel im einzelnen auf die Verwirklichung der neuen Wohnung für die breiten Volksschichten ein. Das Grundbestreben geht auch in dieser leicht verständlich gehaltenen Schrift dahin, den Wohnungsnehmer und insbesondere die Hausfrau aus dem Zustande des Laientums in Bau- und Einrichtungsfragen herauszurufen und sie gewissermaßen zum Kollektivbauherrn der modernen Siedlungen und Wohnhäuser zu machen. Noch immer herrscht auf der Seite der Architekten der Glaube, in Baudingen, bei denen doch die Existenzform des Volkes in Raum- und Grundrißgestaltung auf dem Spiele steht, nach außersachlichen, z. T. traditionellen, z. T. wieder experimentierend ästhetischen Gesichtspunkten schalten und walten zu können. Demgegenüber findet sich der Wohnungsnehmer befangen im Abscheu vor neuen Bauformen und ihren

Folgen, die ihm eine neue Art der Einrichtung und des häuslichen Lebens nahelegen. Er sieht nur Revolution und fremde Willkür, die er gefühlsmäßig kritisiert und ablehnt, anstatt mit den zugrunde liegenden Notwendigkeiten vertraut zu werden. Hier will die Schrift helfen, indem sie Verantwortung und Selbständigkeit des Laien aufmuntert, selbst eingehend zu prüfen und zu verstehen. Darum ist zunächst von den gewandelten Ansprüchen der Hausfrau, des Mannes und der Kinder an ihre Wohnung die Rede. Zur Antwort auf diese gerechten Forderungen wird das vielartige neue Bauverfahren erklärt, von Konstruktion und Außenbau (Rohbau) angefangen. Verfehlte alte Baugewohnheiten werden ebenso offen dargelegt wie neue Sünden gegen Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit. Im dritten Kapitel findet man sehr klare Erläuterungen über Platz und Lage des Hauses einschließlich der Siedlungen. Noch wichtiger für den Konsumenten ist aber die folgende Durchnahme des Wohnungsgrundrisses, der ja den Ablauf seines bürgerlichen Lebens festlegen soll. Darin ist auch die Beschreibung der „Wirtschaftszentrale des Hauses", der Küche usw., mit den besten neuen Beispielen enthalten. Ebenso fesseln wird das Kapitel 5 über die Materialien des Innenbaues, voran das Glas, und die Fensterfrage, weiter Tür, Wand- und Bodenbelag. Die verschiedenen neuen Lösungen dieser Gestaltungsfragen sind flüssig vorgetragen, so daß sich ein handgreifliches Bild der schon vorliegenden Leistungen ergibt. Das Schlußkapitel zur „Neuen Sachlichkeit" faßt die heikle Frage des Geschmacks und der persönlichen Stellung zur Stilforderung unserer Zeit nur oberflächlich an, leider auch im Ton halb ironisch. Das ist gewiß falsch, dem Ernst und der Bedeutung der Sache steht es nicht an. Zuviel gepredigt im alten Sinne und zuwenig von innen aus eingeführt. Die Beispiele sind leider etwas flüchtig und unbedacht gewählt: sie können den Mißtrauischen nur noch entschiedener in seine unfreie Behausung mit Vertiko zurückjagen, wenn Le Corbusiers „Betonmöbel" angeboten werden.

Doch stellen wir das Büchlein ob der Fülle seiner Beispiele in Wort und Bild und seiner praktischen, zugreifenden Anlage willen recht hoch. Es verdient in großen und kleinen Büchereien auch wegen seiner leicht faßlichen Art eingestellt zu werden.

12 Mietwohnungen in einem Block. Ein Beitrag zum Problem des zeitgemäßen Miethauses. Von Bernhard Hermkes. Text von Otto Völckers. Frankfurt a. M. 1929, Englert & Schlosser. 16 Seiten mit 20 Abbildungen und 3 Plänen. Preis 2.— RM.

Berufstätige Frauen, insbesondere Lehrerinnen, haben sich in Frankfurt a. M. mit Unterstützung der Stadtverwaltung zu einer Baugenossenschaft zusammengeschlossen, um selbständige Wohnungen zu erstellen, die, in Baublocks zusammengefaßt, nur die heute übliche Zentralisierung der Verwaltung, Beheizung und des Wäschereibetriebes usw. aufweisen. Der erste der drei geplanten Baublöcke von Architekt Hermkes wird im vorliegenden Heft bildlich dargestellt und beschrieben. Er bedeutet sowohl nach der architektonischen Seite, die auch die erreichte Wohnlichkeit in sich schließt, wie nach der organisatorischen des bauenden Verbandes eine mutige und lebendige Lösung, die weitere Beachtung wohl verdient. Auf drei Stockwerke verteilen sich zwölf Wohnungen von zwei Größen, die nicht nur dem Raummindestbedarf einer wirtschaftlich selbständigen Person entsprechen, sondern gegebenenfalls auch noch alleinstehenden Angehörigen oder zwei zusammenwohnenden Frauen Platz bieten. Auf 67 bzw. 90 qm Nutzfläche sind drei bzw. vier Wohnräume nebst Küche, Bad usw. untergebracht. Wort und Bild

geht der praktischen und hellen, gesunden Einrichtung der Wohnungen ausführlich nach. Die Bilder zeigen auch das Beispiel gelungener moderner Möblierung nach dem Entwurf des Architekten. Wesentlich sind die Angaben über das Wirtschaftsgeschoß mit moderner Waschküche (elektrisch betriebene Maschinen u. a.) und die Baukonstruktion, zu deren Verständnis dem Laien eine Zeichnung erwünscht wäre. Die Angaben sind reichhaltig, wie es das erfreulich wachsende Interesse der Bewohner in diesen Dingen verlangt. Besonders wichtig, daß Baukosten, Finanzierung und Miete genau mitgeteilt sind. Eigenkapitalanteil der Genossen im Durchschnitt 2900 RM., zusammen 20% der Baukosten, Miete für die zwei Wohnungsgrößen 97 bzw. 125 RM. mit allen Nebenspesen, wie Heizung, Warmwasser usw. Die „Frankfurter Siedlungsgenossenschaft berufstätiger Frauen" hat u. E. ihren ersten Bau zu Recht veröffentlichen lassen. Er wird die private Initiative ähnlicher Berufs- und Bevölkerungskreise weithin fruchtbar anregen können.

Die billige Wohnung der deutschen Werkstätten Hellerau nach Entwürfen von Adolf G. Schneck, Stuttgart. 48 Seiten, meist Abbildungen.

Ein kleiner neuerer Katalog der Deutschen Werkstätten, der den gewandelten Notwendigkeiten der Möbelherstellung auf maschinellem Wege in gesunder Weise Rechnung trägt. Angeboten werden die herkömmlichen Stücke für Schlaf-, Speise-, Wohn- und Herrenzimmer. Die Formen sind einfach und glatt, meist auf das Konstruktive ohne unnötigen Zierat beschränkt, dazu in den Verhältnissen leicht und edel. Die zu den Bildern gemachten Angaben reichen nicht ganz aus, da fast nur Maße mitgeteilt sind, darüber hinaus kaum einmal die verwendete Holzart. Einige sachliche Bemerkungen zur Einrichtung und verschiedenen Verwendbarkeit der einzelnen Stücke würden die Anteilnahme eines modernen Publikums, das sich bei den Dingen auch etwas denkt, sehr fördern. Die Stücke sind durchweg für das gute bürgerliche Haus bestimmt und z. T. im Äußeren empfindlicher, als das der gewöhnliche Gebrauch gestatten kann (siehe den Waschtisch). Da und dort regt sich Kritik: Kann man sich nicht sehr leicht an den eckigen Schubladen des Toilettentisches (Nr. 12) mit den Knien stoßen? Und ist das Sofa (Nr. 36) nicht als Typ überhaupt heute schon ein altertümliches Möbel, auf das wir zugunsten des allseitig offenen Ruhelagers gerne verzichten? Alles in allem ist das hier Gebotene aber sehr erfreulich und geschmacklich hochstehend. Wer sich nicht entschließen kann, dem eigenen Urteil ohne Rückblick auf das Hergebrachte zu trauen, d. h. praktisch und jugendlich zusammenzustellen, was er braucht, der findet hier formsichere Anleitung und das beste bürgerliche „Zimmer", das heute zu haben ist. Ein erläuternder Aufsatz W. Riezlers über die Schneckschen Möbel der Werkstätten ist dem Heft vorangestellt, worin man einige Angaben über die tieferen Zusammenhänge der hier sichtbaren „Entpersönlichung" des modernen Möbels und ihre Vorteile gegenüber dem alten handgearbeiteten Möbel findet. Die geltenden Preise der Stücke sind nicht in den Katalog aufgenommen, aber einzeln mit ihm beziehbar.

Franz Schuster, Ein Möbelbuch. Ein Beitrag zum Problem des zeitgemäßen Möbels. Frankfurt a. M. 1929, Englert & Schlosser. 93 Seiten mit 167 Abbildungen, meist Tafeln. Preis 3.— RM.

Der Architekt Schuster, bekannt durch seine Arbeiten auf dem Gebiete des Klein- und Kleinstwohnungswesens, stellt in einem schmalen Heft sein

System der Möbeltypisierung zur Schau und erläutert es in dem kurzen Vorwort. Vier Grundmöbel: Gestell, Kasten, Lade und Regal ergeben zunächst in ihrer Grundform und deren Abwandlung (d. h. veränderten Maßen und Proportionen derselben Konstruktion), dann aber vor allem in der vielfachen Zusammensetzung dieser Grundmöbel untereinander eine beträchtliche Menge verschiedenster Möbel. Die hauptsächlichsten „Gruppierungen" der Grundmöbel sind zeichnerisch in einem Übersichtsblatt zusammengestellt.

Dann findet man die Grundformen genau Teil für Teil beschrieben und gezeichnet. Maß- und Materialangaben sind beigefügt. Alle Abwandlungen sind mit Buchstaben eindeutig markiert, so daß jedes Stück zur Bestellung bezeichnet ist. Endlich folgt im Hauptteil die Ansicht der so gewonnenen, wohngebrauchsfertigen Möbel auf großen Tafeln. Der Anhang zeigt noch „einige weitere Möglichkeiten des Aufbaugedankens" nebst dazugehörigen Gruppierungen: es handelt sich um Küchenkommode, Schrank und Tisch.

Die gezeigten Typenmöbel sind Muster einer technischen, d. h. einer formknapp objektiven Form. Da sie auf alle wagelustigen Experimente der Neuformer (im Bauhaus Dessau etwa) verzichten, um mit gut erprobtem Material, als das hier durchgehend Hölzer in Betracht kommen, und bester Ausführung den Wohnbedarf der breiten Schichten zu befriedigen, so, wie er heute nur in der Serienherstellung und nimmer vom Handwerk befriedigt werden kann, scheint uns hier so klar wie kaum irgendwo der Weg der Aufklärung beschritten. Die Preisfrage ist entscheidend. Das sehr lesenswerte Vorwort erörtert auch „den bekannten Kreislauf: die meisten Menschen können nur billige Möbel kaufen, und da das billige Möbel das verzierte ist (nämlich sinnlose Abklatsche alter Stilmöbel durch die Fabriken), so wird es am meisten verkauft und kann daher in Serien hergestellt werden. Das schlichte Möbel ist, da es nicht in Massen hergestellt wird, teurer, und so wird es nicht so oft gekauft, daß es in großen Serien hergestellt werden kann, und kann daher nicht billiger werden. Das Aufbaumöbel ist ein Versuch, diesen Kreislauf zu durchbrechen". Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich der hier vertretene „Aufbaugedanke" den Möbelmarkt bald zum größten Teil erobert. Die Selbständigkeit der neuen Wohnungsnehmer in Einrichtungsfragen kann sich nur so gesund und rückhaltlos auswirken, was auf das freudigste zu begrüßen wäre.

Franz Schusters Möbelformen sind ebenso schlicht wie geschmackvoll. Ihre Verwendbarkeit dürfte noch weiter gehen, als in dem Hefte angegeben ist. Freilich muß noch ein weiterer Ausbau der Typen und Zusammensetzungen erwartet werden, um allen Anforderungen zu genügen. (Immer im Rahmen der gesunden Beschränkung auf gemeinsame Grundformen, die unseren Wohnungen nur nützen kann.) Der Ausbau kann nur durch Verbreitung und Nachfrage nach dem schon Vorhandenen angeregt werden. — Die Schustersche Schrift wird darum bald zum engeren Bestand auch in kleineren Büchereien gehören müssen.

Kautzsch

Herman Nohl zum fünfzigsten Geburtstag

Am 7. Oktober feierte Herman Nohl seinen 50. Geburtstag. Auch wir bringen ihm mit diesem Gruß unseren Dank und unsere besten Wünsche. *Die Schriftleitung*

Daß die Philosophie lebensnah sein solle und den Menschen nicht ein System begrifflicher Abstraktionen, sondern eine bewußte Orientierung in den Fragen ihrer konkreten Existenz zu geben habe, wird heute in Deutschland von allen gefordert und ach von so wenigen geleistet. In Herman Nohl verehren wir einen Denker, der diese Forderung nicht nur unermüdlich vertritt, sondern vollgültig erfüllt. Was sein Denken zu echter Lebensphilosophie macht, nicht nur im akademisch-schulmäßigen Sinn, sondern im Ethos und in der Wirkung, ist dreierlei: die Lebendigkeit seiner Natur, seine klare Entscheidung für die Pädagogik als die Mitte seiner Gedankenwelt, und sein Ausgang von Wilhelm Dilthey. Die bewegende Frage Diltheys war von Anfang an: wie die Wissenschaft aus den Erfordernissen des Lebens hervorgeht, wie sie die Fülle seiner Erfahrungen in systematischer Besinnung bewußt macht, und wie sie gestaltend auf das menschliche Dasein in allen seinen Bezirken zurückwirkt. Während aber viele, die sonst an Dilthey anknüpfen, in Gefahr sind, seine Geisteswissenschaft noch ein Stück geistiger, seine geschichtliche Welt noch ein Stück geschichtlicher zu machen, als es der Meister tat, greift Nohl bewußt auf die Hermeneutik der menschlichen Existenz zurück, die in Diltheys Denken angelegt ist. Theorie wohl, Theorie in voller Strenge, aber eine Theorie, die nichts als die Besinnung auf die Grunderfahrungen unseres lebendigen Daseins ist. Indem Nohl sich zur Pädagogik entschied, hat er seinem Denken denjenigen Kern von Tätigkeit gegeben, den jede Lebensphilosophie braucht, wenn sie nicht zum Schluß doch wieder abstrakte Theorie werden soll, die nur nachträglich auf praktisches Tun angewendet wird.

Für die Aufgaben der modernen Volksbildung ist in der Philosophie, die Herman Nohl repräsentiert, der schlechthin richtige und, wie ich glaube, einzig mögliche Grund gelegt. Es war kein Zufall, daß Nohl die neue Volkshochschulbewegung, die nach dem Kriege einsetzte, mit geschaffen und geführt hat. Die Forderung der Zeit konvergierte mit der natürlichen Richtung seines Geistes. Darum hat Nohl von Anfang an klar gesehen, was heute geistiges Gemeingut der Volksbildungsbewegung geworden ist: keine Universitätsausdehnung, kein Hinaustragen der wissenschaftlichen Bildungsinhalte ins Volk, sondern, im Gegensatz zu aller isolierenden Fachwissenschaft, eine Lehre von den Aufbaugesetzen der Lebenswirklichkeit des Menschen; kein Abguß der wissenschaftlich-akademischen Bildung in Gips, sondern eine geistige Besinnung auf die Wirklichkeit, in der wir „geboren werden, leben, handeln, genießen und sterben“.

Dr. Hans Freyer

Fünfzehn Jahre Deutsche Volksbüchereischule

Am 14. Oktober 1914 wurde als erste Abteilung der im Mai gegründeten Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen die „Fachschule für Bibliothekstechnik und -verwaltung" ins Leben gerufen. Die Leitung wurde Frau Elise Hofmann-Bosse übertragen, die seither Jahr für Jahr, selbst in den schwierigen Zeiten des Krieges und der Inflation die Ausbildung des volksbibliothekarischen Nachwuchses an dieser Schule geleitet hat. Die Entwicklung des deutschen Büchereiwesens kommt schon in dem Wechsel des Namens der Schule zum Ausdruck. Hatte man bei Beginn der Arbeit geglaubt, vielleicht mit einer gründlichen Schulung in der Bibliothekstechnik und -verwaltung auskommen zu können, so hat sich im Laufe der Jahre immer deutlicher gezeigt, daß gerade der leserpädagogischen und bücherkundlichen Schulung und Ausbildung größte Bedeutung beizumessen ist. Wir bringen der Schule und ihrer Leitung heute unsere herzlichsten Wünsche dar und hoffen, bald einen ausführlichen Bericht über die Entwicklung der Schule für die „Hefte" von der Leitung selbst zu erhalten. Die Schriftleitung

Erster Weltkongreß für Bibliothekswesen in Rom

Um Mißverständnisse zu vermeiden, geben wir hier gern einer Mitteilung des VDV Raum, die nochmals auf eine Tatsache hinweist, die auch Dr. Reuter in Frankfurt bei seinem mündlichen Bericht betont hat. Es scheint uns dringend notwendig, daß bei ähnlichen Gelegenheiten auch das deutsche Büchereiwesen die Vertretung und Unterstützung bei den offiziellen Stellen findet, die es seiner Verbreitung und Bedeutung nach beanspruchen darf. Wir wissen, daß der VDV alles getan hat, was diesmal in seinen Kräften stand. D. S.

In dem sehr dankenswerten Aufsatz über den Weltkongreß in Rom und Venedig im vorhergehenden Heft dieser Zeitschrift, dem sicher alle Kollegen, die in Rom gewesen sind, zustimmen werden, schreibt Herr Dr. Reuter in dem Abschnitt über die Bibliotheksausstellung von der Unzulänglichkeit der Veranschaulichung des Volksbüchereiwesens. Auch das dort Gesagte können wir Wort für Wort unterschreiben. Es scheint uns aber doch nötig, was Herr Dr. Reuter vergessen hat, zu betonen, daß auch diese Unzulänglichkeit eine Folge der mangelhaften Organisation des Kongresses war und nicht den deutschen Stellen zur Last zu legen ist, die sich damit befaßten. Einladung und Unterlagen für Kongreß und Ausstellung gingen an sich schon den deutschen Stellen so spät zu, daß kaum noch etwas Gutes für die Ausstellung zustande zu bringen war. Der Verband Deutscher Volksbibliothekare kam aber erst erheblich später in die ganze Angelegenheit hinein, da er ursprünglich bei der Einladung übersehen war. Der geschäftsführende Vorstand lehnte deshalb auch eine Beteiligung an der Ausstellung zunächst ab. Lediglich auf Bitten des schwedischen Reichsbibliothekars Dr. Collijn und einer Reihe von deutschen Stellen, die sich dem anschlossen, entschlossen wir uns, noch so viel Material zusammenzuholen, als möglich war, um wenigstens unseren guten Willen zu beweisen. Natürlich gingen die Sachen zum Teil sehr verspätet ein und die Absendung mußte überstürzt vorgenommen werden, so daß für eine bessere Zusammenfassung und Auswertung auch

nicht einige Stunden erübrigt werden konnten. Auch die Anordnung der ausgestellten Sachen in Rom konnte der Verband nicht selbst übernehmen, da er nicht die Mittel besaß, um einen Herrn zwei Wochen vorher nach Rom zu senden, wie dies nötig gewesen wäre und wie es die Staatsbibliothek getan hat. Wie sich die deutschen Städte dieser Kulturaufgabe gegenüber zum Teil verhalten haben, dafür hat ja Herr Dr. Reuter in der letzten Nummer der „Hefte für Büchereiwesen" ein Beispiel gebracht. Herr Bibliotheksrat Dr. Fuchs von der Preußischen Staatsbibliothek erklärte sich auf unsere Bitten bereit, seine Fürsorge unserer Abteilung zu widmen. Er hat unter unglaublich schwierigen Verhältnissen in Rom gearbeitet und ihm ist es zu danken, wenn überhaupt etwas von den deutschen Volksbüchereien auf der Ausstellung zu sehen war. Wie die Verhältnisse lagen, konnten wir also in diesem Falle dem Grundsatze, daß es immer besser ist, gar nicht vertreten zu sein, als schlecht vertreten zu sein, leider nicht folgen, was wir selbst von Anfang an am meisten bedauert haben.

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare
i. A. Dr. Wilhelm Schuster
Erster Vorsitzender.

Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien Sachsens

Die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien Sachsens findet in Leipzig am Montag, dem 10. März 1930, und den folgenden Tagen statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen (Bekanntmachung des Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917, Stück 15, Seite 92 ff.) bis spätestens 15. November 1929 an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig, Universitäts-Bibliothek, Beethovenstraße 6, einzureichen.

Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen

Die Zuschüsse zu den Staatstheatern

Aus der Fülle der Mitteilungen und Beiträge, die sich mit der Frage der staatlichen Theaterunterstützung befassen, greifen wir zwei Äußerungen heraus, die — jede in ihrer Art — im Anschluß an die Ausführungen über die Entwicklung des deutschen Büchereietats vielleicht von Interesse sind. D. S.

I.

Die Denkschrift der Oberrechnungskammer für die Jahre 1924 bis 1926, die jetzt dem Landtag zugegangen ist, behandelt ausführlich die Zuschüsse an die staatlichen Theater.

Die Zuschüsse für die Oper Unter den Linden, die Oper am Platz der Republik, das Schauspielhaus und das Schillertheater betrugen im Jahre 1924 1.6 Mill. RM. und erreichten in steil steigender Kurve im Jahre 1928 den Betrag von 6.9 Mill. RM. Neben diesen planmäßig geleisteten Zuschüssen erforderten der Um- und Erweiterungsbau der Oper Unter den Linden 12

und der Umbau und die Einrichtung der Oper am Platz der Republik 4.2 Mill. RM. Die Denkschrift der Oberrechnungskammer bezeichnet es als selbstverständlich, daß die bedeutenden künstlerischen und kulturellen Aufgaben dieser staatlichen Unternehmungen nicht ohne finanzielle Opfer erfüllt werden konnten, erklärt aber, die Steigerung der Zuschußbeträge gehe über das erträgliche Maß hinaus. (Frankf. Ztg. vom 1. Okt. 1929, Nr. 732.)

II.

Die verzärtelten Theater

Wir haben in Deutschland einige hundert Theater. Davon sind einige hundert überflüssig. Ja, schädlich, weil sie Suvbentionen verschlingen, die besser für den Wohnungsbau, für den Ausbau der Volksbibliotheken, für Notstandsarbeiten, für Erwerbslosenunterstützung und tausend andre wichtige Dinge verwendet werden könnten. Aber das darf man natürlich nicht laut sagen. Das Wickelkind „Kultur" muß vor jeder kräftigen Zugluft sorgsamst gehütet werden.

Ist das ein Zustand: jede Stadt als Kulturnische mit einem Theaterchen als Zierpalme, als traditioneller Bewahranstalt für die heiligsten Güter der Nation! Und wie bewahrt man? Man neuinszeniert einen beliebigen Klassiker, der nur deshalb an der Reihe ist, weil er so lange nicht dran war, oder der sich so bequem mit einem Schlagerlustspiel zusammen probieren läßt, oder der die Heroine mal gut herausstellen soll; man dudelt die mit dem Bajazzo unglücklich verheiratete sizilianische Blutrache zum tausendsten Male herunter, man ist stolz auf ein Ensemble, das im Laufe der Jahrzehnte gelernt hat, sich gegenseitig die Töne abzunehmen, man stochert in der neuen Dramatik herum wie in einem üblen Essen, das man leider nicht stehen lassen darf, man ist apolitisch, weil man Wert legt auf garantiert chemisch gereinigte Kunst, jenseits vom Tage, jenseits vom neuen Europa, jenseits der Welt! Man spielt ganz privat für Apoll und höchstens noch für die Stammabonnenten, die nach Heinrich Heine ins Theater gehen, um ihr Sauerkraut zu verdauen. Und nickt trübe, wenn die Lücken dichter und das Publikum dünner wird; voilà: die Kulturlosigkeit der Zeit!

Ich war an mehreren Provinzbühnen engagiert und habe in andre hineingeschaut: sie waren alle reif zum Umfallen. Der Spielplan, die herrschenden Schauspieler bis auf wenige Ausnahmen Gesten-Dekorateure, die Direktoren bessere oder schlechtere Chamäleons, das Ganze eingetaucht in eine Atmosphäre völliger Gesinnungslosigkeit. Die Kritiker aber waren überall liebenswürdig bemüht, diese Theater recht, recht ernst zu nehmen; sie zogen wohl mal gegen die einzelne Vorstellung vom Leder, aber die Basis wurde nicht angetastet. Kein Wunder — sie standen ja selbst mit auf dieser Basis!

Was war, ist nicht mehr zu ändern. Aber soll das so weitergehen? Die eine Gruppe junger Schauspieler in Berlin wiegt Dutzende von Großstadt- und Provinztheatern auf. Ich ersehne ein Massensterben der Theater, zur Gesundung der Kunst und der Gesinnung! Die Pest, an der die vielen unnützen Theaterchen dahinkranken, ist nicht tödlich genug! Ich erhoffe Saaltheater statt Rangtheater, Kollektivkunst statt Ensemble, zehnmal lieber erfüllten Dilettantismus als Betriebsroutine! Das bürgerliche Theater, von jeder deutschen Klein- und Großstadt auf dem Repräsentierteller vor sich hergetragen, möge, nachdem es von den Würmern doch schon durch und durch zerfressen ist, endlich in den wohlverdienten Todesschlaf eingehen!

Die Nachfolge ist gesichert. Sie wird um so strahlender werden, je gründlicher die Generalreinigung war. (Weltbühne, 25. Jg., 1929, Nr. 22.)

UMSCHAU

Tagungen

BRIGHTON/England. *Tagung.* Die 52. Jahresversammlung der englischen Library Association fand vom 9. bis 14. September in Brighton statt. Von deutschen Volksbibliothekaren nahmen an der Tagung teil Bibliothekarin Gerda Schreckling (Städtische Bücherhallen, Leipzig) und Bibliothekar Hans Hofmann (Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Leipzig). Ein Bericht über die z. T. außerordentlich interessanten Vorträge und Aussprachen über ländliches Büchereiwesen, Ausbildung der Volksbibliothekare usw. wird in den „Heften“ erscheinen.

REGIERUNGSBEZIRK MERSEBURG. *Tagung.* Vom 26. bis 29. September veranstaltete der Volkshochschulverband der Provinz Sachsen in Zusammenarbeit mit der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung auf dem Steinmeister bei Naumburg/Saale eine Arbeitstagung für Erwachsenenbildung, bei der Dr. Laack, Geschäftsführer der Deutschen Schule; Direktor Wilberg, Geschäftsführer des Volkshochschulverbandes der Provinz Sachsen; Schulrat Benda-Weißenfels, Dr. Angermann-Sachsenburg; Stud.-Rat Hemprich-Merseburg und Adolf Strube-Harsleben mitarbeiteten. Die Büchereifragen wurden von Bibliothekar Erich Thier-Leipzig (Städtische Bücherhallen) behandelt.

Aus den Büchereien

LEIPZIG. *Städtische Musikbücherei.* Rat und Stadtverordnete haben den Beschluß gefaßt, die seither vom Verein Volkswohl unterhaltene, von Musikdirektor Richter mit unermüdlicher Ausdauer aufgebaute musikalische Volksbibliothek zu erwerben. Die städtischen Körperschaften haben zum Ankauf einen Betrag von 8000 RM. bewilligt. Ebenso haben sie einen Betrag von 4800 RM. für den laufenden Betrieb in den Monaten August 1929 bis März 1930 zur Verfügung gestellt. Die Bücherei wird als Städtische Musikbücherei unter Leitung von Dr. Johannes Richter in Verbindung mit dem Büchereiamt und den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig weitergeführt.

LEIPZIG. *„Die Bücherhalle“, Heft 5/6.* Von der Leserzeitschrift „Die Bücherhalle“ ist soeben Nummer 5/6 erschienen. Die Nummer enthält zahlreiche Bücherlisten: weltpolitische Fragen, Luftfahrtbücher, Schöne Literatur, Geschichte, Zeitgeschichte, Staatskunde, Naturwissenschaften. In der Abteilung Zeit- und Streitfragen wird die neueste Broschüren- und Zeitschriftenliteratur für die verschiedensten Gebiete aufgeführt.

DARMSTADT. *Stadtbücherei.* Die Stadtbücherei Darmstadt (89500 Einw.) wurde im Betriebsjahr 1928/29 von 4682 aktiven Lesern benutzt, d. h. von 3986 Erwachsenen (männl. 2024, weibl. 1962) und 696 Jugendlichen. Neu zur Anmeldung gekommen waren hiervon 1120 Erwachsene (männl. 585, weiblich 535) und 277 Jugendliche. Diesen Lesern stand ein Gesamtbestand von 32677 Bänden (neuer Bestand 20859, Reservebestand 11818 Bände) zur Verfügung, mit dem eine Gesamtausleihe von 72768 Bänden erzielt wurde (Mehrausleihe gegenüber 1927/28: 980 Bände, gegenüber 1926/27: 7574 Bände). Von dieser Ausleihzahl entfallen auf das Gebiet der Schönen Literatur 38157 Bände

(Abnahme gegenüber 1927/28: 1457 Bände), auf die Jugendliteratur 3110 Bände (Zunahme gegenüber 1927/28: 834 Bände) und auf die Belehrende Literatur, zu der auch die Lebensbilder und Reisebeschreibungen gezählt wurden, 31501 Bände (Zunahme gegenüber 1927/28: 1603 Bände, gegenüber 1926/27: 7294 Bände).

Die Leseräume, in denen über 200 führende Zeitschriften und Tageszeitungen aufliegen, wiesen die Zahl von 39878 Besuchern auf.

An Aufwendungen für die Stadtbücherei kommen auf den Kopf der Bevölkerung —.60 RM. jährlich.

BAD HARZBURG. *Städtische Bücherei.* Die Städtische Bücherei Bad Harzburg (6000 Einw./Braunschweig) legt ihren Jahresbericht für das Kalenderjahr 1928 vor. Die Bücherei verfügt über 3620 Bände Bestand (1926 rund 2154, 1927 rund 2666). Im Berichtsjahr wurden 3920 Bücher an 313 Leser ausgeliehen. Die Bücherei steht auch den Einwohnern des benachbarten Bündheim (3000 Einw.) zur Verfügung. Die Einnahmen an Lesegebühren betrugen 468.70 RM. Der Kreisausschuß gab eine Beihilfe von 50.— RM., das Braunschweigische Ministerium für Volksbildung 300.— RM. zum Aufbau des Bestandes, während die Stadt jährlich einen Beitrag von 800.— RM. seit 1926 bewilligt. Die Gemeinde Bündheim beteiligt sich bisher noch nicht an den Kosten. Seit 1. April 1929 ist die Bücherei täglich von 16½ bis 18½ Uhr geöffnet. Als Büchereiverwalter ist Herr Arno Schmidt tätig. Die Bücherei wurde 1919 ins Leben gerufen.

Ernennungen

PREUSSISCHES VOLKSBIDUNDSMINISTERIUM. *Ernennung.* Der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat den Ersten Geschäftsführer der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Heinrich Becker, stellvertretenden Direktor der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig, ab Mitte Oktober mit der zunächst vorläufigen Übernahme der Arbeiten beauftragt, die in dem Ressort des verstorbenen Herrn Ministerialrat Dr. v. Erdberg für das Volkshochschul- und Büchereiwesen in Preußen sich ergeben. Herr Becker hat den Auftrag angenommen.

Die Vertretung des Ersten Geschäftsführers bei der Deutschen Zentralstelle wird zunächst vorläufig durch Bibliothekar Hans Nicklisch, Direktorialmitglied der Deutschen Zentralstelle, erfolgen.

DARMSTADT. *Stadtbücherei.* Der Leiter der Stadtbücherei, Dr. Ewald Roellenbleck, wurde zum Direktor der Stadtbücherei ernannt.

Mitarbeiter dieses Heftes

Dieses Heft enthält Beiträge von Univ.-Prof. Dr. Hans Freyer, Leipzig O 27, Störmthaler Straße 2; Dr. Oskar Hammelsbeck, Direktor der Volkshochschule, Saarbrücken 3, Rathausplatz 9; Gerhard Schönfelder, Leipzig W 35, Am langen Feld 15, sowie von folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Heinrich Becker, Klara Geppert, Dr. Walter Hoyer, Dr. Wolfgang Kautzsch.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Buch und Welt

Wir freuen uns, den Vortrag, den Alfons Paquet auf der Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare im September 1929 in Frankfurt hielt, in den „Heften“ veröffentlichen zu können. Viele Fragen, die im Laufe dieses Jahrganges zum Problem Buch und Gegenwart angeschnitten sind, werden hier durch den der Zeit und der Welt verbundenen Schaffenden in Zusammenhängen gezeigt, die zu erneuter Besinnung über unsere Arbeit und ihre Gestaltung führen mögen.

Die Schriftleitung

Es ist mir eine besondere Freude, an die Worte anzuknüpfen, mit denen Ihr Herr Vorsitzender soeben ein treffendes und eindringliches Bild von der Arbeit der Büchereien und ihren Voraussetzungen gab. Diese Arbeit ist geräuschlos und hintergründig wie das Buch selbst. Systematisch, organisiert, aufgebaut: ein Konzentrationsfaktor wie das Buch selbst.

Gestern hat hier in Frankfurt eine Tagung des Sozialistischen Kulturbundes über Film und Funk stattgefunden. Von einer Bewegung aus — ich will eine Bewegung nicht mit einer Partei gleichsetzen — diente diese Tagung dem Gedanken, die großen Instrumente der Beeinflussung der Massen aus Zerstreuungsfaktoren in einer Zeit, die ein Redner als die spätkapitalistische Epoche gekennzeichnet hat, in Konzentrationsfaktoren zu verwandeln. Das heißt, sie in den Dienst bestimmter Ziele innerhalb eines Gesamtwunschbildes zu stellen. Was aber ist das anders, als sie damit dem Charakter des Buches anzunähern, mit dem sie sonst auf eine sehr lebendige und oft nicht ungefährliche Weise konkurrieren. Aber hat sich nicht auch das Verhältnis vieler Menschen zum Buche gewandelt? Für viele ist das ein plattes, oberflächliches Verhältnis geworden. Das Buch selbst ist in die Reihe der Zerstreuungsfaktoren eingetreten. Dagegen geht aber die Absicht derer, die für das Buch verantwortlich sind.

Der Bericht, den wir vorhin gehört haben, zeigt uns bereits einen ganz realen Ausschnitt aus der Beziehung zwischen Buch und Welt. Er zeigt etwas von dieser eigentümlich geheimnisvollen, schwer aufklärbaren Verbindung, der wir hier ein wenig nachgehen wollen. Über „Buch und Welt" zu sprechen, heißt über eine tiefe Beziehung sprechen, über ein Phänomen des Sichbewußtwerdens einer Welt, in der die Bahnen des Bewußtseins nicht immer auch die Bahnen des Geschehens sind. In der Wechselbeziehung zwischen Welt und Buch liegt etwas tief Wirkliches: das zauberhafte, sich selbst festhalten wollende Vergängliche in den Büchern, diesen erregenden, manchmal nur handgroßen Blätterbündeln!

Es geht also hier um das Mitspielen der Bücher in unserem Leben, ja, mehr als in unserem Leben: im Leben und Geschehen der Welt. Aus sich heraus schafft die Welt immer wieder die Anreize zu ihrem Weiterleben, sogar in einer freiwilligen Kontinuität des Geschehens. Und da das Buch zu den stärksten Mitteln dieses Weiterlebens gehört, so gehört das Buch zu den merkwürdigsten Dingen der Schöpfung. Es kann schicksalgestaltend sein im ganz großen Sinne. Und noch in seinen banalsten Formen durchsetzt es unser ganzes Tagewerk, das ohne Schriftzeichen überhaupt nicht auskommt.

Ich möchte Sie an ein nicht unbekanntes kleines Bild erinnern, an das Idyll des alten Spitzweg: der Bibliothekar. Dargestellt ist das Innere einer alten Bibliothek mit seiner etwas verstaubten, dämmerigen Buntheit. Da steht ein alter Herr auf der Spitze der Leiter, ganz versunken blättert er in einem Buch, er liest . . . Bücher sind herum verstreut. Der Alte ist so vertieft, er weiß nicht, wieviel Uhr es ist. Der Maler hat sich in diese kostbare, verzauberte Situation verliebt, er hat sie in ihrem tiefen romantischen Reiz erfaßt, in ihrer ganzen Beziehung auf den einzelnen Menschen. In welchen Sphären mag dieser Mensch schweben mitsamt den lieben Büchern da an der Wand.

Und nun der Gegensatz hierzu: Etwa eine öffentliche Bücherei wie die in Sachsenhausen oder — ich will einmal auf ein Extrem hinweisen — die neue Stadtbibliothek in Stockholm. Ein sehr neuartiges Gebäude, rund wie ein Gasometer, steht am Ende einer erst kürzlich zu einer Avenue gewordenen Straße in einem Stadtviertel, das gerade im Begriff ist, aus einem Vorort zu einem belebten Stadtviertel zu werden. Es ist gebaut nach einem eigenen Baugedanken, nämlich für das Buch selbst, für seine Zugänglichkeit von der Straße her. Ein bequemer Aufgang von der Straße; große Glastüren; an

den Seiten des Durchganges nur ein Bronzerelief aus der „Ilias“ als Schmuck. Jeder kann leicht in den Hauptsaal. Ungestört, scheinbar ohne Aufsicht, kann man an den mit Büchern gefüllten Regalen entlanggehen, suchen, blättern. Der Besucher kann stehenbleiben. Über ihm schwebt nur, wie das Auge Gottes sozusagen, das unsichtbare Auge des Bibliothekars, das zuweilen oben aus irgendeiner Luke zwischen diesen Büchern in den Saal hinunterschaut.

Man könnte auch hier noch an das Spitzweg-Bild denken. Es ist ja etwas Reizendes, Verlockendes, eine solche Freihandbibliothek, dieses ins Volksmäßige verwandelte Schmökern und Wählen und der unendliche Reichtum, der jedem Unbekannten freigebig zur Verfügung steht. Dazu kommt dann noch all das, was bei einer solchen modernen Bibliothek mit eingerichtet ist: die gut beleuchteten Lesetische, die besonderen Zimmer für Studienzwecke, sogar ein Märchenzimmer für die Kinder.

Und doch! Was bei dem Spitzweg-Bild so hübsch, so malerisch, so liebenswürdig erscheint, das ist als Massenerscheinung undenkbar. Das auf die Masse bezogene Buch hat zunächst nichts als die Möglichkeit der chaotischen Wirkung. Bei Spitzweg ist das noch Spielerei. Denken wir uns aber einen Augenblick statt des alten Mannes mit dem Großvaterkäppchen einen jungen Menschen unserer Zeit auf der Leiter! Jeder, der Bücher kennt, würde da eingreifen, würde einen Rat zu geben suchen, würde vielleicht grob werden. Da kommt so ein Mechaniker von der Straße herein und sucht etwas über eine bestimmte Schraube an der Nähmaschine oder an einem Fahrrad. Er sucht auf eigene Verantwortung: ein Lexikon, ein Lehrbuch fällt ihm in die Hand. Er blättert und blättert, verirrt sich, bleibt an einer Nebensache hängen, er hat aber nicht so viel Zeit wie der alte Mann. So drängen täglich Zehntausende zum Buch. Sie suchen und finden alle etwas anderes. Der Mann auf der Leiter war ganz privat. Die vielen Besucher der Büchereien sind eine öffentliche Erscheinung. Hier liegt zwischen jetzt und früher ein Unterschied.

Das ist klar: gegenüber all den vielen Bedürfnissen, die von der Straße hereinkommen, ist es unmöglich, jeden Suchenden sich selbst zu überlassen. Hier tritt nun das ein, was gerade den Bibliothekar ausmacht, der nicht nur Hüter und Verwalter von Büchern ist: er muß zugreifen und zurechtweisen. Denn alles mögliche steckt in dem öffentlichen Bedürfnis nach dem Buch. Zumeist ein Ergänzungsbedürfnis: das Bedürfnis nach Unterricht als „Fortbildung“, das Bedürfnis nach Erlebnis als „Zerstreuung“. Und auch das von der

Kirche nicht mehr erfüllte Verlangen nach Erbauung als „Konzentration".

*

Wir haben heute einen Zustand, den wir eine Krisis des Geistes nennen. Vielleicht die Folge einer solchen Spitzwegischen Verirrung, die so liebenswürdig anfing? Diese Krisis des Geistes, die wir ja als eine Krisis der Welt empfinden, ist ganz logisch begleitet von einer Krisis des Buches. Wir haben nicht mehr das Verhältnis zum Buch, wie es noch in der alten bürgerlichen Epoche war; die Menschen nahmen das Buch noch hin mit einem Respekt vor dem Geschriebenen. Bedeutete es nichts für sie, so ließen sie das Buch auf sich beruhen, legten es beiseite. Der Mensch ist aber jetzt viel ungeduldiger, kritischer, persönlicher, aktivistischer. Er kann noch Liebe zum Buch empfinden, aber er kann auch aus Haß, aus kritischem Mißtrauen ein Buch in die Hand nehmen und dann, enttäuscht, in seinem Innern einen pauschalen Überdruß am Buch empfinden, einen hochmütigen, ironischen Überdruß an allen Büchern. Das ist nicht mehr die milde, übersättigte Ablehnung im Worte des „Predigers": „Des Bücherschreibens ist kein Ende". Sondern es bedeutet zuweilen sehr einfach: Kein Buch sagt uns genug, keins ist stark genug, die Wirklichkeit, wie sie der Einzelne jetzt erlebt, zu schildern. Die Bücher bleiben ja weit zurück hinter dem, was der Mensch unserer Tage an Eindrücken, Nöten, Wünschen erlebt! Er will an das Innere des Lebens. Bücher her! Sie sollen ihm geben, was er vom Leben begehrt: das Abenteuer, die Lust, die Gefahr, den Blick hinter die Kulisse, das Rezept einer alles heilenden Arzenei. Und nun die Enttäuschung der Leser, die das Buch in die Hand nehmen. Der Gläubige, bald Befriedigte ist selten geworden. Zahlreich sind die Ungeduldigen, denen das Buch nur einen Aufenthalt, eine Art Falle auf ihrem Weg bedeutet. Daneben gibt es die Bücherverschlinger, die imstande sind, fünf Bücher gleichzeitig in sich aufzunehmen und trotzdem ein eigenes Leben zu führen. Denen das Buch eine Steigerung des Erlebens ausmacht.

Das neue, unruhige Verhältnis zum Buch ist keineswegs nur eine Folgeerscheinung des Weltkriegsereignisses, das wir hinter uns haben. Es gehört sicherlich zum Ausdruck einer größeren Zeitperiode, die ausgefüllt ist mit einer jagenden Fülle von Ereignissen. Die Ereignisse haben es ja an sich, daß sie auch den Stoff zu ihrer Widerspiegelung hinter sich herziehen, und das Buch ist nur

eine Form dieses Wiederauflebens, dieser Darstellung. Es ist, als könne es der Formen der Weltdarstellung, der Mittler zur Welt, zum Einzelnen hin gar nicht genug geben. Jetzt, ein halbes Menschenalter nach dem Weltkrieg geht sein Widerspiegeln aus der Form des urkundenmäßigen Berichts, der Memoiren in die Kunstform der Romane, später vielleicht in reine Dichtung über. Die sogenannten Nachkriegsprobleme haben auch schon ihre Literatur.

Film und Funk sind nicht nur interessante technische Erfindungen. Sie sind nicht allein Gegenstand geschäftlicher Interessen, Gegenstand von Angebot und Nachfrage, sondern große Darstellungsmittel, um die der Kampf der Mächtigen geht. Ihnen gegenüber scheint das Buch endgültig in den Hintergrund zu geraten. Und doch sind auch diese technisch neuen Mittel des Ausdruckes, der Darstellung des Tages, der Selbstdarstellung der Welt auf die Dauer undenkbar ohne das Buch als Untergrund. Sie sind ja emporgewachsen aus denselben Elementen der Erfassung, der Verarbeitung und der Mitteilung gesehener und gedachter Dinge wie das Buch, selbst wenn alles noch so oberflächlich gesehen oder gedacht ist. Sie schöpfen sogar ihre Motive aus Büchern. Die Fabel im Film ist ein verwässertes Abbild der Novelle, der Vortrag im Rundfunk ist lebendig gewordener Essay, und so oberflächlich, dem Augenblick angepaßt die Formen sind, so führen sie letzten Endes wieder auf das Buch hin. Ihre Verwandtschaft zum Buch ist der Anfang und das Ende.

Über den Widerstreit der Bücher untereinander, die ja auch sich gegenseitig verdrängen können bis zur Unverträglichkeit und an Form und Wert ungleich sind wie lebendige Menschen — über diesen alten, stummen Widerstreit kommt nun noch neben dem Buche und über das Buch hinaus das Ringen der Darstellungsformen, das die Frage nach der Qualität des Inhalts beiseiteschiebt. Herrisch tritt an die Stelle des Buches das Theater, die Zeitung, der Film, der Rundfunk, die Reklame, der Bericht — auch der mündliche Bericht. Und daneben die anderen großen, die Massen beschäftigenden, bildschaffenden, Spannung erzeugenden Lebensausdrücke, die den Menschen und seinen Tag in Anspruch nehmen: die Arbeit, der Sport, die Maschine, die Wette, das Rätsel, das Wilde des Lebenskampfes selbst. Aber in diesem unerhört komplizierten Querschnitt unserer Zeit liegen doch die Bücher überall versprengt wie Einschlüsse, und wir spüren in den Großstädten die stille Wirkung, die von den Bibliotheken ausgeht. Wie aus Kapseln, in denen

Radium verborgen liegt, so sickert und strahlt das Buch geheimnisvoll seine Macht auf das umgebende Leben aus.

*

Der Charakter eines Volkes wird zuletzt von der Intensität seines Verhältnisses zum Buch bestimmt. Das geht aus der Geschichte des Buches überall hervor. Es gibt keine stärkeren Bindungen als Überlieferung, Sage, Sitte, Recht. Wir wissen, wie unauflöslich einzelne Völker mit dem Buch verknüpft sind. Es ist der bleibende Ausdruck ihrer geistigen Gewißheiten.

Die Gesetzesrolle der Juden, tausendfach durchtränkt von dem Blut der Märtyrer, auf tausend Grabsteinen abgebildet, umspielt vom Glanz der immer wiederkehrenden Feste, ist noch immer ein letzter Zusammenhalt. Für das Wüstenvolk der Araber bedeutet El Kittab etwas Ehrwürdiges, Ungeheures. Die Schriften der chinesischen Klassiker bildeten vier Jahrtausende lang die Grundlage für das unverwechselbare, unergründliche Geisteswesen der Chinesen. Ereignisse werden erlebt und vergessen. Was aber einmal niedergeschrieben wurde mit der ursprünglich priesterlichen Kunst der Aufzeichnung auf Stein, Metall, Holz, Pergament, Papier, — das hat die Möglichkeit, das Vergehen zu überdauern; es hat, gegen allen Zufall, die Möglichkeit des Bleibens. Aus Zeichen, Bildern, Buchstabenreihen knüpft sich ein Netz, das zum Gewande der großen geistigen Körper wird, in die sich Länder, Völker, Stämme kleiden.

Vielleicht kommen die tödlichen Zerwürfnisse der europäischen Völker daher, daß der verbindende Mythus fehlt, das Buch der Herkunft, des gemeinsamen Untergrundes, des Heiligtumes. Vielleicht waren solche Bücher vorhanden; die Sibyllinischen Bücher sind eine Erinnerung daran. Daß sie nicht mehr vorhanden sind, nur die dunklen Trümmer der Edda, die Bruchstücke kindlicher Sagen, daß über der Zeit vom 3. bis zum 9. Jahrhundert n. Chr. ein undurchdringliches Dunkel liegt, das hängt wohl mit Bücherverbrennungen, Büchervernichtungen zusammen, von deren Raserei wir uns keine Vorstellung mehr machen, deren Folgen aber endlos sind. Ungeheures, heroisches und noch immer nicht aufgegebenes Suchen nach dem verlorenen Buch der Urkunden! Der junge Goethe, der alte Görres, Herder, die Brüder Grimm wandten ihre ganze Kraft daran. Die Germanisten bis zu dem Dichter Paul Ernst und dem Verleger Eugen Diederichs versuchen einem deutschen Volkstum die Grundlage

zu schaffen in einer Sammlung und Neugestaltung seiner Urkunden. Was Volk ist, scheint da manchmal zum Greifen nahe, und es löst sich dann wieder auf wie ein Spuk. Diese Versuche werden dem Leben, der Wirklichkeit gegenüber das Esoterische, das Schwierige, Lückenhafte nicht los.

Die europäischen Völker nahmen als ihr heiliges Buch die Bibel auf. Vielleicht nur deshalb, weil sie die kürzeste, geschlossenste Sammlung wichtiger Berichte ist. Ihre Einführung ging offenbar mit der Vernichtung anderer sakraler Urkunden zusammen. Die Bibel schweigt über vieles, was vor ihr einmal gewußt oder gedacht war. Sie sagt uns nicht alles. Nicht genug! Warum sonst diese Bibliotheken voll grüblerischer Kommentare, warum sonst das erbitterte Gegeneinander der theologischen Schulen? Das Wort Gottes aus den Büchern ist rauh, voller Widersprüche. Es erzeugt Zusammenschlüsse, aber auch grausige Trennungen.

Das wurde früher von den Theologen als etwas beinahe Selbstverständliches hingenommen und unter den Scholastikern ausgetragen. Freilich kam es darüber zu den Religionskriegen, deren Zeche die Völker bezahlten.

Über dem Buch entsteht auch heute wieder die Entzweiung. Alte Wechselbeziehung zwischen Buch und Welt wird heute allenthalben auf die Probe gestellt, verwirrt und zerstört.

Ich sage das alles nicht, um historische Reminiszenzen zu geben, sondern um auf die Schicksalsbedeutung des Buches hinzuweisen. Mündliche Traditionen können sich lange wie ein Spuk erhalten, ehe sie erlöschen. Dunkel ist uns die griechische Mythologie, doch wie vielsagend noch. Noch schwerer zu deuten die germanisch-keltische Urweisheit, die uns gewaltige, nach Norden und Westen weisende Ahnungen erweckt. Wir wissen, was das Buch gerade für die nordischen Völker bedeutet, die aus ihm in der Einsamkeit der Schneenacht die Flamme nähren für „des Lichtes Ritterwacht“.

Das Schicksal hat einzelne Bücher durch die Verbrennung hindurchgeführt. Und es gibt nicht nur die Büchervernichtung in den Flammen der Autodafés, sondern auch die innere Verbrennung, im Verstauben, im Verbrauchtwerden. Nicht einmal Asche bleibt übrig.

In der Geistesgeschichte sehen wir die großen Schwankungen, die jedesmal mit dem Buch im engsten Zusammenhang stehen. Was sind solche Schwankungen anders als der Einbruch der wirklichen Welt in die Welt des Buches, die immer dazu neigt, abstrakt zu sein. Gegen diese konservierende Macht regten sich die ungezähmten

Kräfte zur Wehr. Oder umgekehrt! Selbst im heutigen England kommt es noch vor, daß Bücher öffentlich verbrannt werden. Und doch ersteht aus allen Verbrennungen das Buch immer wieder wie der Phönix aus der Asche. Es gibt spartanische, bücherfeindliche Epochen, in denen die Gesetzessammlungen einer neuen Ordnung alles übrige verdrängen, so wie im heutigen Rußland nur wenige Bücher aus dem Schatz der Weltliteratur noch gelten. Und doch erhalten sich die Niederschriften einer blühenden epischen Kunst — so wie aus den Rhapsodien des schweifenden, abenteuernden Menschen die Heldenlieder, die Romanzen, die Dramen entstanden sind, und aus der üppig wuchernden, von müßigen Epochen begünstigten Dichtung der Ruhm einzelner Dichter. Neben der Wandlung der Versform, der Dichtform steht das private Schicksal der Diener am Buche, des Bücherschreibers, des Bücherdruckers, des Bücherhändlers, des Büchersammlers, des Bücherkäufers.

*

In einer ständigen Reibung mit der Wirklichkeit behauptet sich das Buch in seiner doppelten Möglichkeit, Anreiz zu geben, aber auch Lähmung. Zeugung des Lebens zu sein oder lastende Macht der abgestorbenen Dinge, die schließlich ausgeschieden werden müssen wie Gifte aus einem Körper. Zwischen dem im Buche nachwirkenden Alten und dem im Buche sich ankündigenden Neuen steht der Mensch von heute mit seinem wirklichen Schicksal; auch das Schicksal des Schriftstellers, der sich heute in einer ganz anderen Lage befindet als vor etwa fünfzig Jahren oder zur Zeit Lessings. Immer droht dem Buche von zwei Seiten die Verbrennung, sie äußert sich in Übergangszeiten dem Neuen gegenüber als eine Form der Zensur, die schon im Kopf des Schreibenden einsetzt und sich fortsetzt in der Sprödigkeit des Verlegers, in der Abneigung des Sortimenters, im Mißtrauen des Käufers.

Wir können uns bei allem Stattlichen der Buchläden und mancher öffentlichen Büchereien doch nicht darüber täuschen, daß die Lage des Buches eine kritische ist. Die eigentümliche, für den Laien fast undurchsichtige Organisation des deutschen Buchhandels verteuert das Buch bis an das Untragbare. Wie viele freie Schriftsteller gibt es noch? Wie viele noch, die in der Wahl ihrer Stoffe unabhängig sind und sich die Zeit nehmen können, ihre Werke ausreifen zu lassen? Sie werden immer seltener, sie sind im Aussterben. Wirtschaftliche und geistige Krise sind identisch. Es gibt aner-

kannte Autoren unserer Tage, die sich vom Buchhandel beiseitegeschoben fühlen und dabei das Gefühl haben, unter einer Art Bevormundung zu leiden, die der alten, traditionellen Neutralität des Buchhandels nicht entspricht. Nicht zufällig neigen heute einige Schriftsteller, die Darsteller unserer Zeit sind, wie Upton Sinclair in Amerika, oder auch eine Gruppe junger Dichter in Brüssel, zu drastischen Mitteln, um mit den Lesern in Verbindung zu kommen. Sie verkaufen ihre Bücher auf der Straße nach Gewicht.

Kürzlich hatten wir hier eine Diskussion über den modernen Roman. Einige Jüngere vertraten die Ansicht, daß sich der bürgerliche Roman überlebt habe, er existiere schon gar nicht mehr, eine neue Form komme herauf. Ich vertrat die Ansicht, daß der bürgerliche Roman keineswegs tot sei. Im Gegenteil, ich fand, daß er Problemen unserer Zeit gerecht wird, die der „proletarische" Roman noch nicht sieht. Allerdings in den Lösungen, die er bietet, versagt er. Ich erinnerte an Hans Grimms „Volk ohne Raum" und an ein anderes jüngst erschienenes Buch, das von zwei Reichswehroffizieren handelt, die Krieg spielen. Hier wie dort ist das Problem das Volksschicksal. Es ist klar, daß diese Frage den Soldaten, den Generalstabsoffizier, den Kolonisator, den Politiker, den Techniker beschäftigt; aber es kommt darauf an, die Frage aus dem Spezialistentum, das sich eine eingleisige Lösung zurechtmacht, herauszuheben. Es ist unglaublich viel höhere Analphabeten-Arbeit zu tun! Rußland ist dabei, Millionen das Buchstabieren beizubringen. Für uns handelt es sich darum, Millionen das Lesen beizubringen, nur eine Oktave höher allerdings, wo es darum geht, öffentliche Fragen zu verstehen, die bisher Geheimwissenschaft in den Händen der Gelehrten und Beamten waren. Nur so wird ein Volk mündig. Daß wir auf diese Frage eine Antwort suchen, die einem allseitigen Denken entspricht, daß es nicht unverständliche, abgeschmackte Lösungen seien, sondern lebensgültige, das ist das Neue. Wir, die wir uns in einer neuen Zeit zurechtfinden wollen, finden zwar Antworten im Sinne eines alten, herkömmlichen Denkens überall parat. Aber wir haben den Bankrott eben dieses Denkens erlebt. Auch Film und Funk fördern bisweilen das Bewußtwerden jener Fragen, die den Einzelnen, wenn er nachdenklich wird, zum Buch zurückführen. Ich denke daran, daß zu manchen Volksbibliotheken zuweilen scharenweise Menschen kommen, die nur für eine bestimmte Frage Interesse haben. Ein einseitiger Wind hat sie hergeweht, dieser Wind bleibt eine Zeitlang konstant, die Menschen kommen

immer wieder mit den gleichen Wünschen, haben vielleicht alle dieselbe Reportage, denselben Prozeß in der Zeitung gelesen, kommen nun zum Buch und suchen Antwort, suchen Konzentration. Erschütternd tauchen, wie oft, die Urfragen wieder auf, die Frage nach Entstehung und Sinn der Welt, nach der Willensfreiheit, nach dem Recht, nach dem Reich Gottes, nach dem Übersinnlichen. Zeitung, Film und Funk sind da nur die Vermittler des Unfertigen; hinter ihrer ungeheueren Oberflächenwirkung bleibt der Einzelne allein in seinen vier Wänden, und nicht die Einzelheiten des korallenhaft angesammelten, in kleinen Perlchen sorgfältig aufgereihten Wissens interessieren ihn, sondern das Ergebnis. Aber alles Wissen bricht irgendwo ab. Woher aber soll der das wissen, der mit dem Wissen überhaupt noch nicht angefangen hat?

Wir müssen uns also den Fragen zuwenden, die am stärksten aus jenem jugendfrischen, unverbrauchten Teil des Volkes herauftreiben, der sich zur „Eroberung des Wissens" anschickt. Die Fragen nach der neuen Stellung der Frau, der Zweifel am Staat, die Frage Heimat und Welt, Mensch und Maschine, Bauer und Städter, das sind die Fragen, die bei der Arbeit, auf der Straße, in der Bahn auftauchen. Der Bauer unserer Zeit steht beinahe noch auf der Bildungsstufe des 16. Jahrhunderts. Der verlorene Bauernkrieg steckt ihm noch in den Knochen. Hier will nachgeholt werden, was Generationen von Regierenden an den Bauern wie mit Absicht versäumt haben. Der Bauer suchte bisher die Lücke zu überspringen durch Auswanderung in die Stadt oder durch Auswanderung in ferne Länder. Der Bauer, der zurückblieb, war nicht der regste. Erst heute nähert sich ihm das Buch — durch die Schule, die Genossenschaft, die Volkshochschule. *Das Buch ist heute ein soziologischer Faktor geworden. Es ist aus seiner Passivität in eine neue entscheidende Stellung gerückt. Und der stärkste Ausdruck dafür sind die Volksbüchereien. Sie entsprechen nicht einer Forderung aus dem Buche, wie die alten Bibliotheken, sondern einer Forderung aus der Welt.*

Ich nannte Bild und Theater, Gespräch und Zeitung. Alle diese Verwandten des Buches sind die großen Bedränger und Verdränger des Buches. Dazu kommt noch das Museum und seine aktuelle, lebendige Form, die meistens eine Vereinigungsform vieler durch das Auge wirkenden Objekte ist, die Ausstellung. Es gibt einen

neuen Ausstellungstyp, der nicht mehr so sehr wie der frühere, unkonzentrierte an das Album erinnert, sondern an das systematische Buch. Ich meine etwas wie den Typ des Düsseldorfer Wirtschaftsmuseums. Dieses Museum erscheint wie ein aus einem Buch heraus entstandenes plastisches Gebilde. Was in einem Lehrbuch für Sozialwissenschaften von Seite zu Seite zu lesen ist, das ist hier sichtbar gemacht nicht in schwer zu entziffernden Diagrammen, sondern in Bildern und Modellen. Hier ist der Versuch gemacht, das Buch in sein Anfangsstadium, die Fibel, zurückzubilden, aber zugleich seinen Konzentrationswert auszuschöpfen.

Von der ungeheuren Bedeutung her, die das Buch in unserer Zeit hat, von dem neuen Boden des Buches her — muß die Arbeit des Volksbibliothekars eingeschätzt werden. Die Arbeit, die in den Büchereien in den belebtesten Teilen der Stadt geschieht, ist geräuschlose und hintergründige Arbeit, die sich nicht aufdrängt, nicht anbietet und sich doch ohne Verzicht neben den konkurrierenden Erscheinungen behauptet. Unter welchen Vorwänden steuert nicht zuweilen der Besucher auf die Fragen zu, die ihn interessieren, wenn er in eine Bibliothek hineingeht und nun angibt: über diesen ganz bestimmten Gegenstand möchte ich etwas lesen. Der Volksbibliothekar kann oft nur erraten, was da zu tun ist, und er sieht, das Bedürfnis nach dem Buch ist groß, vielleicht größer als je, denn die Masse beginnt zu lesen. Bedeutet nicht die Volksbüchereibewegung in ihrer Breite eine neue, unserer Zeit eigentümliche Blüte des Buches? Der Volksbibliothekar ist unter den Dienern des Buches eine neue Erscheinung.

*

Von der Blüte des Buches, gewissermaßen vom zweiten Frühling des aus der Antike bis ins Mittelalter vorhanden gewesenen Buches nach der Erfindung der Buchdruckerkunst lebte einmal die Frankfurter Büchermesse. Von der Blüte des Buches als Träger einer entstehenden Nationalliteratur lebte die Leipziger Messe in der deutschen bürgerlichen Epoche, deren Einrichtungen noch in den heutigen Organisationen des Verlagswesens und des Buchhandels vorhanden sind. Zu den alten Buchmessen kamen nicht nur die Drucker, Verleger und Buchhändler in Person, sogar die Verfasser saßen zuweilen bei den Buchhändlern im Laden und sprachen mit den Käufern. Längst ist aus dieser persönlichen Berührung die Fernwirkung geworden. Der

Weg von Hirn zu Hirn, über Drucker und Verleger ist jetzt ein so kostspieliger geworden, daß die Vorstöße zu neuen Formen der Bücherverbreitung nicht aufhören. In die Übergänge, die sich hier andeuten, fügt sich auch die Krisis der Kritik, deren Zufälligkeitscharakter die Unberechenbarkeit des Bücherschicksals vergrößert. Hier möchte ich zum Schlusse, ohne auf die schon konstitutionell gewordenen Mängel der Kritik besonders einzugehen, von denen in den „Heften für Büchereiwesen" die Rede gewesen ist, noch einmal das Verhältnis des Rundfunks zum Buch streifen, da ja der Rundfunk die Einrichtung der Lesestunde, der Bücherstunde, der mündlichen Buchkritik geschaffen hat.

Im Anfang erschien das Radio als der Feind des Buches. Ich glaube nicht, daß es das wirklich ist. Im Gegenteil! Der Rundfunk hat ja die Möglichkeit, eine Form der gesprochenen Kritik herauszubilden, die sich von der papierenen Kritik — in Zeitungen und Zeitschriften — unterscheidet. Er hat die Möglichkeit, Bücher unerhört lebendig zu machen, etwa durch die Diskussion einzelner Kapitel, durch Inhaltsangaben, durch eine Art Korreferat. Er braucht täglich neuen, aktuellen Stoff. Über die Ereignisse der Tageschronik hinaus muß er suchen, die Hörer zu unterhalten, zu informieren; er braucht den Anschluß an die Bücher, die erscheinen; und die Bücher, die ihren Weg suchen, finden ihn leichter durch den Funk. Der Rundfunk kann die Diskussion über Bücher eröffnen, die für den Tag oder die Epoche wichtig sind. Schon der Buchhandel kann auf die Dauer nur leben durch Spezialisation. Ebenso steht die Kritik, wenn sie einen Einfluß behalten soll, vor der Notwendigkeit neuer Methoden; die autokratische Methode ist veraltet, ein Unfug. Die neue dialektische Behandlung des Buches hat vom gesprochenen, lebendigen Wort im Rundfunk her die Möglichkeit, die geschriebenen und gedruckten Formen der Kritik umzugestalten.

*

Noch einmal komme ich auf das Bild der Stadtbibliothek von Stockholm zurück. Das Haus enthält Arbeits- und Versammlungsräume für Arbeitsgruppen von Bücherlesern, die sich für irgendeine Frage besonders interessieren. Dafür stellt ihnen die Bibliothek nicht nur die Räume zur Verfügung, sondern sie stellt ihnen auch die Unterlagen bereit, gibt ihnen womöglich Fingerzeige, ganz unauffällig. Da kommen junge Leute, die sich für technische Spezialfragen interessieren, vielleicht für Photographie, oder Naturfreunde, die Geographie treiben,

oder andere, die Kunstgeschichte oder Sprachen studieren, vielleicht sogar Liebhaber der Astronomie. Es ist überflüssig zu fragen, wie die Menschen aus dem Arbeiterstand und den Handwerkerkreisen auf diese Fragen kommen. Das Bezeichnende ist, daß sie als Gruppe auftreten und daß sie wünschen, als Gruppe allein gelassen zu werden.

So hat nicht allein die Rolle des Buches sich gewandelt, sondern auch die Rolle des Bücherverwalters. In der Hamburger Untergrundbahn — die Berliner ist nicht geeignet dazu — sitzen die Büromädels, die ins Geschäft fahren, und holen bei der Fahrt den Roman mit dem Lesezeichen aus dem Köfferchen. Das Buch aus der Leihbibliothek geht viele Wege durch das Leben mit, es gerät in Umgebungen, die keineswegs für eine Schonung der Bücher geeignet sind. Die Folge daraus: Das Buch in seiner äußeren Form wird immer mehr ein praktikabler, auswechselbarer, nicht mehr allzu kostbarer Gegenstand, der dann doch, seines Geldwerts wegen, vor allzu vielen Flecken und Narben geschützt werden muß durch den derben, vielleicht sogar abwaschbaren Einband.

Grandios ist die Wirkung, die einzelne Bücher haben. Die Evangelien, die Imitatio Christi, der Don Quijote, das Gesangbuch, der Robinson, die Märchenbücher, einzelne Klassiker erscheinen immer wieder. Das sind die Bücher, die durch Jahrhunderte stillschweigend mitgehen; man redet kaum von ihnen, sie sind da und wandeln durch alle Formen und Auflagen. Sie sind gleichsam in die Vertikalwirkung eingetreten. Zum Unterschied von den Büchern des Tageserfolges, die in ungeheuren Massen gewissermaßen horizontal in unsere Zeit hineingeblasen werden. Meist wächst die Zeit rasch über sie hinaus. Das ist ihr Gegensatz zu den Büchern, die viele Generationen begleiten.

So liegen zwischen Buch und Welt die Wege der Wirklichkeit. Hier einzugreifen, wie es der Volksbibliothekar tut, auch das ist Schicksalsgestaltung, Politik. Es gibt nichts, was nicht in seiner letzten Beziehung Politik wäre. Wer über das Wissen vom Buch verfügt, der trägt Verantwortung vor dem Fragenden, und der Volksbibliothekar sollte den Dienst, den er leistet, ganz großmütig und ganz unbekümmert erfüllen. Es wird ihm ja doch nichts anderes übrigbleiben, als ein ehrlicher Makler zu sein, ein Menschenkenner, der zugleich Bücherkenner ist. Doch in aller Bescheidenheit über den Umfang dieser Kenntnis, die immer etwas Irrationales hat. Niemals kann der Makler wissen, was er stiftet, wenn er Bücher ausgibt, immer wieder andere. Es kann ihm zuweilen gelingen, Schicksal zu schaffen; dann ist das Buch der Konzentrationsfaktor, dem kein Gespräch, kein Film, kein äußeres Erlebnis an

Stärke gleichkommt. Der Volksbibliothekar ist ein Diener am Buch und an der Wirklichkeit zugleich. Er ist ein Ordner im Ungewissen, ohne jede feste Regel. Er ist ein Herrscher ohne Strafgewalt, nur angewiesen auf stille Überlegung, stille Überredung. Ist er schließlich ein Meister seiner Art, so wird er doch niemals fertig. Ohne die äußeren Zeichen der Autorität muß er Wege zu zeigen wissen und immer bereit sein, sich selbst vom Wirklichen zurechtweisen zu lassen. Er muß über den Büchern stehen, nicht von ihnen gefangen sein wie sein Spitzwegscher Kollege. Seine persönliche Wertung einzelner Bücher muß er einzuordnen wissen in die unpersönliche Wertung aller Gattungen des Bücherheeres. Seine Aufgabe ist eine wunderbare Schule für das Schwierigste und Positivste, was erlernt werden kann, den Takt. Dann aber führt der Volksbibliothekar wie ein Künstler das Werkzeug, das die Brücke zwischen dem Menschen und der Welt schlägt, diese Brücke, über die jeder geht und bei der jeder von vorn anfängt, diese einzigartige Brücke zwischen Mensch und Welt: das Buch.

Dr. Alfons Paquet

Lebensantrieb und Buchschicksal

Dr. h. c. Anton Heinen zum 60. Geburtstag

Dieser Beitrag ist der im Volksvereins-Verlag erschienenen Gedenkschrift für Anton Heinen, der am 12. November seinen 60. Geburtstag feierte, entnommen. Auch wir bringen dem verehrten Freunde unsern Dank und unsere herzlichsten Wünsche. *Die Schriftleitung*

Sie haben, lieber, verehrter Anton Heinen, ohne selbst Volksbibliothekar zu sein, die Bewegung, die von den Leipziger Bücherhallen ihren Ausgang genommen hat, viele Jahre hindurch mit freundlicher Teilnahme begleitet — von der Besprechung an, die Sie, ein mir damals noch Unbekannter, im Jahre 1917 meinem Schriftchen „Buch und Volk" widmeten, bis zu den vielen Begegnungen im letzten, bewegten Jahrzehnt deutscher Volksbildungsarbeit. Das, was Ihnen diese Volksbildungsarbeit in ihrem engeren Bezirke dankt, das dankt Ihnen auch die Büchereisache, die institutionell, organisatorisch, technisch, methodisch einer ganz anderen Sphäre angehört, die aber ohne den Geist der neuen Volksbildungsbewegung doch nur eine dürr klappernde Maschine sein würde. Nehmen Sie es als Ausdruck dieses Dankes, wenn ich im folgenden Fragen andeute und Aufgaben skizziere, die die Büchereibewegung, die Sie kennen, heute als besonders brennend empfindet und die vielleicht doch nicht nur Fragen und Aufgaben der Volksbücherei sind.

Die entscheidende Frage bei allen Bemühungen um den Leser lautet: Was treibt den Leser, wenn er zum Buche greift, wenn er ein Buch verlangt; sei es ein bestimmtes Buch, sei es ein Buch aus einem mehr oder weniger bestimmt angegebenen Gebiet?

In der praktischen Literaturpolitik ist die Frage oft anders gestellt worden. Oft begegnete man — ausgesprochen oder nicht ausgesprochen — der Ansicht, daß sich die Laienleserschaft im Grunde für alles das interessiere, was auch für die Gegenstand des Interesses ist, die auf den hohen Schulen jahrzehntelang durch ein bestimmtes geistiges Training gegangen sind. Da nun dieses Training bei der Laienleserschaft nicht vorausgesetzt werden kann, entstand notwendigerweise die Aufgabe der „Popularisierung". Wie machen wir das Schwierige leicht? — dieses war lange Zeit und ist auch heute noch bei vielen um die Volks-

bildung ernsthaft bemühten Menschen die Kardinalfrage. Wie machen wir es ihnen leicht, wie schaffen wir äußere Hindernisse, die in der Wortwahl, im Satzbau, in den stillschweigend gemachten Voraussetzungen liegen, aus dem Weg? Zur besonderen Würdigung dieser Frage wurden die Volksbildungsleute gedrängt durch die unbestreitbare Tatsache, daß gerade die wissenschaftliche Literatur in sehr vielen Fällen in einer künstlichen, fremdwortüberladenen, in gewaltsamen Perioden schwer daherschreitenden Sprache geschrieben war, die in keinem innerlich notwendigen Verhältnis zu der Sache, von der gesprochen wurde, stand. Wenn die größere und breitere Öffentlichkeit, vor die, im ganzen genommen, die Wissenschaft im letzten Menschenalter gestellt worden ist, dahin gewirkt hat, daß unsere Wissenschaftler „menschlicher" schreiben gelernt haben, so ist das vielleicht das größte Verdienst der gesamten Popularisierungsbewegung.

Aber abgesehen von der veränderten Sprache der Originalliteratur selbst, — es entstand nun, beherrscht von dem Popularisierungsgedanken, eine große Reihe im engeren Sinne „populärer" Schriften, in denen das Äußerste an Vereinfachung versucht wurde. Es genüge, an die im letzten Menschenalter entstandenen Sammlungen „Aus Natur und Geisteswelt", „Wissenschaft und Bildung", Trübners „Naturwissenschaftliche Volksbücher" zu erinnern — von vielen anderen, weniger bekannten Sammlungen und von zahllosen populären Einzelwerken zu schweigen. Neben der „großen und schweren" Literatur entstand so noch einmal eine kleine und leichte Literatur — prinzipiell nicht anderen Inhaltes, prinzipiell auch nicht anderer Methode, prinzipiell nicht anderer geistiger Haltung, nur eben formal, technisch, didaktisch anderen, einfacheren Charakters. Und man kam zur „Herstellung" — so muß man schon sagen — dieser zweiten Literatur, eben weil man glaubte, daß die Laienleserschaft interessiert sei an den Gegenständen, Problemen und Methoden der Wissenschaft selbst, wie sie in der ersten Literatur in Erscheinung treten, weil man annahm, daß in der Laienleserschaft die gleiche geistige Grundhaltung lebe wie in der Schicht der in moderner Denkzucht geschulten Menschen.

Es soll hier nicht die große Frage erneut diskutiert werden, ob ein Vereinfachen und Leichtmachen — von der Ausmerzung von Sprachungezogenheiten jetzt abgesehen — im Entscheidenden des geistigen Lebens überhaupt möglich ist. Ob das, was aus einer Fülle schwierigster, verzweigtester Voraussetzungen erwachsen ist, was entstanden ist auf dem Wege mühevollster Abstraktion, ob das für Menschen, die diesen ganzen Weg nicht gehen können, wirklich „einfach und leicht" gemacht

werden kann. Ob mit diesem Einfach- und Leichtmachen nicht an den Kern des geistigen Wesens selbst gerührt wird, ob in dieser gesamten popularisierten oder „zweiten“ Literatur nicht doch etwas wesentlich anderes entstanden ist — ein Strauß abgeschnittener, in Glas gestellter Blumen, sagte Harnack in ähnlichem Zusammenhange einmal, eine entkernte Nuß, könnte man vielleicht auch, wenn nicht sagen, so doch fragen.

Aber wir lassen diese Frage beiseite. Unsere Grundthese lautet: Das Entscheidende für den Erfolg eines literarischen Werkes ist der innerste Lebensantrieb des Lesers. Antwortet ein Werk auf diesen Lebensantrieb, so wird es gelesen und selbst verhältnismäßig große Schwierigkeiten — komplizierter Satzbau, abstrakte Sprache, Fremdwörter, fremdsprachliche Zitate usw. — werden weitgehend überwunden, wenn in bezug auf das Entscheidende, nämlich eben auf das, was das Buch „sagen“ soll und was der Leser „fragt“, Buch und Leser zusammenklingen. Selbstverständlich gibt es auch hier Grenzen — Grenzen in der Vorbildung der Leser, in besonders schwieriger formaler Artung des Werkes, und der wäre ein schlechter Führer zum Buche, der nicht bemüht sein würde (ohne die Fälschung dessen, worum es bei diesem Buch und diesem Leser eigentlich geht), solche Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Aber das ist das Entscheidende: alle solche Hilfsmaßnahmen bleiben notwendigerweise vollständig unfruchtbar, wenn die Frage des Lesers in anderer Richtung geht, als die Antwort des Buches überhaupt gehen kann. Jeder aufmerksame Volksbibliothekar wird hierfür zahlreiche Belege bringen können. Selbst Bücher mit den spannendsten und anziehendsten Titeln erweisen sich ganzen großen Leserschaften gegenüber als vollständig wirkungslos, wenn eben das Gesicht dieser Leserschaft nach einer anderen Weltgegend gekehrt ist, wenn der „Lebensantrieb“ des Lesers nicht dem Buche entgegendrängt.

Wenn wir so den Lebensantrieb als das eigentlich Entscheidende im Verkehr der Leserschaft mit dem Buche ansehen, so sagen wir damit sicher nichts Neues. Auch die geistigen Väter der populär-wissenschaftlichen Literatur werden diesem Satze unbedenklich zustimmen. Die Frage, die sich an diese These schließt, ist nun lediglich die: Von welchen Lebensantrieben wird der einzelne Leser und werden ganze Leserschaften denn nun tatsächlich beherrscht? Die geistigen Väter der populär-wissenschaftlichen Literatur nun sind offenbar von der Überzeugung ausgegangen, daß der geistige Lebensantrieb des wissenschaftlichen Menschen zugleich der Lebensantrieb des Menschen unserer zivi-

lisierten Welt überhaupt sei, wenigstens des Menschen, der in den großen Städten und in den Industriezentren lebt. Die Volksbildung von heute kann mit einer so selbstverständlichen „Annahme" bestimmter geistig-seelischer Lebenszustände nicht mehr rechnen. Einmal, weil wir in der Beantwortung solcher Fragen überhaupt vorsichtiger geworden sind, weil wir immer wieder erlebt haben: daß das wirkliche Leben anders aussieht, als wir uns vorher „gedacht" haben, dann aber auch, weil wir auf weiten Strecken ein vollständiges Versagen eben jener, in ihrer Art sicher nicht schlechten populär-wissenschaftlichen Literatur tatsächlich erlebt haben.

Aber mit der Ablehnung einer Annahme, die sich nicht als stichhaltig erwiesen hat, haben wir positiv noch nichts gewonnen. Wichtig ist, daß wir gegen solche, nicht auf Erfahrung beruhende „Annahmen" überhaupt radikal mißtrauisch werden, daß wir versuchen, vollständig unbefangen uns dem wirklichen Leben beobachtend zu nähern. Das unbefangene, methodisch sorgfältige Studium der Lebensantriebe, die durch die Laienleserschaft gehen, von denen diese bewegt wird, das ist eine der dringendsten Aufgaben, die der praktischen Literaturpflege heute gestellt sind und die in den letzten Jahren ja auch von verschiedenen Seiten in Angriff genommen worden ist. Freilich liegt in diesen Bemühungen auch eine große Gefahr, die Gefahr nämlich, daß Büchereiarbeit eine Angelegenheit lediglich des Kalküls, der rationalen Psychologie, vielleicht sogar des statistischen leserkundlichen Büros wird. Der institutionelle und stark organisatorisch-technische Charakter der Büchereiarbeit birgt ja Gefahren dieser Art von vornherein in sich. Um so dringender ist die immer erneute Besinnung, daß auch eine solche Leserkunde nur ein Mittel sein darf im Dienste der menschenpflegenden Gesinnung, in deren Bewährung uns der Mann, dem dieses Heft gewidmet ist, immer wieder Vorbild geworden ist.

Walter Hofmann

Neue Entwürfe und Beschlüsse des VDV zur Ausbildungs- und Prüfungsfrage

Bei der 5. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, die vom 29. September bis 2. Oktober 1929 in Frankfurt stattfand, war der wichtigste Punkt der Verbandsverhandlungen die Beschlußfassung über die Ausbildungs- und Prüfungsfrage. In den „Heften" ist über die Verhandlungen der früheren Verbandstage zu dieser Frage ausführlich berichtet[1]. In der Sammelschrift „Der Volksbibliothekar"[2] sind im Anhang die Beschlüsse im Wortlaut wiedergegeben.

Die Verhandlungen in Frankfurt erhielten dadurch besondere Bedeutung daß die Ausbildungskommission des Verbandes, die 1928 in Münster gewählt war, einen sorgfältig ausgearbeiteten Entwurf vorlegte, der unter genauer Berücksichtigung der verschiedenen Interessen und Gesichtspunkte entstanden war. Von der Entscheidung, die in der Ausbildungsfrage getroffen wird, hängt die ganze weitere Entwicklung des Büchereiwesens in dem größten der deutschen Länder ab. Deshalb ist diese preußische Frage eine gesamtdeutsche Angelegenheit. Nun ist auch im Verband Deutscher Volksbibliothekare, der alle Gruppen und Richtungen des deutschen Büchereiwesens umfaßt, eine Lösung gefunden, die ganz im Sinne der früheren Entschließungen, aber nach erneuter gründlicher Prüfung aller Gesichtspunkte die einmütige Zustimmung aller Teilnehmer erhalten hat. Es dürfte daher an der Zeit sein, daß diese Vorschläge auch an der Stelle, bei der die Entscheidung in dieser Angelegenheit liegt, die gebührende Beachtung finden und keine Regelung ohne die Mitwirkung der volksbibliothekarischen Fachleute und Verbände erfolgt.

Wir bringen heute zunächst einige Materialien zur Veröffentlichung, die als Grundlage für die weitere Behandlung dieser Angelegenheit unentbehrlich sind. Wir haben die Absicht, zur Sache selbst und zu der Bedeutung, die diesen Beschlüssen und Maßnahmen zukommt, später noch das Wort zu nehmen.

Es gelangen im folgenden zum Abdruck:

Die Schriftleitung

[1] Vergleiche auch „Hefte" XII. Bd., 1928, Seite 30ff., 165ff.; XI. Bd., 1927, Seite 115, 133ff., 263ff., 330ff., 342.

[2] Der Volksbibliothekar. Leipzig 1927. Seite 127ff.

Entwürfe der Ausbildungskommission des VDV

betr. Ausbildung und Prüfung für den Dienst an Bildungsbüchereien in Preußen

I. Die Ausbildung für den Dienst an Bildungsbüchereien

A. Auswahl und Vorbildung der Berufsanwärter

1. Die Auswahl und die Ausbildung der Berufsanwärter (Praktikanten) für den Dienst an volkstümlichen Büchereien (bisher Dienst an Volksbibliotheken) ist bestimmt durch die Aufgaben, welche die neue deutsche Bildungsbücherei zu erfüllen hat.

2. An den Berufsanwärter sind folgende Forderungen zu stellen:

   a) Verständnis und Fähigkeit, sowie Verantwortungsgefühl für pädagogisch-psychologische Aufgaben an jugendlichen und erwachsenen Menschen aller Lebenskreise (als Voraussetzung für die erzieherische Aufgabe der Bildungsbücherei).

   b) Verständnis für literarische, kulturelle und gesellschaftliche Fragen als Voraussetzung für die Erschließung der Bildungsgüter des Schrifttums.

   c) Verständnis und Fähigkeit für technische, organisatorisch-verwaltungsmäßige Arbeiten.

3. An Vorbildung des Berufsanwärters ist erforderlich:

   a) Das Zeugnis der Reife einer höheren Lehranstalt (Abiturientenexamen) oder eine als gleichwertig zu achtende Abschlußprüfung an einer sozialen Fachschule oder

   b) der Nachweis einer erfolgreichen Berufstätigkeit in einem sozialen, pädagogischen oder literarischen Beruf und Ablegung einer Eignungsprüfung vor einer hierfür zu bestimmenden Kommission.

   c) Ausnahmen sind zuzulassen für solche Persönlichkeiten, die, ohne die obengenannten Voraussetzungen erfüllt zu haben, sich durch besondere Begabung für den volksbibliothekarischen Beruf und geistige Reife als geeignet ausweisen können und die Eignungsprüfung mit „gut“ bestehen.

4. Die Anmeldung für die Ausbildung

kann bei einer der zur Ausbildung zugelassenen Büchereien oder Schulen erfolgen. Die Büchereien leiten die Anmeldungen mit ihren Kenntnissen und ihrem Urteil über den Betreffenden an die vom Anwärter gewünschte

Fachschule weiter. Die Fachschule prüft, ob der Anwärter den von der Schule festgesetzten Anforderungen entspricht, und zu welchem Zeitpunkt in Anbetracht der zur Verfügung stehenden Plätze die schulmäßige Ausbildung beginnen kann. Die Anmeldungen werden von der Schule an den Beirat für Bildungsbüchereien beim Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung weitergegeben, der entsprechend dem Preußischen Beirat für Bibliotheksangelegenheiten der wissenschaftlichen Bibliotheken einzurichten ist.

5. Die Annahme der Praktikanten

Der Beirat prüft, ob die für die Zulassung zur Staatsprüfung erforderlichen Voraussetzungen erfüllt sind. Er überweist den Anwärter entweder sogleich der von ihm gewünschten Schule (falls die Ausbildung mit der Schule beginnt) oder nach Möglichkeit an eine der von dem Anwärter gewünschten Ausbildungsbüchereien unter Berücksichtigung der bei den einzelnen Büchereien vorhandenen Praktikantenstellen. Ebenso geschieht die Zuweisung für die folgenden Ausbildungsstationen durch den Beirat unter möglichster Berücksichtigung der Anträge.

B. Die Ausbildung der Praktikanten

Die Ausbildung der Praktikanten umfaßt drei Jahre, von denen $1^1/_2$ Jahr der praktischen Ausbildung, $1^1/_2$ Jahr der theoretischen Ausbildung gewidmet sind. Die praktische Ausbildung ist unentgeltlich abzuleisten, doch kann auf besonderen Antrag auch eine teilweise bezahlte Tätigkeit auf die praktische Ausbildung angerechnet werden, falls während dieser Zeit den Anforderungen entsprochen wird, die an die Ausbildung der Praktikanten zu stellen sind.

Über die Reihenfolge der theoretischen und praktischen Ausbildung hat in der Kommission eine Einigung nicht erzielt werden können. Die eine Gruppe der Ausbildungskommission möchte das praktische Jahr an der volkstümlichen Bücherei voranstellen, darauf die theoretische Ausbildung an der Fachschule folgen lassen und mit dem dritten praktischen Halbjahr an einer größeren Bildungsbücherei die Ausbildung beschließen. Die andere Gruppe der Ausbildungskommission wünscht die Ausbildung an der Fachschule an den Anfang der Ausbildung zu stellen. Die Frage der Reihenfolge der Ausbildungsstationen ist deshalb in diesem Vorschlag offen gelassen. Sie kann vielleicht offen bleiben, indem je nach der Wahl der Schule die einen die Schulausbildung voranstellen, die anderen mit dem praktischen Jahr an der Bücherei beginnen.

Die praktische Ausbildung umfaßt:

a) Ein Jahr an einer volkstümlichen Bücherei, welche die Berechtigung zur Ausbildung von Praktikanten besitzt, wovon nach Möglichkeit drei Monate an einer Jugendbücherei oder Kinderlesehalle abzuleisten sind.

b) Ein halbes Jahr an einer größeren Bildungsbücherei als Zentralbücherei einer größeren Gemeinde.

Das praktische Jahr an der volkstümlichen Bücherei führt in alle Zweige des Dienstes bei einer mit den typischen Hilfsmitteln der volkstümlichen Bücherei arbeitenden Lehrstelle ein, wie sie mit den nötigen Abwandlungen der Bücherei mittlerer Größe ebenso eigentümlich sind, wie der kleinen Volksbücherei. Das dritte (letzte) Halbjahr soll der praktischen Ausbildung an einer größeren Bildungsbücherei dienen, die zugleich die Spezialaufgaben einer größeren Stadtbücherei zu erfüllen hat, und in eine wissenschaftliche Systematik des Bestandes, in die Technik und Organisation eines größeren Systems, in den Leihverkehr und die dorthin gehörigen Beziehungen zu den wissenschaftlichen Bibliotheken einführen.

Zugleich soll dieses halbe Jahr den Übergang von der Ausbildung zum Dienst an volkstümlichen Büchereien in die Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken erleichtern, indem dieses halbe Jahr, sei es vor Ablegung des Diplomexamens für den Dienst an volkstümlichen Büchereien, sei es nach Ablegung des Examens für die Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken in Anrechnung gebracht werden kann, indem es so dem für diesen Dienst geeigneteren Menschentyp den Weg ebnet. Umgekehrt kann von der Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken ein halbes Jahr auf das an einer größeren Bildungsbücherei abzuleistende Halbjahr der Vorbereitung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien angerechnet werden.

Die theoretische Ausbildung umfaßt $1^1/_2$ Jahr an einer volksbibliothekarischen staatlich anerkannten Fachschule.

Die Lehrfächer an den Schulen haben zu umfassen:

1. Volksbildungskunde

   Begriff und Wesen der Volksbildung — Geschichte — Formen und Organisation des Volksbildungswesens.

2. Büchereiwesen

   Begriff und Wesen der volkstümlichen Bücherei — Geschichte — Organisation des Volksbüchereiwesens, zugleich im Rahmen des allgemeinen Bibliothekswesens — Typische Formen der Volksbüchereien — Wissenschaftliches Bibliothekswesen.

3. Büchereiverwaltungslehre

   a) Gebäude, Raumanordnung, Einrichtung und Ausstattung — Zugang und Abgang — Katalogisierung, Signierung, Aufstellung der Bücher — Bestandspflege — Statistik — Verkehr mit Behörden — Etat — Personal.

   b) Verkehr mit dem Leser. Die Ausleiheverfahren nach ihren technischen und pädagogischen Aufgaben, Hilfsmittel der Ausleihe — Die Leserkataloge in Hinsicht auf die Gliederung der Leserschaft, die Erschließung des Bücherbestandes und die Bildungsziele der Bücherei.

   c) Auswahl und Gliederung des Bücherbestandes

d) Besondere Formen der Büchereien nach Größe und sozialer Zusammensetzung der Leserschaft, nach Siedelungsformen (Wanderbücherei, Autobücherei) und besonderen Bildungsaufgaben (Kinder- und Jugendbücherei, Musikbücherei, Blindenbücherei, Gefängnisbücherei, Krankenhausbücherei, Werk- und Soldatenbücherei).

4. Buchkunde

Geschichte, Herstellung und Vertrieb des Buches

5. Bücherkunde

a) Bücherkunde der Schönen Literatur

Literaturgeschichte, besonders der neueren Zeit, Gliederung nach typischen Formen unter besonderer Berücksichtigung der soziologischen und weltanschaulichen Grundlagen und der sozialen und psychischen Faktoren in der Leserschaft, Übungen in der Wertung und Besprechung der Literatur.

b) Bücherkunde der Belehrenden Literatur

Einführung in die Einteilung und die Arbeitsgebiete der Wissenschaften, Einführung in die gegenwärtige Problemstellung der volksbibliothekarisch wichtigsten Wissensgebiete. Gliederung der Belehrenden Literatur unter Berücksichtigung der besonderen Bildungsaufgabe der volkstümlichen Bücherei.

c) Hilfsmittel der Bücherkunde

Bibliographische Hilfsmittel, Nachschlagewerke und Handbücher, Einführungen, Zeitschriften.

6. Leserkunde und Bevölkerungskunde

a) im Hinblick auf die soziale, politische und staatliche Gliederung des Volkes, sowie auf seine weltanschaulichen, stammlichen und landschaftlichen Besonderheiten,

b) im Hinblick auf die entwicklungs-, individual- und sozialpsychologischen Voraussetzungen.

II. Die Diplomprüfung für den Dienst an Bildungsbüchereien

Die Diplomprüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien soll in der Regel nicht vor vollendetem 22. Lebensjahr vor einer Kommission abgelegt werden. Die Prüfungen finden statt am Ort der Schulen.

Für die Prüfung wird eine Prüfungskommission ernannt, die sich zusammensetzt aus 12 Mitgliedern, von denen je 3 Lehrer an den Fachschulen und 6 Bibliothekare der an der Ausbildung beteiligten Büchereien sein sollen. Mit der Durchführung einer Prüfung sind jeweils 6 Mitglieder der P.-K. zu beauftragen, von denen 3 der ausbildenden Fachschule angehören müssen.

Bei jedem Prüfungsakt müssen mindestens 3 Mitglieder anwesend sein. Zu den Prüfungen kann als Beisitzer ein Vertreter der wissenschaftlichen Bibliotheken herangezogen werden.

Die Prüfung selbst gliedert sich in

1. eine schriftliche Prüfung und zwar in
   a) einen Klausuraufsatz über ein Thema aus der Berufskunde der volkstümlichen Bücherei (3 Stunden)
   b) die Aufnahme von 8 Werken für den alphabetischen Zettelkatalog (Klausur 2 Stunden)
   c) die Anfertigung einer Klausurarbeit zu berufskundlichen Einzelfragen
   d) die Anfertigung einer größeren schriftlichen Hausarbeit aus der Berufskunde, auch in Form einer Besprechung eines Werkes oder einer Gruppe von Werken der neueren Literatur unter Berücksichtigung der Verwendungsmöglichkeit in der volkstümlichen Bücherei (8 Wochen Zeit).
2. eine mündliche Prüfung, die umfaßt
   a) Volksbildungswesen und volkstümliches Büchereiwesen (Geschichte und Formen)
   b) Büchereiverwaltungslehre und Buchkunde
   c) Bücherkunde
   d) Leserkunde
   e) eine praktische Ausleihübung.

Die mündliche Prüfung soll nicht nur in Frage und Antwort vor sich gehen, sondern soll dem Prüfling Gelegenheit geben, sich in einem zusammenhängenden Referat über die eine oder die andere Frage zu äußern. Die Zeitdauer der mündlichen Prüfung beträgt 1 Stunde 20 Minuten pro Kopf.
Der Nachweis der Kenntnis von Stenographie und Schreibmaschine ist Wahlprüfungsfach.

Zur Prüfung sind einzureichen:

Selbstgeschriebener Lebenslauf, Zeugnisse über den Nachweis der vorgeschriebenen Vorbildung, Zeugnis der besuchten Bibliothekarschule, Zeugnisse über die erfolgreiche Absolvierung der praktischen Ausbildung.
Das Zeugnis des staatlichen Diplomexamens berechtigt zur Anstellung im Dienst an volkstümlichen Büchereien.

III. Verbandsexamen für den Nachweis der Befähigung für obere und leitende Stellungen an Bildungsbüchereien und Büchereisystemen

Für den Nachweis der Befähigung für obere und leitende Stellungen an Bildungsbüchereien und Büchereisystemen richtet der Verband Deutscher Volksbibliothekare ein Verbandsexamen ein. Eine Verstaatlichung des

Examens wird erstrebt, sowie sich durch die Praxis feste Formen herausgebildet und bewährt haben.

1. Vorbildung. Als Vorbildung wird verlangt: abgeschlossene akademische Ausbildung (Doktor- oder Staatsexamen) und mindestens dreijährige erfolgreiche Praxis an einer größeren Bildungsbücherei und an Volksbüchereien, davon ein Jahr im Zusammenhang mit einer Schule, oder Nachweis eines staatlichen Diplomexamens für den Dienst an Bildungsbüchereien und mindestens fünfjährige, erfolgreiche praktische Berufstätigkeit.

2. Prüfungskommission. Der Verband Deutscher Volksbibliothekare wählt auf seiner Jahresversammlung eine zwölfgliederige Prüfungskommission, von der sechs Mitglieder an jeder Prüfung teilnehmen. Die Zusammensetzung der jeweiligen Prüfungskommission für die einzelne Prüfung erfolgt durch den Geschäftsführenden Vorstand. Die Kommission wählt sich selbst aus ihren Reihen den Vorsitzenden, der die Geschäfte führt. Zu jedem Prüfungsakt müssen mindestens drei Mitglieder der Kommission anwesend sein.

3. Prüfung.

   a) Schriftliche Prüfung. Anfertigung einer größeren berufskundlichen Prüfungsarbeit. Ablieferung 8 Wochen nach der Zustellung des Themas durch die Kommission. Anfertigung von je einer Besprechungsarbeit aus der Belehrenden wie aus der Schönen Literatur mit Angabe über die büchereimäßige Verwendung. Für diese beiden Arbeiten wird insgesamt eine Frist von 4 Wochen gewährt. Anfertigung je einer Klausurarbeit über ein allgemeines berufskundliches Thema und über eine berufskundliche Einzelfrage.

   b) Mündliche Prüfung in den gleichen Fächern wie beim Diplomexamen, mit entsprechend höheren Anforderungen, insbesondere auf den Gebieten der Wissenschaftskunde, der Literaturgeschichte, der Psychologie, der Sozialpädagogik, der Staatsbürger- und Bevölkerungskunde.

Die Bekanntmachung der Prüfungstermine erfolgt in den Verbandsorganen. Zwischen Bekanntmachung des Prüfungstermins und Schluß der Anmeldefrist soll ein Zeitraum von zwei Monaten liegen. Die Meldung zur Prüfung geschieht bei dem Geschäftsführenden Vorstand.

Der Meldung zur Prüfung sind beizufügen:

ein selbstgeschriebener Lebenslauf, Zeugnisse über die Schulbildung, Universitätsexamina, erfolgreich abgeleistete praktische Ausbildung resp. berufliche Tätigkeit, bei Nichtakademikern Zeugnis der staatlichen Diplomprüfung.

Der Prüfling erhält nach erfolgreicher Ableistung der Prüfung das Verbandsdiplom für die Befähigung für obere und leitende Stellungen an Bildungs-

büchereien und Büchereisystemen. Die deutschen Kommunen und Kommunalverbände werden gebeten, die Ableistung der Prüfung zur Vorbedingung für eine Anstellung der bezeichneten Art zu machen, sofern die Betreffenden nicht früher als zwei Jahre vor Abhaltung der ersten Prüfung in den volksbibliothekarischen Dienst getreten sind oder bis zur Abhaltung der ersten Prüfung eine festbesoldete Stellung noch nicht innegehabt haben.

Die Ausbildungskommission
des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare

Julie Hansen-Hamburg / Hans Hofmann-Leipzig / Johanna Mühlenfeld-Berlin-Pankow / Dr. Helene Nathan-Berlin-Neukölln / Dr. Wilhelm Schuster-Berlin-Mitte / Dr. Maria Steinhoff-Köln / Dr. Eugen Sulz-Essen

Die vorstehenden Entwürfe wurden von der Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare am 30. September 1929 in Frankfurt angenommen. D. S.

Begründung und Erläuterung der Entwürfe

durch die Berichterstatter der Ausbildungskommission des VDV

Die Verhandlungen über die Ausbildungs- und Prüfungsfrage am 30. September 1929 wurden auf der Frankfurter Jahresversammlung durch die im folgenden wiedergegebenen Ausführungen der Berichterstatter eröffnet. Wir bringen diese mit Genehmigung des Geschäftsführenden Vorstandes nach dem stenographischen Protokoll, das von den Berichterstattern durchgesehen wurde, zum Abdruck. Auf diese Weise hoffen wir allen denen, die in Frankfurt nicht anwesend sein konnten, einen genauen Einblick zu vermitteln. Vergleiche die Vorbemerkung auf Seite 483. Die Schriftleitung

Erster Vorsitzender Dr. Schuster-Berlin:

Meine Damen und Herren! Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich zum Bericht der Ausbildungskommission zunächst einige einleitende Worte sagen, die zugleich die ganze Situation kennzeichnen, in der wir uns zur Zeit befinden.

Durch den Wechsel im Preußischen Unterrichts-Ministerium und die damit schon zum 1. Oktober wahrscheinlich erfolgende Neubesetzung hat sich für uns die Notwendigkeit eingestellt, dem Ministerium sofort den Entwurf zu einer neuen Ausbildungsverordnung vorzulegen. Die Abteilung des Ministeriums, die die Volksbüchereien bearbeitet, wird dann diesen Entwurf entweder ablehnen und ihn nach ihren eigenen Gedanken umgestalten, oder aber sie wird unsere Ansicht billigen. Auf jeden Fall müssen wir dafür sorgen, daß dem neuen Referenten im Ministerium schon bald nach seinem Amtsantritt unser Entwurf vorliegt. Dabei kann es natürlich nicht unsere Aufgabe sein, zwischen uns und den wissenschaftlichen Bibliotheken einen Kompromiß zu schließen. Das ist vielmehr die Aufgabe der Abteilungen U5 und U1 im Ministerium.

Was Sie hier vorgelegt bekommen, ist auch noch nicht das Abschließende. Das liegt daran, daß uns, wie Sie heute ja nun schon mehrfach gehört haben, die Mittel fehlen, um in wirklich großzügiger Weise zu arbeiten. Wir haben in dieser Frage zwei große Sitzungen gehabt, die sich, wenn ich mich recht erinnere, beide über zwei Tage erstreckten. Die Tage waren jedesmal vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit aufschlußreichen Debatten ausgefüllt, nur von einer kurzen Mittagspause unterbrochen.

Dann hatten wir die Absicht, eine dritte Sitzung anzuberaumen. Das war aber aus den schon wiederholt angeführten finanziellen Gründen nicht mehr möglich. Wäre das möglich gewesen und hätten wir so diese Sitzung noch im Mai oder Juni abhalten können, also noch vor der Urlaubszeit, dann hätten wir den Bericht, den wir Ihnen nun heute vorlegen, bereits damals veröffentlichen und Ihnen zuschicken können. Das scheiterte aber leider an technischen Dingen.

Wir haben es dann schließlich so gemacht, daß wir gestern Vormittag um 9 Uhr hier im Hause zusammengetreten sind. Wir Berliner haben uns natürlich mit Herrn Hans Hofmann schon die ganze Zeit mündlich und auch schriftlich unterhalten. Das Ergebnis dieser Besprechungen haben wir dann den auswärtigen Mitgliedern der Kommission mitgeteilt. Diese haben dann ihre Wünsche zu dem Entwurf geäußert. Und gestern haben wir uns dann schließlich noch einmal mündlich über die ganze Frage unterhalten in $3^1/_2$ stündiger Sitzung. Wir haben dabei an dem Entwurf noch einige Änderungen vorgenommen, die wir Ihnen aber noch nicht gedruckt zustellen konnten, da die Zeit dafür zu knapp war[1].

Nun zunächst einmal der Gang unserer Arbeiten. — Der Auftrag, der uns in Münster seinerzeit geworden ist[2], lautete folgendermaßen:

> 1. „Als Vorbedingung der Zulassung für den volksbibliothekarischen Dienst ist Abitur oder eine gleichwertige pädagogische oder soziale Abschlußprüfung zu fordern."

Über diesen Punkt ist also schon auf der vorigen Tagung entschieden worden. — Weiter heißt es dann:

> „Was als gleichwertig zu betrachten ist, ist von der Ausbildungskommission festzulegen."

Wir werden dann nachher sehen, was von der Kommission als gleichwertig anzusehen beschlossen worden ist.

> 2. „Für den volksbibliothekarischen Beruf ist mindestens eine dreijährige praktische und theoretische fachmännische Ausbildung und eine Abschlußprüfung zu fordern."

Diese drei Jahre wurden also auch schon in Münster beschlossen und damals auch schon sehr lebhaft kritisiert, weil eine dreijährige Ausbildung ja eine starke finanzielle Belastung mit sich bringt. Da es aber damals beschlossen worden war, mußte es für die Kommission als feste Richtlinie gelten.

> 3. „Wir sind grundsätzlich gegen eine völlige Auseinanderreißung des wissenschaftlich-bibliothekarischen und des volksbibliothekarischen Berufes. Die Methoden der Gabelung und deren Vorteile und Nachteile sind von der Ausbildungskommission zu untersuchen und darzustellen."

---

[1] Diese Änderungensind in den auf S. 484ff. veröffentlichten Entwürfen bereits berücksichtigt. D. S.

[2] Siehe den Bericht über die Jahresversammlung 1928 in Münster im XIII. Bd. der „Hefte", 1929, S. 26ff. D. S.

Das Ergebnis, das uns vorliegt, ist die Brücke zwischen den beiden Gruppen der wissenschaftlichen Bibliothekare und der Volksbibliothekare, wenn ich mich einmal so ausdrücken darf. Wir haben dabei geglaubt, zu keinem anderen als dem ihnen vorgelegten Ergebnis kommen zu können.

Die Änderungen zu dem im Druck vorgelegten Entwurf, die in der Sitzung der A.K. vom 29. 9. 29 beschlossen wurden, werden dann durch Schatzmeister Hans Hofmann-Leipzig bekanntgegeben und erläutert. Sie sind in dem Abdruck der Entwürfe auf Seite 484ff. dieses Heftes bereits enthalten. *D. S.*

Der Vorsitzende fährt dann fort:

Sie haben also jetzt den vollständigen Text in Händen, so, wie ihn die Ausbildungskommission vorschlägt. Ich möchte Ihnen nun noch kurz etwas über die Arbeit der Kommission sagen, damit Sie sehen, daß vieles von dem, was Sie nicht in dem Entwurf finden, doch bei unseren Besprechungen erörtert worden ist, wenn es auch nicht im Entwurf niedergelegt ist.

Zunächst hat Herr Dr. Sulz-Essen einen Entwurf ausgearbeitet und in sehr langen Ausführungen seine Begründung dazu gegeben. In der zweiten Sitzung hat dann Fräulein Dr. Steinhoff-Köln zusammen mit Herrn Hans Hofmann-Leipzig einen Entwurf vorgelegt, in dem die andere Seite ihre Gedanken dargelegt hat. Gleichzeitig lag noch eine schriftliche Ausarbeitung von Fräulein Hansen-Hamburg vor. Außerdem wurden bei dieser Gelegenheit auch noch die zusätzlichen Wünsche der anderen Kommissionsmitglieder erörtert. Damit hatten wir dann in der Hauptsache erst einmal die klar ausgeführten Standpunkte der Vertreter der beiden Auffassungen, wie sich diese auch in Münster schon gezeigt hatten. Aus alledem konnten wir uns dann ein ungefähres Bild des Ganzen machen.

Ich betrachte den Entwurf in seiner jetzigen Fassung nicht als ein Kompromiß, sondern als eine Lösung. Das war auch unser Streben bei den Kommissionsarbeiten. Wir glauben, daß es uns gelungen ist, die sich vielfach widersprechenden und überschneidenden Auffassungen zu vereinigen und sie zur Grundlage dessen gemacht zu haben, was heute vor Ihnen liegt[1].

Ich darf bei dieser Gelegenheit bemerken, daß zwischen den beiden Kommissionssitzungen ein größerer Zeitraum lag, der zu Besprechungen von mir mit verschiedenen Kollegen benutzt wurde. Am Ende der zweiten Sitzung zeigten sich dann doch schon verschiedene Grundlinien und auch Möglichkeiten, die verschiedenen Ansichten einander näherzubringen, ja, schließlich auch zu einer Lösung zu kommen. Auf diesen galt es dann weiter zu arbeiten und die Lösung zu finden. Diese Arbeit haben speziell Herr Hans Hofmann und ich unternommen. Bei jeder Gelegenheit, bei der wir zusammentrafen — zuletzt noch einmal einen ganzen Sonntag — haben wir die letzten Ergebnisse zusammengestellt. Das war etwa das, was heute vor Ihnen liegt. Das wurde dann nochmals allen Mitgliedern zugeschickt.

Von Herrn Dr. Sulz bekamen wir daraufhin ein ausführliches Schreiben, und ich kann sagen, daß wir allen von Herrn Dr. Sulz zur Verbesserung vorgeschlagenen Punkten voll zustimmen konnten. Diese Gesichtspunkte sind dann auch sämtlich in den vorliegenden Entwurf aufgenommen worden.

Selbstverständlich stellt das fertige Ergebnis nun nicht etwa die Meinung eines jeden einzelnen unter uns Kommissionsmitgliedern dar. Jeder einzelne

[1] Diese und die folgenden Sperrungen sind von der Schriftleitung angebracht.

hat noch nach manchen Richtungen hin Wünsche, die er aber zurückstellte, entweder weil er sich überzeugen ließ, daß in der augenblicklichen Situation eine andere Lösung nicht möglich ist, oder auch, weil er sich sagte, wir müssen eine brauchbare Lösung finden. Es kann natürlich nicht eine absolute Lösung sein, aber doch eine allgemeine, der wir alle zustimmen können.

Es ist natürlich nicht möglich, einzelne Bestimmungen des Entwurfs, die im wesentlichen entscheidender Natur sind, zu ändern, ohne den ganzen Entwurf zu ändern. Wenn es doch gemacht würde, dann wäre es nur so möglich, daß man den Entwurf wieder an dieselbe oder an eine neue Kommission zurückverweist. Dann sehe ich aber schon jetzt, daß wir mit unserer ganzen Arbeit nicht fertig werden. Ich will damit aber keineswegs sagen, daß der Ihnen vorliegende Entwurf nun etwas Unveränderliches sein soll. Aber wir wollen Sie möglichst alle für diesen Entwurf gewinnen, der ja dann die Grundlage unserer Arbeit mit dem Ministerium sein soll. Denn die auf ihn aufbauende Arbeit setzt doch dann mit und in dem Ministerium ein. Daß dann der Entwurf wahrscheinlich noch vielfache Umänderungen erfahren wird, ist sicher.

Meiner Meinung nach würden wir aber heute einen schweren taktischen Fehler begehen, wenn wir den Entwurf nicht zur Annahme bringen könnten; denn dann können wir dem Ministerium, das sich in nächster Zeit bestimmt mit der Ausbildungsordnung beschäftigen wird, ja nichts Greifbares als Grundlage in die Hand geben. Aus eben diesem Grunde wird ja dann wohl auch die Kommission des Verbandes in ihrer jetzigen Form und Zusammensetzung erhalten bleiben müssen. Wir dürfen uns also auf keinen Fall unseres Einflusses auf die künftigen Verhandlungen begeben. Außerdem wollen wir uns doch nicht nachsagen lassen, daß wir auf diesem Gebiete nichts fertigbrächten. Und was wäre die Folge? Das Ministerium würde sagen: Na, dann machen wir die Sache eben allein.

So aber haben wir doch die Gewähr, daß sich das Ministerium nicht über unsere Wünsche hinwegsetzen wird, sondern vielmehr in enger Zusammenarbeit mit uns die weiteren Verhandlungen pflegen wird.

*

Ich werde nun kurz den Entwurf besprechen, indem ich einige wichtige Punkte herausgreife. Herr Dr. Sulz und Herr Hans Hofmann werden das Fehlende ergänzen.

Stück I: Die Ausbildung

Punkt 1 und 2 (vgl. Seite 484) sind selbstverständlich.

Punkt 3, Vorbildung, ist die Lösung dessen, was Sie uns aufgegeben haben, nämlich eine Lösung zu finden, die auch solchen Personen, die ihrer ganzen Befähigung und ihrer Berufung nach sich unserer Arbeit widmen wollen, nicht den Zwang auferlegt, sich nochmal auf die Schulbank zu setzen und das Abitur nachzumachen, sondern ihnen unmittelbar den Eintritt in unseren Beruf ermöglicht unter Nachweis derjenigen Kenntnisse, die sie brauchen für den erwählten Beruf. Das sind dann allerdings auch Voraussetzungen, die wir nicht fallen lassen können. Wir glaubten, daß es besser ist, wenn wir uns nicht mit einem Stacheldraht der Berechtigungen umgeben, ein Übel, unter dem ja alle Berufe und unser ganzes öffentliches Leben leidet.

Gleichzeitig aber wollten wir uns auch die nötigen Sicherungen schaffen und damit Leute, die nicht geeignet sind für unseren Beruf, von uns abwehren. Wir glaubten das dadurch tun zu können, daß wir die Bestimmung 3b (Eignungsprüfung) einführten.

Es ist dann Sache des Ministeriums bzw. des Beirates für Bildungsbüchereien, die hier geforderte Kommission zu bestimmen.

Bei Punkt 3c (Berufsanwärter ohne Abitur und ohne pädagogische oder soziale Berufstätigkeit) haben wir dann dafür, daß wir den vorerwähnten Personen das Abitur usw. ersparen, die Eignungsprüfung dadurch verschärft, daß wir von ihnen das Prädikat „Gut“ verlangen. Mit dieser Maßnahme sichern wir uns gleichzeitig einen wertvollen Nachwuchs. Und zugleich ist es eine gewisse Ehrenpflicht, daß wir diese Bestimmung aufnehmen. Denn, wer sind denn die Pioniere unseres Berufes gewesen? Doch die Leute, die aus der Praxis heraus gekommen sind. Auf der anderen Seite soll die Sicherung auch wirklich die Gewähr dafür bieten, daß die erforderlichen Kenntnisse auch tatsächlich vorhanden sind, damit nicht durch irgendwelche Machinationen ungeeignete Kräfte unter Umgehung der Ausbildungsbestimmungen in den Beruf kommen.

Punkt 4 betrifft die Anmeldung zur Ausbildung. Mit dieser Vorschrift wollten wir sowohl den Männern der Praxis als auch der Schule eine gleiche Einwirkungsmöglichkeit auf die Auswahl der Anwärter zugestehen. Beide sollen gehört werden und ihr Urteil abgeben.

Gleichzeitig bedeutet diese Vorschrift aber auch einen Vorteil für den jungen Anwärter. Nehmen wir z. B. an, der junge Mann kommt in irgendeiner Stadt zum Büchereileiter, dem er die Anforderungen zu erfüllen scheint. Der Büchereileiter fragt dann, nachdem der Anwärter eine Schule bezeichnet hat, die er gerne besuchen möchte, bei der betreffenden Schule an. Diese entscheidet sich dann, ob sie den jungen Anwärter aufnehmen will oder nicht. Tut sie es nicht und nimmt ihn auch eine andere Schule nicht, dann ist ihm der Beruf verschlossen. Es bleibt dann nur noch der Weg zum Beirat übrig, der zu prüfen hat, ob die Anforderungen erfüllt sind, oder ob eine Aufnahme nicht doch möglich ist bzw. warum sie eventuell abgelehnt worden ist. Dies zu untersuchen ist aber, wie gesagt, Sache des Beirates resp. des Ministeriums.

Wichtig bei dieser ganzen Frage ist doch die Erfahrung und die Kenntnis des Büchereileiters über den betreffenden Anwärter, die persönliche Kenntnis also. Und dies wollten wir uns nutzbar machen dadurch, daß wir es in der Prüfungs- bzw. Ausbildungsordnung verankert haben. Denn wir waren uns doch schon in Münster darüber klar, daß diese Auswahl außerordentlich verantwortungsvoll ist und daß man alle Sicherungen treffen muß, die nur möglich sind, um alle ungeeigneten Kräfte von vornherein abzulehnen und so nur wirklich geeignete Kräfte zu gewinnen. Denn sonst ist es für den jungen Menschen doch um so bitterer, wenn er erst nach einem Jahr vielleicht erfährt, daß er die nötige Eignung eigentlich nicht besitzt. Freilich können solche Fälle auch jetzt immer noch eintreten; durch die getroffenen Sicherungen ist ihr Vorkommen aber doch auf ein Minimum beschränkt.

Unter I, B kommt dann die Ausbildung der Praktikanten. Wir haben nun von den geforderten 3 Jahren $1^1/_2$ Jahre auf die praktische und $1^1/_2$ Jahre auf die theoretische Ausbildung verteilt. Ich darf dazu etwas aus meinen eigenen Berliner Erfahrungen sagen: Die Schulen werden nämlich mit einer Zeit von 1 Jahr nicht fertig. Ich habe darüber auch sehr eingehend mit Dr. Ackerknecht gesprochen. Damals waren es ja noch 2 Jahre, in denen es natürlich viel eher möglich war, den Schüler sehr weit zu bringen. Dieses

dritte Semester auf der Schule ist also von größter Wichtigkeit für die Ausbildung. Denn erst nach dieser Zeit kann man damit anfangen, dem Schüler praktisch bedeutsame Aufgaben zu stellen, z. B. eine größere Bücherbestellung für einen größeren bestimmten Leserkreis anzufertigen u. ä. Das sind doch Aufgaben aus der Praxis, die er bei einer einjährigen Schulausbildung niemals richtig lernen kann.

Von den $1^1/_2$ Jahren praktischer Ausbildung sollen 1 Jahr in Volksbüchereien und ein halbes Jahr in einer größeren Bildungsbücherei, die zugleich als Zentralbücherei einer größeren Gemeinde anzusehen ist, abgeleistet werden. Das haben wir getan, um damit den Wünschen der großen Bildungsbüchereien und Einheitsbüchereien gerecht zu werden. Selbstverständlich liegt dieses dritte Halbjahr am Ende der praktischen Ausbildung. Mit nur einem halben Jahr praktischer Arbeit wäre auch hier nichts erreicht, besonders dann nicht, wenn der Anwärter vollkommen als Neuling in die Sache hereinkommt.

Gleichzeitig soll aber dieses halbe Jahr auch als Brücke zu den wissenschaftlichen Büchereien gelten. Denn es kann doch vorkommen, daß ein solcher junger Anwärter während seiner praktischen Zeit zu der Überzeugung kommt, daß ihm doch mehr das Bibliothektechnische liegt, das Bibliographieren usw. Dann soll er — wir hoffen wenigstens zu erreichen, daß es so geht — die Möglichkeit haben, daß ihm dieses halbe Jahr auf seine Ausbildung angerechnet wird, daß er also je nachdem, was die wissenschaftlichen Bibliotheken fordern, dieses halbe Jahr weniger zu lernen hat, so daß er dann, wie etwa in Sachsen, noch ein Zusatzexamen zu machen hat für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken.

Hier ist nun der einzige Punkt, über den wir uns aus praktischen Erwägungen heraus und nicht aus theoretischer Dogmatik nicht ganz geeinigt haben. Die Frage ist daher noch nicht entschieden, ob man die theoretische Ausbildung ans Ende oder an den Anfang der ganzen Ausbildungszeit setzt. Leipzig hat da die besseren Erfahrungen rein praktischer Natur gemacht, indem es mit der Schule angefangen hat. Wir dagegen in Berlin haben die Möglichkeit, sowohl mit der Praxis wie mit der Schule anzufangen. Es hat sich dabei aber doch herausgestellt, daß es besser ist, mit der Praxis anzufangen und dann die Schule folgen zu lassen. Die Frage kann vielleicht überhaupt offen bleiben. Je nachdem, welche Schule sich der Anwärter aussucht, fängt er mit der Schule an oder mit der Praxis.

Was nun den Leiter der Bücherei angeht, so wird dieser es als angenehm empfinden, wenn der Anwärter schon auf der Schule war, er also nicht mehr ganz als Neuling erscheint. Von seiten der Praxis sind hiergegen also keine Bedenken geltend zu machen, sondern es sind lediglich die Auffassungen der einzelnen Schulen, die uns zu dieser Lösung bestimmt haben.

Über die Lehrfächer an der Schule selbst brauche ich Ihnen ja nichts zu sagen. Über diesen Punkt herrschte bei unseren Besprechungen weitgehende Übereinstimmung der beiden Auffassungen, und es drehte sich nur darum, das, was wir wollten, in die richtige Form zu fassen. Ich glaube also, daß wir auch über diesen Punkt keine größere Debatte zu entfachen brauchen.

Stück II: Die Diplomprüfung

Wir kommen nun zum Stück II: Die Diplomprüfung für den Dienst an Bildungsbüchereien (vgl. S. 487 ff. des Abdruckes). — Sie werden sich dabei daran erinnern, daß in Münster bereits verschiedene Ansichten über diesen Punkt geäußert wurden. Beide geäußerten Ansichten haben etwas für und etwas gegen sich. Das, was nun heute vor uns liegt in dieser Frage, können

wir als ein glücklich gelungenes Kompromiß bezeichnen. Das gilt besonders für das Alter von 22 Jahren. Das soll in der Regel das Mindestalter bei Ablegung der Prüfung sein. Bei besonderen Begabungen können natürlich Ausnahmen gemacht werden. Dieses Alter ist übrigens keineswegs zu hoch gegriffen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß heute bei unserer vierklassigen Volksschule die Schüler doch immerhin 19 Jahre alt sind, bis sie das Abitur machen. Rechnen wir dann hierzu noch drei Jahre Ausbildung, so kommen wir ohne weiteres auf das Alter von 22 Jahren.

Um den Kontakt mit den wissenschaftlichen Kollegen aufrechtzuerhalten, haben wir unter die Bestimmungen über die Zusammensetzung der Prüfungskommission auch die Bestimmung aufgenommen, daß zu den Prüfungen als Beisitzer ein Vertreter der wissenschaftlichen Bibliotheken herangezogen werden kann.

Über die Prüfung selbst brauche ich ja nichts zu sagen.

Bei unseren Verhandlungen hat sich aber noch etwas anderes herausgestellt, was mit unserer Prüfungsordnung in engem Zusammenhang steht. Das ist nämlich die Ernennung eines Beirates von Volksbibliothekaren. Die wissenschaftlichen Bibliothekare haben diese Einrichtung ja schon lange. Wir glauben, daß auch wir das Recht haben müssen, die Ernennung eines solchen Beirates für unsere Büchereien zu verlangen. Denn dieser Beirat soll doch letzten Endes das Bindeglied zwischen uns Volksbibliothekaren und dem Ministerium sein; er soll laufend die Verbindung mit dem Ministerium aufrechterhalten und dort laufend auch unsere Wünsche zur Geltung bringen können.

Wir sind zu dieser Forderung nicht nur durch die Verhandlungen selbst bestimmt worden, sondern vor allem auch dadurch, daß unser Wunsch, in dem schon bestehenden Beirat vertreten zu sein, immer wieder unerfüllt blieb. Was uns aber in der Hauptsache zu diesem Schritt bewog, ist eben die Tatsache, daß wir glauben, dasselbe für uns in Anspruch nehmen zu können, was anderen vor uns schon lange gewährt worden ist.

Selbstverständlich werden wir das Ministerium im gegebenen Augenblick darauf aufmerksam machen, daß sich dieser Beirat zusammensetzen muß aus den Vertretern der verschiedenen Gattungen und Gruppen innerhalb des Berufes, daß also z. B. auch vertreten sein müssen die ländlichen Büchereien und die Beratungsstellen sowie die verschiedenen geistigen Richtungen innerhalb der Büchereibewegung, damit dieser Beirat, der doch unsere Vertrauensstelle gegenüber dem Ministerium sein soll, nicht in Wirklichkeit zu einem Zankapfel der verschiedenen Anschauungen wird. Ich glaube auch, daß es das Ministerium vermeiden wird, eine Stelle zu schaffen, die schon von vornherein unseren Argwohn erregt und der wir nur mit Mißtrauen begegnen.

Stück III: Das Verbandsexamen

Gewissermaßen als Krönung dieser ganzen Neuregelung ergab sich dann aber auch die Notwendigkeit der Einführung eines zweiten Examens (Stück III des Entwurfes, S. 488 ff. des Abdruckes), wie andere Berufe es schon längst besitzen. Und das nicht allein aus den Erfordernissen der Praxis heraus. Zur Zeit ist es ja so bei den Volksbibliothekaren, daß die jungen Akademiker, die in unseren Beruf eintreten, entweder das Staatsexamen oder den Doktor gemacht haben. Bei den wissenschaftlichen Bibliotheken ist es anders; hier ist der Doktor mit dem Staatsexamen zusammen erforderlich. Wir glauben, uns für unseren Beruf mit dem einen oder dem anderen begnügen zu können, also mit dem Doktor- oder dem Staatsexamen.

In der Praxis ist es bisher nun häufig so, daß junge Akademiker, die von städtischen Büchereien angenommen wurden, hier 1 bis 2 Jahre arbeiten und dann, weil sie nichts verdienen und nach Brot suchen, sich einfach in eine Stelle bei einer Bildungsbücherei melden. Das ist ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand.

Andererseits müssen wir aber bedenken, daß wir alle schließlich nur Menschen sind, und daß ein Büchereileiter, der vielleicht gern diesen oder jenen Katalog fertigmachen möchte, freudig die Gelegenheit benutzt, wenn sich bei ihm ein solcher Anwärter meldet. Er läßt ihn dann vielleicht 1 bis 1$^1/_2$ Jahre umsonst arbeiten und wird auf diese Weise durch die unzweifelhaften — aber doch auch wieder zweifelhaften — Vorteile, die sich ihm dadurch bieten, verleitet, mehr zu nehmen als gut ist. Vielleicht nimmt er dann auch mal eine Persönlichkeit, die sich gerade nur für ein Spezialgebiet interessiert oder eignet, die aber doch wieder nicht die Qualität besitzt, die man von ihr für die wirkliche Arbeit fordern muß.

Wir haben, das möchte ich ganz ehrlich sagen, kein Interesse daran, uns ein akademisches Proletariat heranzuziehen, das dann schwer auf unseren Beruf drückt. Dieser Gefahr müssen wir rechtzeitig einen Riegel vorschieben. Außerdem halten wir es für sehr unrecht, wenn diese Leute, die akademisch gebildet sind, dann in den Beruf hineinkommen ohne jede Prüfung, vielleicht aber mit Hilfe von Parteifreunden usw., ja, vielleicht dann auch noch Stellen bekommen, die besser bezahlt sind als die der anderen, die sich schweren Prüfungen unterziehen mußten.

Wir wollen uns also auch hier die Möglichkeit schaffen, nur bestes Menschenmaterial für unseren Beruf aussuchen zu können und nur vollkommen ausgebildetes anzustellen.

Selbstverständlich wird es auch Leuten, die nicht das Abitur gemacht haben, die aber eine besondere Neigung für den Beruf zeigen, möglich sein, auch ohne den vorgeschriebenen Ausbildungsgang in den Beruf hineinzukommen. Dabei wollen wir es aber doch nicht so machen, daß wir dann die besser bezahlten Stellen und die Abteilungsleiterstellen in den Büchereien in größeren Städten nur den Akademikern vorbehalten. Es ist in diesem Zusammenhang auch interessant, zu hören, daß die Frauen von den leitenden Stellen immer mehr ausgeschlossen sind.

In Berlin ist es so, daß die Bezirksbibliothekarstellen ausschließlich Akademikern vorbehalten sind und daß anderen, nichtakademischen Kräften, die aber in der Fachwelt einen guten Namen haben und die in der Tat diese Stellen seit einigen Jahren praktisch zur allgemeinen Zufriedenheit führen, diese Stellen einfach verschlossen sind. Sie tun also in Wirklichkeit diese Arbeit, bekommen aber keine Gehaltsaufbesserung und keine Amtsbezeichnung.

Wir wollen ferner unseren Beruf auch nicht zu einem solchen machen, den man sich ersitzen kann, in dem man sich irgendwelche Berechtigungen erkaufen kann. Wir wollen auch hier dem Tüchtigen freie Bahn schaffen. Das war der Grund, warum wir dieses zweite Examen nicht nur den Akademikern zugänglich gemacht haben, sondern auch den Frauen oder Männern, die das erste Examen gemacht haben und eine mindestens 5jährige Praxis hinter sich haben. Und die nun in diesen 5 Jahren gezeigt haben, daß sie den Durchschnitt überragen und zu einer solchen leitenden Stellung auch befähigt sind.

Eines möchte ich noch zum Schluß sagen: Die Zeit von drei Jahren als Vorbildung zum Verbandsexamen wird manchem als lang und bitter vorkommen. Das ist richtig. Sie müssen aber dabei berücksichtigen, daß wir auf der anderen Seite auch nur das Doktor- oder Staatsexamen verlangt haben.

Die wissenschaftlichen Bibliothekare aber und die Studienreferendare verlangen nur zwei Jahre Praxis; bei ihnen ist aber auch das dem Doktor gegenüber umständliche Staatsexamen Voraussetzung.

Wir haben auch darüber debattiert, ob wir nicht auch das umständlichere Staatsexamen fordern sollten, sind uns aber darüber einig geworden, daß es für uns besser ist, der Praxis den Vorzug gegenüber der allzulangen theoretischen Ausbildung zu geben. Denn auf die Praxis müssen wir doch mehr Gewicht legen als auf ein größeres Maß von Kenntnissen wissenschaftlicher Art. Es genügt uns wissenschaftliches Denken- und Arbeiten-Können, es genügt uns, wenn sich der betreffende Bewerber soviel erworben hat, wie zur Ablegung des Doktor-Examens erforderlich ist. Freilich kann der Erwerber auch beides haben: Doktor und Staatsexamen. Das alles soll aber nichts an den drei Jahren ändern, die wir für die Praxis für erforderlich halten.

Damit hätte ich die wichtigsten Erläuterungen zu dem vorliegenden Entwurf gegeben, und ich hoffe, daß Ihnen der Entwurf nun klar geworden ist. Ich möchte aber noch einmal hervorheben, daß dieser Entwurf, wenn wir ihn — was ich persönlich dringend hoffe — dem Ministerium vorlegen dürfen, nichts Abgeschlossenes ist, sondern noch zahlreichen Umarbeitungen unterliegen wird, die wir dann im Verein mit den anderen Stellen vornehmen werden.

Dr. Sulz-Essen:

Meine Damen und Herren! Ich fühle mich vor allem Rechenschaft schuldig den Vertretern der großen Bildungs- und Einheitsbüchereien, die auf der Tagung in Münster besondere Wünsche, wie etwa die Gabelung usw., ausgesprochen haben. Ich muß allerdings sagen, daß in den ganzen Verhandlungen die Bindung an die drei Jahre Ausbildung bestimmend war. Mit diesen drei Jahren und mit der Forderung der beiden Schulen, daß sie für ihre schulmäßige Ausbildung mindestens $1^1/_2$ Jahre brauchen, war die Gabelungs-Forderung von Münster einfach und eigentlich gefallen. Denn es ist doch ganz selbstverständlich, daß wir den wissenschaftlichen Bibliotheken nicht zumuten können, einen Anwärter von uns für ein halbes Jahr irgendwie zu beschäftigen. Etwas Systematisches kommt dabei ja doch nicht heraus.

So blieb für mich eigentlich nur noch übrig, den Gedanken zu retten, daß nicht die ganze volksbibliothekarische Vorbildung unabhängig von den besonderen Erfordernissen des wissenschaftlichen Bibliothekars, vor allem des mittleren Dienstes, bleiben könnte. Da ergab sich dann der Ausweg, daß ja gerade bei den großen Einheitsbüchereien noch eine besondere Abteilung besteht, die als wissenschaftliche Bibliothek anzusprechen ist, die gewisse Spezialabteilungen enthält, so vor allem lokalhistorisches Material, die meist auch die Zentralstelle für den Ausleihverkehr der betreffenden Stadt darstellt, die auch sonst noch allerlei Funktionen der wissenschaftlichen Bibliotheken erfüllt. Diese wissenschaftlichen Abteilungen der großen Einheitsbüchereien konnten wir dann als Ersatz für die eigentlichen wissenschaftlichen Bibliotheken einsetzen. Damit aber war der Gabelungsgedanke gewissermaßen erhalten geblieben.

Der Einwand nun, den man machen könnte, daß dieses halbe Jahr an einer solchen Einheitsbücherei auch nicht viel mehr erreicht hätte als an einer wissenschaftlichen Bücherei, ist hinfällig durch die besondere Bestimmung, daß dieses halbe Jahr ja ein „letztes" Halbjahr sein muß, daß also der betreffende Anwärter schon ein Jahr in der Volksbücherei gewesen ist, vielleicht auch in der volksbibliothekarischen Abteilung derselben Einheitsbücherei. Die wissenschaftliche Abteilung wäre dann also nur eine Fort-

setzung der Ausbildung innerhalb derselben Bücherei. Das ist gewissermaßen eine Brücke zu den wissenschaftlichen Kollegen. Wir haben den einen Pfeiler gebaut, nun soll die andere Seite den anderen Pfeiler bauen, damit wir die Brücke richtig schlagen können. Ich will damit sagen, daß wir die wissenschaftlichen Bibliothekare anregen sollten, nun ihrerseits ebenfalls ein halbes Jahr Ausbildung in einer Bildungsbücherei zu verlangen, zumal diese ihrer Tätigkeit etwas näher steht und doch auch wieder im großen und ganzen vom Geist volksbibliothekarischer, sozialpädagogischer Arbeit erfüllt ist.

Wenn allerdings etwa bei der endgültigen Ausgestaltung der ganzen Ausbildung die Forderung auf drei Jahre Ausbildung und das Abitur nicht genehmigt wird, dafür aber die Ausbildung sich auf vier Jahre erstreckt, dann müßten wir Vertreter der großen Bildungsbüchereien nach wie vor an dem Gabelungsgedanken mit einem Jahr praktischer Ausbildung an den wissenschaftlichen Bibliotheken festhalten. Der Herr Vorsitzende hat Ihnen aber schon gesagt, daß wir hier nicht die verschiedenen Möglichkeiten so zu erörtern haben, daß wir den wissenschaftlichen Bibliotheken gleich von Anfang an nachgeben, sondern wir haben zunächst einmal unsere eigene Seite aufzubauen.

Was übrigens wird, wenn die höchste Instanz zum Schluß noch soundsoviel abstreicht, ist ja eine andere Frage.

Der Gabelungsgedanke ist also keineswegs gefallen, sondern nur in sehr modifizierter Form aufgenommen. Er ist aber abhängig von der dreijährigen Ausbildung und der Forderung der Schulen beider Richtungen nach einer $1^1/_2$jährigen theoretischen Ausbildung. Es blieb also auch für mich, der ich von vornherein am alten Grundgedanken festgehalten habe, nichts anderes, als schließlich an diesem Kompromiß — so wollen wir es doch letzten Endes bezeichnen — festzuhalten und es anzunehmen.

Eine andere Frage ist die der Richtungen. Es hat sich gezeigt, daß aus diesem Streit der Meinungen und Richtungen schließlich doch so etwas wie eine Synthese hervorgehen konnte. Und zwar des Guten, das beide Richtungen geschaffen haben, jede Richtung für sich. Das Wesentliche nun, auf das ich hinaus möchte, ist, daß keine Richtung in Zukunft mehr Prüfungen für sich abhält, sondern daß jede Prüfungskommission auch einen Teil Vertreter der anderen Richtung enthält. Die Folge davon wird sein, daß auch die Schulen der beiden Richtungen in Zukunft nicht mehr mit einem begrenzten Horizont arbeiten können und werden wie bisher, sondern daß nun die Leistungen maßgebend sind. Dann werden auch die Schulen genötigt sein, ihren Horizont so viel zu erweitern, daß auch die anderen Auffassungen mit hereinkommen.

Diese Möglichkeit im Gewande einer ganz harmlosen Bemerkung in unserer neuen Ausbildungsordnung halte ich für sehr wichtig und bedeutsam. Dann wird auch jede Schule und jede Richtung zeigen, was Wertvolles in ihr steckt, und darum kämpfen. Diese Art von Kampf wollen wir, meine Damen und Herren, für alle Zeiten verewigen.

Nun noch etwas zum Verbandsexamen. Es lag mir besonders am Herzen, darauf zu drängen — was ja auch der Herr Vorsitzende schon ausführte —, daß man nicht nur immer an unsere leitenden Stellen denkt. Ich will damit sagen, daß wir auch unseren wertvollen mittleren Kräften die Möglichkeit eines Aufstieges geben, daß wir also nicht einfach nach dem Dienstalter gehen. Denn es ist doch heute für den Leiter eines großen Betriebes immer eine heikle Sache, wenn er sich sagen muß: Hier habe ich nun eine oder zwei oder drei sehr tüchtige Kräfte. Wenn ich aber mal eine gehobene Stelle einrichten darf, dann muß ich natürlich den oder die Dienstälteste da hineinsetzen. Haben wir

aber erst einmal unsere Prüfungen, dann können wir unsere Stadtverwaltungen viel stärker beeinflussen und auch gehobene Stellen einrichten, die wir dann mehr als bisher mit den tüchtigen und tüchtigsten Kräften besetzen.

Damit schaffen wir dann vielen Bibliotheken vielleicht eine Zwischenstufe, die bei ihnen noch gar nicht existiert. — Ganz besonders werden dies aber auch unsere weiblichen Mitglieder begrüßen, denn der Gedanke, der nur allzuoft ausgesprochen wird, aber in der Praxis auch dafür nur allzuoft nicht verwirklicht wird, nämlich der Gedanke der völligen Gleichbehandlung der Geschlechter, kann dadurch viel eher in die Tat umgesetzt werden. Und deshalb begrüße ich auch von diesem Standpunkt aus die vor uns liegende Ausarbeitung der Ausbildungsordnung.

Vorsitzender Dr. Schuster:

Gestatten Sie mir noch ein paar Worte zu dem bisher Gesagten. Ich begrüße ganz besonders das, was Herr Dr. Sulz über das gemeinsame Examen gesagt hat, das seiner Ansicht nach seine Auswirkungen auf die Schulen selbst nicht verfehlen wird: daß durch dieses gemeinsam vollzogene Examen und die dadurch auch wesentlich erweiterte Ausbildung der Horizont der Schulen bedeutend erweitert wird.

Dann noch etwas anderes: Es ist gesagt worden, daß wir auf der Tagung in Münster noch lebhaft gegen die Kölner Schule polemisiert haben, während wir jetzt doch wieder die Kölner Schule sanktionieren. Wir haben jetzt zwei Schulen auf der einen und eine Schule nur auf der anderen Seite. Wenn wir jetzt diese eine Schule auf der einen Seite auch noch kaputt machen, dann haben wir überhaupt keine Schule mehr.

Da möchte ich mich doch einmal in die Haut eines Richtungsgegners hineindenken. Wenn ich dann bei diesem voraussetze, daß er einigermaßen Weitblick hat und ein einigermaßen annehmbares inneres Verhältnis zu unserem Verband, dann würde ich sagen: Wir müssen uns nun mal auf den Boden der Tatsachen stellen, die wir nicht ändern können. Außerdem habe ich während der ganzen Arbeit auch nicht ein einziges Mal den Eindruck gehabt, als ob der Berliner Schule aus der augenblicklichen starken Position der beiden anderen Schulen Schwierigkeiten erstehen könnten. Ich habe diese Befürchtung niemals gehabt. Im Gegenteil bin ich der Auffassung, daß auch die Anhänger der anderen Richtung sagen werden: Es ist unbedingt notwendig, daß eine solch große Gruppe ihre eigene Schule besitzt und ihre Vertretung hat, und daß, wenn die Berliner Schule einmal in Schwierigkeiten kommen sollte, wir ihr auch beistehen und ihr helfen werden, sie zu halten. Denn es ist doch selbstverständlich, daß eine Schule, die einer so großen und weit verbreiteten Auffassung Rechnung trägt, bestehen bleiben muß. Ein solches Mißtrauen ist also ganz ungerechtfertigt. Es besteht keine Gefahr für die eine oder andere Schule.

Und noch etwas. Ich selbst würde der erste sein, der dafür spräche, daß an der Berliner Schule nicht nur solche Leute, Männer und Frauen, unterrichten, die der dortigen Auffassung entsprechen. Selbstverständlich muß jede Schule ihr eigenes Gesicht haben; dafür sorgt ihr Leiter; dennoch soll an jeder Schule auch mal die andere Ansicht zu Worte kommen. So wäre es vielleicht ganz gut, wenn an die Berliner Schule mal ein Lehrer berufen würde, der die Leipziger Auffassung vertritt.

In dem ersten Entwurf, den ich machte, habe ich diese Dinge auch schriftlich fixiert. Wir haben diese ganze Frage aber in den vorliegenden Entwurf nicht hineingenommen, weil sie nicht hierher gehört. Ich möchte auch keineswegs eine Debatte über diese Frage heraufbeschwören; aber ich möchte mich doch

auch einmal zu dieser ganzen Angelegenheit geäußert haben, da sie ja nun einmal angeschnitten worden ist.

Noch ein paar Worte zum Verbandsexamen. Warum ist es ein Verbandsexamen und nicht gleich Staatsexamen? Das ist deshalb gemacht worden, weil wir uns sagten, daß wir ja auf diesem Gebiete erst einmal Erfahrungen sammeln müssen, und zwar Erfahrungen durch gemeinsames Arbeiten beider Richtungen. Wenn wir das Examen von vornherein staatlich machen, dann käme auch gleich wieder eine Prüfungsordnung mit so und soviel Paragraphen. Erweist sich dann einmal ein Paragraph als ungünstig oder als ungenügend oder gar schlecht, dann bedarf es bei der Art, wie die höheren Stellen arbeiten, eines jahrelangen Kampfes, bis die Mängel in einer Form geändert werden, die wir selbst dann auch nicht mehr ändern können.

Wir sind allerdings dafür, daß dieses Verbandsexamen nach Ablauf einer bestimmten Zeit staatlich gemacht werden soll, das aber erst dann, wenn wir die nötigen Erfahrungen gesammelt haben. Erst wenn wir uns auf diese Erfahrungen stützen können, können wir auch einen Entwurf zur Staatlichmachung unseres Verbandsexamens vorlegen.

Schatzmeister Hans Hofmann-Leipzig:

Ich möchte einiges wenige für die Kolleginnen und Kollegen sagen, die in der Ausbildungskommission von unserer Richtung gearbeitet haben.

Sie sehen in dem vorliegenden Entwurf den Entwurf eines Verbandes, also nicht den einer einzelnen Gruppe. Wenn Sie sich diesen Entwurf ansehen, dann werden Sie sich vielleicht fragen: Ja, unterscheidet sich denn dieser Entwurf so wesentlich von dem, was vielleicht vor 4, 5 oder 6 Jahren schon gefordert und dargestellt wurde? Ich glaube, daß selbst dann, wenn sich der Entwurf in seinen Grundlinien oder in seinem Ergebnis von dem früher Geforderten nicht wesentlich unterscheidet, doch ein ganz prinzipieller und wesentlicher Unterschied gegenüber dem früheren Zustand besteht.

Das, was auf früheren Verbandstagen und in anderem Zusammenhang speziell über die Ausbildung gefordert wurde, war doch immer mehr nur von einem bestimmten Gesichtswinkel her gesehen, von einem bestimmten Standpunkt aus gefordert worden. Es war in gewissem Sinne eine „Vorwegnahme" der Entwicklung, wie sie sich erst in den letzten Jahren, gerade im Hinblick auf die ganze Auffassung des Büchereiwesens, eingestellt hat. Wir glauben, daß in dem heutigen Entwurf wirklich das zum Ausdruck kommt, was heute gemeinsames Gut der verschiedenen Auffassungen, der verschiedenen Richtungen ist. Es ist ein Entwurf, der von sich aus eine ganze Reihe von einzelnen Wünschen und Forderungen der verschiedenen Gruppen offen läßt. Das möchte ich auch gerade von der Auffassung, von der Richtung aus betonen, die ich hier vertrete. Zugleich aber möchte ich nachdrücklichst betonen, daß wir — also diejenigen Mitglieder der Ausbildungskommission, für die ich hier spreche — uns vollkommen hinter diesen Entwurf stellen. Wir tun dies, weil wir glauben, daß der Entwurf tatsächlich eine Lösung darstellt, die ein weiteres Fortschreiten und Fortarbeiten ermöglicht. Der Entwurf stellt wirklich eine Grundlage dar, auf der wir weiterbauen können, wenn wir zu einer weiteren Entwicklung des Büchereiwesens kommen wollen. Er enthält alle die Bindungen, die nötig sind für eine staatliche Regelung. Aber er läßt andererseits auch soviel Freiheit, daß nun wirklich organisch und ungezwungen und unbedrückt etwa durch eine von oben bestimmte oder von hier festgesetzte Norm sich die einzelnen Auffassungen weiter entwickeln können.

Der große Unterschied gegen früher ist also der, daß hier wirklich ein bis ins

einzelne vorbereiteter und durchdachter Lösungsversuch vorliegt. Ein Lösungsversuch aber auch, der nun nicht nur den verschiedenen Auffassungen gegenüber, die in unserem Kreis vertreten sind, Klarheit schafft, sondern der auch die so lange ersehnte Klarheit im Verhältnis zum wissenschaftlichen Bibliothekswesen schafft. Diese Klarheit — das möchte ich ganz besonders hervorheben — soll nicht bedeuten: Auseinanderreißung. Wir haben uns ja schon in Münster gegen die Auseinanderreißung der Berufe gewandt.

Dieser Entwurf aber, das glaube ich bestimmt, wird uns jetzt die Grundlage abgeben, auf der eine wirkliche organische Verbindung mit dem wissenschaftlichen Bibliothekswesen möglich ist. Nicht nur in der Ausbildungskommission, sondern auch bei allen anderen Gelegenheiten haben wir uns immer wieder hin und her überlegt, wie wir eine solche organische Verbindung mit den wissenschaftlichen Bibliotheken herstellen könnten. Denn die Unklarheiten über die beiden Zweige des Büchereiwesens sind auch heute noch außerordentlich groß. Es werden vielfach noch Auffassungen vertreten, etwa über das volkstümliche Büchereiwesen auf der einen und das wissenschaftliche Bibliothekswesen auf der anderen Seite, die keineswegs dazu geeignet sind, hier eine wirklich organische Verbindung herbeizuführen. Auffassungen, die im wesentlichen auf keiner soliden Kenntnis der verschiedenen Arbeitszweige beruhen.

Wir glauben, wenn einmal aus unserer Arbeit heraus die Grundsätze und Möglichkeiten für unsere spezifische Ausbildung festgelegt und gesichert sind, daß wir dann eine um so größere Freiheit haben, um die Wege zu dieser Verbindung und diese selbst herzustellen. Diese Sicherung unserer spezifischen Ausbildungsbedürfnisse aber ist die erste Voraussetzung, von der wir nicht mehr abgehen. Ich hoffe daher, daß dieser Entwurf gerade auch nach dieser Richtung neue Möglichkeiten und neue Aussichten schafft.

Die Arbeit der Ausbildungskommission ist zunächst mit diesem Entwurf abgeschlossen. Wir hoffen, daß Sie sich wenigstens in großen Zügen zu diesem Entwurf bekennen werden.

Für meine Freunde in der Ausbildungskommission und für mich glaube ich sagen zu dürfen, daß uns diese Arbeit in der Ausbildungskommission nicht nur eine Last war, sondern daß es uns eine wirkliche Freude war, dieses erste Beispiel wirklich praktischer Arbeit durchführen zu können, ja, noch mehr, dieses erste Beispiel praktischer Zusammenarbeit. Und in diesem Sinne hoffen wir, daß dieser Entwurf Schule macht, nicht nur inhaltlich, sondern auch methodisch als eine weitere Möglichkeit praktischer Zusammenarbeit.

Aussprache und Abstimmung

Die Aussprache wurde eröffnet durch den Vorsitzenden der Preußischen Diplom-Prüfungskommission, Direktor Dr. Schnütgen-Berlin, der als Gast an der Tagung teilnahm. Er betonte, daß trotz der Tatsache, daß dem alten Beirat für Bibliotheksangelegenheiten kein Volksbibliothekar angehört habe, dieser Beirat doch in verschiedenster Hinsicht bestrebt gewesen sei, das Interesse der Volksbibliothekare möglichst mit zu wahren.

In der Diskussion zum Entwurf selbst wurde vor allem die Frage der Einheitsbücherei herausgestellt; zuerst von Dr. van der Briele-Elberfeld. Dieser wies darauf hin, daß die besonderen Bedürfnisse der Einheitsbücherei durch diesen Entwurf nicht in dem Maße berücksichtigt würden, wie zu wünschen wäre. In diesem Zusammenhang spielte dann die Frage des Überganges von der volksbibliothekarischen Ausbildung zu der für den mittleren Dienst eine Rolle (Dr. Heidenhain-Bremen). Diese Frage mußte jedoch notwendiger-

weise so lange offen bleiben, als nur eine Gruppe von Bibliothekaren sich damit beschäftigt. Der Entwurf sieht bestimmte Möglichkeiten vor; lassen sich diese erweitern, so ist das nur zu begrüßen. Dr. Winker-Düsseldorf und Dr. Reuter-Köln äußerten sich zu der Form, in der die Annahme der Anwärter durch Bücherei und Schule vorgesehen ist, und zur Frage der Ausbildungsschulen überhaupt. Die Bedenken, die Dr. Winker an diesem Punkt zunächst hatte, wurden als Anregungen zur Erörterung durch die Ausbildungskommission in das Protokoll aufgenommen. Die anderen Punkte wurden durch die Debatteredner und durch die Erläuterungen des Vorsitzenden geklärt. Nur die Frage der Einheitsbücherei konnte naturgemäß nicht allein durch diesen Entwurf, der nur für die volksbibliothekarischen Bedürfnisse derselben ausreicht, gelöst werden. Das führte dazu, daß einige Leiter solcher Institute, da sie ja auch die Interessen des wissenschaftlichen Flügels ihrer Betriebe zu vertreten haben, bei der Abstimmung sich der Stimme enthielten.

Daß mit dem Entwurf der Ausbildungskommission und den Anträgen, die in dieser Angelegenheit von der Ausbildungskommission und vom Gesamtvorstand gestellt wurden, wirklich ein entscheidender Schritt zur Lösung dieser Fragen getan wurde, bewies die Abstimmung. Antrag 1 der folgenden Beschlüsse wurde mit 8 Enthaltungen angenommen, die Anträge 2—4 wurden einstimmig angenommen. Die Schriftleitung

Beschlüsse des VDV zur Ausbildungs- und Prüfungsfrage

Jahresversammlung Frankfurt 1929

1. Der VDV hat die Entwürfe der Ausbildungskommission zur Frage der Ausbildung und Prüfung für den Dienst an Bildungsbüchereien geprüft. Der VDV stimmt diesen Entwürfen nachdrücklichst zu. Er sieht in diesen Entwürfen die zur Zeit beste Lösung der für das gesamte Büchereiwesen entscheidenden Ausbildungsfrage. Der VDV ermächtigt den Geschäftsführenden Vorstand, diese Entwürfe an das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung weiterzuleiten und alle erforderlichen weiteren Maßnahmen zu treffen.

   Der VDV bittet und erwartet, daß das Preußische Ministerium diese Entwürfe der neuen Regelung der Ausbildungs- und Prüfungsfrage zugrunde legt.
2. Im Zusammenhange der vom VDV erneut eingehend behandelten Ausbildungsfrage und im Blick auf den gegenwärtigen Stand des Büchereiwesens hält der VDV die Schaffung eines besonderen Preußischen Beirates für die Bildungsbüchereien jetzt für unbedingt erforderlich.

   In diesem Beirat sollen die verschiedenen Gattungen und Auffassungen des deutschen Büchereiwesens vertreten sein.

   Der VDV. stellt sich dem Preußischen Ministerium zur weiteren Mitarbeit für diese Angelegenheit zur Verfügung.
3. Der VDV. beschließt die Einrichtung eines Verbandsexamens zum Nachweis der Befähigung für die oberen und leitenden

Stellen an Bildungsbüchereien oder Büchereisystemen nach den von der Ausbildungskommission vorgelegten Entwürfen. Der VDV ermächtigt den Geschäftsführenden Vorstand, alle in dieser Angelegenheit erforderlichen Schritte zu unternehmen.

Der VDV wählt als Mitglieder der Prüfungskommission Dr. Ackerknecht-Stettin, Dr. Angermann-Hagen, Dr. van der Briele-Elberfeld, Frl. Hansen-Hamburg, Walter Hofmann-Leipzig[1], Frl. Dr. Nathan-Berlin, Dr. Reuter-Köln, Frau Schultz-Schmula-Görlitz, Dr. Schriewer-Flensburg, Dr. Schuster-Berlin, Dr. Sulz-Essen, Dr. Waas-Frankfurt.

4. Der VDV betrachtet die Tätigkeit der Ausbildungskommission als noch nicht beendet. Sie soll in der bisherigen Zusammensetzung weiterbestehen zur Regelung aller mit der Ausbildung und Prüfung zusammenhängenden Fragen.

Eingabe an das Preußische Unterrichtsministerium

In Ausführung dieser Beschlüsse wurden vom Geschäftsführenden Vorstand dem Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Entwürfe des VDV mit folgendem Schreiben überreicht.

Berlin, 24. Oktober 1929

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare gestattet sich, in der Anlage einen Vorschlag zur Neuregelung für die Ausbildung und Prüfung für den Dienst an Bildungsbüchereien in Preußen vorzulegen.

Der Vorschlag ist in der 5. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Frankfurt a. M. in der Zeit vom 29. September bis 2. Oktober dieses Jahres mit allen Stimmen bei 8 Stimmenenthaltungen angenommen worden. Er gibt also den Wünschen Ausdruck, welche die deutschen Volksbibliothekare für die Neuregelung der Ausbildung haben und die ihnen im Interesse der Weiterbildung ihres Berufes unerläßlich scheinen.

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare hofft, daß seine Vorschläge, die sich auf langjährige Erfahrungen der ausbildenden Bibliothekare und der Fachschulen stützen, bei der kommenden Neuregelung Berücksichtigung finden werden. Er gibt ferner der Hoffnung Ausdruck, daß, falls es dem Ministerium notwendig erscheinen sollte, diese Vorschläge in dem einen oder anderen Punkte abzuändern, er als die berufene Vertretung seines Faches gutachtlich zu solchen Maßnahmen vorher gehört, wie überhaupt zu etwaigen Verhandlungen über die Neuregelung hinzugezogen wird.

Die Voraussetzung für eine Neuregelung im Sinne des beifolgend überreichten Vorschlages ist die Einberufung eines besonderen Beirates für Bildungsbüchereien beim Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung entsprechend dem Preußischen Beirat für Bibliotheksangelegenheiten. Wie dieser ausschließlich aus Bibliothekaren der wissenschaftlichen Bi-

[1] Direktor Walter Hofmann hat gegen die Einrichtung eines zweiten Examens grundlegende fachliche Bedenken. Diese machen ihm die Annahme der Wahl unmöglich. In der nächsten Nummer der „Hefte" wird er seine Gründe eingehend darlegen. D. S.

bliotheken zusammengesetzt ist, so wäre es notwendig, den neuen Beirat für Bildungsbüchereien aus Vertretern des Bildungs- und Volksbüchereiwesens zu bilden. Bei der bisherigen Verkoppelung der Ausbildungen wurden die Angelegenheiten der Bildungs- und Volksbüchereien, insbesondere bezüglich der Ausbildung, von dem bisherigen Beirat für Bibliotheksangelegenheiten bearbeitet, ohne daß trotz mehrfacher Zusagen auch nur ein einziger Vertreter des Bildungs- und Volksbüchereiwesens hinzugenommen worden wäre. Selbstverständlich kann sich das Bildungs- und Volksbüchereiwesen auf diese Art seitens der wissenschaftlichen Bibliotheken nur bevormundet, nicht aber vertreten finden. Wir glauben, daß dieser Zustand, der vielleicht den Verhältnissen der 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts entspricht, der heutigen Bedeutung und Entwicklung des Bildungs- und Volksbüchereiwesens in keiner Weise mehr gerecht werden dürfte.

Zugleich mit dem Vorschlag für die Neuregelung der Ausbildung und Prüfung für den Dienst an Bildungsbüchereien überreicht der Verband Deutscher Volksbibliothekare einen Vorschlag für die Einrichtung eines Verbandsexamens für den Nachweis der Befähigung für obere und leitende Stellungen an Bildungsbüchereien und Büchereisystemen. Dieses Examen wünscht der Verband für Anwärter mit abgeschlossener akademischer Bildung, die bisher in den städtischen Bibliotheksdienst zum großen Teil ohne Ablegung eines besonderen Examens nach Ableistung einiger praktischer Jahre einzutreten pflegten. Die Bedeutung eines solchen Examens erhellt aus der Sache selbst. Der Vorschlag, es zunächst nur zu einem Verbandsexamen zu machen, entspricht lediglich dem Wunsche, einige Jahre hindurch praktische Erfahrungen zu sammeln und zu diesem Zwecke seine Form elastisch zu halten. Sowie hinreichende Erfahrungen sich in der Prüfungskommission des Verbandes gesammelt haben, würde der Verband mit bestimmten Vorschlägen an das Ministerium herantreten können und mit der Bitte, das Examen ebenfalls zu verstaatlichen. Ein solches Verbandsexamen einzurichten und durchzuführen, hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn das Ministerium dem Verbande dabei behilflich ist und es von Anfang an durch Entsendung eines staatlichen Kommissars zu den Prüfungen in seine Überwachung nimmt. Der Verband Deutscher Volksbibliothekare bittet, im Interesse der weiteren Entwicklung des Bildungs- und Volksbüchereiwesens auch diesen seinen Vorschlag einer wohlwollenden Prüfung zu unterziehen.

Da mit den bisher überreichten Entwürfen eine Fülle von Fragen im Zusammenhang stehen, die näherer mündlicher Erläuterungen und Erörterungen bedürfen, so wäre der Unterzeichnete, der als Erster Vorsitzender des Verbandes zugleich Vorsitzender der Ausbildungskommission des Verbandes ist, dankbar, wenn ihm zu diesen Erörterungen und Erläuterungen Gelegenheit gegeben würde.

(gez.) Dr. Wilhelm Schuster
Erster Vorsitzender des
Verbandes Deutscher Volksbibliothekare E. V.

3 Anlagen

Neue deutsche und russische Erzähler

B. Traven, Der Schatz in der Sierra Madre. Berlin 1928, Büchergilde Gutenberg. 213 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

Weil man vom Fechten, auch wenn die Leute freigebig sind, nicht gut und nicht auf die Dauer leben möchte, geht Dobbs auf die Ölfelder und sucht Arbeit. Eine Weile findet man schon einen Verdienst. Den Burschen selbst brauche ich nicht vorzustellen, er hat einen Bruder im „Totenschiff“ und einen anderen unter den „Baumwollpflückern“. Zum Unterschied von jenen kommt er aber auf recht bedenkliche Wege — ohne von Natur aus ein schlechter Mensch zu sein —, und das kostet ihm wörtlich den Kopf. Er zahlt ihn freilich nicht an die irdische Gerechtigkeit, sondern mehr an die poetische, in Gestalt von drei Banditen, die den armen Dobbs, wie gesagt, etwas kürzen und seinen eigenen und hinzugeraubten Goldstaub in der Dämmerung als vermeinten Sand wegschütten, um sich ihrerseits wegen der lumpigen erbeuteten Kleidungsstücke und Esel aufknüpfen zu lassen. Der Zusammenhang aber, um keine Verwirrung anzurichten, ist der, daß Dobbs und sein Kamerad Curtin, nachdem sie zur Genüge erfahren haben, was es mit dem Nichtarbeiten und mit der Arbeit auf sich hat (wenn man nämlich kein reicher Mann ist) — daß also die beiden, wie schon viele, auf die Idee kommen, Gold zu graben, und daß sie auch, wie nur wenige, Ernst damit machen. Der Autor gibt ihnen freundlicherweise noch den alten erfahrenen Goldgräber Howard mit auf den Weg, und dann macht er sich und uns den Spaß, ein wenig zu illustrieren, was Gold scheint und was es ist: daß es erstens selbst im schätzereichen Mexiko nicht so leicht ist, welches zu finden, daß man es auch nicht einfach aufheben kann wie Kieselsteine, sondern lange Monate schwer arbeiten muß, wenn man nur ein vermögender Mann werden will, und daß man es dann immer noch nicht hat. Denn es gibt im Busch genug Banditen, die einem die Mühe gern abnehmen, die Last an die Bahn zu schleppen, oder die Regierung pflückt einem mit ihren Polizeifingern die goldenen Früchte ab, weil man keine Lizenz zum Graben hat; hätte man sie aber eingeholt, dann wiese man ja den Banditen den Weg. Oder der Kamerad betrügt einen und räumt einen der Einfachheit halber gleich aus dem Weg, wie Dobbs mit Curtin — zum Glück unvollkommen — tat. Der beste Bursche kann nicht dafür garantieren, daß ihn das Gold nicht toll macht. Und zuletzt geht es eben so zu, wie anfangs erzählt. Nur gut, wenn einer den Schatz so lachend verschmerzen kann, wie der alte Howard. Der praktiziert nun als Wunderdoktor bei den Indianern, vielleicht macht er Curtin noch zum Assistenten. Ja, das alte märchenhafte Mexiko hat sich eigentlich ganz gut erhalten, wenn man daran denkt, was aus dem Nordamerika der Lederstrümpfe geworden ist.

Was wir früher über das „Totenschiff“ und die „Baumwollpflücker“ (vgl. S. 330 u. 333) urteilten, gilt auch noch für dieses Buch. Traven hat einen besonderen Typ des Abenteuerromans geschaffen, aber er erscheint in jeder Abwandlung immer wieder originell. Die Bücherei wird ihn nützen.

B. Traven, Die Brücke im Dschungel. Berlin 1929, Buchmeisterverlag. 192 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

Zwar müssen wir die soeben angeführten Bücher Travens unter die Abenteuerromane rechnen, aber wer mit Ruhe liest, merkt beizeiten, daß dem Autor — so sehr er das Abenteuerliche liebt — das Abenteuer an sich nicht das Wichtigste ist. Er gebraucht es als Mittel zum besseren Zweck. Er fesselt uns nur, weil er uns befreien möchte. Auch ist er nicht auf diese Form allein angewiesen. „Die Brücke im Dschungel" erinnert gerade noch im Milieu an den „Schatz in der Sierra Madre"; im übrigen macht sie sich an die weniger dankbare Aufgabe, eine wahrhaftige Begebenheit nachzugestalten. Ein größerer Versuch, für den kleinere Beispiele schon in der Geschichtensammlung „Der Busch" enthalten sind.

Abends, gerade während der Vorbereitungen zu einem Fest, stürzt ein kleiner Indianerjunge von der Brücke in den Fluß, ohne daß es jemand bemerkt. Die Mutter sucht voll Unruhe, alle Anwesenden helfen, man taucht im Fluß. Durch Anwendung einer alten zauberhaften Zeremonie findet man den Knaben ertrunken unter der Brücke. Es folgt, wie alle den Toten nach Sitte und Brauch beklagen und ehren und — wiederum über die Brücke weg — zum Friedhof begleiten. So führt in einem kurzen Tag der Weg vom Leben zum Tod. Es öffnet sich uns, ohne daß Sentimentalitäten gebraucht werden, das unerfindlich wunderbare Herz einer Mutter. Auch die Seele einer farbigen Rasse. Traven will offenbar sagen, daß sie nicht geringer ist als die des dünkelhaften weißen Mannes, aber wohl natürlicher. Hierzu muß freilich angemerkt werden, daß der Vorgang in Mexiko spielt, wo man noch vor zwanzig Jahren den Indianer nicht höher als ein Tier einschätzte. Die Ehrenrettung macht dem Retter Ehre.

Heinrich Hauser, Brackwasser. Roman. Leipzig 1928, Ph. Reclam. 219 Seiten. Preis 3.— RM.

Der Matrose Glen nimmt aus Tampico eine Frau mit übers Meer. Chigusta ist eins der Mädchen, die in den Tanzkneipen für die Seeleute da sind. Ein Kind fast, aus mehreren Rassen gemischt, zart, sanft, seltsam schön. Er kauft ihr ein Billett nach Hamburg, obgleich ihm dann nicht viel von der Heuer übrigbleibt. Er zieht mit ihr an irgendeinen Bodden der Ostsee in sein baufälliges Haus. Einen Sommer lang rackert er sich ab, ein wohnliches Heim herzurichten. Sie hilft ihm treu, fleißig, liebend. Was sagt ihr Herz dazu? Man weiß es nicht. Sie leidet mit ihm einen harten Winter. Hätte es ein Leben werden können? Man weiß es nicht. Die Flut vertreibt die beiden vom Ort. In Hamburg, in den Lokalen von St. Pauli, kommt wieder Lust und Freude in Chigusta. Wer sollte ihr das verdenken? Der Matrose Glen fährt jetzt auf einem englischen Schiff.

Ein Novellenstoff, mit den Mitteln des Romans gestaltet. Ein Roman also mit zwei Figuren. Der kühne Versuch ist mit Sicherheit durchgeführt. Die Breite des Lebens, die der Roman zumeist einfängt, hat hier keinen Platz gefunden, und von Spannungen hat man sich freizuhalten. Dafür verschönt sich ein einfaches Motiv — inmitten unserer unromantisch gescholtenen Gegenwart — zu einer poetischen Idylle. Die Empfindungen eines jungen Menschen, der vor dem Sumpf nicht erschrickt, aber eine zarte Scham sich bewahrt, mit ungebrochener Seele liebt und betreut, erquicken uns. Sie atmen Freiheit und innere Furchtlosigkeit, und sind eben darum himmelweit entfernt von Zuchtlosigkeit und Verdorbenheit, als die sie von den spießerhaft Bedenklichen hingestellt werden, welche das Leben mit einem Konto verwechseln.

Große Partien wirken lyrisch. Die epischen Gegenstände werden mit Empfindung gesättigt, aber nie überladen; Hauser hat ein starkes Formgefühl. Übrigens sind auch seine realistischen Schilderungen (Dampfer, Hafenstadt, Trimmerarbeit usw.) großartig, mit Kraft und Nerv ausgeführt und lebendig in jedem Detail. Von diesem jungen Talent ist noch Vortreffliches zu erwarten.

Anna Seghers, Aufstand der Fischer von St. Barbara. Berlin 1928, G. Kiepenheuer. 188 Seiten. Preis 2.80 RM.

„Er (Hull) hatte schon lange nicht mehr ins Volle herein sprechen können. Zuerst kamen ihm seine Worte dürftig vor — winzige Hammerschläge auf einen Block —, dann fing der Block zu zucken und zu bröckeln an, ihre Gesichter wurden zornig und gierig, hängten sich an seinen Mund, also das war er, das sprach er, genau das, was sie brauchten, kam da herausgesprungen, sie rissen ihm das Wort zwischen den Lippen heraus und fraßen sich voll damit . . .“

„Die Fischer mahlten mit ihren Kinnladen. Es war schon dunkel. Sie bogen die Köpfe zueinander, bogen sie auseinander, einige traten auf Hull zu, berührten ihn, fragten ihn aus. Schließlich nahmen sie alles an.“

Diese Wort- und Satzbildungen, ebenso einfach wie sicher, kommen aus den Tiefen der Sprache. „Sie bogen ihre Köpfe zueinander, sie bogen sie auseinander.“ Die Bewegung der Masse erinnert an ein Ährenfeld im Wind. Aber der Vergleich ist nicht ausgesprochen, denn er würde schon wieder das ursprüngliche Wesen der Wirklichkeit schwächen, die hier Gestalt sucht. Oder gar die beschreibende Darstellung (d. i. der Versuch, eine realistisch-detaillierte Anschauung zu erzeugen), der Verstand müßte die spürbare Ganzheit eines Lebendigen, den augenblicklichen, in Wahrheit unerforschlichen Sinn des Vorganges auflösend zerstören. Und auch die schwächliche Möglichkeit, das gemeinte Überindividuelle etwa in den Gemütsbewegungen einiger Individuen zu begreifen, wird nach jenen Sätzen niemand mehr verlangen. „Ihre Gesichter wurden zornig und gierig, hängten sich an seinen Mund.“ Das steht jenseits von Eindruck und Ausdruck, wir werden weder Zuschauer noch im Gefühl affektierte Einzelwesen. Vielmehr gebiert sich in unseren elementarsten Empfindungen, in allen unseren Sinnen eine existente Welt. Diese Erzählerin ist — was man selten von einem Erzähler sagen kann — ein Dichter. H. H. Jahnn erkannte ihr den Kleistpreis 1928 zu mit der treffenden Begründung, daß sie „nicht den umfassendsten, aber vielleicht den reinsten Beitrag zur Wiederentdeckung des Daseins ohne Apotheose“ gegeben habe.

Sie stellt uns unter die Fischer, wortkarge Sklaven einer Reedereigesellschaft. Die revoltieren ums Brot, um ihre elenden Kinder und abgezehrten Weiber. Dieser Hull sagt die Worte, die sie nicht ausdrücken konnten. Er ist kein Parteifunktionär, sein Kopf ist auch schon verwirkt; er entwickelt keine Theorie: drei Fünftel Anteile und neue Tarife und andere Marktpreise, das ist alles. Und den menschlichen Dingen, die hier geschehen, kann sich keiner entziehen mit dem billigen Vorwand, es geht um eine Partei oder Tendenz. Wenn man aber die Geschehnisse auf eine Mitteilung reduziert, so genügt vielleicht dies: Nachdem Hull die gestauten Kräfte bei Namen gerufen, bahnen sie selbst ihren Weg. Einer schlägt den frechen Angehörigen der Reederei, damit fängt es an. Danach demonstrieren sie, danach schicken sie Abgeordnete nach der Insel. Und als die unverrichtetersache zurückkehren, zerstört man das Reedereigebäude. Beieinander bleiben, kein Schiff

hinauslassen! Dreimal erzwingen sie's. Das erstemal stechen sie die Streikbrecher. Da schickt man ihnen Soldaten. Das andere Mal erschießen die Soldaten den Fischer Kedennek. Da geht die arbeitswillige Besatzung wieder vom Schiff. Das drittemal fährt der junge Andreas mit und versenkt das Schiff. Dann ist ihre Kraft verbraucht. Hull flieht und kehrt wieder zurück. Die Soldaten verhaften ihn. Andreas hält es in den Dünen nicht mehr aus. Sie fassen ihn im Ort, auf der Flucht wird er erschossen. Marie, die Dirne, stirbt unter den wüsten Soldaten. Die Fischer fahren aus zu den alten Bedingungen. Es bleibt die öde Hütte mit der Witwe und den Waisen Kedenneks. Es bleiben die hungrigen Hütten der Fischer von St. Barbara.

*

Tarassow-Rodionow, Februar. Roman. Deutsch von Olga Halpern. Potsdam 1928, G. Kiepenheuer. 586 Seiten. Preis 6.— RM.

Dieser erste Teil seiner Romanchronik handelt nur von der russischen Februarrevolution, d. i. von dem Sturz des Zarenregimes und der Konsolidierung der Kerenski-Regierung. Die folgenden Bände werden den Kornilow-Putsch (Juni) und die bolschewistische Revolution (Oktober) darstellen.

Die Bezeichnung Roman ist irreführend. Der Verfasser schildert nur getreu seine eignen Erlebnisse und Beobachtungen mit Angabe der Namen und Daten. Man hat also ein Dokument vor sich, ähnlich den Berichten John Reeds „Zehn Tage, die die Welt erschütterten"; doch mit dem Unterschied, daß es von einem aktiv an der Revolution beteiligten Russen herrührt.

Tarassow-Rodionow, Offizier und bei Ausbruch der Revolution Instrukteur in einer Schulkompanie der Maschinengewehr-Abteilung in Maryschkino bei Petersburg, spielte während der wilden Februartage eine mehrfache Rolle. Mit den Soldaten marschierte er nach Petersburg, den kämpfenden Arbeitern zu Hilfe. Er führte ein Panzerauto gegen die Nester der zarentreuen Polizei. Er fungierte als Bezirkskommandant im Technologischen Institut und, nachdem er abgesetzt wurde, als Delegierter des Exekutivkomitees der Sowjets in der Kriegskommission. Später wurde ihm die Radiostation unterstellt. Die Regierung war bestrebt, diesen entschiedenen Revolutionär nach Möglichkeit kaltzustellen.

Den sogenannten objektiven Verlauf der Begebenheiten wird man heute vollständiger, kürzer und klarer in den Geschichten der Revolution finden, nicht aber die Details, die das Ereignis sichtbar, spürbar machen, nicht die Ströme und Wirbel der Empfindungen und Energien, die Gruppe und Masse fortreißen. Und hierum müht sich Tarassow-Rodionow mit allen Mitteln. Er beschreibt die Truppe, die Haltung der Mannschaften und der Offiziere, die Episoden der Straße, die Zivilbevölkerung, unmeßbare flutartige Bewegungen. Er war auch oft an den Orten, wo die Geschichte nicht gemacht, aber zurechtgelenkt und versucht wurde. In der Duma zum Beispiel welche ungeheure Verwirrung! Man begegnet den großen Männern jener Epoche: Rodzianko, Kerenski, Tscheichtze usw. und hinter ihnen der rührigen Reaktion. Man sieht in die Zentrale der Bolschewisten; die bauen ihre Partei eben erst auf. In den Konferenzen, auf den Meetings wird erbittert um die Massen der Arbeiter und Soldaten gekämpft. Lenin und Trotzki, die einzigen klaren, zielsicheren Köpfe, bereiten die nächsten Phasen der Revolution vor. Denn einstweilen hat die bürgerliche Revolution gesiegt und zu einer vorläufigen Reorganisation des Heeres und der Regierung geführt.

Dem deutschen Leser, auch dem kommunistischen, muß noch gesagt werden, daß viele der Angaben, Namen, Orte, Körperschaften usw. nur dem Russen selbstverständlich bekannt sind. Wo entsprechende Erläuterungen und Anmerkungen fehlen, sind nötigenfalls andere Darstellungen zu befragen.

P. E. Dybenko, Die Rebellen. Erinnerungen aus der Revolutionszeit. Deutsch von Eduard Schiemann. Hamburg 1923, Carl Hoym. 140 Seiten. Preis 1.20 RM.

Dybenko war ehemals ein einfacher Matrose der baltischen Kriegsflotte. Als Bolschewist hatte er sich schon an der Vorbereitung der Revolution wesentlich beteiligt, und beim Umsturz führten die Matrosen unter seiner Führung mehrmals die Entscheidung herbei. Er zählt zu den Helden der Revolution.

Davon berichtet er also: wie man in zäher Arbeit die gesamte Flotte revolutionierte; den „Zentrobalt“ (das Zentralkomitee der baltischen Flotte, mit D. als Vorsitzendem) zum selbständigen Oberhaupt der Streitkräfte machte; zeitweise gegen zwei Fronten, gegen die deutschen Geschwader und die Petersburger Regierung, als den äußeren und inneren Feind der Revolution, kämpfte. In den Oktoberkämpfen bereitete Dybenko persönlich Kerenski die größte Niederlage, aus der diesen nur die Flucht rettete. Mit dem Begräbnis der Konstituante durch die Marinetruppen schließt das Buch ab.

Die Gestaltung ist ungleich. Bald werden die Ereignisse stimmungsmäßig wiedergegeben, bald als Erinnerung, bald in nüchternen Tatsachenberichten. An literarischer Qualität stehen die „Rebellen“ dem „Februar“ nach. Viele Arbeiter werden aber vermutlich Dybenko vorziehen, weil er als einer ihresgleichen einfacher, verständlicher schreibt.

Wssewolod Iwanow, Panzerzug Nr. 14-69. Erzählung. 132 Seiten. Preis 1.— RM.

Wssewolod Iwanow, Farbige Winde. Erzählung. 208 Seiten. Preis 1.50 RM. Beide Deutsch von Eduard Schiemann. Hamburg 1923, Carl Hoym.

Beide Erzählungen handeln von den Kämpfen gegen die Koltschakarmee in der Mongolei. —

Partisanen, revolutionäre Bauern erobern mit beispielloser Todesverachtung das stärkste Kampfmittel der gegenrevolutionären Armee, den Panzerzug, fahren mit ihm in die Stadt (Wladiwostok ?) und erobern im Verein mit den Arbeitern die Macht.

Die andere Erzählung führt uns in ein Bauerndorf, ein Bauernhaus. Religion, Revolution, Eros: wilde Mächte wirken durcheinander. Flüchtige rote Soldaten werden der Kopfprämie wegen erschossen. Der alte Bauer, ein gottloser Grübler, wird für heilig gehalten, und die Söhne machen ihr Geschäft an den Geschenken der Pilger. Kosaken besetzen das Dorf. Die fromme Tochter verliert sich an den Offizier. Der Alte zieht mit der städtischen Hure, die zu ihm hält, in den Wald zu den Partisanengruppen, die zum Kampf rüsten. Der Sohn, der den Vater zurückholen will, wird an die Wand gestellt. Man metzelt die Kirgisen nieder, kämpft mit den Kosaken um das Dorf. Es brennt nieder. Später, als dies vorbei ist, heißt es: „Die Menschen quälen

sich. Die Seele will keinen Krieg mehr.“ Der Alte zieht mit dem Weib und dem Kind, das sie ihm geboren, zurück an die Dorfstatt, wo er pflügt, sät, ein neues Haus baut.

Diese Geschichten lassen sich nur ungenügend nacherzählen, es fehlt ihnen die übliche Handlung, die sichtbare Ordnung. Mit einem Ruck stoßen sie uns in einen elementaren Prozeß. Man spürt, wie sich etwas sammelt, verwandelt, gebiert, etwas Allgemeines, ideell nicht Erschöpfbares, das da ist wie eine Religion, wie ein maßloser Urtrieb, und eben deshalb diese fanatische Gewalt über die Menschen hat. Das Einzelleben besitzt daneben keinen Wert. Iwanow geht keineswegs darauf aus, Bolschewismus zu propagieren; er zeichnet die Gegenseite ebenso unbeirrbar wie die eigene. Es ist ein einziges, blutiges, grausames, unmenschliches Gegeneinanderwüten, mehr als Krieg und Leidenschaft. Und doch hört man das Heldenlied von den Urmächten heraus, an die der Autor glaubt, weil sie sind, weil er sie erlebt hat. Ob sie in dem kommunistischen Programm gefaßt sind, ist nicht gesagt, aber man empfindet, daß sie die russische Revolution sind.

Ein paar biographische Notizen sind diesmal erlaubt: Iwanow wuchs als ein Bauernjunge (obwohl adliger Abkunft) in der Kirgisensteppe auf. Er arbeitete als Handlungsgehilfe, Akrobat, Clown, Drucker, gehörte der sozialrevolutionären und bolschewistischen Partei gleichzeitig an, kämpfte in den Partisanentruppen gegen Koltschak. Gorki erkannte die große Begabung des jungen Menschen und nahm sich seiner an. Er gilt jetzt als einer der besten proletarischen Autoren Rußlands und ist, soviel man aus einer Übersetzung schließen kann, sicher einer der ursprünglichsten.

F. Panferow, Die Genossenschaft der Habenichtse. Roman. Berlin 1928, Verlag für Literatur und Politik. 436 Seiten. Preis 4.— RM.

Eine Lebensfrage der Sowjetunion ist die, ob sie den Bauer für sich gewinnen wird. Er hat zwar im Bürgerkrieg auf seiten der Arbeiter gekämpft, aber mit der Besitzergreifung von Land hatte sich für ihn die Revolution im wesentlichen erledigt, und er geriet alsbald in Konflikte mit der bolschewistischen Regierung. Das ist nicht im geringsten verwunderlich, wenn man bedenkt, daß sich der russische Bauer eben erst aus einem Zustand befreit hatte, der im Westen seit mindestens hundert Jahren überwunden ist, und daß gleichzeitig der Industriearbeiter eine sozialwirtschaftliche Idee zu verwirklichen unternahm, die den Status des Westens bereits überspringt. Diese Spannung ist unerträglich. Die Regierung machte auch alle Anstrengungen, das Dorf politisch und intellektuell zu erziehen, d. h. auf ihre Seite zu ziehen, und gleichzeitig die wirtschaftliche Leistung zu intensivieren. Wir wissen das, und gerade deshalb vermißten wir bisher ein Seitenstück zu Gladkows „Zement“, zu dem Roman vom industriellen Wiederaufbau Rußlands.

Hier ist es. Ein etwas weitschweifiger und formloser Roman zwar, aber was ihm von den Reizen einer guten Handlung abgeht, macht er einigermaßen wett durch den interessanten Stoff: das Agrarproblem im Alltag, die soziologische Umgestaltung des russischen Dorfes. Die Kollektiv-Wirtschaft der Dorfarmen nimmt den Kampf gegen die alte Individualwirtschaft auf. Die Entscheidung wird im Roman ehrlicherweise nicht gefällt, denn sie ist tatsächlich noch nicht gefallen. Aber die Auflösung der alten Dorfgemeinschaft, ihrer Rechte und Sitten bleibt eine unbestreitbare Tatsache. Und der Autor selbst zweifelt nicht am endgültigen Erfolg seiner Habenichtse.

G. Bjelych und L. Pantelejew, Schkid, die Republik der Strolche. Deutsch von Maria Einstein. Berlin 1929, Verlag der Jugendinternationale. 504 Seiten. Preis 4.50 RM.

Der Bürgerkrieg hinterließ eine ungeheure Zahl verwahrloster Kinder. In welchem Ausmaße sich die russische Verwaltung um die Bewahrung dieser ärmsten, zur Kriminalität genötigten Jugend bemühte oder bemühen konnte, kann hier nicht erörtert werden. Sie hat jedenfalls schon während des Bürgerkrieges Schulen und Erziehungsanstalten für Verkommene gegründet, u. a. die Dostojewski-Schule in Petersburg, die Schkid des vorliegenden Buches. Zwei ehemalige Zöglinge (jetzt etwa 24 Jahre alt), die die ersten Entwicklungsjahre der Anstalt miterlebten, schreiben ihre Erinnerung nieder. Sie stellen die Lehrer vor, brauchbare und unbrauchbare, die verschiedenen Zöglingstypen und ihre „Vergangenheit", berichten die zahllosen Streiche, Schandtaten, Rückfälle und Anläufe zur moralischen Selbständigkeit. In Manier von kleinen Szenen schildern sie das Anstaltsleben, durchweg von seiten der Zöglinge gesehen. Sie bleiben dabei — wie nicht anders zu erwarten — ziemlich an der Oberfläche haften und würden uns oft langweilen, wenn nicht das Erziehungsproblem, das man dahinter sucht, so interessant wäre. Soviel wird immerhin sichtbar, daß die angewandte Pädagogik von der Voraussetzung ausgeht, daß es wirklich moralisch Defekte (geborene Verbrecher) nur ganz selten gibt und daß die meisten Menschen nur unter Einwirkung ungünstiger Umstände entgleisen. Durch Stärkung des Selbstvertrauens und Wiedereinführung in die Gesellschaft heilt man die Moral des Zöglings, und zwar nicht den einzelnen, sondern die Gruppe. Die Kunst des Erziehers besteht darin, die jugendlichen Unternehmungen, auch den Unfug, in sinnvolle und nützliche Betätigung umzuwandeln: vom Skandalblatt zur Schulzeitung, von der Schülerrevolte zur politischen Aufklärung, vom Geheimzirkel zur Schülerorganisation und zur Selbstverwaltung zu führen. Nebenbei gesagt, diese Erziehungsprinzipien sind keineswegs rein russische Schöpfungen, sie werden schon lange in Nordamerika und heute auch bei uns in modernen Schulen und Erziehungsanstalten angewandt. Erstaunlicherweise scheint mit der Erziehung der Dostojewski-Schule ein Unterricht von der Art der Lernschule verbunden zu sein. Man hätte viel eher erwartet, daß die Zöglinge durch Arbeit gebildet würden. Aber tatsächlich sind die allerwenigsten der Schüler Handarbeiter geworden, sie wurden Journalist, Regisseur, Lehrer, Kunststudent, Flieger, Ingenieur, Offizier.

Dr. Walter Hoyer

Wir bitten, die Mitteilung auf der zweiten Umschlagseite zu beachten

Mitarbeiter dieses Heftes

Dieses Heft enthält Beiträge von Büchereidirektor Walter Hofmann, Leipzig N 22, Richterstr. 8; Dr. Walter Hoyer, Leipzig N 22, Richterstr. 8; Dr. Alfons Paquet, Frankfurt/Main, Wolfgangsstr. 122; Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V., Geschäftsstelle Berlin C 2, Brüderstr. 34/38.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Bemerkungen zur Frankfurter Tagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare

Die 5. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare bedarf über das Einzelne hinaus, das in diesen Heften über sie gesagt wird, ein paar zusammenfassender Worte; und es ist billig, daß derjenige sie sagt, der im vergangenen Jahre ebenfalls zur Verbandstagung urteilend Stellung genommen hatte. Die Stellungnahme kann diesmal nur den Ausdruck der Freude bedeuten, die — aufs Ganze gesehen — jeder empfinden muß, der die Frankfurter Tagung mit erlebt hat. Die Töne, die in Münster bei der letzten Versammlung anklangen, anläßlich der Referate über die Sachverzeichnisse, hatten damals in dem Berichterstatter die Hoffnung aufkeimen lassen, daß eine Beendigung des Richtungsstreites möglich sei, sobald man, statt büchereipolitische Rivalitäten zu pflegen, sachliche Arbeit miteinander zu leisten unternähme; und diese Töne haben die Frankfurter Tagung beherrscht. Man muß dem in Münster gewählten Vorstand das uneingeschränkte Lob zollen, daß er es fertiggebracht hat, auf dem schwierigsten Gebiete unserer augenblicklichen Berufsentwicklung, in der Ausbildungsfrage, die Vertreter der verschiedenen Auffassungen nicht nur zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen, sondern sie auch zu handgreiflichen und sehr brauchbaren Ergebnissen zu bringen. Hierfür gilt natürlich ganz besonders der Dank den Mitgliedern der Ausbildungskommission, und hier wieder denen am meisten, die sich am schwersten mit der Endlösung haben einverstanden finden können.

Aber auch auf anderen Gebieten hat der Verband unter Leitung seines Vorstandes schwierige Fragen der Lösung näher geführt. Da ist z. B. die Beratungsstellenfrage. Mancher Fachgenosse, der durch die Veröffentlichung in „Bücherei und Bildungspflege" (9. Jahrg., S. 122 f.) über die Gründung eines „Verbandes Preußischer Beratungsstellen" unterrichtet worden war, wird gleich dem Schreiber dieser Zeilen befürchtet haben, daß damit ein neues Kapitel im volksbibliothekarischen Richtungsstreite anhöbe. Auch in dieser Angelegenheit ist es in Frankfurt zu einer friedlichen Lösung gekommen: der Verband Preußischer

Beratungsstellen, der zunächst ohne Teilnahme der mit Leipzig verwandten Beratungsstellen gegründet war, wurde in Frankfurt in eine sämtliche deutschen Beratungsstellen umfassende Sektion des VDV. verwandelt. Damit ist an die Stelle einer Richtungsgruppe eine sachliche Arbeitsgemeinschaft getreten. Auch die übrigen Beschlüsse, die in Frankfurt gefaßt wurden, tragen die Kennzeichen ernsthafter, kollegialer Berufsgesinnung und werden der Entwicklung des Berufes sicher förderlich sein. Erwähnt seien hier nur die Kommission zum Studium der Frage eines Büchereigesetzes und die Überlegungen, wie man in Zukunft würdiger und wirksamer als bisher die Vertretung des gesamten deutschen Bibliothekswesens bei ausländischen Veranstaltungen herbeiführen könne[1].

Im Mittelpunkt aber steht bei der Beurteilung der Frankfurter Tagung — das muß noch einmal betont werden — der Entwurf der Ausbildungskommission. Man kann über Einzelnes in diesem Entwurf verschiedener Meinung sein; die Wirkung, die dieser Entwurf schon jetzt geübt hat, ist von der allergrößten Bedeutung: er hat den volksbibliothekarischen Beruf in eindrucksvoller Geschlossenheit vor der Öffentlichkeit erscheinen lassen. Die Volksbibliothekare aller Richtungen haben mit der Annahme dieses Entwurfes bewiesen, daß sie eine geschlossene Berufsgruppe eigener Art sind, die bei keiner anderen Institution der Bildungswelt Anleihen für ihre Geltung zu machen braucht. Daß es Übergangstypen mannigfacher Art zwischen der volkstümlichen Bücherei und anderen Institutionen der Wissenschaft und des Unterrichts gibt, braucht nicht bestritten zu werden, kann aber an dieser Tatsache auch nichts ändern. Dies kraftvolle Zeugnis von der Eigenständigkeit der volksbibliothekarischen Arbeit wird sich auswirken, welche Entscheidung seitens der Regierung auch schließlich in der Ausbildungsfrage getroffen werden mag. Denn das darf nicht übersehen werden: der Frankfurter Entwurf soll ja zunächst nur dem Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eingereicht werden, um als Grundlage für die staatliche Neuregelung zu dienen. Wenn wir auch hoffen, daß er weitgehend berücksichtigt wird, so muß erst die staatliche Verordnung abgewartet werden, ehe beurteilt werden kann, inwieweit der Frankfurter Entschluß der Neuregelung zugrunde gelegt worden ist. Aber wie diese Entscheidung schließlich auch ausfällt: die freiwillige Einhelligkeit der Frankfurter Jahresversammlung ist ein sehr wichtiger Faktor aller künftigen Berufsgestaltung. An ihr wird auf die Dauer auch das Ministerium nicht vorübergehen können.

Und ein Ausblick in die Zukunft sei gestattet. Anschließend an die inhaltlich sehr reich, bisweilen fast überreich besetzten Gruppensitzungen mit ihrem z. T. vorzüglichen sachlichen Niveau hat sich vielleicht

[1] Siehe hierzu die Übersicht auf Seite 529 dieses Bandes. D. S.

manchem ebenso wie dem Unterzeichneten ein Bild aufgedrängt, das gestern noch fast unvorstellbar, morgen aber vielleicht schon der Verwirklichung nahe ist: die bewußte Verbindung sämtlicher fortschrittlich gerichteten Kräfte im deutschen volkstümlichen Büchereiwesen zugunsten der immer kräftigeren Entfaltung dieses Zweiges der Erwachsenenbildung. Wir müssen uns darüber klar sein: wenn eine Ausbildungsregelung ähnlich der des Frankfurter Entwurfs staatlich verordnet wird, entsteht die Notwendigkeit, daß die Volksbibliothekare in irgend einer Weise sich für die fachliche Qualität der Ausbildungsarbeit mitverantwortlich fühlen; es werden auch Formen geschaffen werden müssen, in denen diese Funktion ausgeübt werden kann. Es liegt auf der Hand, daß bei solchem Zwang zu sachlicher Arbeit nur noch solche Spannungen innerhalb der Berufsträgerschaft von Bedeutung sind, die wirklich notwendigen sachlichen Verschiedenheiten entsprechen. Solche Verschiedenheiten sollen nicht vertuscht oder übersehen werden. Aber sie haben es ja auch an sich, daß sie zwischen ihren Vertretern nicht die Kluft irgend eines Richtungsgegensatzes aufreißen, sondern daß sie sie zu Spannungen bringen, die in fruchtbarer Arbeit ausgetragen werden. Und auch auf anderen Gebieten der Berufsarbeit werden sich in ähnlicher Weise Anlässe zur Zusammenarbeit ergeben; man denke etwa an das volksbibliothekarische Beratungswesen.

Bedenkt man außer diesen sachlich sich ergebenden gemeinsamen Arbeitsaufgaben die finanzielle Notlage unserer Arbeit und den daraus entspringenden Zwang zur Konzentration der zur Verfügung stehenden Mittel, so wird mancher, der die zunehmende Verständigung im Gebiet der volksbibliothekarischen Arbeit bisher nur als Angelegenheit der ideellen Ebene betrachtete, auch ihre materielle Bedeutung zu sehen beginnen. Es ist jedenfalls unzweifelhaft, daß eine geschlossene deutsche volkstümliche Büchereibewegung zur Durchsetzung der fachlichen und beruflichen Forderungen heute ungleich mehr zu tun vermöchte als eine in Richtungen aufgespaltene. Daß eine einheitliche Bewegung nicht in die Gefahr der innerberuflichen Stagnation käme, dafür sorgt schon die Mannigfaltigkeit der in ihr vorhandenen Auffassungen und Persönlichkeiten.

Aber auch wenn man solche Gedanken heute noch als Utopie ansehen sollte, Frankfurt hat uns allen gezeigt, daß wir auf dem Wege der beruflichen Klärung und Festigung in den letzten Jahren kräftige Schritte getan haben. Nicht zuletzt aber wird der freundliche Verlauf der Tagung der herzlichen Bereitwilligkeit verdankt, mit der unsere Frankfurter Kollegenschaft uns in Frankfurt aufgenommen und betreut hat. Dem Dank an sie gelte deshalb das letzte Wort dieser Bemerkungen!

Heinrich Becker

Zu den Entwürfen der Ausbildungskommission des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare

I. Die Rekrutierung des Nachwuchses

Wir bringen im folgenden einen Beitrag Walter Hofmanns, der auf die Gefahren hinweist, die mit der Einführung des dritten Ausbildungsjahres, das der Frankfurter Entwurf vorsieht, verbunden sind. Unsere Zustimmung zu den Frankfurter Beschlüssen wird dadurch nicht berührt. D. S.

Die Entwürfe bedeuten gegenüber dem, was in Preußen an Ausbildung und Prüfung für Volksbibliothekare bisher war, einen großen Fortschritt. Aber sie sind in wesentlichen Punkten weit davon entfernt, diejenigen, die sich seit zwanzig und mehr Jahren in Theorie und Praxis für einen sachgemäßen Aufbau des volksbibliothekarischen Ausbildungs- und Prüfungswesens eingesetzt haben, zu befriedigen. In den zurückliegenden Jahrzehnten war die Kampfeslosung: Gründung des volksbibliothekarischen Ausbildungs- und Prüfungswesens auf den eigenen Berufsinhalt der volkstümlichen Bücherei. Dieser Forderung werden die Entwürfe gerecht. Die einzelnen Bestimmungen werden noch einer Nachprüfung unterzogen werden müssen, aber nur in der Richtung, ob alles Geforderte vom Beruf heute schon geleistet werden kann, ob für die Durchführung dieses idealen Planes heute schon die berufskundlichen Grundlagen gegeben sind, ob Lehrkräfte und Ausbildungsstätten vorhanden sind, die eine Realisierung dieser idealen Forderungen gewährleisten, in summa: ob das Papier nicht der Wirklichkeit des volksbibliothekarischen Lebens und seinen heute gegebenen Möglichkeiten etwas vorauseilt. Aber das ist eine innere Berufsangelegenheit der volksbibliothekarischen Welt selbst; — die aufgestellten Forderungen, soweit sie den sachlichen Inhalt der Ausbildung und Prüfung betreffen, gehen aus dem Wesen der volksbibliothekarischen Berufsarbeit hervor, die Belastung mit Aufgaben, die aus der Sphäre einer vollständig anderen Berufsarbeit stammen, ist nun endlich gefallen. Daß sich die deutschen Volksbibliothekare aller Richtungen hierauf haben einigen können, ist ein Gewinn, der nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Aber eine Regelung wie die jetzt angestrebte ist nicht nur unter dem Gesichtspunkt des sachlich richtigen Ausbildungsinhaltes und der methodisch richtigen Ausbildungsformen zu betrachten, sondern ebenso unter dem Gesichtspunkt der richtigen Rekrutierung des Nachwuchses. Den Einfluß auf die Rekrutierung erlangt eine Ausbildungs- und Prüfungsordnung zunächst einmal durch den richtigen Ausbildungs-

und Prüfungsinhalt, aus dem sich für die Berufsuchenden das Berufsbild ergibt. Dieser Inhalt, klar und deutlich formuliert, wird die für den Beruf fruchtbaren Typen anziehen, die ungeeigneten Typen abstoßen. Die vorliegenden Entwürfe werden in dieser Richtung gute Wirkung tun[1]. Aber die Rekrutierung ist ja nicht lediglich von der inneren Beziehung der Berufsuchenden zu dem betreffenden Berufe abhängig, sondern auch von allgemeinen Umständen und Voraussetzungen, unter denen Ausbildung und Prüfung sich vollziehen. Zu den wichtigsten dieser Umstände und Voraussetzungen gehören die Forderungen betreffend Vorbildung und Ausbildungsdauer. Die Forderungen, die der Entwurf die Vorbildung betreffend enthält, könnten als befriedigend, als der eigentümlichen Berufslage des volksbibliothekarischen Berufes angepaßt bezeichnet werden, wenn nicht durch den Anbau einer besonderen „Direktorenprüfung" — durch das Verbandsexamen — der Wert dieser Bestimmungen zum Teil wieder aufgehoben würde. Doch davon später. Als schwerer Fehler aber muß die Ausdehnung der Ausbildung auf drei Jahre bezeichnet werden. Damit wird — das sei zunächst ganz allgemein vorangestellt — ein weiterer verhängnisvoller Schritt zur „Verschulung Deutschlands" getan. Seit Sprangers wohlbegründetem Mahnruf[2] beginnt man jetzt allerorts, sich der Gefahr, ja des oft geradezu Lächerlichen — aber darum nicht minder Gefährlichen — der neudeutschen Schulhypertrophie bewußt zu werden. Und nun sollen wir gerade den Beruf des Volksbibliothekars dieser Hypertrophie verfallen sehen! Es bestehen zwischen Volksbücherei und der neuen großen Bewegung der Erwachsenenbildung viele Beziehungen, in dem Lehrplan des Entwurfes werden sie auch sehr stark herausgestellt, — diese Schulverkrampfung aber, die aus dem Entwurf spricht, steht zu dem Geiste der Erwachsenenbildung in schroffstem Gegensatz.

Doch blicken wir auf die Sache selbst, also auf die Auswirkung der Dreijahresbestimmung für die Gestaltung unseres Berufslebens. Folgende Grundbesinnung tut not. Der Beruf des Volksbibliothekars ist ein helfender Beruf in der Sphäre des geistigen Lebens. Die Hilfe soll geleistet werden gegenüber erwachsenen Menschen. Grundthese: Hilfe in der Sphäre des geistigen Lebens kann der Erwachsene nur vom Erwachsenen erfahren. Aus zwei Gründen. Einmal, weil nur der Erwachsene die Situation des Erwachsenen überblicken kann. Zum andern, weil der Erwachsene nur vom Erwachsenen

[1] Freilich werden, wie schon oben angedeutet, noch manche Übersteigerungen und manche sachlichen und terminologischen Unklarheiten ausgemerzt werden müssen. Mit der Unterscheidung, die in den Entwürfen zwischen „Volksbüchereien" und „Bildungsbüchereien" gemacht wird, werden bei einer Regelung, die den „Bildungsbüchereien" gilt, nicht nur die berufsuchenden Laien, sondern auch viele Fachleute keine klaren, eindeutigen Vorstellungen verbinden können. W. H.

[2] Ed. Spranger, Die Verschulung Deutschlands. Zuerst erschienen in der „Erziehung", jetzt als Sonderdruck bei Quelle & Meyer. W. H.

eine Hilfe in der Sphäre des Geistigen annehmen kann. Es war der allerverderblichste Zug der bisherigen preußischen Regelung, daß schon 17—18jährige Mädchen aus guter Familie, nicht berührt von den Erfahrungen und Erschütterungen des Lebens, zur Ausbildung zugelassen wurden und so u. U. noch als Halbwüchsige an dem Schalter der öffentlichen Bücherei dem Manne gegenübergestellt wurden, der bedrückt von den Fragen des Lebens, aber nicht vertraut mit der Bücherwelt, ihren Klippen und Tiefen, in die öffentliche Bücherei kam. Der erste, entscheidende Unterschied zwischen der Berliner und der Leipziger Schule lag n i c h t in den anderen Lehrgegenständen und Lehrmethoden, sondern in dem vollständig anderen Altersaufbau, und damit in der vollständig anderen geistigen Struktur der Schüler und Schülerinnen. Das Durchschnittsalter in der Deutschen Büchereischule in Leipzig ist b e i B e g i n n d e r A u s b i l d u n g das vollendete 25. Jahr. Da in dieser Schule der praktischen Betätigung am Schalter eine einjährige grundlegende Einführung, besonders in bezug auf Bücher- und Leserkunde, vorangeht, sind die Praktikanten, wenn sie zum erstenmal am Schalter der Bücherei der Leserschaft gegenüberstehen, im Durchschnitt 26 Jahre alt, wenn sie das zum ersten Male nach insgesamt zweijähriger Ausbildung in verantwortlicher Berufstätigkeit tun, sind sie im Durchschnitt 27 Jahre alt. An der Tatsache, daß es uns Leipzigern dringendste Berufsgewissenspflicht war, vor allem solche reife Menschen in die geistig bildende Arbeit der öffentlichen Bücherei hineinzustellen, daß aber die Berliner Schule mit Selbstverständlichkeit die Halbwüchsigen an diese Arbeit stellte, haben meine engsten Arbeitsfreunde und ich immer wieder schließen müssen, daß der „Richtungsgegensatz“ im deutschen Büchereiwesen nicht etwas Ausgeklügeltes, nur in den Köpfen der Polemiker Bestehendes war, und daß es bei diesem Gegensatz in Wirklichkeit um etwas ganz anderes ging als um die banale Einzelfrage, ob man die Marlitt in die volkstümliche Bücherei einstellen solle oder nicht.

Für den Außenstehenden liegt nun der Einwand nahe, daß gerade in dieser „Verspätung“ sich wiederum so etwas wie eine Schulhypertrophie zeige, denn nun müssen, so scheint es, auch die Volksbibliothekare und Volksbibliothekarinnen sechs- und siebenundzwanzig Jahre alt werden, ehe sie in eigene verantwortliche Berufstätigkeit eintreten. Aber es scheint eben nur so. Die weitaus meisten der Schüler und Schülerinnen der Deutschen Büchereischule in Leipzig kommen in die volksbibliothekarische Ausbildung n i c h t von der Schulbank, sondern vom Leben. Es sind Menschen, die jahrelang schon in anderen Berufen gearbeitet haben; vielfach sind es Frauen, die zunächst einen sozialen oder einen pädagogischen oder auch einen merkantilen Beruf ergriffen haben, ohne sich über ihre besondere Eignung gerade für diesen Beruf klar gewesen zu sein, Frauen, die vielleicht bei der ersten Berufswahl noch nicht geglaubt haben, dauernd im Berufsleben zu bleiben. Im

Berufsleben, in der Erprobung und Entfaltung eigener Kräfte im Beruf, in beruflichen Enttäuschungen und im gesamten langsam gewonnenen Lebensüberblick sind diese Menschen um die Wende des 25. Jahres herum zu einer neuen Beurteilung der Frage des beruflichen Lebens herangereift, und nun suchen sie den Beruf, der ihren besonderen Anlagen entspricht und der ihnen nun wirklich für ihr künftiges Leben den dauernden Lebensinhalt geben soll. Die Zahl dieser Menschen ist außerordentlich groß, sie ist sehr viel größer als der Bedarf an bibliothekarischem Nachwuchs in der volkstümlichen Bücherei. Und Menschen dieser Art braucht die volkstümliche Bücherei, wenn sie nicht zu einer rein technischen Veranstaltung oder zu einem reinen literarischen Amüsierbetrieb herabsinken will; aus dieser Schicht muß sie also ihren Nachwuchs gewinnen. Wenn vielleicht auch nicht allein, so doch in allererster Linie.

Es ist nun aber selbstverständlich, daß es für Menschen in der Mitte zwischen zwanzig und dreißig kein geringes Unternehmen ist, den Beruf noch einmal zu wechseln. Zunächst stehen dem innere Hemmungen entgegen. Es ist für den im Leben schon erfahrenen und erprobten Menschen kein kleines, sich noch einmal ganz als Lernender zu verhalten, ja sogar sich noch einmal auf die Schulbank zu setzen. Die Einsicht, daß das notwendig ist, ist immer vorhanden, die Kraft, sich für längere Zeit in diese Situation zurückzubegeben, wird nur durch immer erneuten Willensentschluß aufgebracht. Aber: zwei Jahre erneute berufliche, zum Teil schulmäßige Ausbildung ist in dieser psychologischen Situation das Höchste, was diesen Menschen zugemutet werden kann. Also schon von hier aus gesehen, bedeutet die Ausdehnung der Ausbildung auf drei volle Jahre gar nichts anderes, als daß gerade die Menschen, die der Beruf braucht, vom Beruf zurückgeschreckt werden.

Und hierzu kommen die wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Jeder, der als Volksbibliothekar mit dem volksbibliothekarischen Ausbildungswesen vertraut ist, weiß, daß hinter diesen Menschen, die noch einmal einen Berufswechsel vornehmen wollen, heute in der Regel kein Vermögen und auch keine ausreichenden Ersparnisse stehen. In der Deutschen Volksbüchereischule in Leipzig ist es nur durch ein kompliziertes System von Schulgeldererlassen, Stipendien, Erteilung von Arbeitsaufträgen (auf dem Wege der Zerteilung vorhandener bibliothekarischer Stellen) möglich, gerade den wertvollsten Berufsanwärtern die Ausbildung zu ermöglichen. Und auch dann noch sind in vielen Fällen die Opfer, die während dieser Ausbildungszeit von den Anwärtern und Anwärterinnen gebracht werden müssen, sehr groß, d. h. die Einschränkungen, die sie sich in dieser Zeit auferlegen müssen, sind oft außerordentlich. Wenn es aber schon kaum möglich ist, die zweijährige Ausbildung zu finanzieren, so ist die Finanzierung einer dreijährigen Ausbildung in den meisten dieser Fälle vollständig aussichtslos.

Umgekehrt aber ist für die jungen Menschen, die noch im Zuge der Ausbildung stehen, die dreijährige Fachausbildung zwar gleichfalls oft noch hart genug, aber die Schwierigkeiten der Durchführung sind, aufs Ganze gesehen, hier doch sehr viel geringer. Jene psychologischen Schwierigkeiten, die für die Älteren bestehen, die aus dem Berufsleben kommen, fallen hier überhaupt fast ganz weg. Die materiellen Schwierigkeiten aber werden hier dann doch noch durch eine Kraftanstrengung der Angehörigen überwunden. Sehr wichtig hierbei ist, daß den Kindern von Beamten bis zum vollendeten 21. Lebensjahr, in besonderen Fällen auch darüber hinaus, Erziehungsbeihilfen gewährt werden, die bei den älteren Anwärtern für die ganze Dauer der Fachausbildung wegfallen. Also es mag auch hier bei der dreijährigen Fachausbildung sehr oft schwer genug gehen, aber es geht auf jeden Fall unendlich viel leichter als bei der anderen älteren Kategorie von Berufsanwärtern.

*

Die schwerwiegendsten psychologischen und materiellen Umstände müssen also dahin wirken, daß bei einer dreijährigen Ausbildung aus dem Reservoir lebenserfahrener Menschen nicht mehr geschöpft werden kann. Das heißt dann nichts anderes, als daß in der Ausbildung eine Altersklasse dominieren wird, deren Angehörigen die Voraussetzungen für eine befriedigende Ausübung der volksbibliothekarischen Berufsarbeit in der Regel fehlen müssen. Was das aber bedeutet, braucht nach dem eingangs Gesagten hier nicht noch einmal wiederholt zu werden.

Verschärft wird alles das durch den Umstand, daß nach dem Entwurf die Diplomprüfung mit dem vollendeten 22. Jahre abgelegt werden kann. Demnach ist es zulässig, daß schon mit dem 19. Jahr der Eintritt in die Berufsausbildung erfolgen kann[1]. Es ergibt sich also folgende Linie. Sofern die Schüler und Schülerinnen von einer der normalen

[1] Auch die sächsische Regelung sieht das 22. Jahr als unterste Altersgrenze für die Zulassung zur Prüfung vor. Aber: bei der sächsischen Regelung kann — bei zweijähriger Ausbildung — der Anwärter überhaupt erst mit dem vollendeten zwanzigsten Jahr in die Ausbildung eintreten. Die Beschränkung auf zwei Jahre erlaubt es vielen volksbibliothekarischen Begabungstypen, oft weit nach dem zwanzigsten Jahr mit der Ausbildung zu beginnen. Die vom Verband vorgeschlagene Regelung muß dahin wirken, daß die Masse der Auszubildenden eben doch schon mit 19 Jahren in die Berufsausbildung eintritt. Die Mindestaltersgrenze für die Prüfung hat also bei der sächsischen Regelung eine ganz andere Bedeutung als bei dem Verbandsvorschlag, — eben in Verbindung mit der anderen Ausbildungsdauer. Außerdem soll es ja selbst von dieser Altersgrenze (siehe Schusters Bericht „Hefte“ Seite 496) noch Ausnahmen geben können. Das heißt also, daß u. U. doch auch wieder schon 18jährige zur Ausbildung zugelassen werden können. Und da der Kreis um Schuster mit der „praktischen Ausbildung“ in der Bücherei beginnen will, werden wieder 18jährige an dem Schalter den erwachsenen Lesern gegenübergestellt werden. Die Ausnahmen sollen nur bei „besonderen Begabungen“ gemacht werden. Nach Lage der Dinge kann es sich hier nur um besondere Schulbegabungen handeln, — die aber noch gar nichts aussagen über die so sehr komplexe volksbibliothekarische Berufsbegabung. W. H.

höheren Schulen kommen, bedürfen sie des Abiturs. Das Abitur erreichen sie etwa mit dem 19. Jahr. Im unmittelbaren Anschluß an das Abitur gehen sie in die bibliothekarische Ausbildung, mit 22 Jahren schließen sie sie Ausbildung ab, um dann in die erste Berufsstellung einzurücken. Also eine geschlossene, nur auf Schule gegründete „Karriere“ für eine neue Beamtenkategorie! Diese Abiturbeamten, die erwachsenen Menschen gegenüber in der geistigen Sphäre Hilfe leisten sollen, sind niemals selbst in einer ähnlichen Situation gewesen, aus der heraus die erwachsenen Menschen in die öffentliche Bücherei kommen. Sie kennen das Leben nur von der Schulstube her, und vor allem: — sie kennen auch die Bücher nur von der Schulstube her. Der Mensch, der als Nichtschüler dem Leben gegenübergestellt ist und sich in dieser Situation des Lebens nach der Hilfe des Buches umsieht, sind sie selbst nie gewesen. Mit Menschen dieser Lebenssituation haben sie niemals oder nur ganz selten und flüchtig Berührung gehabt. Aber sie sollen nun mit dem Buche solchen Menschen Hilfe leisten. Alles das ist für den Volksbibliothekar, der dem Leben mit offenen Augen, gesunden Sinnen und lebendigem Gefühl gegenübersteht, tief erschreckend, und es ist selbstverständlich, daß mit einer solchen Entwicklung die öffentliche Bücherei aus dem Kreise der Institutionen, die sich zur Erwachsenenbildung rechnen dürfen, ausscheidet. Darüber hilft auch nicht hinweg, daß man vorher in der theoretischen bibliothekarischen Ausbildung über Volksbildung, Volksdasein und Leser spricht. Im Gegenteil: ohne den Boden eigener erlebensmäßiger Erfahrung muß das dann alles zu einer dürren Buchweisheit werden und zu einem volksbibliothekarischen Berufshochmut führen, der von Menschen und Leben, von Menschen- und Lebensnot etwas theoretisch gelernt hat, der aber in diesen Welten nie gelebt, der sie nie erlebt hat.

Die öffentliche Bücherei steht dank des ihr immanenten Zwanges zur Apparatur und zum Institutionellen von vornherein ständig in Gefahr, zur Nichts-als-Institution zu erstarren. Es ist die tiefste, grundlegende berufspolitische Forderung, dieser Bücherei immer wieder die Kräfte einzupflanzen, die selbsttätig gegen diese Erstarrung im Institutionellen rebellieren, die innerhalb des notwendigen institutionellen Rahmens dem Leben Raum schaffen. Dieser Grundforderung steht die Forderung der dreijährigen Ausbildung mit allen ihren unvermeidlichen Auswirkungen diametral entgegen.

*

Nun ist in den Frankfurter Verhandlungen wiederholt betont worden, daß in zwei Jahren eben das, was zu lernen ist für den volksbibliothekarischen Beruf, nicht gelernt werden könne[1]. Ich halte auch diese Argu-

[1] Sulz hat (siehe den Bericht auf Seite 499 der „Hefte“), ohne Widerspruch zu finden, ausgeführt, daß es sich bei der Verlängerung der theoretischen Ausbildung innerhalb

mentation für grundlegend falsch. Ganz selbstverständlich: nach einer zweijährigen Ausbildung weiß der Berufsanwärter noch nicht alles, was er für eine Totalausübung seines Berufes eigentlich wissen müßte. Aber: das weiß er auch nach einer dreijährigen Ausbildung noch nicht, ja er würde es auch nach einer fünf- oder zehnjährigen Ausbildung noch nicht wissen. Dieses Nichtwissenkönnen ist in der Unendlichkeit der volksbibliothekarischen Berufsarbeit begründet, dieser Berufsarbeit, mit der wir dem ganzen Kosmos der objektiven geistigen Kultur und der Totalität des geistig-sozialen Lebens der Zeit gegenübergestellt sind. Weil dem so ist, kann von einer bestimmten Grenze an jedes schulmäßige Zulernen in zusätzlichen Ausbildungsjahren nur dazu führen, das früher Gelernte wieder in Vergessenheit zu bringen. Das, was in der Ausbildung erreicht werden muß, ist: die Einführung in die Grundformen volksbibliothekarischen Fühlens, Denkens, Beobachtens, Handelns, und Übermittlung eines gewissen Fundus praktischer volksbibliothekarischer Bücherkenntnisse. Und dazu, im zweiten, also im praktischen Jahr, eine Übung im Bewähren volksbibliothekarischen Fühlens, Denkens, Beobachtens und Tuns, sowie im Hantieren mit jenem Grundbestand von volksbibliothekarischen Bücherkenntnissen. Alles Weitere muß dann dem Berufsleben selbst überlassen bleiben. Ist die Grundlegung in der Berufsausbildung nur klar und gediegen genug, dann wachsen im Berufsleben an diese Grundformen des Berufserlebens und Berufshandelns alle weiteren Erkenntnisse und Erfahrungen organisch an, dann ist der sichere Punkt gewonnen, von dem aus die Fülle der Erscheinungen und Vorgänge geistig beherrschbar wird, während umgekehrt bei einer schulmäßigen Tradierung, die über das in diesem Sinne Notwendige hinausgeht, die Gefahr einer Erstickung durch den Stoff, einer Lähmung der aufnehmenden und der geistig disponierenden Kräfte gegeben ist. Also: der richtige Menschentyp als Berufsarbeiter, Einstellung dieses Types auf die Grunderfordernisse der Arbeit durch eine Grundschulung, und dann — dann das Wachsenlassen durch das Berufsleben selbst. Alles andere ist eben wieder die verderbliche Verschulung Deutschlands.

Wenn aber gefragt wird, wo denn die Grenze für eine solche Grund-

---

der Gesamtausbildung um „eine Forderung der Schulen beider Richtungen" handele. Ich weiß nicht, ob bei den Schulen der einen dieser „beiden Richtungen" auch an die Stammschule der Leipziger Richtung, an unsere Deutsche Volksbüchereischule in Leipzig gedacht worden ist. Nach der Zusammensetzung der Ausbildungskommission liegt diese Annahme nahe, viele Leser der „Hefte" werden das ohne weiteres annehmen. Demgegenüber erkläre ich als Mitglied des Schulausschusses der Deutschen Volksbüchereischule und als für die Schulfragen der Deutschen Zentralstelle in erster Linie Verantwortlicher (in meiner Eigenschaft als Leiter des Instituts für Leser- und Schrifttumskunde, dem die Büchereischule eingegliedert ist), daß eine solche Auffassung von den für die Deutsche Büchereischule Verantwortlichen nie vertreten und daher auch nie ausgesprochen worden ist. W. H.

schulung liegt, dann antworte ich: bei der zweijährigen Ausbildung. Assistenten und Assistentinnen, Abteilungsleiter und -leiterinnen, Direktoren und Direktorinnen — alle sind sie in den fünfzehn Jahren unserer Leipziger Schulungsarbeit durch die zweijährige Ausbildung gegangen, und viele von ihnen gehören zu den Zierden unseres Berufes, und keiner und keine von ihnen würde berufsstärker sein, wenn wir sie drei oder mehr Jahre auf die volksbibliothekarische Schulbank gesetzt haben würden, aber viele von ihnen hätten wir bei dieser Ausdehnung der Ausbildungszeit für den Beruf überhaupt nicht gewinnen können.

In diesen Erfahrungen und in der hier zum Ausdruck gebrachten Auffassung von den Möglichkeiten und Notwendigkeiten volksbibliothekarischer Berufsausbildung ist schließlich auch meine Ablehnung des Verbandsexamens, des „Direktorenexamens", begründet. Doch davon soll in einem zweiten Beitrag gesondert gesprochen werden.

Walter Hofmann

Die soziologischen Voraussetzungen der Büchereiarbeit auf dem Lande

Wir bringen hier eine Zusammenfassung der wichtigsten Gedankengänge, die die Referenten der Frankfurter Tagung den Verbandszeitschriften freundlichst zur Verfügung gestellt haben. D. S.

I.

Der Vortrag von Dr. Schriewer „Die Büchereiarbeit auf dem Lande nach ihrer soziologischen Voraussetzung" setzte sich das Ziel, auf Grund der Monographie eines regionalen Büchereiwesens einige grundsätzliche Fragen der ländlichen Büchereiarbeit anzuschneiden, soweit sie aus der Lage des Bauerntums hervorgehen. Zu diesem Zwecke wurden kurz die geographischen, wirtschaftlichen, sozialen und charakterologischen Unterschiede der schleswig-holsteinischen Grenzgebiete und seiner Bewohner erläutert, wie auch besonders auf die durch die Geschichte des geistigen Grenzkampfes herausgebildeten Besonderheiten hingewiesen (Grundtvigianismus, religiöse Strömungen, Volkshochschulbewegung, deutsch-nordische Kulturverbundenheit, Fehlen völkisch-rassischer Gegensätze usw.). Eine kurze Gegenüberstellung der weit zurückreichenden deutsch-dänischen Büchereientwicklung führte dann zu einer Skizzierung ganz allgemeiner leser-psychologischer Beobachtungen, welche in ausgedehnter Form in der Zeitschrift „Neue Landjugend"[1] Jg. 1929, Heft 11 und 12 mitgeteilt sind. Dann wurden grundsätzlichere Fragen erörtert,

[1] Zentralverlag für Berufs- und Fachschulen R. Herrosé, Wittenberg (Bez. Halle).

zunächst einmal die für die Bildungsarbeit auf dem Lande entscheidende geistige Einstellung zum Bauerntum. Das wurde kurz an der literarischen Gestaltung desselben als Motiv der Dichtung bis zur Gegenwart hin dargelegt. Ein Hauptpunkt war dann die Klärung des sogenannten Begriffes der „Rationalisierung" des Bauerntums. Das Wesen früherer biologischer Gemeinschaftsgebilde steht im Gegensatz zu dem rationalen Zweckgebilde der heutigen Genossenschaften. Die Berufsspezialisierung und das Vordringen des Händlerischen wurden als das wesentliche Merkmal dieses Vorgangs angesehen, während der Einfluß der Technisierung der landwirtschaftlichen Betriebe geringer angesetzt wurde. Ferner wurde die überaus wichtige Frage angeschnitten nach der Bewertung stammestümlicher Unterschiede und wie sich der Grad der Rationalisierung im Lesen auswirke. Hinsichtlich des ersten Punktes wurde vor einer Überwertung des Stammestümlichen gewarnt, bei dem zweiten wurden die Unterschiede mehr gesehen in dem Stärkegrad als in der Art des Lesens. Daher wirkt sich die Frage der Bodenständigkeit besonders auf organisatorischem Gebiete aus. Schließlich folgte eine Abwägung der Unterschiede, welche durch die Individuallage und durch die Soziallage gegeben sind (Unterscheidungen im Lesen der Geschlechter — das Generationsproblem usw. auf der einen Seite; auf der anderen Seite die Frage nach der Lesebetätigung des Großbauern, Kleinbauern, Landarbeiters, Handwerkers, Beamten usw.).

Dr. Franz Schriewer

*

Im Anschluß an das Referat des Leiters der Zentralstelle für Nordmarkbüchereien, Stadtbüchereidirektor Dr. Franz Schriewer (Flensburg), sprach der Leiter des Verbandes der Volksbüchereien des Saargebietes, Stadtbüchereidirektor Dr. Walther Koch (Saarbrücken), über die Industriearbeiterschaft auf dem Lande in ihrem Verhältnis zur Büchereiarbeit. Im folgenden gibt Koch den Gedankengang seiner Ausführungen kurz wieder.

II.

Ich ging umgekehrt wie Dr. Schriewer vor, indem ich zunächst die methodischen Fragen zu erledigen suchte, um von dort aus zu der inhaltlichen Frage der Lektüre der Industriearbeiterschaft auf dem Lande Stellung nehmen zu können. Es war mir dabei um eine Klärung der Kontroverse von Dr. Schriewer mit Hans Hofmann über die ländliche Büchereiarbeit zu tun.[1] Mein Referat konnte bei dem Mangel an wissenschaftlichen wie bibliothekarischen Vorarbeiten sich wesentlich nur auf die Herausarbeitung der wichtigsten Fragestellungen beschränken. Jahrelanger, auf gründlichste Erfassung der Wirklichkeit und sorgfältige Durcharbeitung dieser Beobachtungen gerichteter Bemühungen wird es bedürfen, um auch nur zu einiger-

[1] Vgl. „Bücherei und Bildungspflege. 9. Jg., 1929, S. 181ff. und „Hefte", XI. Bd., 1927, S. 323ff.; XIII. Bd., 1929, S. 353ff.

maßen brauchbaren Ergebnissen für die gesamte deutsche Büchereiarbeit zu kommen. Methodisch ist eine Verbindung intuitiver Erfahrung mit typologisch statistischer Durchdringung dieser Einzelerfahrungen anzustreben. Wenn auch die Grenzen statistischer wie überhaupt soziologischer Betrachtungsweise im Auge behalten werden müssen, so ist doch die soziologische Fragestellung im Sinne einer recht verstandenen ökonomischen Geschichtsbetrachtung, wie sie etwa Max Weber als heuristisches Prinzip anwendete, von großer Bedeutung auch für die praktische Büchereiarbeit. Es ist Schriewer zuzugeben, daß die Frage der Bauernbildung heute von großer Wichtigkeit ist, doch ist die Frage nur lokal zu entscheiden, ob die Bildungsarbeit am bäuerlichen oder industriellen Menschen dringender ist. Jedenfalls ist es methodisch fruchtbar, zunächst einmal die bäuerliche Eigenart wie die proletarische klar als Pole herauszuarbeiten, die allerdings dann in der konkreten Wirklichkeit sich mannigfach verbinden und verschmelzen. In der speziellen Auffassung des Bauerntums, besonders in seiner unromantischen Gegenwartsbedeutung, stimmte ich Schriewer durchaus zu und verwies dabei auf den seinerzeit in den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig gehaltenen Vortrag des Gießener Universitätsbibliothekars Professor Dr. Georg Koch über „Maß und Ordnung. Wesen und Stellung des Bauerntums im Volksaufbau“ (Hefte für Büchereiwesen, Bd. 12, 1928, Seite 73ff).

Wenn schon Wilhelm Heinrich Riehl den Bauer zu den Mächten der Beharrung, den Arbeiter dagegen zu den Mächten der Bewegung gezählt hatte, so ist in der Folgezeit dieser Gegensatz auch von volksbildnerischer Seite häufig, wenn auch nie umfassend und erschöpfend dargestellt worden. Gertrud Hermes schilderte in ihrem Buch über „Die geistige Gestalt des marxistischen Arbeiters und die Arbeiterbildungsfrage“[1] den Arbeiter als den entwurzelten bäuerlichen Menschen. Der Blick auf den bäuerlichen Ursprung ist dabei grundsätzlich richtig, wenn auch die Beobachtungsbasis von den Leipziger Volkshochschulheimen aus zu schmal und einseitig ist, da hier wesentlich nur jüngere und betont klassenbewußte sächsische Arbeiter aufgenommen werden. Diese Volkshochschulerfahrungen müssen daher durch die viel weitere Erfassung proletarischer Leserschaft in der Büchereiarbeit ergänzt und korrigiert werden, wozu Walter Hofmann seinerzeit schon auf Grund umfassender Feststellungen der proletarischen Leserwünsche in den Leipziger Bücherhallen in seinem Aufsatz „Menschenbildung, Volksbildung, Arbeiterbildung“[2] eine bedeutsame Grundlage gelegt hat. Zu betonen ist jedenfalls gegenüber Gertrud Hermes, daß diese Entwurzelung des bäuerlichen Menschen doch nur einen langsamen Entwicklungsprozeß darstellt, und daß daher auch selbst noch der großstädtische Arbeiter oft überraschend stark mit seiner ursprünglichen bäuerlichen Heimat Verbindung hat, worauf

[1] Tübingen 1926, J. C. B. Mohr. 331 Seiten.

[2] „Archiv für Erwachsenenbildung“, II. Jg., 1925, S. 65ff. Vergriffen. Leihexemplare durch die Deutsche Zentralstelle, Leipzig.

von mir schon seinerzeit bei der Heimattagung des Hohenrodter Bundes 1924 (siehe Sammlung „Volk und Geist", Heft 7, Verlag der Arbeitsgemeinschaft, 1925) hingewiesen worden ist.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich das Schwergewicht entscheidend von der ländlichen zur städtischen Bevölkerung verlagert. Während 1871 noch rund 64 Prozent auf dem Lande und nur etwa 36 Prozent in der Stadt lebten, hat sich heute das Verhältnis so gut wie umgekehrt, wobei natürlich die Landflucht des Ostens und die verschiedene Agrarverfassung in Deutschland von besonderer Bedeutung sind. Je nach der Herkunft haben wir daher auch mit verschiedenen Arbeitertypen zu rechnen. Hingewiesen wurde dabei unter anderem auf die Hessen, die im Ruhrgebiet, und die Leute vom Hochwald und Hunsrück, die im Saargebiet arbeiten, ferner auf die verschiedensten Beobachtungen, die ich seinerzeit bei meiner Volkshochschularbeit in Kassel wie in Remscheid machen konnte. Wenn bei der Auffassung des Bauerntums die Gefahr der Romantik besteht, so bei der Auffassung der Arbeiterschaft die der wirklichkeitsfernen Utopie. Die konkrete Erfahrung, die allein ausschlaggebend sein darf, zeigt uns selten die reinen Typen des noch völlig verwurzelten Bauern oder des restlos entwurzelten Proletariers, sondern vielmehr einen langsamen Übergang von der bäuerlichen zur industriellen Welt. Mit Recht hat Hendrik de Man auf die stark kleinbürgerlichen Züge auch im großstädtischen Proletariat hingewiesen.

Die Industriearbeiterschaft auf dem Lande vollends stellt einen eigenartigen Mischtypus dar, für den auf keinen Fall die übliche Charakterisierung des Arbeiters, als völlig von Sitte und Tradition gelöst, gelten kann. Der Industriearbeiter auf dem Lande teilt vielmehr häufig mit dem Bauern ähnliche Wohnverhältnisse wie den Besitz eines, wenn auch kleinen Gartens und eines Stück Feldes. Daraus ergibt sich noch ein gewisser Zusammenhang mit der dörflichen Nachbarschaft. Wesentliche Merkmale dagegen teilt der ländliche Industriearbeiter mit dem städtischen Arbeiter, vor allen Dingen die grundsätzliche Trennung seines Arbeitsraumes von seinem Lebensraume. Auch auf ihn trifft zu, was Rosenstock einmal vom Arbeiter als solchem sagt: „Der Arbeiter arbeitet, um zu leben; dort, wo er arbeitet, lebt er nicht". Die Frau dagegen führt als Leiterin des Haushaltes und der Landwirtschaft noch stärker als der Mann die bäuerliche Sitte fort, während der Mann durch seine Arbeitsverhältnisse weit mehr in die industrielle Lebenswelt eingespannt ist.

Die ländliche Industriearbeiterschaft ist nun in der verschiedensten Weise stark differenziert. Neben den landschaftlichen und weltanschaulichen Faktoren spielen auch die individuellen Verschiedenheiten eine große Rolle. Es fragt sich allerdings, ob nicht das gemeinsame Arbeiterschicksal mehr vereinheitlicht, als alle diese Faktoren differenzieren. Im Sinne der Aufstellung verschiedener Typen ländlicher Gemeinden in dem Aufsatz von Hans Hofmann: Dorfbücherei und ländliches Büchereiwesen[1], können unter-

[1] Hefte für Büchereiwesen, XI. Band, 1927, Seite 323ff.

schieden werden: Das reine Bauerndorf mit nur einzelnen einheimischen Arbeitern, die nach auswärts arbeiten gehen, das Bauerndorf mit schwächerer oder stärkerer einheimischer industrieller Beimischung am Orte selbst, das bäuerliche Dorf mit zugewanderter Arbeiterschaft, das reine Industriedorf ohne Landwirtschaft sowie der ländliche Vorort der größeren Stadt. Hinzuweisen ist auch auf die folgenreiche neue Entwicklung internationaler Industriearbeiteransiedlung auf dem Lande, wie sie zum Beispiel an den Grenzen des Saargebietes in dem französichen Lothringen sich vollzieht. Unterschieden müssen ferner werden die älteren Industriedörfer, etwa im Sinne der Dörfer von Gerhart Hauptmanns „Weber" oder der thüringischen Heimindustrie, von den neuen Industriegemeinden. Die Feststellung dieser Typen ist vielleicht nicht so sehr für die Ausleihe als vielmehr für die kulturpolitische und die volkspädagogische Einstellung des Volksbibliothekars selbst sowie vor allem für den Bestandsaufbau von großer Wichtigkeit.

Es erhebt sich nun die Frage, wie sich nun die verschiedenen soziologischen Typen von Industriearbeiterschaft auf dem Lande in ihrem Lesebedürfnis auswirken. Die Beantwortung wäre nur durch eine umfassende Sammlung von Erfahrungsmaterial möglich, wozu hier zunächst nur einige wenige Beobachtungen aus dem Saargebiet beigesteuert werden sollen. Zunächst wurde das Saargebiet in seiner soziologischen, wirtschaftlichen, politischen und konfessionellen Struktur und Gliederung dargestellt. Auf Kohlen- und Eisenverarbeitung beruhend, lebt hier eine durch das ganze Land verteilte Arbeiterschaft, die sich wesentlich aus Bergarbeitern und Hüttenarbeitern zusammensetzt. Einzelne dieser Industriegemeinden wurden als Beispiele verschiedener Einstellung auch bei ähnlicher Berufsgliederung nachgewiesen. Andererseits prägt der Beruf des Bergarbeiters einen ganz anderen Menschen als etwa der des Kranführers einer Eisenhütte. Auch auf die eigenartigen Verbindungen etwa katholisch-kirchlicher und kommunistischer Denkweise wurde hingewiesen.

Bei der Betrachtung des Lesebedürfnisses dieser so mannigfach zusammengesetzten ländlichen Industriearbeiterschaft des Saargebietes wurde von allen büchereipädagogischen oder büchereitechnischen Fragen, wie etwa der der Autobücherei, ihrer Bedeutung für das ländliche Bildungsproblem, grundsätzlich abgesehen, in der Erwartung, daß diese Fragen teils in der Aussprache, teils bei späteren Zusammenkünften angeschnitten werden sollen. Das Lesebedürfnis im Saargebiet wurde auf Grund der statistischen Aufstellungen, die sich auf Alter, Geschlecht und soziale Lage beziehen, beleuchtet. Im Anschluß daran wurde der prozentuale Anteil der verschiedenen Gebiete der belehrenden Literatur mit Schriewers Statistik ländlicher Büchereiarbeit verglichen und dabei ebensowohl Gemeinsamkeiten wie auch Verschiedenheiten festgestellt. Als weitere Beobachtungsquelle können die individuellen Lesehefte dienen, ferner die Feststellung der meistgelesenen Bücher. Hier ergeben die allerdings vorläufig nur sehr allgemein und schätzungsweise möglichen Beobachtungen, daß eine auffallende Ähnlichkeit in der Grund-

richtung des Arbeiterlesers auf dem Lande mit dem in der Stadt vorhanden zu sein scheint. Allerdings erhebt sich hier die Frage, ob diese soziologische und auch landschaftliche Angleichung teilweise nicht dem Umstand zugeschrieben werden muß, daß, besonders bei dem Fehlen von Büchern aus der Arbeiter- und Bauernwelt heraus, in der Büchereiarbeit weitgehend die literarischen Erzeugnisse einer städtisch-bürgerlichen Bildungsschicht auch auf die übrige Masse des Volkes ausgedehnt werden. Es muß dahingestellt bleiben, ob dieser Angleichungsprozeß im Sinne einer nationalen Einheitskultur zu begrüßen oder im Sinne einer notwendigen Differenzierung der einzelnen Volksschichten zu verwerfen ist. Auf jeden Fall besteht auch schon auf Grund allgemeiner Erfahrung eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß die ländliche Industriearbeiterschaft in ihrer Geisteshaltung mehr Ähnlichkeit mit der städtischen Arbeiterschaft als mit dem Bauerntum hat. Daraus ergeben sich dann aber wichtige sozial-pädagogische Aufgaben für das konkrete Dorf, das im allgemeinen heute soziologisch, politisch und weltanschaulich stark differenziert ist. Der Volksbildner muß in diesen Spannungen, bei voller Anerkennung der politischen und konfessionellen Überzeugung seiner Leser, eine überparteiliche, echt pädagogische Haltung einnehmen, die den Blick auf das Ganze gerichtet hält. Für seine praktische Arbeit ist es aber von allergrößter Bedeutung, daß er den großen Umwandlungsprozeß vom Bauerntum zur Industriearbeiterschaft auf dem Lande in all seinen soziologischen und sozialethischen Folgen erfassen lernt, um diesen Umwandlungsprozeß im Sinne einer künftigen Volksordnung fruchtbar mitgestalten helfen zu können.

Die Aussprache brachte bei Übereinstimmung mit den grundsätzlichen Ausführungen der Referenten wesentliche Beiträge aus der praktischen Arbeit aus der Pfalz, Hannover, Oberschlesien und den Hinweis auf die gleichgerichteten Bestrebungen der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung[1]. Allgemein hielt man für notwendig, auf dem hier beschrittenen Wege weiter fortzufahren und einen fruchtbaren Austausch der Erfahrungen in den einzelnen Landschaften und Lebenskreisen mehr und mehr herbeizuführen.

Dr. Walther Koch

[1] Über die Akademie, die die Deutsche Schule im Oktober dieses Jahres über diese Fragen veranstaltet hat, werden wir noch berichten. Vgl. S. 550. D. S.

Übersicht über die Fachreferate und die allgemeinen Beschlüsse der Frankfurter Tagung des VDV

Da von der Frankfurter Jahresversammlung ein offizieller Bericht des Vorstandes verabredungsgemäß nicht gegeben wird, seien hier zur Ergänzung der von uns bereits veröffentlichten Berichte und Materialien noch einige Angaben über den Verlauf, die Referate und die Beschlüsse dieser Veranstaltung angefügt.

Die Tagung begann mit einem Begrüßungsabend, der als eine Art Kundgebung für die Öffentlichkeit gedacht war, aber doch aufs Ganze gesehen wohl nur von den Teilnehmern der Tagung und einigen bereits Interessierten besucht war. Die Ansprache des Ersten Vorsitzenden Dr. Wilhelm Schuster über „Büchereiarbeit und Kulturpolitik" erscheint in der „Bücherei und Bildungspflege" (Jg. 9, S. 385ff), während Dr. Alfons Paquets Vortrag „Buch und Welt" bereits in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift (S. 465ff) veröffentlicht wurde. —

Der erste Tag der Verhandlungen war den Verbandsangelegenheiten vorbehalten: Tätigkeitsbericht, Bericht über das Jahrbuch, Finanzlage usw. Die in diesem Zusammenhang vom Vorstand eingebrachten Anträge sowie die dazu gefaßten Beschlüsse der Versammlung sind unten wiedergegeben. Erwähnt sei auch an dieser Stelle noch einmal die Umwandlung der „Vereinigung preußischer Beratungsstellen" zu einer Sektion des Verbandes und die damit gegebene Erweiterung auf das gesamtdeutsche Büchereiwesen. — Zu Kassenprüfern wurden Dr. Wilhelm Renken-Hameln und Maria Tillmann-Wanne-Eickel ernannt, auf deren Antrag Entlastung auch für den Schatzmeister erteilt wurde, nachdem diese für Vorsitzenden und Schriftführer bereits vorher beschlossen war. — Über die Verhandlungen zur Ausbildungsfrage, die am Nachmittag des 30. September stattfanden, ist bereits in den „Heften" (S. 483ff) ausführlich berichtet worden; die Bedeutung des in Frankfurt erzielten Ergebnisses wird nicht beeinträchtigt durch Feststellung der Mängel, die naturgemäß auch diesem Entwurf noch anhaften, oder durch Hinweis auf Gefahren, die mit der Durchführung dieser Regelung verbunden sind.

Am Dienstag, 1. Oktober, fanden die Sitzungen der Sektionen statt. Über diese soll hier nicht berichtet werden, sondern es soll nur nachgewiesen werden, wo die Referate, die die Berichterstatter der einzelnen Sektionen hielten, zum Abdruck gelangt sind oder gelangen werden.

Der Büchereibau: Der Vortrag von Dr. Max Wieser-Spandau wird mit Grundrissen und Abbildungen zunächst als Beiheft der „Bücherei und Bildungspflege" erscheinen; Hans Hofmanns Leitsätze „Zur baulichen

Gestaltung der volkstümlichen Bücherei", die der Versammlung als Sonderdruck überreicht wurden, werden mit einem einführenden Bericht und Grundrissen und Abbildungen in den „Heften" kommen. Die Referenten planen für später eine gemeinsame Publikation zu diesem Thema.

Die Büchereiarbeit an Kindern und Jugendlichen. Hier stellten die Referenten Martha Schwenke-Charlottenburg und Dr. Adolf Waas-Frankfurt a. M. ohne längere Referate einige Grundfragen zur Diskussion, die eine lebhafte Aussprache herbeiführten. Gedruckte Berichte sind darüber nicht erschienen.

Die Büchereiarbeit auf dem Lande nach ihrer soziologischen Voraussetzung. Die Referenten, Dr. Walther Koch-Saarbrücken und Dr. Franz Schriewer-Flensburg, gaben uns die in dieser Nummer abgedruckte Zusammenfassung ihrer Ausführungen. Auch an dieser Stelle sei nochmals auf Dr. Franz Schriewers Veröffentlichung „Bauer und Buch" als wesentliche Ergänzung zu seiner sehr gedrängten Wiedergabe der aufschlußreichen Darlegungen nachdrücklichst hingewiesen.

Die Musikbücherei. Das Referat von Dr. Rudolf Angermann-Hagen wird in den „Heften" erscheinen und voraussichtlich mit einem zweiten Beitrag über praktisch-organisatorische Fragen der Musikbüchereiarbeit als Sonderveröffentlichung ausgegeben. Der Korreferent Dr. Wolfgang Engelhardt-Berlin-Köpenick war leider an der Teilnahme verhindert. Die von ihm verfaßten Thesen, die zur Verlesung kamen, werden in einer von ihm geplanten Schrift Aufnahme finden.

Wesentliche Ergänzung und Unterstützung erhielten die Fachveranstaltungen durch Besichtigungen der Frankfurter Büchereien — auch die interessanten Bauprojekte der Stadtbibliothek konnten wir durch Dr. Oehlers Ausführungen kennenlernen —, durch Ausstellungen bibliothektechnischer Neuheiten: u. a. Dr. Schriewers Spritzverfahren, Dr. Wiesers Katalogständer, Büchereibedarf G. m. b. H., der Deutschen Zentralstelle Leipzig.

Die Tagung erfreute sich eines außergewöhnlich starken Besuches. Zu unserer Freude war auch eine Kollegin aus der Schweiz Frl. Dr. Helen Wild-Zürich anwesend. Dem preußischen und sächsischen Unterrichtsministerium sei für die Beihilfen zur Tagung auch von dieser Stelle aus gedankt. Wir hoffen, daß die Frankfurter Tagung einen weiteren Schritt auf dem Wege zu einer planmäßigen und sachlich vertieften deutschen Büchereiarbeit darstellen möge.

Beschlüsse der Jahresversammlung Frankfurt 1929 des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare

1. Jahrbuchkommission. Der VDV. wählt für die Bearbeitung des Jahrbuches der deutschen Volksbüchereien auf der Jahresversammlung 1929 folgende Mitglieder, die die Jahrbuchkommission bilden: Dr. Rothhardt-Berlin, Dr. Engelhardt-Berlin, Frl. v. Hesse-Berlin, Dr. Taupitz-Leipzig, Dr. Jansen-Hannover.

2. Kommission zum Studium der Frage eines Büchereigesetzes. Um für die Frage der Büchereigesetzgebung in Deutschland die erforderlichen Grundlagen zu erhalten, setzt der VDV. eine Kommission zum Studium der Frage eines Büchereigesetzes ein. Der Kommission sollen angehören: Dr. Ackerknecht-Stettin, Dr. Fischer-München, Prof. Dr. Fritz-Berlin, Nicklisch-Leipzig, Dr. Reuter-Köln, Dr. Schriewer-Flensburg, Dr. Waas-Frankfurt, Dr. Wieser-Berlin.

3. Der Geschäftsführende Vorstand wird ermächtigt, an den Sitzungen und Arbeiten der Kommissionen des Verbandes teilzunehmen.

4. Der VDV. ermächtigt den Geschäftsführenden Vorstand, zum Zwecke der gemeinsamen Vertretung des deutschen Bücherei- und Bibliothekswesens dem Ausland gegenüber einen Ausschuß, bestehend aus Vorstandsmitgliedern des VDB. (Verein Deutscher Bibliothekare) und VDV., zu bilden.

5. Der VDV. hat die Absicht, gegebenenfalls seine Jahresversammlungen in Verbindung mit dem Verein Deutscher Bibliothekare, dem Reichsverband der deutschen Volkshochschulen und anderen nahestehenden Verbänden zu veranstalten, sofern dadurch die besonderen volksbibliothekarischen Interessen nicht beeinträchtigt werden. Der Geschäftsführende Vorstand wird ermächtigt, in diesem Sinne Vorbereitungen für die nächsten Jahresversammlungen zu treffen.

6. Der VDV. beabsichtigt, die nächste Jahresversammlung erst im Frühjahr 1931 stattfinden zu lassen. H. H.

Fachliteratur zur Volksbildungsarbeit

Paul Steinmetz, Die deutsche Volkshochschulbewegung. Karlsruhe 1929, G. Braun. 136 Seiten. Preis 4.80 RM.

Georg Koch, Der Volkshochschulgedanke. Ausgewählte Aufsätze. Kassel 1928, Neuwerk-Verlag. 198 Seiten. Preis 6.—RM.

Josef Zimmermann, Vorlesestunden und Volksbildungsabende. Anleitung, Dichtung und Vortragsfolgen. Bonn 1929, Borromäusvereinsverlag. 151 Seiten. Preis 2.50 RM.

Drei Schriften liegen mir vor, die in ihrem Nebeneinander die ganze Mannigfaltigkeit der deutschen Volksbildungsarbeit uns vor Augen stellen. Den weitesten Kreis umfaßt die von Paul Steinmetz. Er schreibt mit Abstand von der Entwicklung der Fragen, als einer der Jüngeren, der zurückschaut auf die Arbeit anderer, und versucht das Ganze der Einzelbilder zu ordnen und zusammenzuschließen, ein Versuch, der gemacht werden mußte, und der mir

gut geglückt zu sein scheint. Ländliche Volkshochschulheimarbeit wie städtische Abendvolkshochschulen werden behandelt (doch liegt der Nachdruck bei den letzteren), und zwar nicht nur der Idee nach, sondern St. sucht die tatsächliche Gestalt der Arbeit an Hand der vorliegenden Statistiken zu erfassen. Dabei behauptet er die Haltung des Berichterstatters, der allen gerecht werden will. Ich wüßte keine andere Möglichkeit für den der Arbeit Fernstehenden, sich über das Ganze des Gewollten und des Gewordenen zu unterrichten, als diese Schrift. Bei dem historischen Rückblick scheint es mir besonders dankenswert, daß es Steinmetz gelingt, die tragische Situation der Volkshochschularbeit in den Jahren nach 1918 lebendig werden zu lassen, mit ungenügenden bildnerischen Mitteln die gegebene ungeheuere bildnerische Aufgabe nicht erfüllen und die einmalige Situation der Aufgeschlossenheit nicht ausnutzen zu können. Der als Abschluß gegebene Versuch, die Volkshochschulbewegung in den „Daseinsprozeß der Moderne" hineinzustellen, ist nicht erschöpfend, aber in seiner Wortkargheit sympathisch, verdienstvoll vor allem auch die Einfügung soziologischer Gedankenbahnen in das Gesamtbild, das auch für den in der Arbeit Stehenden eine wertvolle Zusammenfassung und Klärung bedeutet.

Ganz anderer Art ist die Schrift von Georg Koch. Hier sind Aufsätze gesammelt, die nicht rückschauend heute geschrieben sind, sondern die werbend und klärend in den entscheidenden Entwicklungsjahren der Volkshochschularbeit verfaßt wurden. Hier berichtet nicht ein Zuschauer (denn das ist Steinmetz in seinem Buch trotz seiner praktischen Mitarbeit in der Volkshochschule), sondern hier sucht ein Mitkämpfer, ja einer der ersten Vorkämpfer des Volkshochschulgedankens für ihn in feinsinnigen, nachdenklichen Ausführungen zu gewinnen. Die eigene Entwicklung der Gedanken von Georg Koch tritt deutlich zutage. Das Reifste steht in dem letzten Aufsatz „Volkshochschule und Bildung zum Volke" aus dem Jahr 1927, in dem er die tragfähige Grundlage aller Volksbildungsarbeit und aller daraus erwachsenden Gemeinschaft allein in dem Bewußtsein der gemeinsamen Armut den geistigen Anforderungen des Lebens gegenüber sieht. Die ganze kluge, bescheidene und warmherzige Art des Menschen Georg Koch ist in seinen Aufsätzen zu spüren. Gerade dieser persönliche Charakter gibt aber auch die Grenzen des Buches; es kann keineswegs als Darstellung des Volkshochschulgedankens gelten, sondern zeigt nur den des Verfassers, d. h. die Abendvolkshochschule tritt zurück vor der Heimvolkshochschule, für die Grundtvigs Arbeit als Vorbild gilt, die Gedanken Kochs schweifen immer wieder hinüber zu dem Bauernstand, dem im Grunde doch Kochs Liebe vor allem gehört, das Bewahren und Läutern des Ererbten überschattet die Notwendigkeit, auch niederzureißen und neu zu bauen, und das Verhältnis der Volksbildungsarbeit zum Klassenkampfgedanken wird kaum gestreift, obwohl hier doch wohl die wichtigste Frage für die Zukunft der Arbeit liegt, einerlei, wie man sich zu der Frage selbst nun stellen mag. Es wird darum der Volkshochschulgedanke Georg Kochs in dieser Form der klassenbewußten Arbeiterschaft fern bleiben. Hier

tritt der Gegensatz zu Steinmetz zutage, der auch in der Haltung des objektiven Beschauers doch vor allem sein Augenmerk stets auf die Frage der Arbeiterbildung richtet. Ähnliches gilt von der Stellung Georg Kochs zur evangelischen Kirche. Er sucht stets ihre Arbeit mit der Volkshochschularbeit zu verbinden, so daß im ganzen Kochs Schrift eine Darstellung des Volkshochschulgedankens evangelischer Arbeit ländlicher Kreise gibt, eine Beschränkung, die daraus entspringt, daß Koch nur eigenste persönliche Gedanken gibt, und die darum gerade die Stärke des Buches ausmacht.

Die dritte Schrift von Josef Zimmermann ist von einem katholischen Geistlichen geschrieben und berichtet von seelsorgerlicher Arbeit in der Form von Vorleseabenden, die in das Vereinsleben katholischer Gemeinden eingefügt wurden. Dabei gibt die ernste Hingabe an gut ausgewählte Dichtung und die sorgfältige Durcharbeitung der Programme die Gewähr, daß es sich um Bildungsarbeit im vollen Sinne handelt. Ausnehmen muß ich hierbei allerdings das, was Zimmermann „Volksbildungsabende" nennt. Sie scheinen mir mit ihrem bunten, wenn auch geschickt zusammengefügten Programm zwar als Feste wichtige, nicht zu unterschätzende Stücke ländlicher und kleinbürgerlicher Vereinsarbeit zu sein; von Bildungsarbeit aber sollte man hier nicht reden. Doch stehen auch bei Zimmermann diese „Volksbildungsabende" nur an zweiter Stelle, man spürt, daß seine Liebe den Leseabenden gehört, bei denen er im kleinen Kreis einen geschlossenen Stoff lesen und allenfalls auch besprechen kann, und ich erinnere mich aus einer persönlichen Aussprache mit dem Verfasser gut, daß er darauf auch den größten Wert legte. Die dafür gebotene Auswahl ist gut, sie steht weit über der Buchauswahl der neuesten, auch der größeren Borromäusbibliotheken, natürlich speziell zugeschnitten für die Bedürfnisse katholischen Vereinslebens. An einer Stelle (S. 23) deutet der Verfasser die Möglichkeit an, über diese Art von Vorlesestunden hinauszugehen in der Arbeit von Lesegemeinden, zu denen sich junge Menschen von selbst zusammenfinden, und wo Werke im Zusammenhang gelesen werden können. Das aber scheint mir von der allergrößten Bedeutung. Mit Recht betont Z. die Bedeutung der gesprochenen Dichtung, und aus seiner seelsorgerlichen Praxis her kennt er die menschenverbindende Kraft solcher Stunden, aber es läßt sich viel mehr noch gewinnen, wenn man auch zu gemeinsamer kritischer Verarbeitung des Gelesenen kommen kann. Wichtig dafür scheint mir das, was Z. andeutungsweise eine Lesegemeinde nennt, ein Kreis Menschen, der regelmäßig oder doch wenigstens in seinem Kern regelmäßig zum Lesen und Besprechen zusammenkommt. Dann aber läßt sich auch der Kreis der Auswahl bedeutend erweitern. Bei Z. fehlt fast alles Problematische. Er will Verstärkung und Vertiefung des Vorhandenen, des als Erbe in Kirche und Schule Gebotenen. Wichtiger, viel wichtiger schiene mir die Auseinandersetzung mit den großen Problemen der Gegenwart, seien sie nun ethischer, sozialer oder metaphysischer Natur. Auch im Interesse katholischer Bildungsarbeit hielte ich es hier für notwendig, viel weiter zu gehen, als das Zimmermann tut. Er sieht eine wichtige Arbeit, und er greift

sie mit allem Ernst, mit aller Sorgfalt und großem Geschick an, aber er steht erst am Anfang des Weges zur vollen Auswertung des Begonnenen. Dazu kann die Lesegemeinde dienen, aber auch der Einzelabend. Doch darauf näher einzugehen, würde hier zu weit führen.

Dr. Adolf Waas

Bücherkunde des Buchhandels

Eine der letzten Nummern des Jungbuchhändler-Rundbriefes[1] beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Thema Bücherkunde des Buchhandels. Den Ausgangspunkt der Erörterungen bilden die bekannten Erscheinungen im Buchhandel: außerordentliche Steigerung der Produktion, verbunden mit nahezu völliger Planlosigkeit bei der Produktion, ungeheure Propaganda zur Behebung des stockenden Absatzes, im Sortiment größte Bevorzugung des Novitätenvertriebs. Diese Schwierigkeiten sollen — sehr erfreulicherweise — nicht durch irgendwelche propagandistische Maßnahmen, die doch immer nur die Symptome treffen, beseitigt werden, sondern man will tiefer gehen. Die bessere Ausbildung und Schulung des Buchhändlers soll helfen. Gewiß ist das nicht das einzige Mittel, und die Jungbuchhändler, die sich schon seit dem „Tautenburgplan“ (Jungbuchhändler-Rundbrief Nr. 6) sehr ernsthaft um eine bessere Berufsvorbereitung bemühen, wissen sehr genau, daß ohne tiefgreifende wirtschaftliche Umstellungen eine Sanierung im Buchhandel nicht erfolgen wird. Dennoch verdienen diese Bemühungen die Aufmerksamkeit aller wirtschaftlich oder kulturpolitisch am Buchhandel Interessierten. Gerade wir Volksbibliothekare können für die Frage der Ausbildung und Schulung am Beispiel dieses Berufszweiges lernen, wie umfassend und wie intensiv man hier die Schulung des Nachwuchses betreibt — oder wenigstens betreiben möchte. Daß dabei auch inhaltlich manche Berührung und Übereinstimmung wie auch bedeutsame Unterschiede sich ergeben, macht den Vergleich nur um so reizvoller.

Das vorliegende Heft gibt die ersten Darlegungen über Notwendigkeit, Wesen, Methode, Umfang und Durchführbarkeit einer Bücherkunde für den Buchhandel. Damit soll die Aussprache über ein wichtiges Gebiet buchhändlerischer Berufskunde und Berufsausbildung eröffnet werden, das bis heute fast ganz mehr oder weniger günstigen Zufällen überlassen wurde. Die erste Forderung lautet daher: planmäßige Erarbeitung von zusammenhängenden Kenntnissen über Bücher (alle bibliographischen Kenntnisse und die Hilfsmittel dafür sind hier natürlich nicht gemeint). Diese Bücherkenntnisse sollen nicht erworben werden durch Buchkritiken, sondern es handelt sich „um eine sachliche Darstellung und Gliederung des Stoffes in einer bestimmten, geistigen Ordnung“, „die gestattet, den individuellen Bedürfnissen individuell nachzugehen, sie zu unterstützen und vor allem über den reinen Novitätenvertrieb hinaus auch wieder die ältere Literatur mehr als bisher in das Blickfeld zu rücken“ (S. 7). — Das wesentliche Moment, das die Bücherkunde von der Buchkritik unterscheidet, ist, daß sie „Kunde von der Er-

---

[1] 12. Heft, Januar 1929, Hrsg. Hans Bott, Karlsruhe; Versand durch Peter Buchgraber, Bühl-Baden. Preis 1.60 RM.

fahrung mit Büchern“ ist. In diesem Zusammenhang wird dann — wie öfters — auf die öffentliche Bücherei hingewiesen: „Die imponierende Stärke der Katalogarbeiten der Volksbüchereien ist darin begründet, daß man die Arbeit hier auf der leserkundlichen Erfahrung aufbaut“ (S. 9).

Es ist hier nicht der Ort, den Inhalt dieses außerordentlich interessanten Heftes weiter zu beschreiben oder zustimmend oder kritisch auf diese Pläne zur Schaffung einer buchhändlerischen Bücherkunde einzugehen. Wie sehr Herausgeber und Mitarbeiter dieses Heftes bestrebt sind, mit diesen Vorschlägen brennende praktische Nöte und Schwierigkeiten an ihrem Teil zu beheben, geht auch aus dem Fragebogen hervor, der mit dem Heft an Verleger, Sortimenter, Bibliothekare, Volksbildner, Lehrer, Schriftsteller usw. versandt ist. Da finden sich u. a. so wichtige Fragen wie die: Halten Sie es für notwendig, daß sich der Buchhandel dem Vertrieb der „älteren“ Literatur mehr widmet als bisher? Halten Sie eine Einwirkung des Buchhandels auf das Publikum bzw. den Kunden in diesem Sinn für nützlich und für fruchtbar? Versprechen Sie sich davon eine Gegenwirkung gegen den einseitigen Novitätenvertrieb, die Sensation, das Nur-Aktuelle?

Den Volksbibliothekar gehen die Zustände, auf die diese Fragen abzielen, ebenso an wie den Buchhändler. Auch er findet sich oft einer Benutzerschaft gegenüber, die bisher einseitig durch Presse und buchhändlerische Propaganda auf das Nur-Aktuelle, auf die Sensation hingelenkt wird. Es ist daher sehr erfreulich, daß jetzt auch vom Buchhandel das kulturell und wirtschaftlich sehr Bedenkliche dieser Situation eingesehen wird. Gewiß sind noch viele Fragen zu klären, ehe die geforderte Bücherkunde des Buchhandels verwirklicht wird, und man wird nicht allgemein den Optimismus teilen, der in manchen Beiträgen des Heftes entgegentritt. Man wird auch darauf hinweisen müssen, daß schwerlich der Buchhandel als solcher oder gar allein diese sehr weit reichende Aufgabe wird erfüllen können; und daß es sehr gefährlich wäre, mit unzureichenden geistigen Mitteln an eine so wichtige Arbeit zu gehen. Aber daß die Aufgabe überhaupt erkannt und angepackt wird, ist gerade heute, da die rein propagandistische Behebung der Buchhandelskrisis immer noch stark im Vordergrund steht (Tag des Buchs!), ein besonders verdienstvolles Beginnen, das die Mitarbeit und Unterstützung aller ernsthaft am Buchhandel Interessierten verdient[1].

H. H.

Büchereitechnisches

Der Buchkartenkasten

In Heft 4 des 9. Jahrganges der „Bücherei und Bildungspflege“ schreibt Dr. Franz Schriewer-Flensburg über „Büchereitechnisches“. Besonders ausführlich geht er dabei auf die Konstruktion des Buchkartenkastens ein und vergleicht das von uns konstruierte Modell mit seinem eigenen. Er weist dabei auf Konstruktionsfehler hin, und zwar so, daß der Anschein entstehen könnte, als ob diese Konstruktionsfehler dem Leipziger Modell eigen wären. Es handelt sich dabei vor allem um die drei Punkte: Stellklötze — Stellwände — vordere und hintere Abschrägung.

---

[1] Heft 13 des Jungbuchhändler-Rundbriefes behandelt die Frage der Rationalisierung im Buchhandel; Heft 14 enthält u.a. einige Ergebnisse der oben erwähnten Rundfrage zur Bücherkunde.

Die Stellklötze

Dr. Schriewer stellt folgende Forderung auf: „Die Grundbedingung für den Buchkartenkasten ist, daß man darin blättern kann und daß der Apparat an der Stelle aufgeblättert stehen bleibt, wo man ihn sozusagen aufgeschlagen hat. Diese Forderung wird nur dadurch erfüllt, daß die den Buchkartenstoß vorn und hinten begrenzenden Wände schräg gestellt sind.“ Er fährt dann weiter fort: „Man kann unbedenklich inzwischen in das Magazin gehen, ohne daß man einen Bleistift zwischen die Buchkarten stecken muß, wie es vielfach nötig ist bei den Kästen mit senkrechten Wänden und Zwischenwänden nach Art des Leipziger Modelles.“ Jeder, der einen nach Leipziger Modell gearbeiteten Buchkartenkasten gesehen hat, weiß, daß die Forderung nach einer schrägen Auflagefläche vorn und hinten seit jeher erfüllt ist. Jeder Kasten wird mit zwei abgeschrägten Klötzen — Stellklötzen — geliefert, die am Anfang und am Ende des Kartenstoßes eingestellt werden. Wenn Dr. Schriewer das oben Angeführte in seinem Artikel schreibt, kann dies nur aus einer mangelhaften Kenntnis unseres Modelles oder auf ungenügenden Erfahrungen bei der Verwendung dieses Modelles beruhen.

Die Stellbleche

Dr. Schriewer kritisiert dann weiter bei unserem Modell das unbequeme Einstellen der Stellbleche, die zur Abteilung der verschiedenen Untergruppen in einem Kasten dienen. Er gibt selbst zu, daß dies eine Frage lediglich technischer Art sei. Dies stimmt insofern nicht, weil es vor allem von der Konstruktion der Seitenwände des Kastens abhängt, ob das Stellblech an seiner Stelle bleibt, oder ob es sich unter dem Drucke des Kartenstoßes leicht und unbeabsichtigt verschiebt, wenn der Kasten nicht ganz gefüllt ist. Von welcher Bedeutung die Lösung dieser Frage ist, wird jeder wissen, der mit Kästen gearbeitet hat, bei denen zur Festhaltung des Kartenstoßes ein Klotz dient, der auf einer Schiene am Boden des Kastens hingleitet. Wenn die Sistierung der Klötze nicht ganz zuverlässig ist, gleiten sie bei gefülltem Kasten langsam immer weiter nach hinten, und der Kartenstoß fällt schließlich um. Bei dem von der Deutschen Zentralstelle ausgearbeiteten Modell ist dieser Nachteil durch eine ganz zuverlässige Sistierung des Stellbleches an den beiden Seitenwänden und am Boden des Kastens völlig beseitigt.

Auch bei dem von Dr. Schriewer gezeigten Modell kann sich das Blech nicht verschieben, solange die Karten nach hinten gekippt sind. Wir befürchten jedoch, daß dann, wenn der größte Teil der Karten nach vorn gekippt ist, der Druck an der unteren Kante der Stellwand so stark wird, daß das Blech aus der Führung, die ja, wie Dr. Schriewer hervorhebt, ein leichtes Gleiten des Bleches ermöglicht, herausgedrückt werden kann. Da nun das Verstellen der Stellwände wesentlich seltener erfolgt als das Blättern im Kartenstoß, haben wir den Hauptwert auf eine sichere Befestigung gelegt, ohne daß bei unserem Modell das Verstellen Schwierigkeiten macht.

Daß wir für die Trennwände Zinkblech verwenden, hat seinen Grund darin, daß dieses Metall bei einer geringeren Blechstärke fester ist als das von Dr. Schriewer empfohlene Messingblech.

Die vordere und hintere Abschrägung

Als verfehlt müssen wir auf Grund unserer Erfahrungen die von Dr. Schriewer empfohlene Schrägstellung der vorderen und hinteren Außen-

wände ansehen. Dr. Schriewer schreibt selbst, daß da, wo der Buchkartenkasten auf der Theke steht, die dem Leser zugekehrte Rückwand nicht abgeschrägt sein darf, da sich sonst der Leser an dem überstehenden Teil stoßen würde. Das Gleiche trifft doch aber selbstverständlich — und in noch stärkerem Maße — für den am Buchkartenkasten arbeitenden Bibliothekar zu. Zum mindesten dient die vorstehende Wand nicht dazu, das Arbeiten am Buchkartenkasten zu erleichtern. Es ist im Gegenteil viel praktischer, daß die vordere Wand nach hinten abgeschrägt ist, wie bei dem Modell der Deutschen Zentralstelle, denn dann kann auf der Vorderwand ein Schildchen angebracht werden, welches sofort erkennen läßt, welche Literaturgebiete in dem Kasten untergebracht sind. Die innere Kastenwand bleibt durch die eingefügten Stellklötze trotzdem abgeschrägt, wie oben bereits dargelegt, so daß bei dem Buchkartenkasten der Deutschen Zentralstelle nicht nur auf das gute Blättern des Kartenstoßes Rücksicht genommen ist, sondern auch darauf, daß die äußere Form des Kastens so praktisch als möglich ist.

Unbedingte Maßgenauigkeit

Eine der allerwichtigsten Forderungen erwähnt Dr. Schriewer überhaupt nicht, und das ist die Forderung nach größter Genauigkeit der inneren Breite des Kastens. Dieses Maß darf nur etwa 3 mm größer sein als die Kartenbreite. Ist es kleiner als 2 mm, lassen sich die Karten nicht gut blättern, ist es größer als 4 mm, stehen die Karten ungleichmäßig im Kasten, und die seitlich vorstehenden Karten nutzen sich rascher ab. Diese Genauigkeit, die für die Lebensdauer der Karten von größter Bedeutung ist, kann aber nur durch besondere Maßnahmen bei der Herstellung des Kastens erreicht werden und setzt eine hohe qualitative Leistungsfähigkeit des Tischlers und dauernde fachmännische Überwachung voraus.

Hans Marschall

Wir haben diesen Beitrag zu den von Dr. Schriewer angeschnittenen büchereitechnischen Fragen gern gebracht, da wir mit Dr. Schriewer der Meinung sind, daß die büchereitechnischen Aufgaben lange Zeit in der Diskussion allzu stark in den Hintergrund gerückt sind. Das braucht noch nicht zu bedeuten, daß nicht ständig an der Verbesserung des technischen Büchereibedarfs gearbeitet ist. Aber gerade wer mit diesen Dingen zu tun hat, weiß, wie langsam und mit welchen Schwierigkeiten wirkliche Verbesserungen und Neuerungen, die sich auch in langer Praxis bewähren, erarbeitet werden. Wir glauben daher, daß die oben gemachten Mitteilungen und weitere, die folgen sollen, zur Klärung der büchereitechnischen Fragen von Interesse sind.

D. S.

Schöne Literatur

Alfred Döblin, Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf. Berlin 1929, S. Fischer. 529 Seiten. Preis 7.— RM.

Bevor ich kurz auf den Inhalt dieses neuen und außerordentlichen Buches von Alfred Döblin eingehe, möchte ich darauf hinweisen, daß es sich hier bei allem Erschreckenden, Abstoßenden und Problematischen um ein literarisches Ereignis handelt, an dem auch die Volksbüchereien nicht ganz werden vorbeigehen können. Döblin gibt in seiner Geschichte vom Franz Biberkopf viel mehr als bloß die Lebensgeschichte eines einfachen Gelegenheitsarbeiters. Auf dem Hintergrund von Berlin, der Großstadt Berlin, dem Staate Alexanderplatz im Staate Berlin zeichnet er ein Bild unserer Zeit: erbarmungslos, kühn, visionär. In dieser Vision einer Zeit, in der Leben Untergang heißt und der Tod schließlich doch über die Hure Babylon triumphiert, liegt die Größe und Grenze dieses in gewissem Sinne inkommensurablen Produktes, und Döblins Roman (im eigentlichen Sinne ist er ja gar kein Roman) erweist sich als ein modernes Volksbuch, erfüllt von der Not und der Fülle heutigen Großstadtvolkes, getragen von dem Atem, der Seele dieser ins Chaos der Zeit geworfenen Menschen, ein modernes Volksbuch mit den uralten bänkelsängerischen Motiven und Partien, erschütternd, roh, problematisch und darum (leider) mit sehr geringer Wirkkraft in die Breite, in die Masse heutiger Leser, darum also auch in unseren Büchereien nur sehr begrenzt brauchbar.

Worum handelt es sich? Man kann die Lebensgeschichte vom Franz Biberkopf fast nur mit Döblinschen Worten oder wenigstens in einem ihnen ähnlichen Tonfall erzählen. Es handelt sich also um die Lebensgeschichte eines einfachen Menschen, eines Gelegenheitsarbeiters, der wegen Gewalttätigkeit ins Gefängnis gekommen war, in die Freiheit entlassen, zuerst verwirrt, ziellos, planlos in den Straßen Berlins herumirrt, in einen Kreis von merkwürdigen jüdischen Menschen gerät, langsam sein altes Leben wieder aufnimmt, Zeitungshändler, Ausrufer, kurz Gelegenheitsarbeiter wird, dann aber in Verbrecherkreise gerät, freiwillig-unfreiwillig zum Zuhälter wird, der doch sein Mädchen wirklich liebt, aber nicht die Kraft findet, sein nun wieder asoziales und unlauteres Leben aufzugeben, bis ihn, nachdem er bereits vorher einen schweren und kaum zu verwindenden Schlag erhalten hat, das Leben, wie Döblin sagt, zuletzt mit einer ungeheuerlichen äußersten Roheit torpediert und damit zur Strecke bringt (seine Braut wird hinterlistig und roh ermordet); er wird irrsinnig, und der, der zum Schluß aus der Anstalt Buch entlassen wird und wieder am Alexanderplatz steht, ramponiert, furchtbar vom Leben angefaßt, ist nicht mehr der alte, trotzige, sich selbst durchsetzende, gewalttätige und starke Franz Biberkopf.

Das ist das Äußere des Handlungsablaufes. Wichtiger ist die innere Gestaltung. Berlin als Stadt, als Großstadt, ist hier auf eine in der Literatur noch nicht geschehene Weise dynamisch, anschaulich von innen und außen, bis zum Äußersten wahr gesehen und geschildert. Und doch fungiert diese Stadt, das Leben der Straßen um den Alexanderplatz mehr als Hintergrund perspektivisch und gleichsam symbolisch gedacht. Unaufhörlich tauchen neue Assoziationen auf, die das Leben dieses Gelegenheitsarbeiters in dem Dichter weckt. Es gehört geradezu zu dem hierfür typischen Stilmittel der

psychologischen und auch psychoanalytischen Versenkung in die bei aller Primitivität doch auch komplizierte Seelentiefe dieser unteren Elemente der Großstadt, der Dirnen, Zuhälter, Einbrecher, Spießbürger, Polizisten, Kommunisten, daß Döblin die blitzartigen Gedanken- und Traumbilder, die chaotisch diese Menschen durchwogen und gleichsam die innere Atmosphäre der äußeren Chaotik der Großstadt bilden, unaufhörlich aufnimmt und damit — hier bewußt balladesk und bänkelsängerisch wirkend — mit tausend Brechungen ein unglaublich plastisches, bis zum Grauen und zur apokalyptischen Höhe metaphysisch sich steigerndes Bild des heutigen Babels gibt. Der sprachliche und darstellerische Aufbau des Buches ist durchaus geschlossen, beinahe fugenhaft mit seinen immer wiederholten Themen und Motiven, die dadurch nicht zuletzt die erschütternde Wirkung des Ganzen bestimmen. Ich kann hier auf Einzelheiten — etwa auf das grandiose Motiv von der Hure Babylon, die am Schlusse des Buches Fleisch und Gestalt angenommen vor uns steht und in harten und unvergeßlichen Worten mit dem Tode über ihr gemeinsames Opfer, den Menschentrümmer Franz Biberkopf, hadert — nicht näher eingehen. Hier erst würde man in die unglaubliche Kompaktheit und Dichte des Döblinschen Buches wirklich eindringen. So sei nur zum Schluß auf das Fazit hingewiesen, das der Autor selbst zieht, und das wir, die Leser, zu ziehen haben. Großartig ist es nicht, ja es klingt banal: „Man fängt nicht sein Leben mit guten Worten und Vorsätzen an, mit Erkennen und Verstehen fängt man es an und mit dem richtigen Nebenmann", das ist die „sehr klare Belehrung", die unser Held erhält. Aber es dreht sich doch um mehr, wenn auch dieses „Mehr", das Neue nicht gut in Worte gefaßt werden kann und wenn auch — seien wir so ehrlich wie Döblin selbst — niemand von uns diesen Menschen, dieser Welt, dieser Zeit gegenüber sehr viel andere, tiefere, gewichtigere Worte finden kann, als er es mit seiner Belehrung und Mahnung, seinem Ausruf tut: „Wach sein, wach sein, es geht was vor in der Welt. Die Welt ist nicht aus Zucker gemacht. Wenn sie Gasbomben werfen, muß ich ersticken, man weiß nicht, warum sie geschmissen haben, aber darauf kommt's nicht an, man hat Zeit gehabt, sich drum zu kümmern. Wenn Krieg ist, und sie ziehen mich ein, und ich weiß nicht warum, und der Krieg ist auch ohne mich da, so bin ich schuld, und mir geschieht recht. Wach sein, wach sein, man ist nicht allein. Die Luft kann hageln und regnen, dagegen kann man sich nicht wehren, aber gegen vieles andere kann man sich wehren. Da werde ich nicht mehr schreien wie früher: das Schicksal, das Schicksal. Das muß man nicht als Schicksal verehren, man muß es ansehen, anfassen und zerstören." Gewiß enthält diese Warnung, dieses Fazit einen Relativismus, der sich hinter Zynik, Verzweiflung, Aufruhr, Bitterkeit und Unglauben verbirgt. Doch das entscheidende Problem des neuartigen, sprachlich wie darstellerisch Neuland erobernden Epos des Großstadtvolkes in seinen primitivsten und untersten Schichten ist nicht die Belehrung, ist nicht die intellektuelle Ansicht des Autors (der man im übrigen zum großen Teile zustimmen wird), sondern die Vision als Vision, als erschreckendes Beispiel, das aufzunehmen und zu verarbeiten eines jeden Menschen eigene Aufgabe bleibt.

Ich wiederhole zum Schluß die Folgerung, die wir nach der Lektüre dieses eigenwilligen und eigenstarken Buches für unsere praktische Arbeit zu ziehen haben: nur dort, wo die Büchereien ernsthafte und literarisch geschulte Leser haben, die den Fragen, Nöten und Problemen der Zeit vorurteilslos gegenüberstehen, die zugleich gewohnt sind, selbständig auch Kompliziertes, Problematisches, Schweres zu verarbeiten, nur dort ist Döblins Buch am Platz. Obwohl ich es ein modernes Volksbuch nannte, ist mit dieser Bezeichnung nicht gemeint, daß es „volkstümlich" geschrieben sei, volks-

tümlich auch im echten und besten Sinne. Zwar ist die Sprache des Berliners auf eine grandiose Art hier gebraucht, wodurch das Buch jenen beinahe grausigen Humor erhält, der es besonders auszeichnet. Aber das ganze Problem, diese verzweifelt-tapfere Hiob-Vision, diese nicht bloß zustandsmäßig-realistische oder naturalistische Darstellung, diese immense Dynamik, die gleichsam nach zwei Seiten oder Richtungen stößt, nach außen und nach innen, nach unten, schließlich und nicht zuletzt das Ungelöste des Ganzen, das Steckenbleiben im Materiellen, das problematische Experiment und menschliche Wagnis dieser Dichtung wird und muß die vielleicht erwünschte tiefere Wirkung sehr stark mindern und begrenzen. Und darum sei — und gerade dort auch, wo man sich zur Einstellung dieses wichtigen und außergewöhnlichen Zeitdokumentes entschließt — vor naiver Weitergabe und Bereitstellung natürlich aufs nachdrücklichste hier gewarnt.

Rang

Georg Fink, Mich hungert. Roman. Berlin 1929, B. Cassirer. 368 Seiten. Preis 7.50 RM.

Thema dieses leider literarisch recht ungleichen Buches eines unbekannten Autors, der selbst dem untersten Proletariat entstammt und (nach Aussage des Verlages) heute unter fremdem Namen als Filmschauspieler in Hollywood lebt, ist die Beschreibung des Lebens der Ärmsten der Armen, des fünften Standes. Das Buch, in der Form einer Selbstbiographie geschrieben, stellt dieses Leben dar, wie es der Autor als Kind und Erwachsener erlebt hat, ungeschminkt und wahrheitsgetreu. Wir erfahren zuerst von der Tragödie der Mutter, die ihrem Liebestrieb folgend das reiche jüdische Elternhaus um eines körperlich schönen und starken Arbeiters willen verließ, dessen hohlen, ja niedrigen und gemeinen Charakter sie zu spät erkennt. So sinkt sie immer tiefer ins Elend, in bittere Not und Armut. Ihr Mann bestiehlt und betrügt sie, bedroht und verführt die Kinder, macht ihr das Leben wahrhaft zur Hölle. Als der Krieg ausbricht, wird der „schöne Georg“ eingezogen, und nach Jahren kommt die Nachricht, daß er gefallen ist. Aber zu spät ist es für die Mutter, die mit Waschen bei fremden Leuten sich und die Kinder mühselig erhalten hat. Ausgezehrt bricht sie zusammen und stirbt den schmerzvollen und doch erlösenden Tod der Armen. Dieser Mutter weiht Fink ergreifende Worte. Er, der Älteste, ihr Kind — die beiden anderen Geschwister gleichen mehr dem Vater — hat die unendliche Liebe dieser erbarmungswürdigen und in allem Elend so heldenhaften Frauengestalt bis zur letzten Tiefe und Erschütterung erfahren. Sein ganzes Leben ist von ihr, der Mutter, bestimmt und erfüllt. Leider wird nun sein weiteres Schicksal reichlich romanhaft erzählt. Gönner ermöglichen es, daß der ungemein begabte und lerneifrige Knabe sich geistig entwickeln kann. Sein Schauspielertalent — jüdisches Erbteil — bringt ihm schließlich die volle Befreiung und Selbständigkeit. Was er aber inzwischen noch erlebt, ist schwer genug. Er verliert seine Geschwister, die körperlich so schöne Schwester verkauft sich und wird schließlich die Geliebte eines reichen Amerikaners, der Bruder gerät in Verbrecherkreise und endet im Gefängnis. Fink schließt das Buch, wie er begonnen hat, mit dem bitteren Ruf des Kindes, das, von seinem Vater erbarmungslos auf die Straße gejagt, dort in der Nässe und Kälte, ein kleiner, hungernder, frierender Junge an der Ecke steht und schüchtern, ohne aufzublicken, den Hut hinhält und leise, ungehört, blaß und zitternd flüstert, immer wieder flüstert — — mich hungert! . . . mich hungert!

Es ist nicht schwer, die schriftstellerischen Schwächen dieses Buches zu

bemerken. Vor allem stört ein gewisses, wohl unbeabsichtigt sentimentales Pathos. Und so gut der Gegensatz der reichen Fabrikantenfamilie zu dem Leben der wirklich Armen gesehen ist, so stört auch hier das gleichsam kulissenhaft und theatermäßig-romanhaft Gewollte dieser Szenen, insbesondere die Liebeserlebnisse, wie sie Fink von diesen reichen Menschen, an deren Leben er ja auch teilhat, schildert. Aber diese schriftstellerischen Mängel (das Buch ist ein Erstlingswerk eines Nichtliteraten) treten doch zurück vor dem ganzen Dokument, das ernsthafte Beachtung erfordert. Denn Finks Beobachtungen und Feststellungen kommen nicht vom Schreibtisch her (wie man das etwa bei dem ähnlichen Roman Günther Birkenfelds zum Teil verspürt), sondern nennen schonungslos und doch zurückhaltend alle die schlimmen Dinge, die mit dem sozialen Elend, insbesondere der Wohnungsnot zusammenhängen. Gerade die Wohnungsnot schildert er nachdrücklich. Aber er weist auch auf die anderen Nöte hin, etwa auf das Alkoholproblem, auf die lasterlose Verworfenheit der Kinder, die das sexuelle Leben viel zu früh schon kennenlernen, deren Liebeserlebnisse darum auch so schamlos primitiv und sachlich sind, deren inneres Leben dennoch nicht angefault oder verdorben zu sein braucht. So zeichnet er zutreffend auch die Spielfreude des Proletarierkindes, des Proletariers überhaupt — „jetzt sieht es aus, als gäbe es nur Tränen in dieser Welt. Aber wir lachen auch, ja nur wir verstehen zu lachen, weil wir es so selten tun, weil wir Kummer und Hunger wegzulachen haben, weil wir den raschen Blick fürs Komische haben“. Das alles sind Beobachtungen, die bereits die Lektüre des Romanes lohnen. Gewiß reicht das Buch an Gorkis oder Nexös Bekenntnisse und Darstellungen vom Leben der Armen nicht heran, und doch, glaube ich, füllt es in der Reihe dieser Dokumente seine Stelle aus und muß von hier aus, also auch von uns durchaus begrüßt und verwendet werden.

Rang

Hermann Stehr, Nathanael Maechler. Roman. Berlin 1929, Horen-Verlag. 336 Seiten. Preis geb. 7.50 RM.

Hermann Stehr tritt nach einem langen, fast fünfjährigen Schweigen nunmehr mit diesem neuen Roman wieder an die Öffentlichkeit. Dies bedeutet im Hinblick auf den im Produzieren von Büchern sonst so überaus geschäftigen Literaturmarkt gewiß kein besonderes Ereignis, im Hinblick aber auf die Bedeutung Stehrs dennoch ein Ereignis, das nicht lautlos und unbesprochen übergangen werden darf. Denn gerade in unseren Kreisen muß mit besonderem Nachdruck immer wieder auf diesen Dichter hingewiesen werden, spricht er doch für einen Teil unseres Volkes und der deutschen Volksseele, vielleicht für den wichtigsten Teil, gleichsam stellvertretend und in einem geheimen und höheren Auftrag. Der Mystiker als Epiker, das wäre vielleicht die kürzeste Formel, mit der man die dichterische Bedeutung Stehrs schlagwortmäßig umreißen könnte. Sein neuer Roman bezeugt dies wieder auf eine neue und bedeutende Weise.

Es darf vorangeschickt werden, daß dieser Roman den ersten Band einer geplanten Trilogie darstellt, einer Trilogie des deutschen Menschen seit dem Aufruhrjahr 1848. Dies ist eine Neuheit: Stehr wagt es, das Politische, Real-Lebendige der Geschichte in seinem für jeden Menschen wichtigsten inneren Kern aufzunehmen und der Seelengeschichte, dem Einzelleben des Menschen einzuschmelzen. Nathanael Maechler erscheint gespalten in die beiden Bezirke menschlichen Lebens, des Traumes und der Tat. Eine Gestalt des Deutschen, ja eine deutsche Gestalt, grenzenlos-begrenzt, fragend und tätig, von

den beiden Kräften, dem kritischen In-die-Welt-Sehen und dem lauschenden In-sich-Versinken beherrscht, unheilvoll-selig gemischt aus Tatkraft und romantischer Träumerei, so steht dieser Gerbergesell Nathanael Maechler, Nachkomme frommer böhmischer Herrnhuter, vor uns, wie er sich aus dämonischen Untiefen emporringt, zum tätigen, in die Ordnung der Welt sich einfügenden Menschen, zum Meister wird, Lebenschuld in Lebensleid und -freude abbüßt, bis er als Greis knieend beim Gebet vom Tode überrascht wird. Dieser Maechler hatte als junger, heißblütiger Mensch sich in die badischen Revolutionswirren anno 1848 verstrickt. Nur durch die Flucht in seine Heimat, in das schlesische Land entzog er sich der siegreichen reaktionären Staatsgewalt. Hier erst beginnt der Dichter seine Erzählung. Noch einmal wird der Flüchtling in einen dumpf-dämonischen Wirbel gerissen, hoch oben auf einer Gebirgsbaude des Riesengebirges, durch die fessellose Sinnlichkeit der Tochter des Sennbauern, der den von Fieber und Entbehrung erschöpften Maechler in seine Hütte aufgenommen und so vor dem sicheren Tode bewahrt hatte. Aber Maechler entreißt sich, als er wieder zu Kräften gekommen, diesen wilden Trübungen seines Wesens. Nahe seinem Heimatsort beginnt er, wunderbarlich geführt, ein neues Leben. Liebe und Ehe, Lebensglück, Ansehen und Vertrauen in der kleinen Stadtgemeinde, in der er sich niedergelassen, bezeichnen die äußeren wie inneren Merkmale des neuen und gesicherten Lebensweges. Aber so vorbildlich, so allgemein und ehrenvoll-geschäftig sein Tageswerk sich vollzieht, die Wirrnis und Schuld der Vergangenheit bricht am Ende noch einmal auf, nun aber endgültig offenbart, gebeichtet und entsühnt.

Welches Schicksal ist hier gestaltet? Ähnlich wie im „Wilhelm Meister“ steht auch hier ein Leben vor uns, dessen Reife und mühsam errungenes Meistertum die doppelte „pädagogische“ Lehre aufzeigt, daß höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei, daß diese aber wenig bedeute, wenn ihr der tragende Grund des Volkes fehlt, in das sie gezeugt, wenn ihr nicht antwortet aus der Gemeinschaft der Mitlebenden ein menschlich-brüderliches Echo, ein herzechtes Du. Stehrs Roman enthält dies alles. Er ist in einer klaren und wurzelechten Sprache geschrieben, sparsam in äußerer Dynamik, fast ein wenig spröde und karg, aber heimlich unterflossen von dem bebenden Leben der Unterseele, die die Menschen und Gestalten Stehrs ja so oft unruhvoll bewegt und erfüllt. Man mag vielleicht in der Entwicklung der Hauptperson Maechlers zum tätigen und bürgerlich-ehrenwerten Manne einen gewissen inneren Bruch empfinden, doch der tief-innerliche Schluß dieser Dichtung, da Maechler alle Schuld und Qual offen gesteht und beichtet, gleicht zuletzt diese Spaltung ganz aus und bewahrheitet das Leitmotiv des Buches: „Droben Gnade, drunten Recht“.

Rang

Alfred Brust, Jutt und Jula. Geschichte einer jungen Liebe. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 167 Seiten. Preis 3.— RM.

Dies ist eins der seltsamsten und widerspruchvollsten Bücher unserer Zeit, dem gegenüber Ablehnung wie Wohlgefallen gleich stark sich äußern werden.

Der Erzählstoff ist dünn, fast banal, fast Kolportage. Ein Jüngling, Apotheker, wird auf das Landgut seiner gestorbenen Pflegemutter gerufen. Er findet dort eine Jungfrau als Miterbin. Beide lieben sich gleich, irren, verwirren, finden sich wieder. Ein fremder Greis schreitet zwischen ihnen einige Tage dahin, ein Künstler, Siedler, Prophet von seltsamem Wesen. Er entpuppt sich als Vater der Jungfrau und Geliebter der Toten. Dann schwindet er geheimnisvoll hinweg.

Das wird nicht episch, sondern lyrisch erzählt, in Natur-, Körper- und Seelenschilderungen, oft romantisch abgestimmt, oft expressionistisch übersteigert. Neben Stellen von reiner Schönheit und Innigkeit, die an Jean J. Rousseau und Goethe gemahnen, stehen verschwommene, zerfetzte Stücke, die der märchenhaften Gesamtstimmung widersprechen. Die drei Menschengestalten, Jutt, Jula und der Innige, sollen rein, bedeutend, zukunftreif sich erheben und erscheinen zuweilen auch so, aber meist zerfließen sie in Nebeln oder zerbrechen in nervöser Schwäche. Nirgends ein objektiver Untergrund der Geschehnisse; des Dichters große Subjektivität, seine lyrische Stärke, mutet zuweilen wie Willkür an. Daß zum Beispiel der Jüngling seine Geliebte dem Alten nackt vorführen muß, so rein das gedacht und gehalten ist, künstlerisch wie moralisch ist es kaum erträglich, wir sind nicht mehr im Zeitalter der expressionistischen Wildheiten.

Aber der allenthalben im Buch betonte Gedanke der Nacktheit ist dem Dichter Symbol einer höheren Menschenhaltung, eines Lebens in Reinheit und Kraft. Sünde kann und soll Ansatzpunkt zur Erhebung werden, die Idee vom „Sich-frei-sündigen", vom Rein-werden, das mehr ist als Reinsein, klingt hier hinein! Nicht der Religion des Sterbens, des christlichen Kreuzes oder der buddhistisch asiatischen Entselbstung, sondern der urgermanischen Religion der Sonnenkindschaft, der Geburt aus ewiger Urnatur soll die Zukunft gehören. Ihr Prophet ist der Innige, ihre ersten Menschen sind Jutt und Jula, ihr Paradies ist der Gutshof, voll von Heil- und Arzneipflanzen zu neuer Gesundung der Menschheit. Natur und Liebe sind die „Urgründe der Pharmacie", in die Jutt, der Apotheker, mit seiner Gehilfin hinabsteigt.

Ein Buch für die Allgemeinheit ist es nicht. Am ehesten werden junge Menschen mit mehr Sehnsucht als kritischem Wirklichkeitssinn sich daran erheben und erfreuen. Vielleicht werden auch nachdenkliche Menschen, die sich durch das zivilisatorische Blendfeuerwerk des Amerikanismus, technisch unterbauter Scheinhaltung und Schnellebigkeit nicht verführen lassen, mit Interesse den philosophisch-religiösen Anschauungen des Buches nachgehen.

Tränckner

Hermann Claudius, Meister Bertram van Mynden, Maler zu Hamburg. Ein hanseatisch Tagebuch um 1400 quasi gesetzet. Hamburg 1927, Hanseatische Verlagsanstalt. 108 Seiten. Preis geb. 6.50 RM.

Dies ist eins der Bücher, die man gleich von vornherein liebgewinnt, weil sie herzlich und schön sind. Es ist Geist der Claudius darin (Hermann ist bekanntlich der Urenkel des Wandsbecker Boten, auch im seelischen Gepräge ihm nah verwandt).

Wer den Titel wörtlich nehmen wollte, als wäre das Buch ein historisches Dokument, würde sehr irren. Von Meister Bertram sind nichts als zwei dürftige Testamente erhalten, eins von 1390 und eins von 1410. Die Quellen des Dichters sind vielmehr Meister Bertrams Schöpfungen, von denen Alfred Lichtwark eine feinsinnige Würdigung gegeben hat („Meister Bertram" 1905). Drei Werke stehen in der Hamburger Kunsthalle, der Grabower, der Buxtehuder und der Harwestehuder Altar, die zu den wundervollsten Gaben deutscher Holzschnittkunst gehören, naiv, naturwahr, tiefsinnig, künstlerisch in ihrem Stil vollendet (eine Anzahl guter Abbildungen ist der Dichtung eingefügt).

Aus ihnen hat anschauend die verwandte Dichterseele Anregung zu diesem „Tagebuch" gewonnen und das Künstlerleben ahnend nachgedichtet. Meister

Bertram mit seinem Weibe Gretelin wird vom Handelsherrn Schoke von Minden nach Hamburg geführt und schafft hier Werk um Werk. Bestellungen führen ihn nach Mecklenburg, Lübeck, eine Romfahrt bringt ihn an die deutsche Südgrenze. Die Weltgeschichte wälzt ihre Wogen über ihn hin, hansische Kriege wider Dänemark, wider die Likendeeler und Störtebeker, Kaiser und Kirche gehen durch sein Leben und Schaffen. All dies äußere Geschehen wird dem Dichter Hintergrund, das Edelste seines eignen Wesens, worin er sich mit Meister Bertram eins weiß, zu offenbaren.

Das erste ist die Liebe. Wir sehen Meister Bertram aus seiner Liebe zu Weib und Kind Natur, Dinge, Menschen erfassen, durchdringen, gestalten, erhöhen, und sehen sie, vollendet, in sein Werk eingehen. Wir sehen, wie er auch von hier aus den technischen Geheimnissen der Kunst nachspürt, dem Schnitt und Holz, oder wie er „eine Farb leuchtig mache".

Das zweite ist, daß alles Werken des Künstlers, des Schnittmeisters Bertram wie des Wortmeisters Hermann, aus Gott quillt und wiederum in ihn einmündet. Der Meister Bertram muß durch Lieben und Leiden ins Allerheiligste jenseits alles Kirchentums eingehen, wo auch Claudius der Alte, der die Lieder vom „aufgegangenen Mond", vom Menschen, „der nimmer wiederkömmt", vom Sehnen und Suchen, und Claudius der Junge, der in seinem Gedichtband „Heimkehr" „Lieder von Gott, Ehe und Armut" sang, gelandet sind.

Eigentlich sind auch diese „Tagebuch"-Stücke, geschrieben in altertümlichem Deutsch, lauter Lieder, lyrische Bilder ohne Verse, ähnlich wie Goethes lyrischer „Werther", mit dem es sich allerdings an innerer Tiefe darum nicht messen kann, weil Goethe ein großes Lebensproblem gestaltet, Claudius nur sinnend ein Künstlerleben ausmalt, ärmer im Menschlichen und Tragischen. Aber wie der Werther ist es auch ein zeitloses Buch, das viele der heute laut beschrienen Werke mit seiner Stille überdauern wird und für jung und alt gleich erfreulich zu lesen ist.

Tränckner

Politik, Zeitgeschichte

Zehn Jahre Versailles. Herausgegeben von Heinrich Schnee und Hans Draeger. Berlin 1929, Brückenverlag. Zwei Bände. I. Band: Der Rechtsanspruch auf Revision / Der Kampf um die Revision / Die wirtschaftlichen Folgen des Versailler Vertrages. 373 Seiten. II. Band: Die politischen Folgen des Versailler Vertrages. 271 Seiten. Preis 25.— RM.

Die beiden Herausgeber sind die Führer des Arbeitsausschusses deutscher Verbände, der es sich zur vornehmsten Aufgabe gemacht hat, die Wege zu einer Revision des Versailler Friedens zu ebnen. Demselben Zweck soll das vorliegende Werk dienen. In Einzelbeiträgen wird der Verlauf des letzten Jahrzehnts unter den Auswirkungen des Versailler Friedens geschildert. Durch alle Beiträge zieht sich der Gedanke, daß zwar die deutsche Politik auf manchen Gebieten wieder ein gewisses Maß von Bewegungsfreiheit erlangt hat, daß aber „noch ein weiter Weg zurückzulegen ist bis zur rest-

losen Anerkennung Deutschlands als gleichberechtigter, in allen ihren Handlungen und Unterlassungen souveränen Großmacht. Ihrer Wiedererlangung liegt stets noch der schwere Block von Versailles im Wege. Ihn zu beseitigen und das Diktat von Versailles nicht durch Gewalt, sondern mit friedlichen Mitteln seiner größten Mißgriffe zu entkleiden, sind Möglichkeiten vorhanden". Daher steht auch an erster Stelle das Kapitel „Der Rechtsanspruch auf Revision" mit einer besonders instruktiven Abhandlung des führenden Völkerrechtlers Niemeyer über Revisionsmöglichkeiten. Hier wird die juristische Möglichkeit der Revision für wichtige und umfangreiche Teile des Vertrages bejaht, die politische Möglichkeit erfolgreicher Revision abhängig gemacht von der Entwicklung des Willens zum Frieden und zu dauernder völkerrechtlicher Ordnung. In diesem Abschnitt wird auch von Schwendmann und Draeger die Befreiung von dem Vorwurf der alleinigen deutschen Kriegsschuld gefordert. Heinrich Schnee und Wilhelm Ziegler behandeln den Kampf um die Revision, wie er geführt wird von der deutschen Außenpolitik und den großen Verbänden. Das Werk schließt dann ab mit zahlreichen Einzelbeiträgen über die wirtschaftlichen und politischen Folgen des Versailler Vertrages: Lahmlegung des deutschen Außenhandels, Reparationsfrage, Frage der deutschen Souveränität, Kolonien, Abrüstungsproblem, Völkerbundsfragen u. a. m. Da es für eine so umfassende politische Aufgabe, wie der Kampf um die Revision des Friedensvertrages darstellt, darauf ankommt, möglichst weite Kreise des deutschen Volkes zu gewinnen, haben die Herausgeber bewußt darauf verzichtet, Parteipolitik in das Werk hereinzubringen und haben als Mitarbeiter für die Einzelbeiträge nicht nur Wissenschaftler gewonnen, wie Niemeyer, Raeb, Schwertfeger, sondern auch Politiker aus den verschiedensten Parteien von dem Sozialdemokraten Sollmann über Dernburg, Heuß, Schreiber, Marx, Seitz, Hoetzsch bis Freytagh-Loringhoven.

Langendorf

Victor Schiff, So war es in Versailles. Mit Beiträgen von Otto Landsberg, Hermann Müller, Friedrich Stampfer. Berlin 1929, Dietz. 168 Seiten. Preis 4.— RM.

Zum 10. Jahrestag der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages erschien diese kleine Schrift. Victor Schiff war als sozialdemokratischer Pressevertreter bei den Friedensverhandlungen in Versailles und schildert hier die Atmosphäre des Hasses, die die Deutschen in Versailles antrafen; er berichtet von den vergeblichen deutschen Versuchen, durch Verhandlungen etwas zu erreichen, von der gewaltigen Arbeit, die von der deutschen Delegation geleistet wurde. Mit großer Wärme entwirft er ein Bild von der Persönlichkeit Brockdorff-Rantzaus. Das Buch ist sachlich ganz unpolemisch gehalten. Im Schlußwort heißt es, nur die Tatsache, daß der Geist von Versailles überwunden sei, habe dem Verfasser den Mut gegeben, Versailles zu schildern, wie es war.

Langendorf

Edgar Stern-Rubarth, Graf Brockdorff-Rantzau. Wanderer zwischen zwei Welten. Ein Lebensbild. Mit acht Bildbeilagen. Berlin 1928, Reimar Hobbing. 172 Seiten. Preis 7.— RM.

Der erste Versuch, Leben und Werk des ersten Außenministers der deutschen Republik und des ersten deutschen Botschafters in Sowjetrußland darzustellen. Stern-Rubarth ist sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe voll

bewußt. Es ist nicht leicht, eine politische Persönlichkeit zu beurteilen, die noch bis vor einem Jahre die deutsche Außenpolitik mitbestimmt hat. Noch sind viele Vorgänge aktenmäßig nicht geklärt, noch sind die Auswirkungen der Brockdorff-Rantzauschen Politik nicht klar übersehbar. Der Autor zieht aus diesen Tatsachen mit vollem Recht die Folgerung, im Urteil äußerst zurückhaltend zu sein. Er verzichtet damit auch darauf, eine spannende Darstellung zu geben. Er stellt Anforderungen an den Leser, den er zu eigener Beurteilung zwingt. Aber bei aller Zurückhaltung gelingt es ihm, ein treffliches Bild des deutschen Staatsmannes zu entwerfen. Stern-Rubarth zeigt die innere Größe des Menschen Brockdorff-Rantzau, der den Kampf kämpft zwischen dem Alten und dem Neuen, „zwischen der Bluterbschaft der Tradition und dem intellektuellen Erkennen", er zeigt ihn als Vorläufer und Nachfahre zugleich, zwischen zwei Welten eingepreßt, von einer heißen Liebe zu Deutschland beseelt. Klar tritt auch die politische Linie des Grafen hervor, seine Tätigkeit während des Krieges auf dem wichtigsten Posten in Kopenhagen, seine diplomatische Tüchtigkeit, die Übernahme des Außenministeriums und während dieser Zeit sein Kampf für Ordnung im Innern und für einen erträglichen Frieden nach außen. Stern-Rubarth legt den Zusammenhang dar zwischen der Politik des Widerstandes gegen den Versailler Frieden (Gegensatz zu Erzberger) und seinen erfolgreichen Bemühungen um eine deutsch-russische Freundschaft. Geklärt wird auch das Verhältnis zu Stresemann, dem Brockdorff-Rantzau vorwarf, daß er zu früh dem Völkerbund beigetreten sei. Außerordentlich lebendig ist der Kampf in Versailles geschildert. In der Beurteilung dieser Phase geht Stern-Rubarth durchaus konform mit Karl Friedrich Nowak (in seinem Buch Versailles). Wenn in Einzelheiten Schlußfolgerungen des Autors nicht überzeugen können, so mag das vielleicht darin liegen, daß es einem liberalen Menschen wie Stern-Rubarth schwer fallen mag, einen Menschen voll zu verstehen, in dem neben allem Revolutionären noch so starke konservative, aristokratische Züge vorhanden sind. — Zu bedauern ist allein der allzu komplizierte Sprachstil des Buches.

Langendorf

Viscount d'Abernon, Ein Botschafter der Zeitwende. Memoiren. Einzig autorisierte Ausgabe. Deutsch von Antonina Vallentin. Leipzig 1929, Paul List. Band 1: Von Spa (1920) bis Rapallo (1922). Mit einem Titelbild. 353 S. Band 2: Ruhrbesetzung. 338 S. Preis 32.— RM.

Viscount (damals noch Lord) d'Abernon war vom Juli 1920 bis nach Abschluß der Locarnoverträge britischer Botschafter in Berlin. Er ist einer der konsequentesten Wegbereiter der Locarnoverträge gewesen und hat in den entscheidenden Jahren 1920—1924 auf alle deutschen Kabinette einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Die bisher erschienenen beiden Bände seiner Memoiren (ein dritter Band ist in Vorbereitung) bringen zusammenhängende Darstellungen über das Wesen der Deutschen und der Franzosen, kurze biographische Skizzen über englische, französische und deutsche Staatsmänner (Poincaré, Asquith, Churchill, Wirth, Maltzan, Seeckt u. a.), zur Hauptsache aber Tagebuchblätter. Sie zeigen als Ziel der englischen Außenpolitik: die — wenn auch vorsichtig betriebene — Wiederherstellung normaler Beziehungen zu Deutschland. Den Gegensatz der französischen und englischen Politik gegenüber Deutschland in der Zeit von 1922/23 drückt Viscount d'Abernon mit folgendem Bild aus: „Die Franzosen traten für den chirurgischen Eingriff ein (Ruhrbesetzung usw.). Wir glaubten an die Heil-

methoden der Pathologie und beurteilten skeptisch die Möglichkeit der Herstellung eines wirklichen Friedens auf dem Wege der Amputation.“ Befriedigung empfindet der englische Botschafter, daß nach 1924 die englischen Heilmethoden angenommen worden sind. So ist dies Werk aufschlußreich in bezug auf die deutsch-englische Politik der Nachkriegszeit, sowohl was die große Linie als auch die Einzelheiten politischen Handelns betrifft. Für uns Deutsche ist das Buch aus einem anderen Grunde noch lehrreicher. Wir erfahren hier, wie ein kluger englischer Diplomat über die Entwicklung Deutschlands in der Nachkriegszeit denkt. Viscount d'Abernon hat scharf beobachtet. Politische und Wirtschaftsführer aller Parteien sind verhältnismäßig oft zu ihm gekommen, um die politische Frage mit ihm zu besprechen. Mit großer Offenheit berichtet er über diese Aussprachen, gibt er seine Urteile über deutsche Politiker wieder: Ebert, Stresemann, Rathenau, Erzberger, Wirth u. a. Manchem Urteil wird der Leser nicht zustimmen können, manches Urteil mag objektiv falsch sein; das ist in diesem Falle nicht entscheidend. Wichtig ist für uns, die englischen Maßstäbe politischer Urteilsbildung zu erkennen.

Langendorf

Lloyd George, Gedanken eines Staatsmannes. Herausgegeben von Philipp Guedalla. Berlin 1929, Verlag für Kulturpolitik. 241 Seiten. Preis 7.50 RM.

Es handelt sich hier nicht — wie man zunächst nach dem Titel vermuten könnte — um eine von Lloyd George selbst verfaßte zusammenhängende Darstellung seiner politischen Ideen, sondern es ist eine Zusammenstellung von Reden, Aufsätzen und Äußerungen des englischen Staatsmannes über politische Themen, wie Liberalismus, Sozialismus, Freihandel, Krieg, Nachkriegspolitik, Kriegsschuldfrage. Es ist also ausgeschlossen, durch diese Veröffentlichung ein vollständiges Bild von der politischen Gedankenwelt Lloyd Georges zu bekommen; aber immerhin wird ein kritischer Leser, der die Umstände, unter denen die veröffentlichten Äußerungen gefallen sind, in Betracht ziehen kann, von der Lektüre dieses Buches Gewinn haben. Er wird wichtige Einblicke tun in das Wesen Lloyd Georges wie in das Wesen englischer Politik überhaupt und des englischen Liberalismus im besonderen. Die notwendigen biographischen Unterlagen liefert Vriesländer-Wismann in seinem Buch: Lloyd George[1].

Langendorf

[1] Hefte für Büchereiwesen XIII. Band, 1929, S. 341.

Mitteilungen

Ein Kreiswohlfahrtstag über freie Volksbildung

In Senftenberg (Niederlausitz) fand am 20. Oktober nachmittags die Jahrestagung des Kreiswohlfahrtsamtes des Kreises Calau statt, in deren Mittelpunkt in diesem Jahre die Behandlung der Aufgaben der Bildungspflege und der Erwachsenenbildung stand. Träger der Veranstaltung war das eigene Volksbildungsamt dieses Kreises, das bis heute erste und einzige Volksbildungsamt eines preußischen Landkreises.

Trotz des sehr schlechten Wetters und der wenig günstigen Verkehrsverhältnisse waren nahezu 300 Personen zu dieser Tagung gekommen und legten dadurch Zeugnis für das große Interesse ab, das innerhalb des Kreises diesen wichtigen Fragen entgegengebracht wird.

Nach einer kurzen Begrüßung der Teilnehmer durch den Landrat und den Bürgermeister der Stadt Senftenberg hielt als erster Redner Herr Regierungspräsident Dr. Hans Poeschel, vom benachbarten Regierungsbezirk Liegnitz, einen Vortrag über die „Bildungspflege als Aufgabe der öffentlichen Verwaltung". Er umriß kurz den gesamten Aufgabenbereich staatlicher und kommunaler Bildungspflege, wobei Volkshochschule und Bücherei als aktivste Bildungsfaktoren naturgemäß im Vordergrunde standen. Es war aber interessant, wie wichtige Rollen Dr. Poeschel auch der Museumsarbeit, dem Heimat- und Bildungsmuseum im besten und lebendigsten Sinne des Wortes, und der bildenden Kunst innerhalb der öffentlichen Bildungspflege zuwies. Wenn er neben zielbewußter Volkshochschularbeit auch den planvollen Ausbau eines gediegenen Büchereiwesens forderte und dabei auf eigene Erfahrungen und Erfolge in seinem Regierungsbezirk hinweisen konnte, so hätte er dem Kreise Calau kaum eine bessere Bestätigung für die Richtigkeit des bereits beschrittenen Weges im Aufbau seines Büchereiwesens geben können. Am Schluß seines Vortrages sprach Dr. Poeschel außerordentlich eindrucksvoll über die engen Beziehungen zwischen Bildung und Staatsform. Er wies darauf hin, wie Geschichte und Gegenwart den Beweis dafür erbrächten, daß ein wahrer Volksstaat nur dann seiner Verwirklichung nahekommen kann, wenn sich dieser Staat auf ein möglichst gebildetes Volksganzes zu stützen vermag. Volksbildung treiben heißt also zugleich staatsbürgerliche Erziehung leisten.

Als zweiter Redner sprach Herr Heinrich Becker von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Der starke Eindruck, unter dem alle Teilnehmer dieser Tagung standen, ließ ihn unwillkürlich von dem ursprünglich enger gehaltenen Thema abgehen und letzte, grundlegende Fragen nach dem Sinn und Ziel jeder Bildungsarbeit aufwerfen. Eine besondere Vertiefung und neue, große Perspektiven bekamen seine Ausführungen durch die ganz spontane Verbindung, die er zwischen dieser Versammlung und der Tagung des Weltbundes für Erwachsenenbildung herstellte, an der er vor wenigen Wochen in England teilgenommen hatte.

Im Anschluß an Herrn Beckers Vortrag sprach Herr Bobel-Senftenberg über die Bildungsarbeit innerhalb der freien Gewerkschaften. Er nahm dabei besonders auch auf die örtlichen Verhältnisse Bezug und zeigte die starke Anteilnahme, der diese Fragen und Aufgaben innerhalb der Arbeiterschaft und Gewerkschaften begegneten.

Die im Versammlungsraum aufgebauten Ausstellungen: Bild — Buch — Theater, an der sich auch das Einkaufshaus für Volksbüchereien und die Bücherei-Bedarf G. m. b. H. führend beteiligt hatten, boten eine wirkungsvolle Ergänzung zu den Ausführungen der Referenten. Im ganzen kann diese Veranstaltung als ein außerordentlich erfreuliches — leider noch allzu seltenes — Beispiel dafür angesehen werden, wie es möglich ist, auch die Einwohner eines Landkreises an den Fragen der Volksbildung als gesellschaftlicher Notwendigkeit zu interessieren!

Jan Pepino

Bücherei-Beratungswesen in Preußen

Eine Eingabe des VDV.

Gelegentlich der Jahresversammlung des VDV. in Frankfurt wurde folgende Eingabe von den Leitern der preußischen Beratungsstellen an den Preußischen Unterrichtsminister verfaßt.

Frankfurt a. M., d. 30. 9. 29.

Die unterzeichneten Leiter der Preußischen Beratungsstellen für das freie volkstümliche Büchereiwesen haben am 29. September d. J. gelegentlich der Jahrestagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in eingehender Aussprache sich auf die folgenden Richtlinien für den weiteren organisatorischen Ausbau der Beratungsstellen geeinigt. Sie unterbreiten diese hiermit dem Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung mit der Bitte um Berücksichtigung.

1. Wesen und Ziel der Volksbildungsarbeit durch das Buch namentlich auf dem Lande erfordert, daß die Beratungsbezirke in ihrer landschaftlichen, soziologischen und kulturellen Gliederung einigermaßen geschlossen und übersehbar sind. Ob die Abgrenzungen den bestehenden Verwaltungsbezirken (Provinz, Regierungsbezirk) folgen sollen, ob in Grenzbezirken, in dicht bevölkerten Industriebezirken mehrere Kreise zu einem Beratungsbezirk zusammenzufassen sind, oder ob unter besonderen Verhältnissen sich andere Grenzziehungen empfehlen, muß von Fall zu Fall entschieden werden.

2. Der Leiter eines solchen geschlossenen Beratungsbezirkes ist für die einheitliche, planmäßige und organische Durchbildung seines Bereiches verantwortlich. Um hierzu in der Lage zu sein, müssen etwa in seinem Bezirk liegende kleinere Beratungsstellen ihm unterstellt sein. Er muß weiterhin die Verteilung der vom Staate oder der Provinzialverwaltung zur Förderung des Volksbüchereiwesens überwiesenen Mittel betreuen und ihre sachgemäße Verwendung verantworten. Es wird fernerhin als selbstverständlich angesehen, daß er vor Sonderbewilligungen aus Staatsmitteln an einzelne Stellen seines Bereiches sowie vor der Besetzung der nachgeordneten Beratungsstellen durch geeignete Fachleute gutachtlich gehört wird.

Für den Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V.:
(gez.:) Schuster, Vorsitzender.

Auf diese Eingabe ist folgende Antwort vom Preußischen Unterrichtsministerium erfolgt:

„Auf das gefällige Schreiben vom 30. September d. J. Von den bei der Jahrestagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare aufgestellten Richtlinien für den Ausbau der Beratungsstellen für das freie volkstümliche Büchereiwesen habe ich mit Interesse Kenntnis genommen.

Ich bitte, mir mitzuteilen, wann wieder eine Zusammenkunft der Beratungsstellenleiter in Aussicht steht, und werde, wenn es die Geschäftslage des Ministeriums gestattet, meinen Sachbearbeiter beauftragen, an der Zusammenkunft teilzunehmen.

Im Auftrage gez. Kaestner.

UMSCHAU

Tagungen, Lehrgänge

FRANKFURT a. M. *Sozialistischer Kulturbund.* Am 26. und 27. Sept. wurde in Frankfurt vom Sozialistischen Kulturbund der 4. Sozialistische Kulturtag veranstaltet, an dessen Verhandlungen im Auftrag der Deutschen Zentralstelle Bibliothekar Hans Nicklisch teilnahm. Der Kulturtag, der von mehreren hundert Delegierten zahlreicher Verbände und Organisationen beschickt war, stand in seinen Referaten, Darstellungen und Vorführungen auf einem hohen Niveau, das auch von den Teilnehmern, die sich aller Eingriffe in die Geschäftsordnung und aller überflüssigen Begrüßungen enthielten, gehalten wurde. „Film und Funk" lautete das Thema, zu dem erste Kenner der Materie das Wort nahmen, für ihre Ausführungen durch die gespannte Aufmerksamkeit der großen Versammlung belohnt. Über die Tagung wird ausführlich berichtet in Heft 10 (Okt.) der „Sozialistischen Bildung".

RENDSBURG. *Akademie der Deutschen Schule.* Die Deutsche Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung veranstaltete in Verbindung mit der Gesellschaft Deutsche Bauernschulung vom 15. Oktober bis 2. November in der Volkshochschule Rendsburg eine Akademie für Volksbildung auf dem Lande. Die Leitung der Akademie lag in den Händen von Direktor Bäuerle-Stuttgart, Fr. Fritz Laack-Berlin, Landrat Steltzer-Rendsburg, Volkshochschulleiter Tonnesen-Rendsburg.

Die Akademie wollte zu folgenden Fragengebieten Stellung nehmen: Mit welchen Menschen hat die ländliche Bildungsarbeit zu rechnen? Unter welchen Umständen lebt der Mensch auf dem Lande? Wie, in welcher Richtung und mit welchen Methoden ist Bildungsarbeit am Menschen auf dem Lande zu treiben? Über die Ergebnisse dieser Akademie, die auch für die ländliche Büchereiarbeit von großer Wichtigkeit ist, werden wir eingehend berichten.

RHEINLAND. *Grenzland-Tagung.* Die Staatliche Beratungsstelle für die Regierungsbezirke Köln, Koblenz, Trier veranstaltete am 12. und 13. Oktober eine Tagung, die den im Büchereiwesen tätigen Mitarbeitern des Saarlandes und der rheinischen Grenzgebiete Möglichkeit einer Aussprache über künftige gemeinsame Arbeit bot. Es wurden folgende Fragen behandelt: Kommunale Kulturarbeit (Dr. Reuter-Köln); Heimatpflege und Volksbildung (im Anschluß an einen Heimatabend); Die soziologischen Voraussetzungen der Büchereiarbeit auf dem Lande (Dr. Reuter-Köln und Dr. Walther Koch-Saarbrücken); Die Autobücherei des Saargebietes (Bibliothekarin Margarete Lorenz-Saarbrücken); Die Autobücherei in der modernen Großstadt (Dr. Adolf Waas-Frankfurt); Abenteuer- und Kriminalliteratur (Dr. B. Rang-Köln).

Beratungswesen

HESSEN. *Staatliche Landesberatungsstelle.* Die Beratungsstelle hatte den willkommenen Auftrag, die Verteilung einer Bücherspende des hessischen Staatspräsidenten im Werte von 2000 RM. durchzuführen. Von dem Betrage wurden die Hauptwerke der vier hessischen Schriftsteller Bock, Karrillon, Knies und Schwarzkopf gekauft. Durch Ausschreiben in den hessischen Zeitungen wurden die mittleren und kleinen Büchereien aufgefordert, sich um Berücksichtigung bei der Spende zu bewerben. Es hatten sich beworben etwa 75 Volks- und Vereinsbüchereien, die allen oder doch weiteren Kreisen zur Benutzung offenstehen, sowie drei Bildungsorganisationen, von denen eine jede eine größere Anzahl von Büchereien umfaßt. Da allen Gesuchen entsprochen werden konnte, haben so mindestens 150 Büchereien Anteil an der Spende. Die Zuteilung im einzelnen erfolgte in Zusammenarbeit mit Herrn Schulrat Hassinger. Durch das Entgegenkommen der Verleger und weitere Überweisung einer Anzahl von Büchern durch das Kultusministerium konnten im ganzen 1250 Bände zur Verteilung kommen und den Einzelbüchereien je 9 bis 14 verschiedene Bücher zugesandt werden. Durch diese Verteilung knüpfte die Beratungsstelle zu einer großen Zahl von Büchereien neue Beziehungen an oder festigte bereits vorhandene. Sie betrachtet aus diesem Grunde die Durchführung der Aufgabe als eine erfreuliche Ergänzung ihrer Arbeit, die sich neben der eigentlichen Beratung am Ort der Beratungsstelle oder der betreffenden Büchereien in den vergangenen Monaten im besonderen auf eine statistisch exakte, mit sehr verständnisvoller Unterstützung der Herren Kreisdirektoren durchgeführte Erfassung sämtlicher hessischer Volksbüchereien bezog.

Neue Büchereien

BERLIN-CÖPENICK. *Stadtbücherei.* Die Stadtbücherei des Bezirkes Cöpenick der Stadt Berlin ist am 21. Oktober 1929 mit rund 12000 Bänden eröffnet worden. Der wissenschaftliche Teil des Bestandes (etwa 55 Prozent des Gesamtbestandes) ist auf breiter, entwicklungsfähiger Basis angelegt. Die Zweigstellen sind dadurch weitgehendst zugunsten der Schönen Literatur entlastet. Vollständige Abzüge des Bestandskatalogs der Stadtbücherei — im Vervielfältigungsverfahren auf Zetteln — sichern ergiebige Erschließung des wissenschaftlichen Schrifttums auf dem Wege des Leihverkehrs. Die Weitläufigkeit des Bezirks (12381 ha mit über 12 ehemals selbständigen Gemeinden) und die Mannigfaltigkeit seiner sozialen Struktur bedingen bei durchaus zentraler Organisation ein dezentralisiertes System, in dessen Mittelpunkt die Stadtbücherei steht. Der Büchereiaufbau umfaßt gegenwärtig: 5 Zweigstellen mit eigenem Bestand (von 1500 bis 10000 Bänden), 3 Bücherausgabestellen, für die aus Gründen der Wirtschaftlichkeit eine Wanderbücherei aufgebaut werden muß, und 1 Kinderlesehalle mit Jugendausleihbücherei; eine weitere Bücherausgabestelle ist am 12. November und eine Lesehalle am 18. November eröffnet; eine 2. Kinderlesehalle ist in Vorbereitung. — Der Stadtbücherei wurde eine Musikbücherei angeschlossen. Leitung: Dr. Wolfgang Engelhardt.

BERLIN-WEDDING. *Städtische Volksbücherei.* Am 1. Oktober d. J. wurde die Städtische Volksbücherei Berlin-Wedding, Ravenéstraße 12, wieder eröffnet. Die Bücherei, in einer der am dichtesten besiedelten Wohngegenden Berlins gelegen, wurde im Jahre 1878 gegründet als Ausleihbücherei für Erwachsene und Jugendliche in Verbindung mit einer Lesehalle, die

jedoch wegen räumlicher Schwierigkeiten im Jahre 1919 nach dem großen Ledigenheim am Brunnenplatz verlegt wurde. Die Ausleihbücherei erfreute sich stets eines besonders starken Zuspruchs der umwohnenden Bevölkerung und erreichte Ausleihziffern, die im Verhältnis zum vorhandenen Bestand (1926 etwa 11000 Bände) den Ruin der Bücherei bedeuteten. Frühjahr 1927 wurde die Bücherei geschlossen und vollständig neu aufgebaut. Eine neue Einrichtung wurde beschafft und der Buchbestand der Hauptabteilungen neu bearbeitet. Mit einem Bestand von 12000 Bänden, von denen nur 2000 Bände aus der alten Volksbücherei übernommen wurden, konnte die Bücherei nunmehr wieder eröffnet werden.

Außer einem öffentlichen Lesesaal umfaßt das Büchereiwesen des Bezirks Wedding nunmehr folgende Aufbaubüchereien: 2 Volksbüchereien, 2 Jugendbüchereien und 3 Kinderlesehallen. Leitung: Bibliothekar Karl Löffler.

LEIPZIG. *IV. Städtische Bücherhalle.* Am 10. Dezember wurde die IV. Städtische Bücherhalle, die in einem eigens errichteten Neubau im Westen der Stadt (W 31, Zschochersche Str. 14) untergebracht ist, der Öffentlichkeit übergeben. Entwurf und künstlerische Leitung wurden vom Hochbauamt der Stadt Leipzig, Stadtbaurat Ritter, dem Architekten WDA Otto Fischbeck-Leipzig übertragen, die Bauausführung erfolgte durch eine Abteilung des Hochbauamtes, Baudirektor Fest, Baumeister Sommer. Der Gesamtbetrieb umfaßt eine Ausleihbücherei mit einem Anfangs-Sollbestand von etwa 19000 Bänden, einen Bücherlesesaal, einen Zeitungslesesaal sowie ein Kinderlesezimmer und einen Vortrags- und Arbeitsraum für Leseabende, Arbeitsgemeinschaften u. dgl. — Anläßlich der Eröffnung dieser Bücherei enthält die soeben erschienene Doppelnummer der Leserzeitschrift „Die Bücherhalle" (1930 Nr. 1/2) mehrere Berichte und Abbildungen über die neue Bücherei, sowie auch eine grundsätzliche Zusammenfassung von Büchereidirektor Walter Hofmann über die „Stellung der Bücherhallen im Leben unserer Zeit". Wir werden über die bauliche Gestaltung wie über die einzelnen Betriebe der neuen Bücherhalle noch ausführlich berichten.

Mitarbeiter dieses Heftes

Dieses Heft enthält Beiträge von: Heinrich Becker, Berlin W 8, Unter den Linden 4; Büchereidirektor Dr. Dr. Walther Koch, Saarbrücken, Roonstraße 1; Büchereidirektor Dr. Franz Schriewer, Flensburg, Neues Gymnasium; Büchereidirektor Dr. Adolf Waas, Frankfurt a. M., Stoltzestr. 24 sowie von folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Hans Hofmann / Walter Hofmann / Dr. Peter Langendorf / Hans Marschall / Jan Pepino / Dr. Bernhard Rang / Christian Tränckner.



HEFTE FÜR BÜCHEREIWESEN

Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Schriftleitung: Hans Hofmann

INHALT

XIII. Band Jahrgang 1929 Heft 1

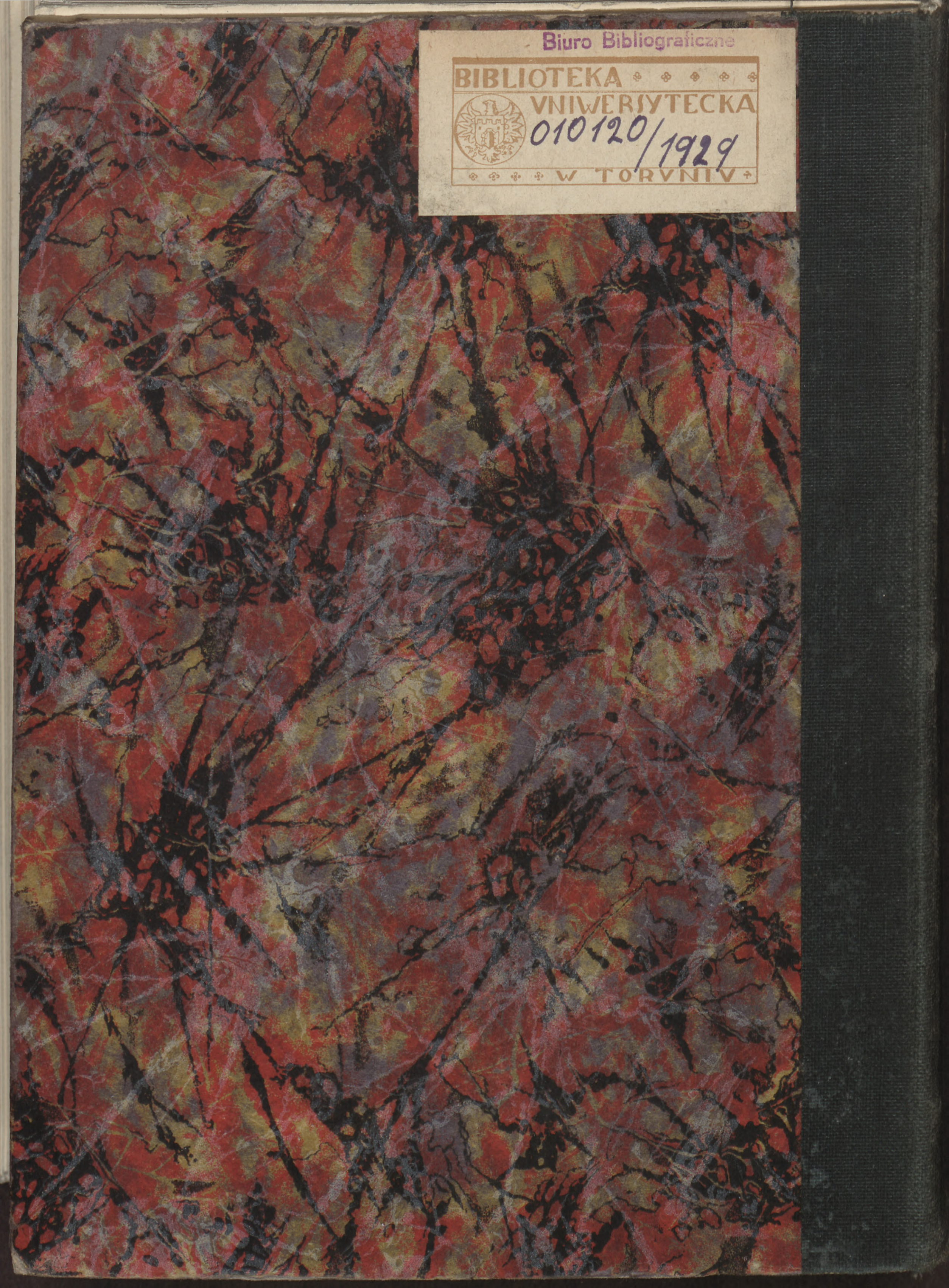
Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen Leipzig

BEZUGSBEDINGUNGEN

Die „Hefte für Büchereiwesen“ erscheinen monatlich. Das Bezugsgeld beträgt jährlich RM 9.— bei freier Zustellung. Für die Bezieher, die die Zeitschrift durch Organisationen oder Verbände erhalten, gelten die besonderen Bedingungen, die zu Beginn des Bezuges mitgeteilt werden. — Die „Hefte“ sind Organ der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, der Landesgruppe Sachsen der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, der Preußischen Volksbüchereivereinigung, der Vereinigung Württembergischer Volksbibliothekare, des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare. Sitz der Schriftleitung und des Verlags

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Leipzig N 22, Richterstraße 8


Biuro Bibliograficzne
BIBLIOTEKA
VNIWERSYTECKA
010120/1929
W TORVNIV